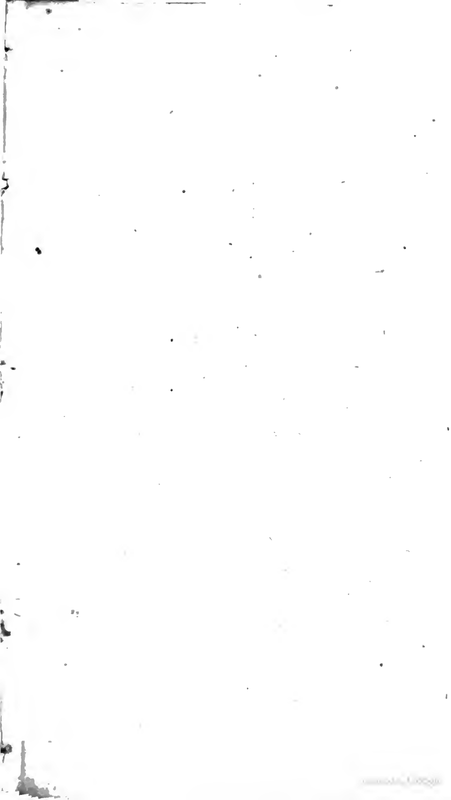






Zeitgenossen.

Biographien und Charakteristiken.

Sechster Band.

(XXI — XXIV.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1821.

Zeitgenossen.

Sechster Band.

Zeitgenossen.

Sechsten Bandes

erste Abtheilung.

Wilhelm Georg Friedrich,

Prinz von Oranien-Nassau

von

J. v. Arnoldi.

Wilhelm Georg Friedrich,

Prinz von Oranien-Nassau, kaiserlich königlicher Feldzeugmeister.

Nach langem Zögern, und immer noch mit einer gewissen Schüchternheit unternimmt's der Verfasser, von einem jungen Helden unserer Zeit öffentlich und in einem vielgelesenen Werk zu reden. Haben gleich Kenner einige seiner früheren historischen Schriften mit Nachsicht aufgenommen, hat er auch die schwerste Aufgabe für einen Geschichtsschreiber, die Biographie, zu lösen versucht, und darf er, mehr nach fremdem Urtheil, als eigener Ueberzeugung, diese Versuche nicht ganz mißlungen nennen; so haben ihn solche mit den Schwierigkeiten, welche dem Biographen sich entgegenstellen, nur noch vertrauter gemacht. Es steht ihm dabei lebhaft die Wahrheit vor Augen, daß so wie — nach dem Ausspruch eines unserer ersten Meister in der historischen Kunst — Könige eigentlich nur von Königen richtig beurtheilt und dargestellt werden können, so auch nur der Feldherr von dem Feldherrn, oder doch von einem in der Kriegskunst Erfahrenen. Am wenigsten wird dazu der Laie in dieser Kunst berufen befunden werden, wenn ihm nicht zuverlässige Führer zur Seite stehen. Darum hat auch der Verfasser einen solchen zu finden sich bemüht. Es ist ihm aber damit nicht gelungen, und er hätte um so mehr gewünscht, daß von einem der treuen Begleiter des Prinzen in seinen Feldzügen das Andenken an ihn bei den Zeitgenossen zu erneuern und ein seines kurzen, aber thatenvollen Lebens würdiges Bild der Nachwelt zu hin-

terlassen, selbst unternommen worden wäre. Aber auch die Erfüllung dieses Wunsches ist kaum mehr zu hoffen. So will denn der Verfasser, was er von dem allgemein geliebten und verehrten Sprossen eines berühmten Fürstenhauses erfahren, von Personen aus dessen Umgebungen gehört und aus anderen sicheren Quellen geschöpft hat, wenigstens nicht ganz verloren gehen lassen. Kann er auch nur Bruchstücke liefern, muß er sich darauf beschränken, mehr von Friedrich dem Menschen, als von dem seiner glänzenden irdischen Laufbahn zu frühe entrissenen jugendlichen Feldherrn zu reden, so werden doch auch diese unvollendeten Umrisse manchem unter den Lebenden, der den Prinzen persönlich gekannt, oder nur aus der Ferne bewundert und verehrt hat, eine willkommene Erneuerung seines Andenkens seyn. Auch mag vielleicht ein künftiger würdigerer Biograph des jungen Helden einige brauchbare Züge zur Vollendung seiner Schilderung aus diesen Fragmenten entlehnen können.

Prinz Friedrich von Oranien gehört durch Geburt und Abstammung zwei deutschen Fürstenhäusern an, deren Namen in der Weltgeschichte glänzen. Wer kennt nicht den von Nassau entsprossenen Wilhelm den Oranier und seine im Kampfe gegen Aberglauben und Despotismus gefallenen tapferen Brüder; wer nicht die ersten Feldherrn ihrer Zeit, einen Moritz, Friedrich Heinrich, Wilhelm III., vor dem der übermächtige Ludwig XIV. zitterte; und, um nur einen von vielen des mütterlichen Stammes zu nennen, Friedrich den Einzigen von Preußen? Das eigentliche Vaterland des Prinzen war der Freistaat, für den seine Ahnen und Vorfahren Blut und Vermögen geopfert hatten, für welchen auch noch im siebzehnten Jahrhundert sein Urahnherr Ernst Casimir von Nassau-Dietz den Heldentod starb. Im Haag ward Friedrich als zweiter Sohn Wilhelms V., des letzten Erbstatthalters und seiner ihm noch nachtrauernden Mutter, Friederike Sophie Wilhelmine von Preußen, am 15ten Februar 1774 geboren. Schon die Natur schien ihn für eine kriegerische Laufbahn bestimmt zu haben. Als nachgeborner Prinz konnte er weder in den deutschen Erbländern, noch in der Erbstatthalterschaft

dem Vater folgen. Es war zu erwarten, daß er gleich anderen Fürstensöhnen, die das nämliche Loos trifft, Kriegskunst zum Gegenstande seiner künftigen Beschäftigung machen werde. Neigung und Anlage hierzu verriethen schon die Spiele des Knabenalters. Seinen kleinen Heerhaufen in mancherlei Stellungen zu richten, zu üben, zum Angriff zu führen, war das Lieblingsgeschäft in Erholungsstunden. Durch eigenen Fehler und Unachtsamkeit vom Gegner überwunden zu werden, schmerzte ihn immer tief, ohne doch diesem das gebührende Lob zu versagen, erregte aber auch um so mehr den Eifer, wieder selbst als Sieger vom Kampfplatz abtreten zu können. Ein gesunder starker Körper kam dieser Neigung zu Statten, und ausgezeichnete Stärke des Arms und der Hände erregte frühe schon Bewunderung. — Die Geschichten der Heldenthaten seiner Ahnen und anderer großen Männer der Vorzeit hörte und las der junge Prinz mit besonderer Begierde, und oft ward sein Wunsch laut, einst auch solchen Ruhm zu verdienen. — Daß diesem natürlichen Triebe durch gründliche Unterweisung in allen dem künftigen Feldherrn unentbehrlichen Kenntnissen von trefflich gewählten Führern und Lehrern die gehörige Richtung gegeben, überhaupt auf wissenschaftliche Ausbildung die größte Sorgfalt verwendet wurde, ist schon von Eltern, wie sie Friedrich zu haben das Glück genoß, zu erwarten. Wilhelm V. war Freund der Wissenschaften, weil er selbst mit manchen Zweigen derselben vertraut war, die lateinischen Classiker fleißig und mit Nutzen gelesen hatte, noch in späteren Jahren schöne Stellen aus ihnen, so wie einen Schatz von historischen Kenntnissen aus alter und neuer Zeit in treuem bewundernswerthen Gedächtniß bewahrte. Von der erhabenen Mutter ist nicht Noth zu reden. Ihren großen Geist, ihre hohe Bildung kennt schon die Welt. Welche Vorbilder zur Nacheiferung für einen Sohn, dessen natürliche Wißbegierde unbegrenzt, dessen Thätigkeit unermüdlich schien. Durch diese ward es ihm möglich, frühe schon mit den Fertigkeiten des gemeinen Kriegers auch die höhern Kenntnisse des Befehlshabers in ihrem weitesten Umfange sich eigen zu machen, ohne andere nützliche, Geist und Herz bildende Wissenschaften und schöne Künste zu vernachlässigen. Sie wirkten um so leichter und sichtlicher auf Friedrich, als ihm von der Natur schon, neben ausgezeichneten Geistesgaben, auch ein für

das Gute jeder Art sehr empfängliches Herz, eine fast leidenschaftlich zu nennende Neigung zum Wohlthun, dabei auch ein starkes Gefühl für Recht und Unrecht, Widerwillen gegen Härten und Unbilligkeiten jeder Art zu Theil geworden waren. Der Abdruck dieser herrlichen Eigenschaften strahlte aus den Gesichtszügen des Prinzen, gewann ihm schnell und nach kurzer Bekanntschaft alle Herzen, selbst der rohen Krieger. Doch arteten sie nicht in Schwäche aus. Darum wurden sie auch, weil Friedrich Ernst und Strenge, wo sie nöthig, mit der natürlichen Milde zu paaren wußte, dem Befehlshaber und Heerführer nicht nachtheilig. —

Auch in die dem Menschen, so besonders auch den Fürstensöhnen sich oft so nützlich beweisende **Schule der Widerwärtigkeiten** ward unser Held frühzeitig eingeführt. Oft schon war, seit Gründung des Freistaats, in Zeiten der Noth zur Ernennung eines Statthalters gegriffen, eben so oft von derjenigen Partei, deren Häupter sich in ihrem Einfluß auf die Regierung durch einen Statthalter beengt fanden, in den meisten Provinzen, besonders in Holland, die Abschaffung der Statthalterschaft durchgesetzt worden. Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ward sie endlich durch einstimmigen Beschluß der Mehrheit in den sieben vereinigten Provinzen für erblich erklärt, Friedrich's Großvater zum Erbstatthalter ernannt. Damit schien dem zeitherigen Wechsel, der schwankenden Lage des Freistaates im Inneren und in seinen politischen Verhältnissen gegen andere Staaten ein Ziel gesetzt, die ganze Verfassung mehr Festigkeit und Haltung gewonnen zu haben, Parteigeist und Zweiung fast ganz erloschen zu seyn. — Wer — wie der Verfasser selbst — Zuschauer war, als Wilhelm V. nach eben erlangter Volljährigkeit die einzelnen Provinzen bereis'te und allenthalben mit einstimmigen und unzweideutigen Beweisen von Liebe und Verehrung empfangen ward, mußte nothwendig zu vergessen versucht werden, daß er sich in einem Freistaat befinde. Ein treues Volk schien mit einer seit Jahrhunderten von Geschlecht auf Geschlecht vererbten Anhänglichkeit an sein altes Fürstenhaus, wie sie in jener Zeit häufig noch sich zeigte, nun leider — durch wessen Schuld? mag gefragt werden — immer seltner wird, dem jungen Sprößlinge desselben aus treuem Herzen zu huldi-

gen. Wer den sanften Charakter dieses — man möchte fast sagen bis zum Uebermaaß — gutmüthigen, von Herrschsucht ganz entfernten, sehr gewissenhaften Fürsten kannte, mußte von der anscheinenden Eintracht des niederländischen Volks mit seinem Statthalter sich eine auf dessen Lebenszeit wenigstens sich erstreckende Dauer derselben versprechen, konnte sich nicht träumen lassen, daß nach kaum einem Jahrzehend Stolz, Eigennutz, Selbstsucht schon wieder den Zunder des Zwiespalts ausstreuen, daß dieser im zweiten Jahrzehend durch hinterlistige Umtriebe eines fremden Cabinets in lichte Flammen auflodern, rasende Volksführer und Verführer den nur zu nachsichtigen und zu nachgiebigen Statthalter als einen Feind des Vaterlandes, als einen Tyrannen zu verschreien, ihn durch einseitige, eigenmächtige Verfügungen, seiner erblichen Vorrechte zu berauben, ihn wo möglich ganz zu verdrängen, unternehmen würden. Der häusliche Friede in vielen Familien war gestört, ein förmlicher Bürgerkrieg dem Ausbruch nahe. Der heldenmüthige Versuch einer durch Geist und Talente ausgezeichneten großen Frau unserer Zeit, Aussöhnung zu bewirken, Ruhe und Frieden herzustellen, scheiterte an dem Uebermuth und Trotz stolzer Demagogen. Das Einschreiten einer befreundeten Macht konnte ihm nur mit bewaffneter Hand ein Ziel setzen, den immer nur durch Eintracht glücklichen Freistaat noch einmal auf wenige Jahre vom Verderben retten. —

Eine Erzählung der traurigen Begebenheiten jener Zeit gehört nicht hierhin. Es wird ihrer nur im Allgemeinen gedacht, weil das Schicksal, welches dem väterlichen Hause und dem Vaterlande drohte, auch von Friedrich, obwohl kaum zwölfjährig, aber frühe reifend, tief empfunden ward. — Schon bei dem Ausbruch der Unruhen, als der Erbstatthalter den weisen Führer seiner Jugend, ein gewiß wohlmeinender Rathgeber, Herzog Ludwig von Braunschweig, aus Liebe zum Frieden entließ, und damit einen Stein des Anstoßes für seine Gegner, welche doch dadurch nur kühner und anmaßender wurden, aus dem Wege geräumt zu haben hoffte, soll der junge Prinz, dem die Umtriebe der angeblichen Volksfreunde in Freistaaten aus der Geschichte nicht mehr fremd waren, die Folgen dieser ersten gelungenen Anmaßung geahnet, er soll seine Besorgnisse darüber geäußert, auch

während des, durch die Eingriffe in die erblichen verfassungsmäßigen Vorrechte seines Vaters erzwungenen, Aufenthalts des Hofs in der immer noch für Oranien gestimmten Provinz Geldern oft seinen Kummer über den anscheinend bevorstehenden inneren Krieg im Vaterlande, das er mit Anhänglichkeit liebte, an den Tag gelegt haben, wenn er gleich an den Rüstungen zur Gegenwehr, seiner Neigung gemäß, Wohlgefallen fand *).

Einige Jahre nach der Herstellung des Statthalters trat Friedrich durch Anstellung bei der Garde zu Pferd im Haag in das öffentliche Leben ein. Sie gab ihm zwar Gelegenheit, im Kleinen schon die schönen Anlagen zu entwickeln, die bald an Friedrich dem Feldherrn auf einem großen Schauplatz allgemeine Bewunderung erregen sollten, die Gabe, Liebe und Anhänglichkeit seiner Untergebenen sich zu erwerben, ohne dem Ansehen des Befehlshabers etwas zu vergeben, oder gegen die bei dem Soldaten so nöthige Ordnung und Unterwürfigkeit im mindesten fehlen zu lassen. — Die Aussichten für den Prinzen, auf der betretenen Laufbahn Ehre und Nachruhm zu erwerben, waren dagegen vorerst nicht sehr glänzend. Sämmtliche europäische Staaten befanden sich gegen einander in vollkommenem Friedensstande. Innere Unruhen, welche im Westen Frankreich, im Osten Polen zerrütteten, schienen diesen Frieden nicht stören zu können. Sie wurden als häusliche Zwiste betrachtet, deren Beilegung in Frankreich dem Könige und der Nation, in Polen allenfalls den beiden zunächst dabei interessirten Mächten an

*) So erzählt wenigstens ein Ungenannter, der in den Jahren 1802 und 1803 zu Rotterdam Nachrichten von Friedrich herausgab, unter dem Titel: Het Leven van W. G. Fredrik, Prince van Orange, met Plaaten. Rotterd. by J. P. van Ginkel. 8. Ist gleich diese Schrift kein Meisterstück historischer Kunst, und läßt sich von den beigefügten Kupfern noch weniger Gutes sagen, sind gleich die Nachrichten von 1795 an sehr dürftig; so scheint der Verfasser doch mit dem früheren Leben des Prinzen ziemlich bekannt gewesen zu seyn, und das sehr zahlreiche Subscribentenverzeichniß beweis't, wenn nicht Zutrauen zu dem Verfasser, doch die Liebe und Achtung für den Prinzen und sein Haus, die auch nach dessen Vertreibung durch eine feindselige Partei immer noch sehr stark sich aussprach.

den entgegengesetzten Grenzen überlassen werden könne. Auch der Holland zuerst bedrohende Aufstand der Belgier gegen die österreichische Herrschaft, von ausgewanderten holländischen Patrioten, als Mittel zur Befriedigung ihrer Rache und Erreichung ihres Zwecks, genährt, war vorerst wenigstens gedämpft. — Ohnehin konnte man in den vereinigten Niederlanden seit dem Aachener Frieden das nicht immer zum Vortheil des Landes befolgte Neutralitätssystem als das herrschende ansehen. Und so schien denn für Friedrich, wenn er sein Talent geltend machen wollte, fast nichts übrig zu seyn, als bei einem Heere einzutreten, welchem seit des großen Königs Zeiten in eigener und fremder Meinung der Name des tapfersten und unüberwindlichsten gebührte. —

Doch schneller, als zu erwarten war, rief das Vaterland selbst zu seiner Vertheidigung die Thätigkeit des jungen Kriegers auf. Zwar hatte die holländische Regierung, ihren Grundsätzen getreu, an der Vereinigung mehrerer Continentalmächte wider die Gewalthaber in Paris keinen Antheil genommen, mit möglichster Sorgfalt dagegen alles zu vermeiden gesucht, was die wilden Republikaner hätte reizen und als Feindseligkeit gedeutet werden können. Sie hoffte auch, wenn gleich der Krieg bereits auf ihren Grenzen wüthete, Belgien schon nach Dumourier's Siege bei Jemappes (6ten November 1792) in die Hände der Sieger gefallen war, um so mehr bei dieser Neutralität sich einstweilen noch zu behaupten, als England ebenfalls dem Bunde nicht beigetreten war, wodurch sonst, wegen der zwischen den beiden Seemächten bestehenden Verbindung, auch die Niederlande wider ihre Neigung in den Krieg auf dem festen Lande hätten hineingezogen werden können. Als aber auf die Nachricht von Ludwigs XVI. Ermordung der französische Gesandte England zu verlassen genöthigt ward und die übermüthige Bergpartei des Nationalconvents, die nur in Verbreitung des Kriegs Sicherheit und Vortheil fand, selbst am 1sten Februar 1793 eine Kriegserklärung gegen England erließ, ward, auf Anstiften der nach der Revolution von 1787 ausgewanderten Bataver, am nämlichen Tage auch dem Erbstatthalter der Krieg erklärt. Das niederländische Volk sollte durch diesen elenden Kunstgriff von seinem Statthalter getrennt und glaubend gemacht

werden, die feindselige Gesinnung gelte nur dessen Person, nicht Volk und Land, nach dessen Reichthümern die angeblichen Freiheitsfreunde doch eigentlich lüstern waren. —

Der Kriegserklärung folgten schnell die früher schon beschlossenen Feindseligkeiten. Dumourier rückte auf der einen, Miranda auf der anderen Seite vor, jener in der Absicht, über Dordrecht in das Herz der Provinz Holland einzudringen, dieser mit dem Plan, Mastricht zu nehmen und dann von dieser Seite her die Eroberung vollenden zu helfen. Der Angriff geschah gegen einen Staat, dessen schwaches Heer nach langem Frieden des Kriegs entwöhnt, dessen Festungen zum Theil nicht genugsam versorgt und besetzt, oder Befehlshabern anvertraut waren, auf deren Muth und Treue im Falle eines Angriffs nicht mit Zuverlässigkeit zu rechnen war. — Noch mißlicher machte die Lage der Feind im Inneren. Denn es war nicht zu zweifeln, daß die ausgewanderten Mißvergnügten, welche jetzt in einem förmlichen Verein zur Bewirkung einer neuen Umwälzung zusammengetreten, dem französischen Heere folgten, auch im Inneren noch einen bedeutenden Anhang hätten, durch den sie nachtheilige, Zwietracht erregende Schriften zu verbreiten, auch wohl durch Bestechungen und andere Mittel dem Fortgange und der Wirksamkeit der Vertheidigungsanstalten entgegenarbeiten würden. —

Der Oberbefehl über das in den Provinzen großentheils noch zerstreute Kriegsvolk war Friedrich's älterem Bruder, dem jetzigen Könige der Niederlande, bestimmt, der aber erst noch zu einer Beredung mit den Heerführern der Verbündeten nach Deutschland geeilt war. Friedrich, obwohl er eben erst das neunzehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, obwohl die Hülfsmittel noch gering waren, über die er augenblicklich gebieten konnte, obwohl ihm, wie wir oben sahen, mancherlei Hindernisse entgegenstanden, säumte doch nicht, als das geliebte Vaterland ihn aufrief, einstweilen mit einem kleinen, in der Eile zusammengebrachten, Heerhaufen einem Feinde entgegenzutreten, an dessen Spitze ein Feldherr stand, der sich neuerlich erst durch Verdrängung der verbündeten Heere aus der Champagne, durch Besiegung der Oesterreicher und Eroberung Belgiens einen Namen gemacht hatte.

Bereits am 24sten Februar traf der Prinz aus dem Haag in Nimwegen ein, sammelte, was sich von Truppen in der Umgegend befand, besprach sich mit den preußischen Befehlshabern in der Nachbarschaft, erhielt aber schon die unangenehmen Berichte, daß Breda und Klundert, nach kurzer Vertheidigung durch Feigheit oder Verrätherei in des Feindes Hände gefallen, Gertruidenberg, obwohl besser vertheidigt, sich doch auch habe ergeben müssen. Nur Willemstadt und Mastricht setzten zuerst den Fortschritten des Feindes ein Ziel, und blieben erhalten, da auch die siegreichen Gefechte der Verbündeten bei Aldenhofen und Neerwinden Dumourier's Rückzug herbeiführten. Jene Unfälle hatten inmittelst Friedrich's Eifer noch mehr angefeuert, den bedrohten Gegenden schnell zu Hülfe zu eilen. Bei Gorcum nahm er einstweilen eine gut gewählte Stellung, da die Unzulänglichkeit seiner kleinen Macht ihm noch nicht erlaubte, Breda und Gertruidenberg wieder zu befreien. Nachdem aber sein Bruder den Oberbefehl übernommen und das kleine Heer allmählig verstärkt und gebildet worden, konnte nun auch angreifend vorgegangen werden, und unter Friedrich's Leitung waren bereits Anfangs Aprils beide Festungen dem Feinde wieder abgenommen. Der junge Held fand hier die erste Gelegenheit, Beweise seiner tactischen Kenntnisse und seines persönlichen Muthes zu geben. Kaum konnten ihn in einem kleinen Gefecht auf der Breda'schen Heide seine Husaren noch retten, als er an deren Spitze zu weit in die feindliche Reiterei eindrang. Mehr noch als jugendliche Hitze mochte ihn hier der Eifer treiben, gleich im Anfange des Feldzugs seinen Untergebenen ein Vorbild in Verachtung der Gefahren zu werden, wie er es ihnen auch in Erduldung aller Mühseligkeiten des Kriegs ward, die er willig und stets heiter, oft wohl nur des Beispiels wegen, mit ihnen theilte. —

In der Mitte Aprils rückte Prinz Friedrich mit der ersten Colonne der Holländer nach Flandern vor, wohin auch der Erbprinz mit der übrigen Heeresmacht folgte. Bei Halluin in der Gegend von Menin traf Friedrich auf einen feindlichen Haufen, den er schlug, und dadurch die Franzosen Warneton und die Ufer der Lys zu verlassen nöthigte. — Auf diesem Zuge nach Flandern bewährte sich schon die Anhänglichkeit und das Vertrauen

der Soldaten zu ihrem Anführer durch den Umstand, daß von der ganzen 7000 Mann starken Colonne nur drei Mann als Ausreißer zurückgeblieben waren. In der Kriegsgeschichte möchte sich wohl kein ähnliches Beispiel, zumal von einem Heere finden, das, wie das holländische, großentheils aus Leuten bestand, die in mancherlei Ländern zusammengeworben waren, und jetzt zum erstenmal zum Kampf, nicht für das Vaterland, sondern für eine den meisten ganz fremde Sache geführt wurden. —

In diesen Zeitpunkt fällt auch Friedrich's erste Zusammenkunft in Brüssel mit dem Erzherzoge Carl von Oesterreich, welche den Grund zu der Freundschaft zwischen diesen beiden Feldherren legte, die bis zu Friedrich's Tode ununterbrochen fortdauerte, und wahrscheinlich einige Jahre später der erste Anlaß ward, daß der Prinz in kaiserliche Kriegsdienste gezogen wurde. —

Als während des Maimondes die siegreichen Heere der Verbündeten immer weiter vorrückten, auf mehreren Stellen die feindlichen Grenzen bereits überschritten, die Festungen Condé, Valenciennes u. a. berennten, kam es fast täglich zu hitzigen Gefechten, an welchen die auf dem rechten Flügel stehenden Holländer auch mehrmals Theil nehmen mußten, und durch ihre Tapferkeit sich das Lob des Oberfeldherrn, Prinzen Coburg, erwarben. Die ausgedehnte Linie, die sie zu besetzen hatten, zog ihnen aber auch manchen Anfall von einem stärkeren Feinde und oft großen Verlust zu, unter andern auch am 23sten Mai bei einem Angriff des Generals Lamaliere auf ihre Posten zu Turcoing und Ronc unter dem Obersten Zyllenhardt, wobei fast die Hälfte der ihm untergebenen Mannschaft während einer fünfstündigen Vertheidigung aufgerieben ward, indem auch die Einwohner des ersten Ortes aus ihren Häusern zu feuern sich erlaubten. Die von Friedrich selbst herbeigeführte Verstärkung erneuerte aber das Gefecht und die Posten wurden nach dreizehnstündigem hartnäckigen Kampf von ihm wieder besetzt. Die menschlichen Gesinnungen des Prinzen ließen dennoch nicht zu, daß gegen Turcoing nach Kriegsrecht verfahren ward, um nicht viele Unschuldige leiden zu lassen. Nur einige der Angesehensten des Ortes wurden als Geißel für das künftige friedliche Betragen der Einwohner nach Mastricht

abgeführt. — Es würde für die meisten Leser ermüdend seyn, aller der einzelnen Kriegsvorfälle zu erwähnen, welche den ganzen Sommer hindurch den jungen Heerführer im Angesicht eines gefährlichen Feindes in ununterbrochener Aufmerksamkeit und Thätigkeit erhielten. Für Kenner der Kriegskunst können sie aber hier nicht unterrichtend erzählt werden. So mag also nur im Allgemeinen noch die Bemerkung Platz finden, daß das kleine holländische Heer seine in dem allgemeinen Operationsplan der Verbündeten ihm zugetheilte Bestimmung, Flandern auf der West- und Südseite gegen feindliche Einfälle zu decken, die Ufer der Lys zu vertheidigen und das starke Lille zu beobachten, pünktlich erfüllte, der Feind aber auch mit aller Anstrengung hier, als an der schwächsten Stelle, die ausgedehnte Linie zu durchbrechen und dadurch die Hauptmacht zu rückgängigen Bewegungen zu nöthigen versuchte. Der mehrere Monate durch fortwährende fast tägliche Kampf war immer mit einigem Verluste verknüpft, und für die Mannschaft sehr ermüdend. Die Holländer vermochten auch nicht, ihren Verlust so schnell zu ersetzen, als es einer Nation möglich war, die durch Begeisterung und Furcht ihre Bürger schaarenweise zu den Heeren trieb. — Zwar wurden zuweilen kleine Abtheilungen Preußen oder Oesterreicher den Holländern zur Unterstützung zugegeben, meistens aber auch bald wieder zurückgenommen. Das war auch im August noch mit den Preußen unter General Knobelsdorf der Fall gewesen, wogegen doch auf dringende Vorstellungen der Prinzen von Oranien Feldmarschall Coburg den General Beaulieu mit einer Abtheilung Oesterreicher über die Lys und in die Gegend von Lille vorrücken ließ. —

Mit dieser Unterstützung war es den Prinzen möglich geworden, bei einem Hauptangriff, welchen am 27sten August 20,000 Mann der französischen Nordarmee in drei Colonnen gegen den Erbprinzen, Beaulieu und den Prinzen Friedrich unternahmen, wobei sie auch schon bis Werwick vorgedrungen waren, nach einem hartnäckigen Gefecht, doch mit neuem Verlust, zurückzudrängen. Als aber Houchard, welcher jetzt den Oberbefehl bei der Nordarmee führte, am 8ten September den Herzog von York genöthigt hatte, die wohl etwas zu voreilig vor Ankunft der englischen Seemacht begonnene Belage-

rung von Dünkirchen mit bedeutendem Verluste der Engländer und Hannoveraner aufzuheben und sich bis Feurne und Dixmuiden zurückzuziehen, der Feind auch bereits zwei Tage nachher einen doch vergeblichen Angriff auf Ypern machte, ward auch von dieser Seite her die Gefahr immer drohender. Darum eilte der Erbprinz von Oranien selbst in Beaulieu's Hauptquartier nach Wewelghem, um mit demselben die gemeinschaftlichen Maaßregeln zu verabreden. Inmittelst war bereits am 12ten September Prinz Christian von Darmstadt in seiner Stellung vorwärts Werwick von einem an Mannschaft und Geschütz ihm weit überlegenen Feinde angegriffen und sich gegen diesen Ort zurückzuziehen genöthigt worden, hatte aber dann doch selbst durch einen muthigen Angriff den Feind auch wieder zurückgedrängt, diesen Vortheil indessen mit einer Wunde erkaufen müssen. Während dessen hatten mit den zugleich von der entgegengesetzten Seite anrückenden feindlichen Colonnen einzelne Gefechte mit abwechselndem Glück Statt gefunden, die Holländer aber doch ihre Stellungen behauptet. Auch war Friedrich mit den holländischen und schweitzer Garden, einigen Grenadierbataillonen und einem kleinen Haufen Reiter in die Posten bei Werwick eingerückt und übernachtete mit der ganzen Mannschaft wegen der Nähe des Feindes unter freiem Himmel, um vor einem Ueberfall sicher zu seyn. Sein Beispiel ermuthigte die Truppen, indem sie zugleich mit ihrem Feldherrn dem nahen österreichischen Hülfscorps entgegensahen. Mit Tagesanbruch begann der Feind mit starker Macht und einem schrecklichen Feuer aus schwerem Geschütz von mehreren Seiten den Angriff auf Werwick. Zweimal ward solcher abgeschlagen und eben so die Absicht des Feindes, den rechten Flügel der Holländer zu umgehen, durch eine veränderte Stellung vereitelt. Als aber nach dreistündigem Gefecht die erwartete Unterstützung noch immer nicht erschien, dagegen die Uebermacht des Feindes durch frisch einrückende Colonnen in solchem Maaße wuchs, daß längerer Widerstand nur eine fruchtlose Aufopferung des kleinen Heerhaufens zur Folge haben konnte, ward auf den Rückzug gedacht, der jetzt auch noch ohne Verlust bis in die Nähe der Oesterreicher unter Beaulieu zu bewerkstelligen gewesen wäre. In dem Augenblick traf General

Kray mit vier Schwadronen kaiserlicher Husaren und Dragoner ein. Durch seine Versicherung, ihm folge Beaulieu mit seinem ganzen Corps, ließ Friedrich sich leicht bewegen, die Erstürmung einer auf einer kleinen Anhöhe hinter einer morastigen Gegend aufgeführten Batterie zu versuchen, welche den Holländern großen Schaden that und ihnen ihre Stellung länger zu behaupten unmöglich machte. Kray eilt mit seinen Reiterhaufen durch den Morast voraus, der Prinz folgt muthig mit den Garden und einigen Grenadierbataillonen. Ein heftiges Kartätschenfeuer empfängt die Reiterei, die sich nun in übereilter Flucht auf das nachfolgende Fußvolk wirft und die geschlossenen Glieder trennt. Friedrich's Standhaftigkeit stellt doch die Ordnung schnell wieder her. Indem er sich aber hierbei der Gefahr, mit zu weniger Rücksicht auf seine Person, aussetzt, stürzt er, durch eine feindliche Kugel in das Obergelenk des Armes getroffen. Mit Mühe konnten einige seiner treuen Husaren ihn aus dem Gefecht retten und drei Stunden weit nach Roussela ar führen, ehe ein Verband angelegt ward. Unter heftigen Schmerzen mußte hier der Prinz ein Pferd besteigen, um nicht den schon in der Gegend herumschwärmenden feindlichen Haufen in die Hände zu fallen und kam so am dritten Tage über Sluys und Rotterdam im Haag an, während dessen er mehr durch Besorgniß über das Schicksal seines Kriegsvolks, als durch Schmerzgefühl seiner Wunde zu leiden schien. Die Heilung war langwierig und schmerzhaft. Erst nach oft wiederholten Einschnitten konnte die Wunde von der tief eingedrungenen Kugel, von den mit eingedrungenen Fäden des Achselbandes und den häufigen Knochensplittern so weit befreit werden, daß Friedrich im Februar 1794, nach eben zurückgelegtem zwanzigsten Jahre, zur Armee zurückzukehren im Stande war. Oft wiederkehrendes Schmerzen der Wunde, ein Beweis, daß dieselbe noch immer nicht ganz gereinigt gewesen, machten aber bald eine zweite Operation nöthig. Dennoch kehrten Friedrich's, durch frühe Anstrengungen im Felde und durch Folgen der Verwundung sehr erschöpften, Kräfte nie in ihrer ersten Stärke wieder, und die bei aller Sorgfalt der geschicktesten Aerzte und Wundärzte doch unvollkommen gebliebene Heilung ist als eine Hauptursache des frühen Ablebens des Prinzen anzusehen.

Dem braven Golowkin, welchem Friedrich noch aufgetragen hatte, die Truppen zurückzuführen und mögliche Sorgfalt für sie zu haben, mußte das sicherste scheinen, bei Menin, wo das Hauptquartier der Holländer gewesen, mit den übrigen Heeresabtheilungen sich wieder zu vereinigen. Ihm konnte noch nicht bekannt seyn, daß auch diese der Uebermacht hatten weichen müssen, nachdem das Beaulieu'sche Hülfscorps zu wiederholtenmalen, aber immer vergebens, zum Vorrücken war aufgefordert worden. Die Lage der Holländer würd um so mißlicher, da nun der Feind auch schon Zeit gewonnen hatte, sie von den Oesterreichern abzuschneiden und auf die Wälle von Menin, so wie an den Ufern der Lys, schweres Geschütz aufzuführen. Mit vielem Verlust mußte der Rückzug nach Cortryck und Ypern hin unternommen werden. Mehrere Abtheilungen waren genöthigt, fechtend sich den Weg durch die Feinde zu bahnen, während die Bundsgenossen ruhig im Lager bei Wewelghem stehen blieben. Erst nachdem die Holländer ihren gefährlichen Rückzug vollendet hatten, rückte Beaulieu zur Deckung von Courtray vor, und Feldmarschall Coburg selbst mußte mit einem Theil seiner Macht in die bedrohte Gegend eilen.

So gingen die Vortheile, welche die holländische Armee durch ihren muthvollen Widerstand während eines ganzen Feldzuges zum Besten der gemeinen Sache errungen, wodurch sie die Fortschritte der Hauptarmee zu ihrem allgemein anerkannten Ruhme sehr erleichtert hatte, an Einem Tage durch die Laune eines Feldherrn verloren, der bei anderen Gelegenheiten sich entschlossen und tapfer bewies, der auch am unglücklichen 13ten September den hartnäckigen Gefechten bei Werwick und Menin, durch Erfüllung seiner Bestimmung, einen günstigen und glorreichen Ausgang hätte verschaffen können, und aller Wahrscheinlichkeit nach verschafft haben würde, wenn er gewollt, und sein ausgeruhtes kampflustiges Kriegsvolk den treuen Bundesgenossen zugeführt hätte. So brachte Beaulieu vielmehr noch größeres Unglück über so viele tapfere Streiter und ihren heldenmüthigen Anführer, indem er sie zur Erneuerung eines ungleichen Kampfes durch erregte Erwartungen verleitete, die er doch zu verwirklichen wohl nicht ernstlich gesonnen seyn mochte. Denn den,

wie auch anderwärts schon angeführt worden, von ihm zur Entschuldigung des Verzugs gebrauchten Umstand, daß er seine Leute erst abkochen lassen müsse, wird doch wohl jeder Unparteiische für nichts mehr, als einen leeren Vorwand erkennen *). —

Prinz Friedrich, den die niederländische Regierung zur Belohnung seiner Verdienste um den Staat im Anfange des Jahres 1794 zum General der Cavallerie ernannt hatte, und der nun wieder nach anscheinender Heilung seiner Wunde zu dem Heere abging, ward bei seiner Ankunft im Hauptquartiere zu Lüttich von seinen Waffenbrüdern mit Frohlocken empfangen. Während der Winterquartiere hatte die Armee ihren vorjährigen Verlust ziemlich ersetzt und war durch mehrere zum Theil aus den Festungen gezogene Regimenter ansehnlich verstärkt worden. Dem Oberbefehl des Erbprinzen war zugleich eine bedeutende Abtheilung des österreichischen Heeres untergeben, dem verabredeten Plane gemäß ward bereits im April die Belagerung von Landrecies unternommen, welches sich auch nach einem heftigen Bombardement am Ende des Monats an den Erbprinzen ergeben mußte. Bei den zahlreichen Versuchen des Feindes, die Festung zu entsetzen, gab Friedrich an der Spitze seiner Reiterei wieder häufige Beweise seiner Kenntnisse und seines Muthes.

*) Der Verfasser enthält sich billig, über die wahren Beweggründe dieser anscheinlich unverantwortlichen Handlungsweise eines sonst verdienten Mannes, zumal eines Todten, auch nur Muthmaßungen zu äußern. Die Thatsache selbst beruht aber auf einer Erzählung, die der Verfasser aus dem Munde des an Beaulieu abgeschickten Ordonnanzofficiers vernahm, eines sehr redlichen Mannes, in dessen Glaubwürdigkeit nicht der mindeste Verdacht zu setzen war. Auch stimmt sie im Wesentlichen mit der Erzählung eines früheren niederländischen Geschichtschreibers überein, dessen allgemein verbreiteten Schrift nirgends, so viel der Verfasser wenigstens weiß, widersprochen worden. Der Zusammenhang erfordert übrigens hier die Wiederholung, wenn es auch vielleicht überflussig war, von dem verstorbenen Prinzen den etwaigen Vorwurf eines durch Jugendfeuer und Ruhmbegierde motivirten Wagstücks abzuwenden, welches so vielen Tapferen Leben oder Gesundheit raubte, den frühen Tod Friedrichs selbst veranlaßte.

Ueberhaupt schien dieser neue Feldzug einen glücklichen Erfolg zu versprechen, da die Verbündeten im besten Einverständnisse handelten und trotz der Anstrengungen des nunmehrigen französischen Oberfeldherrn Pichegru in den häufigen Gefechten immer siegreich blieben. — Leider war dieses übereinstimmende Handeln von keiner langen Dauer und bei gemeinschaftlichen Unternehmungen ward der Zusammenhang nicht sorgfältig genug unterhalten. Das zeigte sich schon am 17ten Mai bei einem allgemeinen Angriff auf die ganze Linie des Feindes, bei welchem auch Friedrich auf Anordnung des Kaisers Franz eine besondere Abtheilung des Heeres zu führen hatte. Dieser mißlang hauptsächlich dadurch, daß mancher von der einen Abtheilung bereits errungene Vortheil wieder aufgegeben werden mußte, weil die anderen davon nicht unterrichtet waren. So erhielt Clairfait, welcher Westflandern zu vertheidigen hatte, den Befehl zum Rückzuge, als er siegreich über die Lys vorschritt und der ihm entgegenstehende Feind bis Lille zurückgetrieben war. —

Während daß Pichegru alles aufbot, nach Westflandern durchzudringen, ließ er wiederholte Angriffe an der Sambre und auf Charleroi machen. Zweimal hatte bereits der Erbprinz unter tapferer Mitwirkung seines Bruders und anderer unter seinem Befehl stehenden kaiserlichen Generale diese Angriffe abgeschlagen und den Feind über die Sambre zurückgeworfen, da Feldmarschall Coburg inzwischen Flandern zu retten suchte. Auf die Nachricht von der Gefahr, welche durch die Uebermacht Jourdan's an der Sambre drohe, eilte er zwar mit seiner Armee zurück und nahm seine Stellung auf dem linken Flügel, als Jourdan abermals am 25sten und 26sten Junius mit seiner ganzen Macht über den Fluß gegangen war Charleroi heftig bombardirte und mit der Armee des Erbprinzen im Gefecht begriffen war, welche jedoch glücklich stritt, so daß der Erbprinz bereits wieder Marchienne au Pont an der Sambre besetzt hatte und Prinz Friedrich auch noch fechtend vordrang. Jetzt kam aber die Nachricht, daß Charleroi nach einem Sturm übergegangen, der Angriff des linken Flügels unter Coburg bei Fleurus mißlungen sei und dieser den Rückzug beschlossen habe. So mußte denn auch die Armee des Erbprinzen die nach funfzehnstündigen Gefechten errungenen

Vortheile aufgeben und bis Haine St. Paul zurückgehen, was denn auch in der besten Ordnung und ohne den mindesten Verlust geschah. — Nach dem Urtheil von Sachkennern war die Schlacht bei Fleurus von Seiten der Verbündeten nicht für eine verlorene zu achten, und kaum zu zweifeln, daß ihr Heer sich durch einen erneuerten Angriff gar wohl noch an der Sambre hätte behaupten können. Es läßt sich daher das Räthsel dieses ersten und der ihm folgenden ferneren Rückzüge, worauf sich von nun an der ganze Feldzug bei den Verbündeten beschränkte, kaum anders erklären, als daß dem tapfern Coburg durch Hofkriegsrathsbefehle von Wien die Hände gebunden waren. Darum kam denn auch wohl der im Hauptquartiere zu Landen verabredete Plan, in den Ebenen von Neerwinden den Feind zu erwarten, nicht zur Ausführung. Statt dessen zog Coburg sein mit den Holländern vereinigtes Kriegsvolk an sich, war schon am 21sten Julius mit seinem Stabe in Mastricht und ging weiter nach Deutschland zurück. Die Gemeinschaft mit den übrigen Verbündeten ward unterbrochen und die Unterstützung für die Holländer auf die englisch-hannöverische Armee beschränkt, die doch auch schon auf zwei Drittel zusammengeschmolzen war, während sich die feindlichen Heere durch Nachzüge aus dem Inneren täglich verstärkten. Die kaiserlichen Niederlande waren schon verloren, das Schicksal der vereinigten Provinzen leicht vorauszusehen, so eifrig auch zu dessen Abwendung alles aufgeboten ward. —

Bald nach dem Rückzuge von der Sambre verließ Friedrich das auf Vertheidigung beschränkte Heer, um den Zustand der Festungen in Flandern und auf der ganzen Grenze zu untersuchen, mit den Befehlshabern Abrede zu nehmen und das Nöthige zu veranstalten. Mit Sluys in Flandern, als zunächst bedroht, ward der Anfang gemacht, was er doch mit Gefahr, von einem feindlichen Haufen, der ihn ausgekundschaftet, gefangen zu werden, kaum noch erreichte. Vorzüglich zog das wichtige Herzogenbusch seine Aufmerksamkeit auf sich und ward auf seine Veranstaltung mit Kriegs- und Mundvorräthen reichlichst versehen. Auch war von dem Gouverneur, einem Fürsten aus einem heldenmüthigen deutschen Geschlechte, zu erwarten, daß er, seinem dem Prinzen

gegebenen Worte treu, die Veste auf's äußerste vertheidigen werde. Dennoch ward sie nach einer Belagerung von wenigen Tagen, die der Herzog von York zu hindern nicht vermochte, durch Capitulation (9ten October) übergeben, wobei noch die zahlreichen französischen Ausgewanderten in der Festung ihrem Schicksal überlassen wurden, wenige nur verkleidet sich retteten. Möge die Geschichte den Mann nicht nennen, dessen Name, durch ihn befleckt, doch früher und später durch Heldenruhm mehrerer Sprossen seines Geschlechtes verherrlicht ward. —

Auch bei allen andern Anstalten, das bedrohte, von seinen Bundesgenossen verlassene Vaterland wo möglich noch zu retten, gab Friedrich Beweise seiner unermüdeten Thätigkeit, die doch eine Zeit lang durch die Folgen der früheren Verwundung unterbrochen ward. So blieb auch keine Gelegenheit unbenutzt, dem Feinde Abbruch zu thun, das einbrechende Uebel wenigstens so lange, als Mittel vorhanden waren, zurückzuhalten, bis etwa die Verbündeten sich wieder zum Beistande nähern würden. Die Fortdauer der Anhänglichkeit und des guten Willens seines Kriegsvolkes bei allen Beschwerlichkeiten und Unfällen in der ungünstigsten Jahreszeit erhielt seinen Muth und seine Standhaftigkeit aufrecht. —

Als aber bei der täglich wachsenden Uebermacht des Feindes von außen und der im Verhältniß seiner Annäherung steigenden Kühnheit des Feindes im Innern jene Mittel sich immer unzureichender erwiesen; als nun auch das Heer unter York über die Grenze zurückging, der letzte Versuch Clairfaits, zu schwach und verspätet, Nimwegen nicht retten konnte und ohne allen Erfolg blieb; als die von den Staaten *) an den feindlichen Feldherrn abgeordneten Friedensgesandten von diesem an seine Regierung nach Paris verwiesen wurden, ohne nur auf einen einstweiligen Waffenstillstand einzugehen; als endlich der im ersten Monat des Jahres 1795 einfallende starke Frost dem Feinde den bisher muthig verwehrten Ueber-

*) Nicht von dem Erbstatthalter, wie wohl von deutschen Geschichtschreibern, aus Unkunde mit der Verfassung des vormaligen niederländischen Freistaats, erzählt wird.

gang über die Waal möglich, zugleich das letzte Verthei- digungsmittel, was mehrmals den Staat gerettet, die Ueberschwemmungen, nutzlos machte, die dem feindlichen Einfall zunächst ausgesetzte Provinz Utrecht am 16ten Januar ohne Theilnahme ihrer Bundesgenossen capitulirte, an eine weitere Vertheidigung nun nicht mehr zu denken war, rief der Erbstatthalter seine Söhne zurück, gab näm- lichen Tages den Generalstaaten hiervon Nachricht und erklärte sein Vorhaben, sich vorerst — um einem Friedens- schlusse nicht im Wege zu seyn — aus dem Vaterlande zu entfernen, indem zugleich seine Söhne ihre Befehlsha- berstellen niederlegten *). Die Abreise der statthalterlichen Familie nach England erfolgte in den nächsten Tagen. —

So traurig endete der erste Abschnitt des Heldenle- bens Friedrich's, dessen talent- und muthvolles Bestre- ben, sein Vaterland vor einem Sklavenjoch zu bewahren, das achtzehn Jahre lang schwer auf demselben lastete, wohl mit einem glücklicheren Erfolg hätte gekrönt werden mögen. — Nach Aeußerungen auf der Rückkehr aus dem Felde nach dem Haag scheint der Prinz schon Ahnungen gehabt zu haben, daß er dieses geliebte Land nie wieder- sehen werde.

Nach dem Einrücken der Franzosen in Holland und bald darauf geschlossenem Frieden mit der französischen Republik war zwar mit der Kriegsmacht keine Verän- derung vorgenommen worden. Vielmehr hätte die neue Regierung, aus der Partei der sogenannten Patrioten unter fremden Schutz gebildet, sehr gern, besonders in Rücksicht der gegen Frankreich übernommenen Verbindlich- keiten, die nun in zwei Feldzügen trefflich geübte Land- macht auf den bestehenden Fuß, nur mit veränderten Be- nennungen, beibehalten. Haß gegen Franzosen, Haß ge-

*) Was deutsche Geschichtschreiber sagen, der Erbstatthalter habe ebenfalls seine Aemter und Würden niedergelegt, ist wieder eine Unrichtigkeit. Nur das Commando über die Garnison im Haag gab er, wie gewöhnlich in Abwesenheit, an die commit- tirten Räthe ab.

gen die neuen Regenten, welche durch ihre Umtriebe das Unglück des Staats herbeigeführt oder befördert hatten, und nun unter dem Schutze der Fremdlinge ihr Regiment damit begonnen, den Statthalter seiner erblichen Würden nicht nur, auch seines Domanial- und Privateigenthums zu berauben, erlaubte aber einer großen Schaar der Befehlshaber von allen Classen und Graden nicht, ihre Dienste nun den Feinden des Vaterlandes zu widmen, die sie eben erst noch mit Eifer und Muth bekämpft hatten. Andere bewog zu gleicher Weigerung treue Liebe und Anhänglichkeit an das statthalterliche Haus, besonders an die Prinzen dieses Hauses, unter deren klugen muthvollen Führung sie in vielen Gefechten Ruhm und Ehre sich erworben hatten. Eine große Zahl derselben huldigte ohnehin dem Statthalter als ihrem Erbfürsten. — Manchen hätte wohl eine glänzende Aussicht auf schnelles Emporkommen, andere die Gefahr, ihr Vermögen zu verlieren, viele die Ungewißheit, nach Verzicht auf Stelle und Gehalt, anderwärts beides wiederzufinden, Furcht vor Mangel und Nahrungssorgen in ihren Grundsätzen wankend machen mögen. Dennoch zogen sich viele ins Privatleben zurück; weit mehrere wanderten aus in Hoffnung besserer Zeiten, und mit dem Wunsch, zu einer Umwandlung bei günstiger Gelegenheit mitwirken, ihrem Vaterlande und Oranien nützlich seyn zu können. — Bald hatten sie die Freude, um ihren jungen Anführer und tapfern Kampfgenossen sich versammeln zu können. Nach kurzem Aufenthalt in England war Friedrich auf das feste Land zurückgekommen. Als sich das Gerücht davon verbreitete, verließen auch von gemeinen Kriegern, die nicht früher schon ihren Befehlshabern gefolgt waren, viele ihre Fahnen, mancher mit Lebensgefahr, um sich wieder mit ihrem geliebten Feldherrn zu vereinigen. So brachte Friedrich schnell einen bedeutenden Heerhaufen zusammen, während mehrere der ausgewanderten Officiere noch in den deutschen Erbländern und anderen Provinzen zerstreut waren, um die in ihre Heimath zurückkehrenden Soldaten dem Prinzen zuzuführen. Täglich wurden diese Leute geübt. Für Waffen und Unterhalt der Legion ward von England aus reichlich gesorgt. — Alle hatten die frohe Aussicht, mit ihrem geliebten Anführer bald wieder ins Feld rücken und zur Befreiung des Vaterlandes mitwirken zu können. Mit einem von solchem Geiste beseelten Heerhaufen, unter

einem Feldherrn, wie Friedrich, würde viel auszurichten gewesen seyn, hätten alle Verbündeten so treu, wie die Britten, es mit ihnen und der guten Sache gemeint. —

Nur zu schnell schwanden alle diese schönen Hoffnungen. Preußen hatte sich zuerst von dem Bunde gegen Frankreich losgesagt, zu Basel (5ten April 1795) einen Separatfrieden geschlossen. Der mit England erst 1788 übernommenen Verpflichtung, Freiheit und Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande, mit den erblichen Rechten Oraniens, aufrecht zu erhalten und zu schützen, ward nicht gedacht. — Eine bald nachher verabredete Begrenzungslinie, in welcher nicht einmal die oranischen Erbstaaten ganz begriffen waren, sollte einem Theile des deutschen Reiches einstweilen die Vortheile des Friedens zusichern. Zur Bewahrung dieser Linie stellte Preußen längs derselben eine bewaffnete Macht auf, die doch zu schwach war, deren Ueberschreitung durch den einen oder anderen der kriegführenden Mächte zu hindern, die den Ländern durch die Verpflegung nur lästig ward, ohne wesentlichen Nutzen zu schaffen, die Befehlshaber nebst ihrer Mannschaft aber dem Uebermuthe und den Beleidigungen der stolzen Republikaner aussetzte. — Osnabrück, in dieser Neutralitätslinie begriffen, war zeither der eigentliche Sammelplatz der auswandernden Niederländer gewesen. Jetzt durften die preußischen Befehlshaber an der Grenze die Auswanderungen nicht mehr begünstigen. Aus Furcht, Frankreich zu beleidigen, wollte Preußen nun auch die Versammlung einer bewaffneten Macht innerhalb der Neutralitätslinie nicht mehr zugeben. Die hannöverische Regierung sah sich genöthigt, der Gewalt zu weichen. Friedrich mußte in der Mitte des Augusts seine Getreuen entlassen und auf bessere Zeiten vertrösten. Die Trennung war auf beiden Seiten schmerzhaft, für den Prinzen besonders empfindlich, durch seinen nahen Verwandten seine schönen Plane so vereitelt, sich vorerst außer Thätigkeit gesetzt zu sehen. Das großmüthige Britannien verließ auch nach der Zerstreuung seine Freunde nicht. Später versammelte sich der größte Theil derselben unter dem Erbprinzen wieder in England selbst, und leistete nützliche Dienste, die auch nach ihrer Rückkehr fortwährend belohnt wurden, bis, nach einer glücklichen Umwandlung, der

Staat, dem sie immer treu geblieben, ihre Versorgung auch wieder übernehmen konnte. —

Prinz Friedrich hatte zwar bei dem holländischen Heere schon in einem höheren militärischen Grade gestanden. Dennoch verschmähte er auch einen niedrigeren in einem fremden Heere nicht. Ihm genügte, wieder in gewohnte Thätigkeit zu kommen, mehr noch, von neuem mit dem Feinde seines Vaterlandes und seines Hauses den Kampf beginnen zu können. Ein Handbillet Kaiser Franz II. vom 17ten April 1796 ernannte ihn zum Generalmajor bei der Armee am Niederrhein. Am 6ten Mai trat er bereits unter dem Feldzeugmeister Grafen Wartensleben als Befehlshaber über die Infanterieregimenter Sain. Gyulay und Sztarray auf, mit denen er auch, zuweilen noch mit einer beigegebenen Reitereiabtheilung, fast den ganzen Feldzug dieses Jahres machte. Einigemale ward wohl noch ein drittes Regiment seiner Brigade beigefügt, oder dieselbe mit mehreren Schwadronen Reiterei verstärkt. Als Jourdan zum zweitenmal über den Rhein zurückgeschlagen worden, und damit der Krieg am Niederrhein vorerst ruhte, zog Erzherzog Carl den Prinzen zur Hauptarmee am Oberrhein, wo er anfangs den Befehl über die Avantgarde führte, demnächst bei dem Belagerungsheer vor Kehl einrückte. Nach Ablauf der Winterquartiere ward Friedrich im Februar 1797 mit vier Grenadierbataillonen zur italienischen Armee versetzt, deren Oberbefehl Erzherzog Carl übernommen hatte. Dem Prinzen ward die Reserve des linken Flügels untergeordnet. —

Nach der Natur der Dinge und den bestehenden Verhältnissen sind, im Kriege besonders, die Verdienste des Untergebenen in einem Heere mehr, als in andern Ständen, von dem der Oberen abhängig. Denn seine Handlungen sind fast ganz durch bestimmte Befehle und Vorschriften des Vorgesetzten bedingt. Darum könnte man die Größe eines Unterfeldherrn, der die erhaltenen Befehle pünktlich zu vollziehen Kenntnisse, guten Willen und Muth hat, fast nur eine negative nennen. Manchem die=

tet sich selten, oder nie die Gelegenheit dar, selbstständig zu handeln, und auch dann, wenn er in diesen Fall zu kommen, das Glück hat, wenn er unvorherzusehende Umstände klug benutzt, damit vielleicht entscheidende Vortheile herbeizuführen im Stande gewesen, wird der Ruhm, den er erworben, dem Oberfeldherrn zu Theil, sein Name wird in der Geschichte durch den seines Befehlshabers verdunkelt oder ganz übergangen. Denn der sorgfältigste Forscher vermag gar oft nicht, bis zu den echten Quellen durchzudringen. So würden auch von Friedrich's glorreichen Thaten in den österreichischen Feldzügen des Jahrs 1796 die meisten vielleicht unbekannt geblieben seyn, hätte nicht der gegenwärtige Versuch, etwas davon auf die Nachwelt zu bringen, in Wien einen erhabenen Beförderer gefunden *). Aus dem schnellen Emporsteigen des Prinzen zu höheren Graden in einem fremden Dienste würde hier ohne diesen allenfalls nur auf besondere Auszeichnung ein Schluß haben gezogen werden können. —

Als Friedrich im Mai 1796 bei der Heeresabtheilung unter Graf Wartensleben eintrat, war diese vor der Uebermacht Jourdan's am Rhein herauf zu weichen genöthigt und jenseits bis Ingelheim und Baumholder bereits zurückgegangen. Diesseits drang Lefebvre über die Sieg und bis an die Lahn vor. Durch eine nach Italien abgeschickte Verstärkung ward die kaiserliche Armee sehr geschwächt. Die Aussichten waren nicht sehr heiter. Dennoch ließ Erzherzog Carl, nachdem er sein Heer auf dem rechten Rheinufer zusammengezogen, Mainz mit hinreichender Besatzung versehen hatte, von neuem gegen die Lahn vorrücken. Eine Abtheilung, bei welcher auch die Brigade des Prinzen sich befand, trieb Lefebvre nach einem glücklichen Gefecht zwischen Gießen und Wetzlar bis über die Sieg zurück, und Friedrich erwarb sich dadurch das

*) Se. kaiserliche Hoheit, der Erzherzog Carl von Oesterreich, hatte die Gnade, dem Verfasser zu seiner höchsten Dankverpflichtung einen Auszug aus den Acten des kaiserlich königlichen Hofkriegsraths und des Kriegsarchivs mittheilen zu lassen. Einen Abdruck davon enthält die unten folgende Beilage, als Beleg zum Leben des Prinzen, manchem Leser vielleicht zugleich als Beitrag zur Kriegsgeschichte des Jahres 1796 willkommen.

Verdienst, zur Befreiung der Erbländer seines Vaters von einem Feinde mitzuwirken, der in denselben Ausschweifungen und Erpressungen aller Art während eines kurzen, aber verheerenden Durchzugs geübt hatte. Die Freude hierüber war doch nur von kurzer Dauer. Schon im folgenden Monat Julius ging Jourdan mit verstärkter Macht bei Neuwied über den Rhein, trieb die Oesterreicher, die zugleich am Oberrhein gegen Moreau, in Italien gegen Buonaparte zu kämpfen hatten, bis nach Franken und in die Oberpfalz zurück. Kaum schien es noch möglich, seine Vereinigung mit Moreau, der inzwischen durch Schwaben und Baiern vorgedrungen war, zu verhindern. Als aber Erzherzog Carl Verstärkungen erhalten, ward der ganze von Carnot entworfene Plan, wonach Jourdan und Moreau mit der aus Italien vordringenden Armee bei Wien zusammentreffen sollten, plötzlich und schnell vereitelt. Bei Leitersdorf sollte Friedrich den ersten Angriff auf des Feindes linke Flanke thun, fand denselben aber schon auf dem Rückzuge nach Amberg. Ob und welchen Antheil der Prinz an der Niederlage gehabt, die Jourdan hier am 24sten August erlitt, geht zwar aus den Berichten der Generale Kray und Werneck nicht hervor, doch läßt sich schon, daß er hier kräftig mitgewirkt habe, aus dem Umstande schließen, weil er bei dem Vordertreffen war, welches dem Feinde auf dem Fuß folgte und ihn bei Würzburg ereilte. In der entscheidenden Schlacht, welche allda am 3ten September geliefert ward, bot sich aber dem Prinzen eine besonders günstige Gelegenheit dar, von seinen Talenten und seinem Muthe glänzende Beweise zu geben. Der Bericht des Oberfeldherrn erwähnt mit besonderem Lobe der Zweckmäßigkeit und Entschlossenheit, womit Friedrich unter einem wohlangebrachten Kanonenfeuer seinen Heerhaufen vorgeführt und die kaiserliche Reiterei auf die verdienstlichste Art unterstützt habe. Jourdan's Rückzug ward jetzt mehr eine eigentliche Flucht und gab Anlaß, daß die erbitterten Landleute, besonders im Spessart und auf dem Westerwald, wegen der erlittenen Mißhandlungen an den Flüchtlingen Rache nahmen. — Friedrich verfolgte mit der Avantgarde den Feind bis über die Grenzen des Oranischen hinaus, und ward dann zu der Armee des Erzherzogs an den Oberrhein berufen, wohin Moreau seinen berühmten Rückzug aus Baiern durch Schwaben

nahm. Hier erwarb sich der Prinz zuerst Ruhm und Beifall des Oberfeldherrn durch die ihm aufgetragene Vertreibung des Feindes in seine Verschanzungen bei Kehl und zweckmäßige Anstalten zur Einschließung dieser Feste (3ten bis 12ten October), worauf er in das Lager bei Offenburg einrücken mußte. In dem Treffen bei Emmendingen am 19ten October führte Friedrich eine besondere Abtheilung der zweiten Colonne mit der größten Auszeichnung und trug zur Erringung des Siegs vorzüglich bei. — Wenige Tage nachher erntete er in dem Gefecht bei Schlingen (24sten October) unter Feldzeugmeister Latour neue Lorbeeren durch rastlose Thätigkeit und muthvollen Eifer. — Anfangs Novembers rückte Friedrich, nachdem Moreau über den Rhein zurückgegangen, bei dem Belagerungscorps vor Kehl ein. Als in der Nacht vom 21sten auf den 22sten November die Trancheen eröffnet wurden, machten die Franzosen einen heftigen Anfall auf die ganze kaiserliche Linie, hatten sich auch schon zweier Verschanzungen derselben bemeistert und sie besetzt. Doch Friedrich stellt sich mit vieler Besonnenheit an die Spitze der Bataillone Sztaray und d'Alton, erstürmt beide Redouten wieder, setzt sich aber dabei der größten Gefahr aus, so daß sein Pferd unter ihm erschossen wird. Aus Erfahrung wußte schon der Prinz, wie stark in entscheidenden Augenblicken das Beispiel des Anführers auf die Untergebenen wirkt. In dem Belagerungs-Tagebuch wird seiner hier bewiesenen Klugheit und Tapferkeit mit besondern Lobe erwähnt. — Mit gleichem Muthe vertrieb er am 28sten November den Feind an der Spitze des servischen Freicorps aus dem Dorfe Kehl und behauptete sich darin. Zwar machte der französische Feldherr wegen der Wichtigkeit dieses Postens in der Nacht vom 23sten auf den 24sten December einen Versuch, sich dessen wieder zu bemeistern. Durch Ueberlegenheit gelang es ihm auch, die Arbeiter und deren Bedeckung zurückzutreiben. Als aber Friedrich mit der Unterstützungsmannschaft herbeieilte und nun selbst einen Angriff machte, mußte der Feind die erlangten Vortheile schnell und mit großem Verluste wieder aufgeben. — Dieses Mißlingen und die durch Friedrich's zweckmäßige Anordnungen, so wie durch seine persönliche, der sämmtlichen Mannschaft Muth und Zutrauen einflößende, Tapferkeit hauptsächlich bewirkte Erstürmung der Schwa-

benschanze bei dem Angriff auf das feste feindliche Lager am 5ten Januar 1797 führten die Uebergabe der Festung nach wenigen Tagen herbei, indem Desaix in Gefahr kam, durch die nun mögliche Zerstörung der Rheinbrücke von dem linken Ufer und jeder Hülfe abgeschnitten zu werden. Denn nur die bisher ununterbrochene Gemeinschaft der Belagerten mit Straßburg hatten denselben eine so lange Vertheidigung möglich gemacht. — Der Ruf nannte in jener Zeit schon den Prinzen als Eroberer Kehl's. Die hier aus der besten Quelle gelieferte Erzählung beweis't wenigstens, daß ihm hauptsächlich das Gelingen dieser mißlichen Unternehmung beizumessen ist. — Kaiser Franz belohnte einstweilen die Verdienste mit dem Maria Theresiaorden. —

In Italien war das Kriegsglück den Oesterreichern zeither weniger günstig gewesen. Als Erzherzog Carl im Februar 1797 von der Rheinarmee dorthin abging, um den Oberbefehl zu übernehmen, fand er nur ein schwaches, meist neugebildetes, großen Theils noch ungeübtes Heer. Damit konnte dem stärkeren siegreichen Heere Buonaparte's nicht widerstanden werden. Nichts blieb übrig, als fechtend zurückzugehen, den deutschen Erbstaaten sich zu nähern und damit Zeit zur Verstärkung und bessern Uebung des Heeres zu gewinnen. — Carl hatte veranlaßt, daß sein tapferer Freund ihm mit vier Grenadierbataillonen der Rheinarmee dorthin folgte. Noch einmal fand Friedrich Gelegenheit, in einem Gefechte bei Neumarkt im Judenburger Kreis des Herzogthums Steiermark, sich als geübten und tapferen Feldherrn zu beweisen, das Vertrauen des Erzherzogs zu rechtfertigen. Durch zweckmäßige Aufstellung seiner Grenadiere und standhafte Gegenwehr hielt er den vordringenden Feind drei Stunden lang auf, während deren das Hauptcorps die Engpässe zurücklegen konnte. — Bald nachher ward dem Prinzen das erledigte Regiment d'Alton verliehen, welches nun den Namen Oranien annahm. —

In Wien hatten die raschen Vorschritte Buonaparte's großen Schrecken verbreitet, ungeachtet er selbst und sein Heer durch dieses Wagestück in größere Gefahr gerathen waren, als der bei weitem noch nicht auf's äußerste gebrachte Kaiserstaat. Darum zeigte er auch Friedensgesin-

nungen und ließ sich zu einem Waffenstillstande so bereit finden, dem am 18ten April der vorläufige Friede zu Leoben, wahrscheinlich wider Carl's Wunsch und Meinung, folgte. — Für Friedrich war es ohne Zweifel höchst empfindlich, sich in voller Thätigkeit für seinen Hauptzweck so plötzlich gehemmt zu sehen. — Einstweilen mußte er den Befehl über die Reserve des linken Flügels der Hauptarmee unter Feldzeugmeister Wallis übernehmen. —

Als nach Abschluß des Friedens zu Campo Formio (20sten October 1797) Friedrich zu Herstellung seiner Gesundheit eine Reise nach England unternahm, ernannte ihn Kaiser Franz am 29sten October zum Feldmarschallieutenant. Nach seiner Zurückkunft blieb er bei der italienischen Armee, deren Stellungen an den neuen, durch Vereinigung eines Theils der venetianischen Republik mit Oesterreich entstandenen, Grenzen er zu bereisen, den Auftrag erhielt.

Am 14ten November 1798 übertrug ihm Kaiser Franz den Oberbefehl über das ganze österreichische Heer in Italien, mit Ernennung zum Feldzeugmeister, nachdem sein Vorgänger, Graf Wallis, zur Armee am Lech versetzt worden.

So war Friedrich vor zurückgelegtem 25sten Jahre bis zur Oberfeldherrnstelle in einem fremden Staat, dem ersten in Europa, emporgestiegen, welchem er noch nicht völlig drei Jahre gedient hatte. Die Geschichte der österreichischen Heere möchte von einer so schnellen Beförderung im jugendlichen Alter, Prinzen des Kaiserhauses etwa ausgenommen, wohl kaum ein Beispiel liefern. — Daß hier nicht Gunst, nicht sonstige Rücksichten, nur das durch wahres Verdienst erworbene Vertrauen des Monarchen in die Kenntnisse, Tapferkeit und andere herrliche Eigenschaften des jungen Helden der einzige Beweggrund waren, zeigt uns die vorstehende Geschichtserzählung, zeigen die einstimmigen Urtheile der erfahrensten Feldherrn seiner Zeit. Der Kaiserstaat hatte an ihm seinen zweiten Eugen zu erwarten. — Diese Verdienste waren allgemein anerkannt, wurden öffentlich von Höheren und Niederen im kaiserlichen Heere, selbst von solchen Generalen geprie-

sen, denen Friedrich voreilte. — Eben so allgemein und unbeschränkt waren Liebe und Zutrauen zu dem Prinzen bei dem großen Haufen, nicht bei dem vaterländischen Heere allein, auch bei dem fremden und dem im österreichischen Heere befindlichen zum Theil rohen und wilden Kriegsvolk der Servier, Slavonier, Croaten, die in seiner Nähe waren oder von ihm befehligt wurden, die er gegen den Feind und zu gefährlichen Unternehmungen führte. Einen Feldherrn wie Friedrich, der mit Ernst so viel angeborne Milde und Sanftmuth verband, der für die Bedürfnisse seiner Untergebenen, für ihre Erholung immer nach Möglichkeit sorgte, und schon damit mancherlei Ausschweifungen zuvorzukommen trachtete, der ihnen aber auch in Entbehrungen, wenn sie unvermeidlich waren, in Erduldung jeder Beschwerlichkeiten des Kriegsstandes, eben so Theilnehmer, Muster und Vorbild ward, als in Verachtung der Gefahren, in Entschlossenheit, Standhaftigkeit und Ausharren, mußten seine Krieger nothwendig liebgewinnen, ihm zutrauensvoll und willig folgen, bei ihm standhaft ausharren, indem er zugleich die Zufriedenheit und den Dank der Einwohner solcher Gegenden, denen er mit seinem Heerhaufen beschwerlich werden mußte, sich erwarb, weil sie bei ihm Schutz gegen Unbilligkeiten und Mißbräuche fanden. — Darum mochten denn auch wohl keine, oder doch nur wenige Stimmen eines Mißvergnügens oder Murrens über Zurücksetzung vernommen werden, als Friedrich schnell höhere Würden erlangte, Feldherrn, welche im Dienstalter ihm weit vorgingen, neben oder unter welchen er früher diente, jetzt von ihm Befehle annehmen mußten *). — Darum erregte auch das allzufrühe Hinscheiden unseres jungen Helden allgemeine Trauer, und es ist mit vieler Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der bald wieder ausgebrochene Krieg mit Frankreich, unter Oberfeldherrn, wie Carl und Friedrich, wohl eine glücklichere Wendung

*) Der Verfasser selbst hat mehrere kaiserliche Befehlshaber nicht nur mit großer Achtung, auch mit Anerkennung seiner vorzüglichen Kenntnisse und Verdienste, wodurch er ihnen billig den Rang ablaufe, von dem Prinzen reden hören. Er erinnert sich besonders noch darunter Kray's, Werneck's, Haddick's und des Prinzen Schwarzenberg, damals noch Oberst eines Cavallerieregiments.

würde genommen, eine bereits gewonnene Schlacht, wie die von Marengo, kein so trauriges Ende, wenigstens keine so nachtheiligen Folgen würde gehabt haben, wenn Friedrich noch an der Spitze der italienischen Armee gestanden hätte. Melas konnte, bei allen seinen Verdiensten, doch schon seines Alters wegen einem Heere kein solches Zutrauen, keine solche Standhaftigkeit auch bei widrigen Ereignissen einflößen, wie der junge, kühne, aber immer mit Entschlossenheit und Gleichmuth handelnde Feldherr vermocht hätte. — Was wir Friedrich, meistens mit geringer Macht und von Oberen abhängig, hauptsächlich durch das von seinem Kriegsvolk in ihn gesetzte Vertrauen und durch dessen Anhänglichkeit ausführen sahen, berechtigte zu weit größeren Erwartungen, als er nun selbstständiger an der Spitze eines geübten, tapferen, ihm treu ergebenen Heeres stand. —

Doch ehe erzählt wird, wie diese schönen Hoffnungen plötzlich hinschwanden, mag hier vorher noch eine Bekanntmachung Platz finden, welche Friedrich bei der Uebernahme des Oberbefehls über die italienische Armee an sie erließ. Sie dient dem bisher Gesagten zur Bestätigung und bezeichnet den jungen Oberfeldherrn, wie er dachte und zu handeln entschlossen war, wie ihn ein großer Theil des Heeres schon kannte:

„Durch die Gnade des Kaisers befinde ich mich an der Spitze einer Armee, die seit Jahrhunderten in dem gegründeten Ruf von Tapferkeit und militärischen Tugenden steht. Meine und Eure Pflicht, tapfere Krieger! ist es jetzt, das Vertrauen zu rechtfertigen, das der Monarch in mich und in Euch gesetzt hat. Diese werden wir erfüllen, wenn wir allen Vorschriften der militärischen Reglements nachkommen, deren Nothwendigkeit durch eine lange Erfahrung bewiesen ist und ohne welche keine Armee dauerhafte Vortheile erkämpfen kann. Indem ich nun das Commando übernehme, empfehle ich einem jeden die treue Beobachtung seiner Pflichten. Ich werde auch die meinigen erfüllen. Nach der Strenge der Gesetze werde ich jeden Uebertreter derselben strafen, aber eben so eifrig jede edle und tapfere Handlung mit Vergnügen zum Throne des Monarchen bringen, um die Belohnung

zu erhalten, die sie verdient. Ihr werdet an mir einen dankbaren, aber strengen Freund haben." —

Oben ist des Umstandes schon gedacht worden, daß Prinz Friedrich seit der bösartigen schmerzhaften Verwundung in dem unglücklichen Gefechte bei Werwick nie wieder völlig zu der Gesundheit und den körperlichen Kräften seines ersten Lebens gelangen konnte. Tägliche Anstrengungen in den beiden niederländischen Feldzügen, die Befolgung des freilich löblichen Grundsatzes, dem Soldaten auch in Erduldung mancher Mühseligkeiten ein ermunterndes Beispiel zu seyn, unterhielten und vermehrten jene Schwächung. Kummer des Gemüthes über Widerwärtigkeiten, welche das Vaterland und das väterliche Haus trafen, mochten wohl auch auf den Körper nachtheiligen Einfluß haben. Vielleicht sagte auch das Clima im Venetianischen dem Prinzen nicht zu. Ohnehin soll die Luft um Padua, dem Hauptquartiere, durch die Folgen des Krieges einigermaßen verpestet gewesen seyn. Unter dem Kriegsvolk rissen ansteckende Krankheiten ein. Friedrich, stets für die Pflege seiner Krieger besorgt, verachtete die Gefahr, selbst die Lagerstätten der Erkrankten zu besuchen, diese durch freundlichen Zuspruch zu erheitern, ihre Behandlung an Ort und Stelle zu untersuchen, anderen ein Beispiel der Nachahmung zu geben. Doch von der Seuche ergriffen, fiel nach kurzem Krankenlager der junge Held als Opfer seiner menschenliebenden Gesinnungen am 6ten Januar 1799. Wiener Zeitungen gaben nachstehende Anzeige seines Todes:

„Der Prinz von Oranien ist leider am 6ten dieses Abends zu Padua an einem bösartigen Fieber gestorben. Er nimmt das allgemeine Bedauern der italienischen Armee mit ins Grab, die ihn, so wie die ganze kaiserliche Armee, ungemein liebte. Sein Tod ist ein wahrer Verlust für die österreichische Monarchie. Er wurde nur 26 Jahre alt. (Sollte heißen: noch nicht volle 25 Jahre.) Im Jahre 1794 zeichnete er sich bei der holländischen Armee zuerst durch seine Tapferkeit aus, und wurde auch

verwundet. Dieser Prinz verband mit holländischer Kaltblütigkeit einen thätigen Geist, Gleichmuth, einen richtigen scharfen Blick und eine große persönliche Tapferkeit. Der Staatsminister, Freiherr von Thugut, schätzte ihn so hoch, daß er öfters zu sagen pflegte, Oesterreich werde einen zweiten Prinzen Eugen an ihm erhalten."

Wie sich der eben genannte Staatsmann über den Tod unseres Helden ausspricht, geht aus dessen Schreiben an den kaiserlichen Gesandten zu Berlin, Prinzen Reuß, hervor, wovon das Original noch in den Händen der erhabenen Mutter des Verewigten ist. Als Urkunde zum Leben Friedrich's verdient solches für die Nachwelt hier aufbewahrt zu werden:

Vienne, le 12. Janvier 1799.

„Je suis dans les larmes depuis hier, de la perte de notre incomparable Prince Frédéric d'Orange, mort à Padoue le 6. C'étoit un rare modèle de tous les talens, de toutes les vertus et de toutes les qualités les plus précieuses. S. M. qui personellement le chérissoit avec tendresse, en a été inconsolable. Je me figure la douleur de Mr. le général de Stamford *); dites-lui, mon Prince, je vous en prie, combien je la partage du fond de mon coeur, et combien il me seroit doux de confondre mes larmes avec les siennes.

(Signé:) Baron de Thugut.

Auch mag hier noch einen Platz finden, was in dem Dictionnaire biographique et historique etc. rédigé par une Société de gens de lettres. Londres 1800,

---

*) General von Stamford hatte an der Erziehung der oranischen Prinzen und ihrem Unterricht in den Kriegswissenschaften großen Antheil gehabt, war dabei ein treuer Anhänger und Verehrer des oranischen Hauses. Außer vorzüglichen tactischen Kenntnissen hatte er sich auch mit manchen anderen Zweigen menschlichen Wissens gründlich bekannt gemacht, ward deßwegen auch zu Staatsgeschäften, besonders im Jahr 1798 zu einer wichtigen Mission nach Wien und Petersburg gebraucht.

einem in Deutschland eben nicht sehr bekannten Werk, unter dem Artikel: Orange, von dem Prinzen Friedrich gesagt wird: „Il commanda en 1793 et 94 sous son frère, le Prince héréditaire, contre les Français, et déploya beaucoup de bravoure, d'activité et d'intelligence. Ces deux campagnes (il fut blessé le 13. Septembre 1793) firent concevoir les plus grandes espérances de ses talens; et ayant passé en 1796 au service d'Autriche en qualité de général-major, il ne tarda pas à justifier ces espérances. Le 3. Septembre il rendit de grands services à la bataille de Wurzbourg, et se signala ensuite de la manière la plus brillante au siège de Kehl. Le 8. Octobre il repoussa vivement l'ennemi dans la place; le 22. Novembre étant accouru au moment où tous les postes autrichiens étoient en déroute, il se mit audacieusement à la tête d'une compagnie hongroise, fit face à l'ennemi, qui croyant avoir affaire à une tête de colonne ralentit sa marche; et il donna ainsi le temps d'arriver à la réserve, qui repoussa les Français dans leurs retranchemens. Le 2. Decembre il conduisit la première attaque sur les flèches de Kehl, les emporta d'assaut et encloua quinze pièces de canon. Il montra dans cette affaire la dernière intrépidité et l'intelligence la plus consommée. Il continua à être employé en 1797, prit en Avril le commandement d'un camp destiné à couvrir Vienne, passa ensuite à l'armée d'Italie et y mourut presque subitement au commencement de la campagne de 1799. Sa perte causa de vifs regrets dans toute l'armée autrichienne et fut une véritable calamité pour la maison d'Orange, qui perdoit en lui l'idole des Hollandois et un des soutiens du parti Stathoudérien." —

In dem Eremitenkloster zu Padua fand der Entseelte seine Ruhestätte. Später wurden die irdischen Reste des geliebten Heerführers in einer an die Klosterkirche stoßenden Capelle begraben und die österreichischen Krieger ließen das Grab mit nachstehender in Stein gehauenen Inschrift bezeichnen:

Ossa
Friderici Gulielmi Georgii
Princ. Arausion. Nassovii
Ex proximo coenobii claustro
Huc translata cum monimento
Et condita
Ex decreto anno MDCCCXIV.
Praereptus et postridie Non. Jan. A. MDCCIC
Cum vix ageret aetatis annum XXV.
Omnibus honoribus strenue perfunctus
Austriae in Italia exercituum
Supremus Dux, desiderium, luctus. —

Ein anderes Denkmal, welches die fürstliche Familie durch Canova hatte verfertigen lassen, ist in der Klosterkirche selbst neben dem Hochalter aufgehängt. Es ist ein Basrelief mit Waffenschmuck und dem Namen des Verewigten.

Extract

aus den in der Registratur des Hofkriegsraths, so wie jener im kaiserlich königlichen Kriegsarchiv befindlichen Acten und Journale über die militärische Dienstleistung und Auszeichnung Sr. Durchlaucht des verstorbenen kaiserlich königlichen Feldzeugmeisters, Prinzen von Oranien, in den verschiedenen Feldzügen des französischen Revolutionskrieges.

Mittelst Handbillets Sr. Majestät des Kaisers d. d. Wien, den 17ten April 1796 Litt. G. Nr. 4411 wird Se. Durchlaucht der Prinz Friedrich von Oranien zum Generalmajor in der kais. königl. Armee ernannt und bei der Armee am Niederrhein angestellt.

In der Ordre de Bataille der kais. königl. Hauptarmee vom 6ten Mai 1796 erscheint Generalmajor Prinz von Oranien bei dem Corps des Feldzeugmeisters Grafen Wartensleben, in der Division des Feldmarschallieute-

nants Gruber als Brigadier über die zwei Infanterieregimenter Samuel Gyulay und Sztaray.

Laut Ordre de Bataille vom 10ten Mai 1796 hatte derselbe bei dem nämlichen Corps und der nämlichen Division neben den beiden Infanterieregimentern Gyulay und Sztarray auch noch Lacj im Lager bei Ober=Ingelheim in der Brigade.

Vermöge Ordre de Bataille der kais. königl. Hauptarmee unter Commando Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Carl d. d. 30sten Mai 1796 erscheint dieser Prinz mit seiner aus den oben bemerkten drei Regimentern bestehenden Brigade im Lager bei Baumholder.

Vermöge einer weitern Armeeeintheilung d. d. Baumholder vom 3ten und 4ten Junius 1796 stand dieser Generalmajor bei dem Corps des Feldzeugmeisters Wartensleben bei Alsenz, in der Division des Feldmarschalllieutenants Stader mit den beiden Infanterieregimentern Samuel Gyulay und Sztaray.

Am 5ten Junius 1796 wurde Feldmarschalllieutenant Gruber, nebst dem Generalmajor Prinzen von Oranien mit zwei Bataillons Gyulay und zwei Bataillons Sztaray, dann sechs Escadrons Zeschwitz Kürassier gegen Limburg an die Lahn beordert.

In der Truppeneintheilung des Corps unter dem Feldzeugmeister Wartensleben vom 14ten Junius 1796 erscheint Generalmajor Prinz von Oranien mit der vorbemerkten Brigade, in der Division des Feldmarschalllieutenants Gruber bei Gießen und zufolge

Der Eintheilung der Armee vom 22sten Junius 1796 bei eben diesem Corps in der Position zwischen der Sieg und Lahn mit der nämlichen Brigade in der Division des Feldmarschalllieutenants Gruber.

Vermöge Disposition Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Carl d. d. 29sten Junius 1796 wurde die Brigade des Generalmajors Prinzen von Oranien in das Mainzer Retranchement beordert, und kommt nach der Truppeneintheilung vom nämlichen Datum in der Division des Feld=

marschallieutenants Mercandin mit zwei Bataillons Gyulay und zwei Bataillons Sztaray als Brigadier vor.

Zufolge einer Disposition vom 4ten Julius 1796 ergiebt sich, daß derselbe dazumal unter dem Feldmarschallieutenant Mercandin mit den beiden besagten Infanterieregimentern die Bestimmung erhielt, auf dem linken Mainufer die Communication zwischen den Festungen Mainz, Mannheim und der Stadt Frankfurt, so wie mit den Armeecorps des Feldzeugmeisters Wartensleben und Feldmarschallieutenants Werneck zu unterhalten.

Nach einem Bericht des Feldmarschallieutenants Neu d. d. Mainz, am 9ten Julius 1796 an Se. kais. Hoheit den Erzherzog Carl wird die angetragene Anstellung des Generalmajors Prinzen von Oranien bei den in Mainz als Garnison zurückbleibenden Truppen wegen dessen Auswanderung aus Holland als bedenklich abgeändert, und Generalmajor Sebottendorf an dessen Stelle dahin bestimmt.

Laut Meldung des Feldzeugmeisters Wartensleben ist Feldmarschallieutenant Mercandin mit dem Generalmajor Prinzen von Oranien bei dem Corps des besagten Feldzeugmeisters bei Ysenburg eingerückt.

Nach der Truppeneintheilung vom 12ten Julius 1796 war der Generalmajor Prinz von Oranien bei dem Wartenslebenschen Corps in der Division des Feldmarschallieutenants Mels-Colloredo; dessen Brigade bestand aus zwei Bataillons Gyulay, zwei Bataillons Sztaray und einem Bataillon Mitrovsky.

Laut Lagerplans Nr. 3 und 4 im Journal des Feldzeugmeisters Grafen Wartensleben stand Generalmajor Prinz von Oranien am 21sten Julius 1796 in der Division des Feldmarschallieutenants Werneck mit zwei Bataillons Gyulay im Lager bei Kirnach.

Bei den am 25sten bei Geroldshofen und 26sten Julius 1796 bei Kloster Derres erfolgten feindlichen Angriffen auf die Vorposten des Feldzeugmeister Wartenslebenschen Corps hatte die Brigade des Generalmajors Prinzen von Oranien keinen Antheil.

In der Disposition des Feldzeugmeisters Wartensleben vom 31sten Julius 1796 bei einem eintretenden Rückzug erscheint die Division des Feldmarschallieutenants Mels-Colloredo, und sonach die Brigade des Generalmajors Prinzen von Oranien bei der dritten Colonne angetragen.

Laut Journals wurde von diesem Corps am 2ten August bei Järfles der Rückzug über den Main genommen und rückwärts Bamberg das Lager bezogen.

Vermöge Lagerplans Nr. 6 im Journal des Feldzeugmeisters Wartensleben während des weitern Rückzuges dieses Corps stand Generalmajor Prinz von Oranien mit einem Bataillon Stuard, einem Bataillon Callenberg und zwei Bataillons Samuel Gyulay im Lager rückwärts Forchheim in der Division Werneck.

Beim ferneren Rückzug am 7ten August des Wartenslebenschen Corps war vermöge Lagerplans Nr. 7 im Journal Generalmajor Prinz von Oranien in der Division mit zwei Bataillons Samuel Gyulay im Lager bei Neukirchen.

Der Lagerplan Nr. 8 zeigt am 9ten August den weitern Rückzug dieses Corps in das Lager bei Reichenschwand, allwo Generalmajor Prinz von Oranien in der nämlichen Division und mit derselben Brigade vorkommt, und den 10ten in jenes bei Amberg einrückt.

Nach dem Plane Nr. 9 hat dieses Corps den 13ten August den weitern Rückzug in das Lager bei Schwarzenfeld bewirkt; vermöge desselben bestand damals die Brigade des Generalmajors Prinzen von Oranien aus einem Bataillon Kaiser und zwei Bataillons Samuel Gyulay, und stand in der Division des Feldmarschallieutenants Kray.

In dieser Stellung blieb das Armeecorps des Feldzeugmeisters Wartensleben bis zum 23sten August, bei welchem außer den am 16ten, 17ten, 18ten und 20sten

August vorgenommenen feindlichen Recognoscirungen und Kanonaden auf Seite der feindlichen Division Lefebvre nichts von Bedeutung vorfiel.

Nach den wiederholten Befehlen Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Carl zum Angriff des Feindes hatte Feldzeugmeister Graf Wartensleben diesen auf den 24sten angeordnet und bewirkt; in der diesfallsigen Disposition, so wie nach dem obigen Lagerplan Nr. 9 stand Generalmajor Prinz von Oranien mit einem Bataillon Kaiser und zwei Bataillons Samuel Gyulay bei der ersten Colonne unter dem Feldmarschalllieutenant Kray und hatte die Bestimmung, mit seiner Brigade die linke Flanke der feindlichen Position bei Leitersdorf anzugreifen; nachdem jedoch das ganze Wartenslebensche Corps am 24sten um drei Uhr früh zum Angriff vorgerückt war, zeigte sich, daß der Feind seine Stellung verlassen und sich nach Amberg zurückgezogen habe.

Im Verfolge der weiteren Vorrückung dieses Armeecorps zur Schlacht bei Amberg bewirkte Feldmarschalllieutenant Kray, in dessen Division die Brigade des Generalmajors Prinzen von Oranien sich befand, den Angriff auf den vom Feinde besetzten Mariahülfer Berg, verjagte denselben und versicherte sich, in Verbindung mit der Division des Feldmarschallieutenants Werneck, der vortheilhaften Stellung auf diesem Berge.

In der Relation über diese Schlacht kommt der Generalmajor Prinz von Oranien nicht vor.

Feldmarschalllieutenant Kray drang am 30sten August mit seiner Avantgarde nach Bamberg, am 1sten September nach Geroldshofen, besetzte den Main, und folgte der feindlichen, nach Würzburg ziehenden, Armee des Marschalls Jourdan.

Am 3ten September 1796 erfolgte die Schlacht bei Würzburg, bei welcher Generalmajor Prinz von Oranien, vermöge der von Sr. kais. Hoheit dem Erzherzog Carl an den Hofkriegsrath eingeschickten Relation d. d. Oettingen,

am 10ten September Litt. G. Nr. 9963, durch die zweckmäßige und entschlossene Vorführung seiner Brigade zur Unterstützung der diesseitigen Cavallerie, und durch ein wohl angebrachtes Kanonenfeuer sich sehr verdienstlich benommen hat.

In der Armeeeintheilung vom 5ten September erscheint Generalmajor Prinz von Oranjen mit seiner aus zwei Bataillons Gyulay und einem Bataillon Kaiser bestehenden Brigade fortwährend bei der Division des Feldmarschallieutenants Kray, welcher zufolge eines den 4ten September erhaltenen Befehls mit den leichten Truppen seiner Division die Avantgarde bildete und den Feind verfolgte.

Nach der Ordre de Bataille der kais. königl. Hauptarmee d. d. 6ten September hatte Generalmajor Prinz von Oranien zwei Bataillons Samuel Gyulay, dann sechs Escadrons Kinsky und zwei Escadrons Karaczay Chevauxlegers zur Brigade, und erhielt die Bestimmung, als Soutien der ersten Avantgarde zu folgen.

Vermöge Ordre de Bataille d. d. Wallrode, den 21sten September 1796 stand Generalmajor Prinz von Oranien bei dem Corps des Feldzeugmeisters Wartensleben in der Division des Feldmarschallieutenants Hotze; seine Brigade bestand aus zwei Bataillons Sztaray, sechs Escadrons Kinsky und zwei Escadrons Karaczay Chevaurlegers, und hatte noch immer die Bestimmung, der Avantgarde als Soutien zu folgen.

Vermöge Marschdisposition vom 22sten September 1796 kommt Prinz von Oranien in dem Corps des Feldzeugmeisters Wartensleben, Division des Feldmarschallieutenants Hotze mit zwei Bataillons Sztaray zur Einrückung ins Lager vor Hann vor; in einer folgenden Disposition vom 23sten September zur Einrückung ins Lager bei Limburg in das erste Treffen.

Nach einer weitern Marschdisposition d. d. Limburg, den 23sten September für den 24sten desselben Monats

zum Marsch über Kirchberg nach Neuhof war die Brigade des Generalmajors Prinzen von Oranien in der zweiten Colonne bei dem Corps des Feldzeugmeisters Wartensleben, Division des Feldmarschallieutenants Hotze; sie bestand aus zwei Bataillons Sztaray, sechs Compagnien vom 3ten Slavonischen, sechs Compagnien vom ersten Slavonischen und sechs Compagnien Warrasdiner.

In der Marschdisposition d. d. Wisbaden am 25sten September für den 27sten desselben Monats in das neue Lager bei Pfungstadt erscheint Generalmajor Prinz von Oranien bei der ersten Colonne der Hauptarmee unter Feldzeugmeister Wartensleben; dessen Brigade bestand aus zwei Bataillons Sztaray, sechs Compagnien Slavonier und sechs Compagnien Warrasdiner.

Am 2ten October 1796 rückte Generalmajor Prinz von Oranien in die Gegend von Waghäusel und beobachtete mit seinen unterhabenden Truppen den Rhein.

Am 3ten October besetzte die Avantgarde desselben die Gegend von Mühlberg und die Ortschaften längs des Rheins von Lindenheim bis Darlanden; der Prinz selbst nahm sein Quartier in Karlsruhe.

Am 4ten October marschirte diese aus zwei Grenzbataillons, zwei Bataillons Sztaray und zwei Escadrons Karaczay bestehende Avantgade mit dem Prinzen nach Rastadt.

Zufolge der Marschdisposition d. d. Karlsruhe, den 4ten October für das Wartenslebensche Truppencorps auf den 5ten, wird die Avantgarde unter Generalmajor Prinz von Oranien, und zwar die leichten Truppen nach Bühl, Oberweyer, Holzweyer und Ottersweyer, die zwei Bataillons Sztaray aber nach Sinsheim beordert.

Nach einer weiteren Disposition d. d. Rastadt, am 5ten October für das Wartenslebensche Corps auf den 7ten erhielt die Avantgarde des besagten Prinzen die Be-

stimmung, nach Mennbretshofen, Helmlingen und Renchen zu rücken und daselbst die Vorposten zu übernehmen.

Die Marschdisposition d. d. Bühl, am 7ten October 1796, für den 8ten bestimmt hinwieder diese Avantgarde nach Leitersheim, Zierlshofen, Legelshurst, Wildstädt, Alt- und Neu-Sand, dann Griesenheim.

Vermöge Armeebefehls d. d. Renchen, den 8ten October 1796 wird Generalmajor Prinz von Oranien angewiesen, zur engern Einschließung von Kehl, dann zur zweckmäßigen Vorrückung und Verbindung der gesammten Vortruppen Bedacht zu nehmen.

Unterm 8ten October 1796 berichtet Generalmajor Prinz von Oranien die geschehene Besetzung der seiner Avantgarde angewiesenen Ortschaften und die Verlegung seines Quartiers nach Neusand.

Den 8ten October meldet Generalmajor Prinz von Oranien, daß der Feind die Posten Kork und Neumühl verlassen und dessen Vorposten Sundheim besetzt hielten; aus dieser Ursache habe er Adelshofen und Kork durch seine Truppen besetzen lassen, und sein Quartier in Willstädt genommen.

In einem weiteren Bericht des Generalmajors Prinzen von Oranien an Se kais. Hoheit den Erzherzog Carl ohne Datum, wahrscheinlich vom 9ten October, meldet derselbe die Besetzung der Posten Neumühl und Adelshofen, dessen vorgenommene Recognoscirung gegen Kehl, und bemerkt, wie die feindliche Position daselbst am sichersten recognoscirt werden könnte; endlich berichtet derselbe ein bei Sundheim zwischen den Vorposten des Generalmajors Nobili und den feindlichen Truppen vorgefallenes Gefecht.

Vermöge Armeebefehls d. d. Renchen, den 9ten October 1796 wird Generalmajor Prinz von Oranien beauftragt, den Obersten Szereclay, Devaux und Major De-

dovich mit einem Theil der unterhabenden Truppen an die Hand zu gehen, damit solche in die volle Kenntniß der feindlichen Befestigungswerke von Kehl gelangen und hierüber ausführlichen erstatten können.

In dem Bericht d. d. Willstädt, vom 10ten October meldet der Prinz von Oranien Sr. kais. Hoheit dem Erzherzog Carl die getroffenen Anstalten, daß die am Rhein abwärts gelegenen Ortschaften durch die Landmiliz unter Baron Reichlin und Lille besetzt worden.

Unterm 11ten October 1796 berichtet dieser Prinz aus Willstädt die bei der von Auenheim bis Sundheim vorgenommenen Recognoscirung gemachten Beobachtungen über die Beschaffenheit der feindlichen Verschanzungen vor Kehl, die fortgesetzte Einleitung zur Besetzung der Rheinortschaften von Kehl bis Meisenheim durch die Landmiliz.

Mittelst höchster Zuschrift Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Carl d. d. Renchen, den 11ten October 1796 bezeugen Se. kais. Hoheit dem Generalmajor Prinzen von Oranien Ihre Zufriedenheit über die getroffenen zweckmäßigen Anstalten zur Besetzung der Vorpostenlinie und Einschränkung des Feindes bei Kehl.

Vermöge Marschdisposition Sr. kais. Hoheit d. d. Renchen, am 12ten October für den 13ten wurde Generalmajor Prinz von Oranien mit den unterhabenden Truppen in das Lager bei Unterschöfen und Hofwihr beordert, dem Feldmarschallieutenant Grafen Mels-Colloredo und Generalmajor Sebottendorf aber der Befehl ertheilt, sich nach Willstädt zu verfügen und vom Generalmajor Prinzen von Oranien das Vorpostencommando zu übernehmen.

Der Armeebefehl d. d. Renchen, am 12ten October an Feldzeugmeister Wartensleben ändert obige Marschdisposition dahin ab, daß Generalmajor Prinz von Oranien mit einem Bataillon Sztarap und zwei Bataillons Grenzer gerade über Ober-Bühl in das Lager bei Offenburg zu marschiren habe.

Feldmarschallieutenant Mels=Colloredo berichtet aus Willstädt unterm 13ten October 1796 vom Generalmajor Prinzen von Oranien das Commando über die kais. königl. Vorpostenkette vor Kehl übernommen zu haben.

Aus allen diesen Daten ergiebt sich, daß Generalmajor Prinz von Oranien vom 3ten bis 12ten October 1796 zur Repoussirung und Einschließung des Feindes in das Fort Kehl mit seinen unterhabenden Truppen auf das thätigste mitgewirkt habe.

Generalmajor Prinz von Oranien berichtet aus Ettenheimmünster am 16ten October an Feldzeugmeister Graf Wartensleben die Einrückung mit seinen Truppen in Münchweyer und Ettenheimmünster, und bittet um Verhaltungsbefehle.

Vermöge Disposition für den 18ten October 1796, um den Feind vom rechten Ufer der Elz zu vertreiben und wo möglich über die Elz vorzupoussiren, war der Generalmajor Prinz von Oranien bei der zweiten Colonne unter Feldzeugmeister Wartensleben, Division des Feldmarschallieutenants Petrasch, mit zwei Bataillons Olivier Wallis, einem Bataillon Erzherzog Anton, einem Bataillon Sztaray, einem Bataillon Manfredini und vier Compagnien Servier eingetheilt und bestimmt, über Heimbach die feindlichen Truppen im Emmendinger Thal anzugreifen *).

Unterm 10ten November 1796 unterlegte Generalmajor Prinz von Oranien die Relation über die am 17ten, 18ten und 19ten October 1796 mit den ihm anvertrauten kais. königl. Truppen beigewohnten feindlichen Affairen.

In der Hauptrelation Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Carl d. d. Heitersheim, den 23sten October über

---

*) Dieser Angriff wurde vermöge Befehls d. d. Herbolsheim, den 18ten October anfänglich auf den 18ten um ein Uhr, später auf den 19ten um zehn Uhr früh verschoben.

das am 19ten October 1796 zwischen Freiburg und Emmendingen vorgefallene Treffen wird vom Generalmajor Prinzen von Oranien, welcher eine besondere Abtheilung der zweiten Colonne mit der größten Auszeichnung aufführte, besonders gerühmt, daß er sich, nebst den andern Herren Generalen, gemeinschaftlich besonders beeifert habe, den Sieg auf kais. königl. Seite zu lenken.

Vermöge Armeebefehls d. d. Emmendingen, am 20sten October 1796 wird Generalmajor Prinz von Oranien befehligt, mit vier Bataillons und dem Waldeck'schen Dragonerregiment über Riud gegen Buchen vorzurücken und sich mit Feldzeugmeister Grafen Latour zu vereinigen.

Laut Armeebefehls d. d. 21sten October an Feldzeugmeister Latour wird Generalmajor Prinz von Oranien mit einem Bataillon Dietrich und einem Bataillon Bitsch Grenadier, einem Bataillon Olivier Wallis, einem Bataillon Sztaray und sechs Escadrons Waldeck nach Buchen zu marschiren beordert und an Feldzeugmeister Latour angewiesen.

Nach dem Einrücken im dortigen Lager wurden ein Bataillon Sztaray und ein Bataillon Olivier Wallis zum Corps des Feldmarschallieutenants Mels-Colloredo instratirt.

Zufolge des Marschzettels d. d. Buchen, den 22sten October 1796 für den Marsch aus dem Lager bei Buchen in jenes bei Hausen wird der Generalmajor Prinz von Oranien mit einem Bataillon Retz, einem Bataillon Reisinger, einem Bataillon Dietrich und einem Bataillon Pitsch, Grenadiere, an Feldmarschallieutenant Staader angewiesen.

Vermöge Relation des Feldzeugmeisters Latour d. d. Willstädt, den 19ten November 1796 über die am 24sten October 1796 bei Schlingen vorgefallene Affaire wird dem Generalmajor Prinzen von Oranien, welcher bei der 3ten Angriffscolonne des Feldzeugmeisters Latour, Division Feldmarschallieutenant Staader, die Brigade Erzherzog

Ferdinand drei Bataillon, Nadasti ein Bataillon, Servier vier Compagnien commandirt, wegen seiner rastlosen Thätigkeit und seines besonderen Eifers das wohl verdiente Lob ertheilt.

In der Truppeneintheilung für den 26sten October 1796 für die kais. königl. Truppen vor Kehl erscheint der Prinz von Oranien mit einem Bataillon Erzherzog Anton, einem Bataillon Nadasty, einem Bataillon Benjowsky, einem Bataillon Joseph Colloredo und sechs Escadrons Lobkowitz Chevaurlegers.

In einem aus Mappach, vom 26sten October 1796 datirten, dem Feldzeugmeister Latour zur eigenen Wissenschaft ertheilten Armeebefehl, nach welchem demselben das Commando über das Belagerungscorps von Kehl übertragen wird, ist Generalmajor Prinz von Oranien in der Division des Feldmarschallieutenants Staader mit derselben Brigade, jedoch ohne die Chevaurlegers Lobkowitz.

Vermöge Journals über die Berennung, und später über die Belagerung von Kehl rückt Generalmajor Prinz von Oranien am 3ten November 1796 mit seinen unterhabenden Truppen bei dem Belagerungscorps ein.

Vermöge Original=Belagerungsjournals von Kehl wird Generalmajor Prinz von Oranien wegen seiner bei Eröffnung der Trancheen in der Nacht vom 21sten auf den 22sten November und dem hierauf vom Feinde auf die ganze diesseitige Linie unternommenen Angriff bewiesenen Klugheit und Tapferkeit, und zwar, als durch denselben die vom Feinde eingenommenen und besetzten diesseitigen Redouten Nr. 4 und 5 mit den Bataillons Sztaray und Dalton wieder erobert worden, besonders belobt; bei dieser Gelegenheit wurde dem Prinzen das Pferd unterm Leibe erschossen.

Bei dem vom Feinde des Nachts vom 26sten auf den 27sten November zwischen zehn und elf Uhr mit 1200 — 1500 Mann gemachten Ausfall hatte Generalmajor Prinz von Oranien den Tag in der Tranchee.

Am 28sten November wurde derselbe beordert, mit dem servischen Freicorps den Feind aus dem Dorfe Kehl zu vertreiben; dieser Auftrag wurde auch vollkommen ausgeführt und dieses Dorf sodann besetzt.

Als der Feind des Nachts vom 23sten auf den 24sten December die Bedeckung der diesseitigen Arbeiter bei dem Posthause im Dorfe Kehl mit Ueberlegenheit angriff, diese Bedeckung, sammt den Arbeitern zurückwarf und auch die verlassenen Boyaux besetzte, ließ Generalmajor Prinz von Oranien, welcher mit den Soutiens aus der Parallele vorrückte, sogleich den Feind angreifen und mit vielem Verluste aus den Boyaux vertreiben.

Vermöge fortgesetzten Journals dieser Belagerung vom Feldzeugmeister Grafen Latour vom 1sten bis 5ten Januar 1797, so wie der Originalrelation Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Carl d. d. Offenburg, am 6ten Januar über die Fortschritte der Belagerung hatte Generalmajor Prinz von Oranien bei der Bestürmung und Wegnahme der Schwabenschanze bei Kehl, als der Vorattaque des verschanzten feindlichen Lagers, durch seine bekannte Tapferkeit allen unter seinem Commando gestandenen Truppen den größten Muth und das Zutrauen in seine zweckmäßigen Anordnungen eingeflößt; worüber Se. Majestät der Kaiser auf den vom hochlöblichen Hofkriegsrath über diese Affaire unterm 12ten Januar 1797 Litt. G. Nr. 441 erstatteten Vortrag allergnädigst anzuordnen geruht haben, dem Herrn Generalmajor Prinzen von Oranien, nebst andern Herrn Generals und Officiers, die allerhöchste Zufriedenheit zu erkennen zu geben; auch wurde vermöge Handbillets Sr. Majestät des Kaisers d. d. 21sten Januar 1797 Litt. G. Nr. 734 dem gedachten Prinzen das kleine Kreuz des militärischen Maria Theresiaordens verliehen.

Nach der Dislocation der kais. königl. Armee in Deutschland d. d. 22sten Januar 1797 bei Beziehung der Winterquartiere war Generalmajor Prinz von Oranien bei dem Centrum der kais. königl. Armee in der Division des Feldmarschallieutenants Hotze bei Heppenheim eingetheilt und hatte zwei Bataillons Hohenlohe

und sechs Compagnien vom sechsten Warasdiner Grenzregiment in der Brigade.

Vermöge Handbillets Sr. Majestät des Kaisers d. d. Wien, den 9ten Februar Litt. A. Nr. 1269 und des dabei befindlichen Truppenausweises wurde der Generalmajor Prinz von Oranien auf Antrag Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Carl mit vier deutschen Grenadierbataillons von der Rhein- zur italienischen Armee bestimmt.

Zufolge Relation Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Carl d. d. St. Görgen, den 3ten April 1797 Lit. G. Nr. 3440 hat Generalmajor Prinz von Oranien bei der Affaire bei Neumarkt, den 2ten April 1797 mit seiner aus vier deutschen Grenadierbataillons bestehenden Brigade, durch deren zweckmäßige Aufstellung und standhafte Gegenwehr den vorrückenden Feind so lange aufgehalten, bis das ganze Corps Zeit gewonnen, die drei Stunden langen Schluchten zurücklegen zu können.

Mittelst Handbillets Sr. Majestät des Kaisers d. d. Wien, den 22sten April 1797 Lit. G. Nr. 4316 wird dem Generalmajor Prinzen von Oranien das vacante Infanterieregiment d'Alton verliehen.

Vermöge Hauptdisposition Sr. Majestät des Kaisers d. d. Wien, den 4ten Mai 1797 Lit. A. Nr. 4009 über die Bestimmung der mit den Reserven von Wien und Salzburg sich vereinigenden italienischen Hauptarmee erhielt der Generalmajor Prinz von Oranien auf dem linken Flügel unter Commando des Feldzeugmeisters Grafen Wallis das Commando über das aus vier Grenadierbataillons und zehn Escadrons Husaren bestehende Corps de Reserve.

Nach erfolgtem Frieden zu Campo Formio, den 20sten October 1797, ist dieser Prinz wegen kränklicher Gesundheitsumstände mit Urlaub nach England abgegangen, und in der Zwischenzeit, zufolge Handbillets Sr. Majestät des Kaisers d. d. Laxenburg, den 29sten

October 1797 Lit. G. Nr. 10,810 zum Feldmarschall-lieutenant befördert worden.

Nach dessen im Mai 1798 erfolgter Zurückkunft aus London wurde derselbe vermöge Resolution Sr. Majestät d. d. 30sten Mai 1798 Lit. G. Nr. 4895 bei der italienischen Armee, jedoch ohne für denselben ein Corpscommando zu bestimmen, mit der Kriegsgebühr angestellt.

Mittelst Handbillets Sr. Majestät des Kaisers d. d. Wien, den 23sten Junius 1798 Lit. G. Nr. 5899 wurde Feldmarschalllieutenant Prinz von Oranien beauftragt, in Begleitung des Obersten Marquette vom General-Quartiermeisterstab die neuen italienischen Grenzen und das dortige Truppencorps zu bereisen, und über den Befund unmittelbar den Bericht an Se. Majestät zu erstatten.

Vermöge Handbillets d. d. Wien, den 14ten November 1798 Lit. G. Nr. 11,014 haben Se. Majestät der Kaiser das, durch die Uebersetzung des Feldzeugmeisters Grafen Wallis zur kais. königl. Hauptarmee am Lech, in Erledigung gekommene Armeecommando in Italien an den Herrn Feldmarschalllieutenant Prinzen von Oranien zu übertragen und demselben zugleich den Charakter eines kais. königl Feldzeugmeisters zu verleihen geruht.

Mittelst Vortrags des hochlöblichen Hofkriegsraths d. d. 9ten December 1798 Lit. G. Nr. 11,799 wird Sr. Majestät der Bericht des Prinzen von Oranien über die erfolgte Uebernahme des Armeecommando's in Italien und vorhabende Besichtigung der ganzen dortigen Armee unterlegt.

Laut hofkriegsräthlichen Vortrags d. d. 3ten Januar 1799 Lit. G. Nr. 266 wurde Sr. Majestät dem Kaiser der vom Feldmarschallieut Baron Kray d. d. Padua, den 27sten December 1798 eingelangte Bericht über die am 22sten December d. J. zu Padua erfolgte

Erkrankung des commandirenden Feldzeugmeisters Prinzen von Oranien unterlegt.

Endlich wird unterm 6ten Januar 1799 durch den Feldmarschallieutenant Baron von Kray das unterm 6ten Januar 1799 um zehn Uhr des Morgens zu Padua erfolgte Ableben Sr. Durchlaucht des en Chef commandirenden Herrn Feldzeugmeisters Prinzen von Oranien einberichtet.

Carl Justus von Gruner

von

F. C — r.

Carl Justus von Gruner,

königlich preußischer Geheimer-Staatsrath und Gesandter bei der helvetischen Eidgenossenschaft.

Also bringt das Verhängniß entarteter Zeitalter es mit sich, daß einzelne Männer, das allgemeine Verderben zu steuern, muthig den Kampf beginnen und versuchen, die schlaffen Sehnen des Bogens zu spannen, heraufzuwinden das gesunkene Gewicht der Zeitenuhr; — solches Streben wird im schnellen Wechsel des Leichtsinnes eben so oft erkannt als verkannt. — Die Katastrophe, deren Jammer jene Besseren so gern sühnen möchten, reift unaufhaltsam der Entscheidung entgegen; endlich, aber zu spät, blicken die von der Rachegottin Ereilten nach Hülfe umher — und finden, der schweren Schuld sich bewußt, nirgends Rettung; denn die verkannten Edlen sind schon zurückgerufen hinter die Bühne des Erdengewirres, damit ungehemmt die gerechte Strafe der Weltordnung vollendet werde. —

Solche ernste Betrachtungen dringen sich uns auf bei der Nachricht von dem Tode Justus Gruner's, des deutschen Mannes, der in den Tagen der Bedrückung des Vaterlandes so unermüdet wirkte für dessen Befreiung, nach errungenem Siege für die Sicherstellung des zerrütteten Wohles der bürgerlichen Gesellschaft. Jene Befreiung gedieh nur bis zur Vertreibung fremder Kriegsschaaren; die heimischen Feinde, Verrath, Schlechtheit, Unrecht und Vorurtheil, Argwohn und Schlaffheit, drängen sich

um so anspruchsvoller auf das errungene Schlachtfeld und rufen Traumgebilde hervor, welche — nicht Siegesmale — Zerstörungswerkzeuge werden.

Wer giebt uns Gruner's Leben, des Mannes, dessen Willen und Streben nie zweifelhaft war, selbst wenn seine Eigenthümlichkeit im Conflicte der Zeitereignisse räthselhaft oder abenteuerlich erscheint? — Hier ein Wahrzeichen seiner Ruhestätte. — —

Johann Christian Gruner, fürstlich osnabrückscher Vice-Kanzleidirector und Consistorialpräsident, wie auch Doctor der Rechte, gehörte zu den ausgezeichnetsten Männern Osnabrücks; er besaß in gleichem Maaße das Vertrauen des Fürstbischofs und seiner Mitbürger, wenn er gleich nach seiner Amtsstellung häufig veranlaßt wurde, die Rechte des ersteren gegen die Ansprüche der Stände zu vertheidigen. Wenn die Streitigkeiten zwischen dem Bischofe und den Ständen oft Parteiungen veranlaßten, so war er dafür bekannt, daß das strenge Recht, als solches, immer die Norm seines Strebens blieb; hieraus erwuchsen Achtung und Liebe der Mitbürger zu ihm, die Frucht eines rechtschaffenen Lebenswandels in treuer Pflichterfüllung, die Gruner mit seinem edlen Freunde, Justus Möser, theilte, der im Gegensatze, als ständischer Beamter, oft gegen den Fürsten wirkte. Besondere Verdienste erwarben sich beide um ihr Vaterland durch Einrichtung einer wohl organisirten Landes- und Sicherheitspolizei, die in jenen Gegenden Westphalens um so nöthiger war, da die zusammenstoßenden, verschiedenen Landesterritorien manches Raubgesindel begünstigten. Als sein Sohn späterhin in einer Schrift des geliebten Vaters strenge unparteiische Gerechtigkeitspflege gedenkt, fügt er hinzu: „Warum sollte der Sohn nicht die öffentlichen Verdienste eines Vaters erwähnen dürfen, den das dankbare Vaterland nie vergessen wird? — Er hat ja für dieses gelebt. — Als Fiscus befreite er in frühern Jahren das Land von einer ungeheuern Räuberbande; als Syndikus der Stadt hob er diese; und endlich als Director des Justiz- und Ober-Polizeiwesens hat er unmittelbarer, als Möser's vertrauter Freund mittelbarer Weise unendlich viel Gutes gethan. Seine ungeheure Arbeitsamkeit raffte ihn in der Blüthe seines Lebens von seinem thaten-

vollen Bestreben weg. Das Land weinte Eine Thräne. So lange es nur noch einen dankbaren Bürger nährt, wird sein Name im segnenden Andenken bleiben. Einen biederern Patrioten kann die Welt nicht haben. — Theurer verehrter Schatten! sollte ich je einen andern Weg wandeln können, als den deinigen!" — In der Fülle seiner Kraft ward Gruner durch den Tod entrissen seinem Wirkungskreise und einer geliebten Gattin, Eleonore Wilhelmine geborne Bauermeister, welcher er den süßen, aber schweren Beruf hinterließ, Ernährerin und Erzieherin von zwölf unversorgten Kindern zu seyn. Diese heilige Pflicht und der gediegene Werth eines religiös frommen Gemüthes hielten die in ihrem hohen Lebensglücke so schmerzlich verletzte Frau bei dem Verluste des Gatten aufrecht. — Gruner galt bei einem einträglichen Amte für einen bemittelten Mann; nach seinem Tode aber zeigte sich das eigene Vermögen und ein Theil des Heirathsgutes seiner Gattin versteckt in Unternehmungen, die auf eine weitere Lebensbahn berechnet waren; besonders gehörte dahin ein großer Hausbau. Die Rechte des Landes stellen das eingebrachte Vermögen der Frauen unter besondern Schutz, wonach es nicht an Rathgebern fehlte, die der Witwe Anschläge gaben, wie sie die Gläubiger des Verstorbenen unbefriedigt lassen und sich selbst verwahren möchte für ihr Privateigenthum. Solches aber verletzte ihren hohen zarten Sinn; es war ihr diese Maaßregel ein Liebesfrevel, eine Verletzung bürgerlicher Ehre; ihr und ihrer Kinder Eigenthum blieb nur das, was sich nach erfolgter Berichtigung aller Forderungen an den verehrten Verstorbenen als Vermögensbestand ergab. Für eine so zahlreiche Familie war dies nicht bedeutend, aber Gott verlieh diesem Eigenthume wunderbaren Segen. Auch gedachte der Landesfürst der Verdienste des Verstorbenen durch ein beträchtliches Jahrgeld für die Witwe und für die Kinder bis zum Zeitpunkte ihrer Mündigkeit. So ging Sirach's Verheißung in Erfüllung: „Der Herr verachtet der Waisen Gebet nicht, noch die Witwe, wenn sie klagt." —

Unter diesen Geschwistern war Carl Justus Gruner, geboren zu Osnabrück den 28sten Februar 1777, der fünfte. Justus Möser hielt ihn über die Taufe, daher der Vorname, den er mit besonderer Freude führte, —

nicht, weil nach dem Kalender der Justustag der seiner Geburt war — sondern mit Hinblick auf einen so edlen Pathen, der sich, nach alter echtchristlicher Sitte, in Rath und That mit väterlicher Liebe der Waise annahm. Wie gern erinnerte sich Gruner in späteren Jahren der glücklichen Jugendstunden, die er an der Seite des herrlichen Mannes, auf dessen Gartensitz verlebte! — Die körperlicher Kräfte des zartgebauten Knaben entwickelten sich langsam; man kann fast behaupten, daß jener Ausbildung durch früh vorwaltende geistige Regsamkeit gehemmt worden sey. Weder als Knabe und Jüngling, noch als Mann zeigte er eine kräftige Gestalt. Sein Antlitz unter den hochblonden Haaren würde die Ansicht der Kränklichkeit gehabt haben, wenn nicht das frische, heitere, freie, blaue Auge vom Selbstgefühle des Wohlseyns gezeugt hätte. — Bis zum Zeitpunkte seines Abganges zur Universität blieb Gruner in seiner Vaterstadt, unter der Mutter Aufsicht und Pflege, anfänglich mit einigen befreundeten Gespielen von einem Hofmeister unterrichtet, durchging er nachher vom vierzehnten Jahre an die verschiedenen Classen des Gymnasii seiner Vaterstadt. Rotert, späterhin Prediger, war einer seiner ersten Lehrer und Erzieher seiner Jugend, dessen er in der „Wallfahrt" dankbar gedenkt. — Er zeigte viele Fähigkeit, hohes Ehrgefühl, rastlose Beweglichkeit und einen Freiheitssinn, der zuweilen an Unverträglichkeit grenzte. Dagegen war er dann wieder so kindlich gut und fromm, daß niemand dem Knaben auf die Dauer abhold seyn konnte. Gruner sagt mit vieler Selbstkenntniß: „die Natur hat mich mit einem sehr feurigen Temperament und lebhaften, reizbaren Gefühlen ausgestattet. In den frohen sorglosen Jahren der ersten Jugend zeigten sich nur die schönen Seiten dieser Eigenschaften." — Als ihn die Mutter eines kindischen Vergehens wegen strafen wollte, entfloh er, ohne einen Pfennig Geld, aus Haus und Stadt. Erst nach mehreren Tagen fand man ihn wieder in Hoya, wo er einen Zufluchtsort und vermittelnde Fürsprache, wenn es deren bedurft hätte, bei einer Freundin seiner Mutter gefunden hatte.

Von der frischen Regsamkeit des Knabenlebens erzählt Gruner: „Ich war ein Knabe von zehn Jahren, als ich meine erste Reise, zwei Stunden von meiner Vater-

stadt, zu einer berühmten, jährlichen katholischen Wallfahrt machte. Der Gedanke, einen ganzen Tag von Hause entfernt zu seyn und die Vorstellung des Genusses dieser weiten Reise, ließen mich die ganze vorhergehende Nacht nicht schlafen. Ich weinte, zitterte, betete unaufhörlich, weil es mir nicht möglich schien, diese Nacht zu überstehen und das Vergnügen des folgenden Tages zu erleben. Ein Todtengesang folgte dem andern, und mein Hofmeister, der mich zu sich ins Bette genommen hatte, büßte seinen Schlaf über meine Angst mit ein. Ich ward nicht eher ruhig, bis das wiederkehrende Morgenlicht mich von meinem erhaltenen Daseyn und dem Anbruche dieses genußvollen Tages überzeugte.“ —

Im Besitze guter Schulkenntnisse in alten und neuen Sprachen, wie in den Wissenschaften, unter denen ihn besonders das reiche Feld der Geschichte unwiderstehlich anzog, ging er, sich der juristischen Laufbahn widmend, zu Ostern 1797 nach Göttingen, wo er bis Michaelis 1798 blieb, zurückgezogen und fleißig, in beschränkten Vermögensumständen lebte. In dem dankbar frommen Andenken an seinen Vater fand Gruner den Beruf, für welchen er sich bildete, vorgezeichnet. — Der verdienstvolle Sartorius begann damals seine Laufbahn als akademischer Lehrer; an ihn schloß sich der Jüngling besonders an und war einer seiner ersten, aufmerksamsten und fleißigsten Zuhörer in den Vorlesungen über Politik und europäische Staatengeschichte. Schon in jener Zeit richtete Gruner sein Augenmerk auf den preußischen Staat, obwohl die Aussichten, dort im öffentlichen Amte sein Glück zu machen, sehr unbestimmt seyn mochten. Jedoch trug er in sich das Bewußtseyn der Kraft und die Ueberzeugung, daß er sich auszeichnen müsse. In dieser Absicht sann er darauf, indeß er die Universität Göttingen mit der zu Halle vertauschte, etwas Empfehlendes durch den Druck bekannt zu machen. Nach Sartorius Rathe sammelte er die Nachrichten über die Besserungs- und Gefängnißanstalten zu Philadelphia, welche er unter dem Titel: Versuch über Strafen, nebst einer aus dem Englischen angehängten Nachricht über die Strafgesetze und Gefängnisse Pensylvaniens (Göttingen, bei Rosenbusch 1799), herausgab. —

In Halle nutzte Gruner seine Zeit im wissenschaftlichen Fleiße, im äußern Leben aber oft wild umhergetrieben von der frischen Lust der Jugend. Es stand dort bei dem Infanterieregimente von Thadden der Prinz Wilhelm von Braunschweig, der als regierender Herzog bei Quatrebras blieb. Dieser fand in dem Garnisondienste des Soldatenstandes wenig Unterhaltung, und bei einer brausenden Sinnesart wenig Empfänglichkeit für eine abgemessene Lebensweise. So dienten ihm beständige persönliche Streitigkeiten mit den Studenten zum Zeitvertreibe. Gruner, des Burschenlebens recht froh, nahm als Gegner des Prinzen hieran lebhaften Antheil und blieb nur kurze Zeit in Halle.

Gleich nachher finden wir ihn in seiner Vaterstadt, beschäftigt, sich praktische Kenntnisse in der Criminal- und Polizeiverwaltung zu erwerben, wo er seine Aufmerksamkeit einer Begebenheit widmete, die, mit dem wachsenden Gerüchte, damals in Westphalen und den umliegenden Gegenden großes Aufsehen erregte. Es fand sich nämlich in einem osnabrückschen Dorfe in der Familie armer Landleute ein sechzehnjähriges Mädchen, die im Februar 1798 krank geworden, und nun im zweiten Jahre, ohne den Genuß von Speise und Trank, im selten unterbrochenen Schlummer daliegend, leben sollte. Eine so außerordentliche, mit allen Naturgesetzen in Widerspruch stehende, Erscheinung hatte bereits von den Orts- und Landesbehörden mehrere Nachfragen veranlaßt, besonders aber die Neugier unter allen Ständen geweckt, so daß viele Menschen nach Eggendorf zu dem Wundermädchen gingen, indeß das aberglaubige Landvolk zu ihr, als einer neuen Heiligen, wallfahrtete. Schon im Mai 1799 war, unter vierzehntägiger Bewachung von sechs beeidigten Männern, auf Veranstaltung des Amtes zu Iburg, mit Zuziehung eines Arztes, eine Untersuchung vorgenommen, deren durch Zeitschriften verbreitete Berichte die wunderbare Nachricht bestätigten. Indeß wurde eine zweite sorgfältigere Untersuchung von den Landesbehörden angeordnet, durch eine von der fürstlichen Kanzlei ernannte Commission, deren Mitglied Justus Gruner war. Diese begann die Vollziehung ihres, durch die Localverhältnisse mit vielen Schwierigkeiten verknüpften, Auftrages, in den letzten Tagen des Märzes 1800 mit so glücklichem Erfolge, daß

sie, nach gründlicher Ausmittelung des aus Eigennutz gespielten Betruges, den 17ten April ihre Verhandlungen schließen und die ferneren Maaßregeln der Kanzlei anheim stellen konnte. Dieses Geschäft, bei welchem sich Gruner besonders thätig bewies, veranlaßte ihn, in einer kleinen Schrift: Authentische, actenmäßige Erzählung der Betrügerei eines angeblichen Wundermädchens im Hochstifte Osnabrück, das seit zwei Jahren ohne Speise und Getränke gelebt haben wollte, (Berlin in der Voßischen Buchhandlung 1800) vollständige Auskunft über den Hergang der Sache zu ertheilen. Je merkwürdiger in psychologischer Hinsicht der Vorfall war, um so bedeutungsvoller wird er durch diese mit vieler Einsicht, Gründlichkeit und Treue gelieferte Berichtserstattung, welche für Criminal- und Polizeibehörden wissenschaftlichen Werth hat. Mit besonderem Wohlgefallen verweilt man bei den von der Untersuchungscommission getroffenen Maaßregeln, da sich hier auf erfreuliche Weise die Lösung des schwierigen Problems zeigt, ohne dem Vorwurfe der Härte oder Fahrlässigkeit irgend einen Spielraum zu gestatten, die zartesten Pflichten des Menschenfreundes ins Gleichgewicht gestellt zu sehen mit dem amtlichen Ernste des inquirirenden Richters. — Hier entwickelt Gruner eine der achtungswerthesten Seiten seines Charakters und eine Reife der besonnenen Überlegung, die bei einem leicht beweglichen Jünglinge in Erstaunen setzt. So erzählt er von dem Transporte des angeblichen Wundermädchens aus dem väterlichen Hause nach Borgloh: „der lange gewünschte Transport, die Frucht einer fast achttägigen, wahrlich! angreifenden physischen und moralischen Anstrengung, war nun endlich erreicht. So sehr diese frühe Empfindung unsern Muth belebte, so ward sie doch durch andere damit gemischte Empfindungen zur höchsten Spannung. Die Furcht vor der Dazwischenkunft des wüthenden Vaters, das Klagen und Jammern der Mutter und Geschwister, noch weit mehr aber die schreckliche Angst vor den traurigen Folgen, die dieser Transport für das Mädchen haben konnte, die man einerseits zwar leugnete, andrerseits aber eben so bestimmt behauptet hatte, reizte alle unsere Gefühle auf und gegen einander. Es wäre vergebens, dem Leser ein Bild unseres damaligen Zustandes entwerfen zu wollen. Er müßte alle unsere klei-

nen, aber erschöpfenden Mühseligkeiten und Gefahren mit überstanden, den innern Kampf gegen einander streitender Beobachtungen und Empfindungen mit durchgekämpft, er müßte für unser augenblickliches Unternehmen und für ein vollkommen festes Resultat desselben eben so heiß geglüht, er müßte die Menschen, die er wegen der Möglichkeit eines geahndeten schändlichen Betruges verachtete, auch eben so sehr wegen des unausbleiblichen Elendes ihrer Lage bemitleidet haben, als wir, um sich in unsere damalige Lage versetzen zu können. Nie hat wohl der matte, entkräftete Wanderer sich mit sehnsuchtsvollem Blicke dem Ziele seiner Reise, das ihm am Ende der mühsam durchwanderten heißen Sandwüste aus freundlichem Schatten entgegenblinkt, nie wohl hoffnungsvoller sich demselben genähert, als wir, auf den vom Mondenschimmer hell erleuchteten Thurm von Borgloh zuschritten. Wir bewegten uns langsam und still, gleich einem Leichenzuge, und theilten uns in die mit diesem Transporte verknüpften unangenehmen Geschäfte. Indeß zwei den Weg untersuchten, die Träger richteten und in Aufmerksamkeit und Ordnung hielten, blieb der bei uns befindliche Arzt stets neben dem Bette der Kranken, um ihren Zustand zu beobachten, und der vierte führte die weinende Mutter und suchte sie zu beruhigen. — Warum sollte ich es dem fühlenden Leser nicht sagen dürfen, daß ich dieses Geschäft übernommen und daß das Beängstigende desselben bei der Angst der Mutter noch mehr erhöht wurde, als die trübe Erinnerung dieses Tages mich plötzlich umschwebte? Es war der Todestag meines geliebten Vaters! Einen so schmerzhaft bezeichneten Tag nun noch durch einen neuen mitverschuldeten Todesfall schwärzer umhüllt zu sehen — wer hätte nicht mit mir davor gezittert, und aus inniger Theilnahme die bebende Hand der in diesem Augenblicke so leicht unschuldig geglaubten Mutter zu den Sternen emporgehoben, aus denen ihm ein theurer Schatten zu winken schien?" — (Seite 64 und 67.)

Mit gleich frommer Sinnesart rief Gruner wenige Jahre nachher der Heimath die Worte zu: „Ich bin mit Liebe von Allen geschieden und Allen bringe ich dies stille Opfer der Liebe. Möge der Segen des Schicksals über einer Stadt ruhen, die eine unendlich gute und unendlich geliebte Mutter, die die verwesten theuern Ueberreste

eines ewig verehrten Vaters, die theure Geschwister und so viele herzlich geliebte Freunde umschließt. — Ewig wird meine Liebe sie umschweben!" —

Hätte Gruner gleich mit seinen damaligen Beschäftigungen den Faden angeknüpft, in dessen Verfolg er im heimathlichen Osnabrück auf Anstellung im öffentlichen Dienst hoffen durfte, so gab er doch diese Aussicht bald wieder auf. Hier war ihm die Welt noch zu eng begrenzt; es trieb ihn hinaus in die weite Welt, wo er Wanderungen und Reisezüge machte, um der Menschen Art und Sitte kennen zu lernen. Manches Interessante aus dieser Lebensperiode berichtet er in der „Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung" (Frankfurt a. M. 1803, zwei Bände), eine Schrift, auf welche er, wie auf seine Autorversuche, späterhin wenig gab, die aber durch Scharfsinn der Beobachtungen, Freimüthigkeit und lebendige Darstellung interessirt, mit manchen Rügen und Aeußerungen aber den Autoritäten der westphälischen kleinen Staaten sehr beschwerlich fiel.

Da er bei der öffentlichen Erscheinung der „Wallfahrt" bereits im preußischen Staate Anstellung erhalten hatte, so machte man es ihm von mehreren Seiten her zum Verbrechen, daß er die preußischen Provinzen Westphalens einer vorzüglichen Auszeichnung werth gehalten. Hiergegen vertheidigt er sich in der Vorrede auf eine Weise, die der preußische Staatsbürger, wie jeder Deutsche, heut zu Tage mit ernster Wehmuth liest: „Theils war ich noch nicht in preußischen Diensten, als ich das erste Bändchen dieses Werkes schrieb, theils ist auch jene Dienstanstellung lediglich eine Folge meines aus reiner Ueberzeugung entstandenen lebhaften Wunsches und freiwilliger Bemühungen gewesen. Vorzüglich darf ich wegen dessen, was ich über den Zustand der preußisch westphälischen Provinzen, und in Vergleichung ihrer mit den dortigen geistlichen Ländern, behauptet habe, auf jeden Unparteiischen — auf jeden Westphalinger selbst mich berufen. Die Vorzüge der dortigen preußischen Besitzungen sind sichtlich und müssen es unter einer solchen Regierung seyn. Denn gern gestehe ich, daß ich dieser ganz anhange, daß ich es für eins der sichersten Beförderungsmittel eines reinen Lebensglücks halte, diesem Monar-

chen zu dienen, für diesen Staat zu arbeiten. Mein politisches Glaubensbekenntniß ist das, welches v. Hippel so wahr und warm ausdrückt: „„Gott weiß es, ich wünsche durch meine Politik nur, daß die Menschlichkeit sich verbreite; daß Ehre würde Gott in der Höhe, Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen. Den preußischen Staat halte ich für den einzigen, welcher dem Despotismus in Deutschland entgegenzuarbeiten im Stande ist, und aus dem Menschenrechte und wahre Aufklärung ausgehen könnte; dies macht mich patriotisch, und aus Patriotismus werde ich politisch, so daß ich ein Mensch und ein preußischer Patriot zu seyn für Eins und dasselbe halte.““ —

Sollte es Hippel sich wohl möglich gedacht haben, daß man dreißig Jahre später unpolitisch werden muß, blos um patriotisch bleiben zu können? — Wenn eine veränderte Stimmung in Deutschland beim Vergleich der preußischen Provinzen mit denen anderer deutschen Fürsten häufig sichtbar wird, wenn man gegenwärtig nicht mehr den preußischen Staat für den hält, welcher dem Despotismus in Deutschland entgegenarbeitet, nicht für den, aus welchem Menschenrechte und wahre Aufklärung ausgehen, so führt dies zu Betrachtungen, über welche zaghaft der Patriotismus gern einen Schleier wirft. — „Welchen Trost sollen wir dir zusprechen, rüstiger, kräftiger Jüngling, (Gruner's Worte,) gewaffnet mit Muth und Entschlossenheit, umgaukelt von schimmernden Erwartungen, rosigen Träumen und lieblichen Hoffnungen? — Nichts des ersteren hättest du bedurft, nichts des letzteren wäre dir geworden. Nur das Andenken jener hoffnungsvollen Zeit wäre dir geblieben, um dich zu mahnen an dein Selbst und dich aufrecht zu erhalten in deinem Kampfe? — Alle meine Träume erwachten, die Wirklichkeit sank vor ihnen zusammen und die Gegenwart schien mir ein ödes Stoppelfeld ohne Frucht und Saat! — Der Glückliche hält sich an die frohe Gegenwart; nur der Unglückliche sucht in dem fernen schwankenden Schatten der Vergangenheit Schutz und Labung vor der verzehrenden Schwüle seines Grames. Wohl dem Armen! wenn dann im dunkeln Hintergrunde eine Lichtgestalt wandelt, die ihn freundlich anblickt, die verstorbene Hoffnung mit schmerzlichem Genuß zurückruft und ihm auf seinem Dor-

nenwege leuchtet. Aber wehe dem, dem kein sanfter Strahl blinkt, den keine liebende Hand leitet, der im tiefen Dunkel allein umhertappt — ohne Aussicht, ohne Hoffnung, nichts hört als die stürmischen Wogen seines verlangenden Herzens, nichts sieht als eine düstere Zukunft, nichts fühlt als den zerstörenden Kampf seines Inneren, und sich in dumpfer Bangigkeit auf das mühsame Ziel hinwindet. — Der Mensch wird nur durch Erfahrung weise. Je bitterer und schmerzlicher das Schicksal ist, das ihn trifft, um so klüger und besser kann er werden. Das ewige Reich der Wahrheit und Sittlichkeit kann nur auf den Ruinen der Leidenschaften erbaut werden, und das Herz ist zwar ein williger, aber schwankender und gefährlicher Führer, wenn nicht das Gefühl der Pflicht sein Stab und Compaß ist. Doch wir alle irren dahin auf dem stürmischen Meere des Lebens und scheitern an den Klippen der Begierden, bis wir selten und spät den Hafen der Ruhe erreichen!" —

Zu diesem gelangte Gruner nur im Grabe; jene Worte aber bilden den Spiegel seines verhängnißvollen Lebens. —

Den Gesichtspunkt, aus welchem seine damaligen Reisen zu betrachten, giebt er bestimmt an: „Mein Wirkungskreis war beengt, meine Verhältnisse drückend; meine Kraft im Streite mit meiner Schwäche. Meine augenblickliche Lage ließ keine Aussicht zur Aenderung. — Losreißen von dieser und all den sie begleitenden Empfindungen — das ward endlich mein Wille, weil ich erkannte, daß ich es sollte. Mich trennen von den Eindrücken, die mich bestürmten, abwerfen die Verhältnisse, die mich drückten, meinen engen Wirkungskreis erweitern, wie konnte ich das besser, als durch — Reisen? — Reisen wollte ich, nicht nur um Länder und Städte, sondern Menschen und ihre Verhältnisse zu sehen. Beruhigen wollte ich mich, nicht an dem Glanze der Höfe und dem Freudentaumel der Städte — an der Beobachtung des menschlichen Fortschreitens, an der Verschiedenheit menschlicher Schicksale. — Belehren wollte ich mich, nicht durch Sammlung antiquarischer und statistischer Merkwürdigkeiten — durch die Verschiedenheit menschlicher Verhältnisse und ihrer Wirkungen. Helfen wollte ich, nicht

durch den Klang eines Metalls, das ich selbst nur kärglich besaß — durch Theilnahme, wo ichs vermöchte, und durch Aufmerksamkeit auf niederdrückende Mängel und Gebrechen, die ich einst denen vorstellen wollte, die meinen bloßen Willen thätig machen könnten. — Kurz! beobachten wollte ich Andere und mich selbst. In den Gegenständen und Ereignissen um mich her wollte ich die verschiedene Empfindens= und Handelnsweise fremder, in ihren Eindrücken auf mich den Gang meines eigenen Herzens kennen lernen. Jede momentane Empfindung wollte ich festhalten, jede Aufwallung erhaschen, ihre Ursache aufsuchen, um so einst ihre Folgen berechnen, und mir das Resultat im Allgemeinen und für mich selbst bestimmen zu können." — Sein fester Grundsatz war schon damals und blieb es: „Entschluß und That müsse Ein Augenblick seyn." — Nach solchen Geständnissen begleitet man den Reisenden mit verdoppeltem Interesse und findet auch genußreiche Unterhaltung in den Mittheilungen, welche den Neuling in den Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft verrathen; selbst in jugendlicher Beschränktheit offenbart sich der rege Eifer für Menschenwohl, Vaterlandsehre und Regierungsweisheit, indem er sich selbst zuruft: „„Elend macht menschlich,““ sagt man, und mit vielem Rechte. Aber nur fremdes Elend; eigenes macht zurückgezogen, untheilnehmend, verstockt. — Aber der Anblick fremden Jammers ruft die tiefsten Gefühle und Kräfte des Herzens auf; an ihm fühlt man die Ungerechtigkeit, die man meistens im Grollen über sein eigenes Schicksal begeht. Eigener Jammer schafft Einsiedler; fremdes, allgemeines Elend — thätige Weltbürger. — Darum reiße dich los, Selbstsüchtiger! von deinem Schmerz; gehe hinaus, sieh das Loos der meisten deiner Brüder — und dort, — nicht über deinen geringfügigen Gram — dort lerne weinen und — handeln! Hilf Andern, und du hast dir selbst geholfen! Trockne fremde Thränen und die deinigen werden versiegen!" — Wir hören den treuen deutschen Patrioten auf den Wegen des Rheines klagen über die fremde Eroberungswuth, welche damals nur erst gedrungen war bis zu den Gestaden des heimathlichen Stromes: „Wie stolz und hoch hat sich mein Herz sonst beim Namen dieses ehrwürdigen vaterländischen Flusses gehoben; wie innig war mir Claudius Rheinweinlied oft von den Lippen geströmt; wie

sehnlich hatte ich dann gewünscht, nur einmal die geseg- neten Ufer dieses Stromes und die prangenden Berge zu sehen, die er befruchtete! Und nun — nun ich darauf hinschwamm — ach! ich fühlte es zu lebhaft, daß jenes **Ehemals nicht jetzt** mehr sey! Wohl loderte der alte Enthusiasmus in mir, aber er wandelte sich in tiefen Unwillen um: denn die reichsten Gefilde des Rheines wa- ren ja nicht mehr deutsches Land, nicht vaterländischer Boden mehr. Die wachenden Schaaren am jenseitigen Ufer waren nicht Teutoniens schützende Völker, sondern Deutsch- lands Bürger wurden hier höhnend empfangen, tyrannisch durchsucht und habsüchtig beraubt von den falschen Frei- heitsaposteln.“ —

In der Glut der Begeisterung wird das Gefühl Re- ligion, das Wort Poesie:

„Woge hin und her,
Meines Lebens Meer!
Steiget, Wellen! Sinket nieder!
Euer Steigen, euer Wandeln
Hallet das Gesetz mir wieder:
Hoffen, glauben, handeln!“ —

Wie fern diese Herzensergießungen sind von erkünstel- ter Declamation, wie sie aus dem innersten Leben hervor- gehen, zeigt sich offenbar, wenn wir auf der andern Seite die unbefangene Mittheilung unreifer Urtheile, leicht ver- letzbarer Persönlichkeit und des gemüthlichen Scherzes beachten. — Unverholen und treu zeichnet er die Züge seiner Individualität und vergißt sogar nicht, wiederholt scherzend zu erzählen, wie das rothe Haar seines Hauptes bald als ein Kainszeichen erschienen (Theil 2, S. 4.3), bald zum Judas Ischarioth ihn habe machen können. (Theil 2, S. 7.)

Zu den späterhin erst zur Reife gekommenen Früchten dieser Reisen darf man zählen, daß er auf denselben Be- kanntschaft mit **Blücher**, damals befehlender General zu Münster, und mit **Stein**, Oberpräsident zu Minden, machte und von beider Persönlichkeit unendlich angezogen wurde, indem er in diesem den großartig thätigen Provin- zialchef, in jenem den tapfern, biedern, gastfreien Kriegs- mann verehrte. —

Wie verschiedenartig die Mittheilungen seyn mögen, die Gruner in der „Wallfahrt“ macht, man ersieht aus denselben ferner, daß Staatsverwaltung, Gerechtigkeitspflege, Feststellung des bürgerlichen Glücks und besonders Beachtung der häufig vergessenen Gefängnisse, Zucht- und Sicherungsanstalten der Hauptgegenstand seiner Untersuchungen und Beobachtungen blieb. Dieses waren die Gegenstände, welche ihn zuerst in die Reihe der Schriftsteller einführten, über die er späterhin den Beruf hatte, als Polizeipräsident der Stadt Berlin, als Polizeichef des gesammten preußischen Staates zu wachen. Man kann mit Recht behaupten, daß er, so unerwartet es auch manchem seyn mochte, wohl vorbereitet jene schwierigen Posten betrat. Bei der Wanderung durch Westphalen, im Herbste 1800, machte sich der regsame Jüngling den Beruf zu eigen, in welchem der Britte Howard unsterblich wurde: er besuchte und untersuchte den Zustand der Gefängnisse, und stattet über den Befund freimüthig Bericht ab. Die dort waltenden Mißbräuche waren ihm so wichtig, daß er selbige zum Gegenstande einer besondern, dem Könige von Preußen zugeeigneten, Schrift macht, des Titels: Versuch über die rechte und zweckmäßige Einrichtung öffentlicher Sicherungsinstitute, deren jetzigen Mängeln und Verbesserungen. Nebst einer Darstellung der Gefangen-, Zucht- und Besserungshäuser Westphalens. Von Justus Gruner. Frankfurt am Main 1802.

Schon in der Vorrede weckt er das höhere Interesse der vollsten Glaubwürdigkeit, da er berichtet, daß er die Besichtigung jener Anstalten nicht auf dem leider gewöhnlichen Wege, nach welchem man sich zu solchem Zwecke bei den vorgesetzten Behörden meldet und dann zur anberaumten Stunde umhergeführt wird, vorgenommen, sondern in den Unteraufsehern und deren Aussagen, wie in der unvorbereitet erhaltenen Ansicht seine Quellen gefunden habe. Gar verständig rügt er, daß wenn sich Fremde bei den höheren Beamten melden, zur Besichtigung eines Zuchthauses oder Gefängnisses erst Vorbereitungen und Reinigungen angeordnet werden, damit alles im besten Stande erscheint. Ist doch dies die gewöhnliche Art, mit der Regierungscommissarien bis zu den Ministern und Fürsten hinauf ihre Untersuchungen auf Reisen vornehmen,

schlecht vorbereitet erscheinen und getäuscht von dannen gehen, so daß die Wahrheit sich denen immer am dichtesten verschleiert, welchen ihr Anblick am dringendsten Noth thut. —

Auf den Wunsch hingeleitet, in den Staatsdienst zu treten, richtete Gruner seine Blicke, nach einem flüchtig aufgefaßten Plane, auf das Badensche, wo in schöner Fürstentugend der Nestor der europäischen Regenten ruhmvoll das Staatsregiment führte, und wohin ihn die vertraute Freundschaft zu dem gleichgesinnten Winter *),

---

*) Winter, jetzt geheimer Referendar zu Karlsruhe und Abgeordneter der Stadt Durlach in der zweiten Kammer der ständischen Versammlung in Baden. Von ihm sagt in der würtembergischen Zeitung, die Tribüne genannt, (Nr. 49, 1819,) ein wahrheitsliebender Mann: „Winter verbindet mit dem Rufe eines durchaus rechtschaffenen und treuen Charakters zugleich den der gründlichsten Kenntnisse und der bewährtesten Geschäftsfähigkeit. Dem badenschen Hause mit innigstem Eifer zugethan, und bei freisinniger Denkart ein entschiedener Fürstenfreund und königlich Gesinnter, wie er sich selbst genannt hat — mußte er für einen der besten Kämpfer gelten, die mit Glück in die Schranken zu senden wären, wenn etwa die Opposition gegen die Grundsätze einer fürstlichen Regierung andrängen möchte. — Herr Winter ist nicht unpassend den Doctrinairs in der französischen Deputirtenkammer verglichen worden, die bekanntlich am nächsten den Ministeriellen stehen, aber nie mit den Ultra's verbunden seyn können, also bei einem durch Ultra's geführten Ministerium in die Opposition, jedoch für die Regierung, nicht gegen sie, eintreten müßten. In seinen Ansichten und Aeußerungen findet sich viel von der Strenge und Herbheit, die so gern an ächten Grundsätzen und gründlichen Kenntnissen haftet, und sich in dem Anschließen an bestehende Ordnung und Gewalt und in dem Bewußtseyn der Treue gegen dieselbe nur noch mehr erhärten muß. Eine Eigenheit, die sich unter den deutschen Geschäftsmännern, und gerade bei den ausgezeichnetsten und erprobtesten, sehr häufig findet, und gewiß nicht am wenigsten dazu beigetragen hat, daß unsere monarchischen Einrichtungen in der Nation so feste Wurzeln gefaßt." —

„Zurückgezogen und dem alltäglichen Treiben der Gesellschaft entfernt, auch dem löblichen Ehrgeize in der Staatslaufbahn wenig zugänglich, lebt Herr Winter unzerstreut seinen Berufsarbeiten und wenigen Freuden. Höherer Geistesbildung ist aber kein Gebiet verschlossen; die Arbeiten W's, wie seine Gespräche, zeigen ihn auch auf denjenigen Feldern der Staats-

mit dem er auf der Universität Göttingen sich innig befreundete, rief. Doch noch ehe dieser Plan zur Ausführung reifte, trat er, den schon früher gehegten Wünschen gemäß, durch Vermittlung des geistvollen, den Musen so innig vertrauten, Generallieutenants von der Knesebeck in preußische Dienste. Er erhielt eine Anstellung bei dem Colonisationsgeschäfte für Südpreußen, wodurch er in Verbindung kam mit dem genialen Rothhardt, (als Kammerdirector verstorben 1804,) und lebte, um die Werbungen zu leiten, im Reiche; bald ward er als Kammerrath von dem dirigirenden Minister von Hardenberg in den fränkisch preußischen Fürstenthümern beschäftigt. Von diesem Zeitpunkte an gehörte Gruner, unter allen sich bald so stürmisch durchkreuzenden Ereignissen, unter allem Wechsel der ihn persönlich treffenden Schicksale, mit unwandelbarer Treue dem preußischen Staate an; wie denn auch seit diesem Zeitpunkte Hardenberg's Wohlwollen für Gruner immer in gleicher Lauterkeit sich bewährte. — Fortwährend machte er viele Reisen im südlichen Deutschland und nach Frankreich, wo er sich in Paris schnell verheirathete, die übereilt geschlossene Ehe jedoch gleich schnell wieder trennte. —

In seinen eigentlichen Dienstverhältnissen, in der geistreichen Behandlung der ihm anvertrauten öffentlichen Wirksamkeit, zeichnete sich Gruner so vortheilhaft aus, daß er 1805 den ehrenvollen Ruf erhielt zum Director der preußischen Kriegs- und Domainenkammer zu Posen, wohin er mit seiner zweiten Gattin, der Tochter des

---

kunst und des Lebens, die sein täglicher Geschäftsberuf nicht berührt, eben so gediegen, gewandt, und kräftiger, als den Gegnern lieb ist. — In der Ständeversammlung nahm er an den wichtigsten Arbeiten lebhaften Antheil. Dem Ministerium gern beipflichtend, so weit dasselbe die Regierung vorstellte, ging er davon nur ab, wenn die Pflicht des Volksvertreters dies gebot. Seine Vorträge waren kraftvoll und würdig, doch schien er sie geschickter in reifer Ausführung des Ueberdachten, als in schneller Behandlung des augenblicklich Dargebotenen. Man war bei ihm übrigens immer auf Reichthum der Gedanken und Eigenheit der Meinung gefaßt, und da Tüchtiges und Zweckdienliches mit persönlichem Gewicht in ihm verbunden war, so entstand immer eine besondere Aufmerksamkeit, wenn er sich zum Sprechen erhob." —

Anspach'schen Oberforstmeisters von Pölnitz, gegen Ende des Jahrs abreiste. Doch kaum hatte er sich hier etwas orientirt, als die Kriegsrüstungen Preußens, bei welchen den Kammern verfassungsmäßig viele Geschäfte anheim fielen, Gruner's ganze Wirkungsfähigkeit in Anspruch nahmen und bald das schnell daher strömende Kriegsunglück mit der feindlichen Invasion seine amtlichen Verhältnisse vernichtete. Unmittelbar vorher, ehe die Franzosen unter Davoust in Posen einrückten, (es geschah den 3ten November 1806,) hatte Gruner mit menschenfreundlichem Eifer Unterstützungsbeiträge gesammelt für die Witwe des auf Buonaparte's Befehl ermordeten Buchhändlers Palm. Während manche Gegner Gruner's sich anschickten, diesen Vorfall als Denunciation bei den französischen Behörden anzubringen, während Freunde hiernach über sein Schicksal in Sorge waren, überreichte er das Collectenverzeichniß an Davoust unmittelbar mit der Bitte um einen Beitrag für eine Unglückliche, welche an der gegen ihren Gatten erhobenen Beschuldigung keinen Theil habe; und der französische Marschall schien die Unbefangenheit nicht übel zu deuten. Er unterzeichnete eine bedeutende Unterstützungssumme. — Doch war Gruner's Stellung als Mitglied der neuangeordneten Verwaltungscommission sehr gefahrvoll; er entfernte sich, da er sich überzeugt hatte, daß er selbst, bei der größten Selbstverleugnung, nichts Gutes für das preußische Interesse mehr zu wirken im Stande sey, heimlich aus Posen und kam mit vieler Gefahr nach Königsberg. (Siehe Allgem. preuß. Personalchronik 1820, S. 55.) Ein früherer Bekannter, der im patriotischen Eifer aus dem nördlichen Deutschland eine beschwerliche Flucht dorthin wagte, fand ihn in den ersten Tagen des Junius 1807 in Königsberg. Des Wiedersehens Freude und Wechselerguß ward, im vertrauten Gespräche, durch Hoffnungen für den glücklichen Erfolg des begonnenen Feldzuges gehoben. Doch schon am 12ten Junius traf die Nachricht ein von dem Durchbruche der Franzosen bei Kreuzburg. Noch ward die Trauerpost dem Publicum, das mit den glücklichern Begebenheiten vom 10ten bei Heilsberg beschäftigt war, verschwiegen. Gruner und sein Freund flohen in der Nacht, begleitet von Kosacken und Baschkiren, über Pogaun, Labiau und Szameitkehmen, umleuchtet von brennenden Dörfern, und am frühen Morgen durch die

bebende Erde von der erneuerten Wuth des Schlachtkampfes benachrichtigt, nach Tilsit, wo er auf Rüchel's Geheiß dem Staatskanzler von Hardenberg die Nachricht brachte, daß Bennigsen den 13ten bei Bartenstein und den 14ten bei Friedland die Schlacht wieder annehmen werde und auf den glänzendsten Erfolg zu hoffen sich berechtigt halte. — Doch es war anders beschlossen im Rathe der Vorsehung, damit das Schicksal erfüllt werde. — Auf den ebengenannten Schlachtfeldern siegten von neuem Napoleon's Adler, die russische Armee, unendlich geschwächt, überließ den Siegern die letzten Bruchstücke der bis dahin festgehaltenen preußischen Länder und zog sich zurück, um gegen den andringenden Feind den eigenen Boden zu vertheidigen. — Da folgten Trauerposten auf Trauerposten, deren unglücklichste der Friede von Tilsit war. Wie er preußischer Seits abgeschlossen, wie er Preußen von der Willkühr des übermüthigen Siegers gegeben wurde, ist bekannt. Gruner war in diesen Tagen in Memel, traurig, aber gefaßt, nur selten, in den Stunden völliger Abspannung, bis zum dumpfen Hinstarren entmuthigt. — An einen künftigen Lebensplan dachte er nicht; aber sein Haß gegen Napoleon's Eroberer= und Zerstörerwuth erhielt einen festeren Charakter, wie die Würdigung eines entarteten Zeitalters, das sich unfähig zeigte, des Einen Mannes Vermessenheit zu zügeln. — Als Königsberg bald nachher von den Franzosen geräumt wurde, fand sich Gruner dort ein, würde vom Minister Stein bei den Arbeiten zur Reorganisirung des Staates gebraucht und bewährt gefunden, wie überall, wo ein tüchtiger Zweck und ganze Maaßregeln auf großartige Weise ins Werk gerichtet werden sollten; wogegen, wie es später zuweilen bemerklich wurde, er es nie recht zu Sinne machen konnte andern Leuten, die in der unfähigen Kraftlosigkeit vorgeben: das Beste stecke noch im Hinterhalte und bräuche zur Zeit nicht offenbar zu werden. Gruner haßte die an hergebrachten Formen ihre Haltung suchende Schlechtheit, Halbheit und Kraftlosigkeit und erntete von diesen weit verbreiteten Cardinaleigenschaften des Zeitalters in billiger Erwiederung gleiche Abneigung.

Von Königsberg kam Grüner im Anfange des Jahres 1809 nach Berlin, wie es hieß, um die neue Städte=

ordnung dort einzuführen. Bald kündigte er sich, unterm 8ten April 1809, auf eine originelle Art in den dortigen Zeitungen an: als vom König ernannter Polizeipräsident der Stadt; auch unterzog er sich sogleich mit großer Thätigkeit allen Verpflichtungen dieses, besonders damals äußerst schwierigen, Amtes. Ein richtig beobachtender Augenzeuge erzählt in der preußischen Staatszeitung (im 23sten Stück 1820): „Den Meisten bis daher gänzlich unbekannt, lockte er durch diese ungewöhnliche Weise der Eröffnung einer ihnen allen wichtigen Angelegenheit die Aufmerksamkeit Aller auf sich, und sie fanden den eigenthümlichen Mann, den sie erwarten durften, und in ihm lebendige Thätigkeit nach allen Seiten hin gerichtet, freie, neue Ansichten, ohne Verletzung nothwendiger Formen, großartige Behandlung oft kleinlicher Geschäfte und festes Vertrauen einflößende Haltung in geltenden Augenblicken jener großen Zeit.“ — War es doch der Augenblick, wo im Drucke des an politische Vernichtung grenzenden Unglücks in Preußens Hauptstadt eine geistige Regsamkeit sich zeigte, die die Bewunderung aller tugendlich gesinnten Menschen auf sich zog. Die neue Städteordnung weckte große Ideen und machte das Bürgerthum auf eine Weise mündig, welche der verjährten Autorität der bisherigen schlaffen Staatsverwaltung einen sehr verhängnißvollen Kampf drohte, der indeß erst zum Ausbruche kommen konnte, nachdem die feindlichen Heerschaaren vertrieben und die Nationalselbstständigkeit gesichert waren. — Während die heilige Flamme des Hasses gegen die Buonapartesche Zwingherrschaft nicht unterdrückt, sondern liebend gepflegt werden mußte, sann man darauf, geheim nach außenhin den Kampf auf Leben und Tod vorzubereiten, — und zu verzögern, bis ein günstiger Augenblick den glücklichen Erfolg verbürgte. — Als Polizeipräsident stand Gruner mitten inne zwischen dem Volkswillen, seinen eigenen Hoffnungen und den lauernden, argwöhnischen französischen Kund- und Botschaftern. Solche sich so wunderbar durchkreuzenden Beziehungen machten eine behutsame Vorsicht nothwendig, die der feurigen Sinnesart Gruner's in anderen Verhältnissen fern zu liegen schien. Seinem Späherblick entging nichts von den französischen Umtrieben; er unterhielt in Deutschland und Frankreich zahlreiche Agenten, die nicht aus Geldgier, sondern nach moralischer Ueberzeugung und Vaterlands-

liebe ihn, von allen wichtigen Ereignissen unterrichteten; die französischen Agenten in Preußen waren von ihm umstellt, wurden sorgsam bewacht und, nicht selten gewonnen. — Er ließ fortwährend mit großer Vorsicht in Deutschland Kriegsbedürfnisse aufkaufen und geheim nach den preußischen Festungen führen. — Bald eine neue Aufregung der Gemüther durch den wieder ausgebrochenen österreichisch-französischen Krieg, der im Volkssinne begonnen, mit Volksmassen geführt, unter den glücklichsten Vorspielen begann. Schill zog abenteuerlich mit seiner muthigen Schaar aus Berlin den 29sten April 1809; er würde diese und sich selbst nicht nutzlos geopfert haben, wäre er nicht getäuscht worden durch voreilige Gerüchte von entscheidenden Siegen, die gegen Frankreich sollten erfochten seyn. Kaum hatte er sich dem Verhängnisse Preis gegeben, so trafen in Berlin die Nachrichten ein von den unglücklichen Kämpfen der österreichischen Heere bei Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg. Im Siegesrausche ward der französische Kaiser unangenehm gestört durch die Botschaft, wie Schill in Westphalen eingebrochen sey. Der König von Preußen wurde genöthigt, die strengste Untersuchung anzuordnen. Chassot, Commandant von Berlin, ein Mann, der die Ehre Preußens und seines Königs treu im Herzen bewahrte, ward der Dienste entlassen und entfernt als ein Sühnopfer des argwöhnisch, rachsüchtig dräuenden Napoleon's. Schill und Chassot waren Gruner's vertraute Freunde, wie Eichhorn und Eckardt, die mit jenem auszogen und dann im Stillen heimkehrten, ohne daß von ihrer Entfernung Notiz genommen wurde. Gruner führte einsichtsvoll und glücklich seine Rolle durch, vermittelte, was nur zu vermitteln war, scheinbar unbefangen den gesellschaftlichen Freuden lebend. Zwar drückten ihn eine Menge von Geschäften, die unter dem Namen der hohen Polizei sich wie ein Höllengespenst der bürgerlichen Freiheit und gesetzmäßigen Sicherheit entgegenstellen. Doch die Volksstimmung war damals, — eine ganz eigenthümliche Erscheinung, — mit jenem Geschäftskreise versöhnt. Der Betrieb desselben war dahin gerichtet, nicht den Nationalsinn zu bekämpfen, oder den freien Mann wegen freier Sinnesäußerung in Fesseln zu schmieden, — sondern um das Nationalwohl liebend zu schützen gegen die nichtswürdigen Umstellungen äußerer Feinde. Gern sagte

sich Gruner in dem Kreise der Vertrauten los von dem Zwange seiner öffentlichen Stellung und sprach aus bei dem Klange der Becher in hinreißender Beredsamkeit, was er bezweckte und hoffte. — Wie ruhmvoll er so auch sein Polizeipräsidium verwaltete, bei der Führung eines solches Amtes konnte es an unangenehmen Berührungen und an Verdruß nicht fehlen; daher legte er im Februar 1811 diese Stelle nieder; von Schlochtenthal ward sein Nachfolger. Er bearbeitete nun das Polizeifach im Staatsrathe, hatte, im Betreff der hohen Polizei, beim Könige den unmittelbaren Vortrag, und vollführte manches nützliche Wagstück, durch welches oft die so wachsame französische Gaunerlist in Schrecken gesetzt wurde. So lebte Gruner bis zum Eintritt des Jahres 1812. Frankreichs Krieg gegen Rußland, Preußens, durch den Drang der Verhältnisse erzwungenes, Bündniß mit Napoleon waren entschieden — da verließ Gruner Berlin — ob eigenwillig, ob in geheimen Aufträgen, ist unentschieden. — Er ging nach Böhmen, wo er, unter Stein's Mitwirkung und mit brittischer Unterstützung, im Wallenstein'schen Friedland und in Prag eine vielseitige Wirksamkeit fand, welche durch vertraute, über ganz Deutschland verbreitete, Verbindungen eine folgenreiche Bedeutsamkeit gewann. Es ist späterhin darüber gestritten, ob von hier der Tugendbund, oder der schwarze, oder der deutsche, oder sonst eine Verbrüderung gegen jedes Zerstörungswerkzeug des auf Recht und Tugend gegründeten, bürgerlichen Glückes ausgegangen, oder in neue Thätigkeit getreten sey? die Entscheidung dieser Streitfrage ist an und für sich ohne Bedeutung, da überall, bei nicht ganz entarteten Völkern, unter dem Drucke der Willkühr, sich Gleichgesinnte zusammenfinden, die gern ihr Leben daran setzen, das bürgerliche Heil ihres Volkes zu begründen in Frömmigkeit, Sitte, Recht und Tugend. Tritt aber solchem Streben Verfolgungssucht entgegen, so entsteht Fanatismus und Lust am Märtyrerthum; Mißgriffe führen zu Verirrungen. —

Gruner lebte nicht in den Träumen einer goldenen Zukunft; er wußte die Gegenwart zu ergreifen; so sann er jetzt zunächst darauf, in unmittelbarer That die französischen Unterjochungswerkzeuge zu zerstören, wobei ihm von brittischer und russischer Seite große Hülfsmittel

zu Gebote gestellt wurden. Sein Plan ging dahin, nach dem Vordringen Buonaparte's durch Polen in Rußland alle Magazine der französischen Armee im Rücken derselben zu verbrennen, und dann durch eine mächtige Insurrection in Deutschland den Hauptschlag zu vollführen. Je kühner er ein so großes Unternehmen vorbereitete und dabei sich berief auf die Mitwissenschaft und Billigung mehrerer damals mit Frankreich verbündeten Mächte, um so weniger konnte sein Treiben ein ungefährdetes Geheimniß bleiben. Manche seiner Aeußerungen wurden aufgegriffen, viele Briefe von ihm aufgefangen; der ihn treffende Verdacht ward dem Berliner Cabinette zur Anzeige gebracht. Die preußische Regierung foderte seine Verhaftung, besonders auf Betrieb des geheimen Staatsraths von Bülow. — Und sonderbar genug, unmittelbar nachdem durch Janke-Gruner in Prag verhaftet war, erhielt der damals zu Giffhorn im Hannöverschen sein Hauptquartier habende Marschall Davoust von einem infamen französischen hohen Polizeiagenten v. —, aus der Gegend von Helmstädt, die Meldung, daß der auf seinem Landgute zu Essenrode lebende, ehemalige westphälische Finanzminister, Graf von Bülow, ein vertrauter Freund des Verrath und Mord gegen Napoleon im Herzen tragenden Gruner's sey, daß man mithin auf des Grafen von Bülow persönliche Haft und auf eine genaue Untersuchung seiner Papiere bedacht seyn müsse. — Davoust erkannte die Nichtswürdigkeit dieser aus der Luft gegriffenen Anschuldigung, (zu welcher den v. — nicht einmal persönlicher Haß gegen den Angefeindeten, sondern nur die Aussicht zu einem Sündenlohne trieb,) und begnügte sich, die schändliche Anzeige mit einer Signatur an den hohen Polizeiagenten nach Braunschweig zu senden, ohne weitere Berücksichtigung. — So ungleiche Schicksale bereiteten die damaligen Zeitläufe zweien Brüdern, deren einer, der geheime Staatsrath von Bülow, mit besonderer Thätigkeit Napoleon's Widersacher verfolgte, während der andere, der Finanzminister Graf von Bülow, Gefahr lief, selbst das Opfer eines hochpolizeilichen Agenten zu werden. — Indeß der Graf von Bülow mit achtender Schonung behandelt wurde, vom schrecklichen Davoust, fand Gruner kein Erbarmen bei seinen Verfolgern; gefänglich eingezogen, seiner wichtigen Papiere und großen Geldvorräthe (über 20,000

Thlr.) beraubt, wurde er von den österreichischen Behörden nach Peterwardein an der slavonischen Grenze abgeführt, wo er der harten, schlechten Behandlung fast erlag. Dort saß er als Staatsgefangener und harrte sehnsuchtsvoll auf Erlösung, die endlich, obgleich sehr langsam, erfolgte, als Oesterreich im Jahre 1813 am 11ten August selbst den Kriegsschauplatz gegen Frankreich betrat. Gruner wurde als kaiserlich russischer Staatsrath vom russischen Cabinette zurückgefordert, aber seine Befreiung sehr verzögert, wovon die Ursache darin liegen mochte, daß mehrere seiner aufgefangenen Briefe sehr bittere Aeußerungen über den Minister von Metternich enthielten.

Abgerissen und abgezehrt traf Gruner in Berlin ein und eilte nach wenigen Tagen gen Frankfurt am Main, wo Stein mit der Centralverwaltung die Generalgouvernements bildete, um nicht durch gewohnte Schwerfälligkeit und Einheitslosigkeit verfehlt zu sehen den Augenblick, in welchem alles auf eine schnelle Entwicklung der Streitkräfte des befreiten Deutschlandes beruhte. Wie Stein selbstständig im Namen aller Verbündeten handelte, so auch die von ihm bestellten Generalgouverneurs, die sich nicht darauf beschränken durften, auf einem weichen Präsidial- oder Gouverneurpolster sich mit langgeschweiften Collegien, viel kostenden Müßiggangsanstalten und tief bückenden Clienten zu umgeben. Wer vor Stein als tüchtig befunden werden wollte, mußte großartig sich zu regen wissen, in richtiger Erwägung der ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Verwirklichung des Einen großen Zweckes. Hier fand Stein an Gruner seinen Mann; ihm wurde das Generalgouvernement des Niederrheins vertraut, Düsseldorf sein Wohnort und der Punkt, von welchem aus er die Bewunderung Aller auf sich zog, indem er mit beispielloser Gewandtheit und Kraft, Einsicht und Erfolg ein Chaos sich durchkreuzender Forderungen ordnete und schnell große Hülfsmittel für den Nationalkampf hervorrief. Selbst wenn man fürchten mußte, daß der Funken und Feuer sprühende Mann sich verlieren könnte in Vermessenheit oder in Abschweifungen, die ans Abenteuerliche grenzten, war er selbst es, der, wie mit einem Zauberschlage, jede Besorgniß beseitigte, und dann dastand in ruhiger Würdigung seines ernsten

Berufes. So kam es, daß Alle die großen Resultate seiner Verwaltung anerkennen mußten; selbst die, welche nur Einzelheiten aufzuraffen und damit ihr Spiel zu treiben im Stande sind. — Jetzt eilte Görres, mit Gruner in vertrauter Freundschaft, kaum von einer, durch Hülfeleistung in den Lazarethen sich zugezogenen, Krankheit genesen, zu ihm, um hervorzutreten, jeder in seinem Berufe. Kühn sprach sich Görres aus in dem rheinischen Merkur in hinreißender Beredsamkeit, mit den besten Nachrichten versehen von Gruner, der selbst oft das Wort nahm. Auch ernannte dieser Görres zum Director des öffentlichen Unterrichts in den Rheinlanden seines Gouvernements. Beider wechselseitige Freundschaft bewährte sich in ungetrübter Treue bis dahin, wo der Ueberlebende dem früh dahin Geschiedenen Seneca's Worte nachrief: Non perdidit lucem amicus noster; sed securiorem sortitus est. Omnibus ille nobis communis est iter. — Quid fata deflemus? — Non reliquit ille nos, sed antecessit! —

Gruner machte sich durch das Ungewöhnliche, Rasche seiner Handlungsweise viele Feinde; aber auch unter den hochsinnigen Zeitgenossen der liebenden Freunde Viele. Wenn wir ihm Glück wünschen, jener widerwärtige Gemüthsstimmung erworben zu haben, so mag es hier die rechte Stelle seyn, des Mannes treuliches Geständniß in Betreff seiner freundschaftlichen Verbindungen beizubringen: „Du beschuldigst mich," sagt er, „vielleicht heimlich der Eitelkeit, daß ich so viele Freunde aufzeige. — Wahrlich, auch dann thätst du mir Unrecht. Es ist zwar mein höchster Stolz, meine innigste Freude, die Achtung achtungswerther Menschen zu besitzen und manche Edle meine Freunde in Wort und That nennen zu können; aber es ist nicht mein Verdienst. Ein gütiges Geschick hat mir viele hohe herrliche Menschen zugesellt auf meinem Lebenswege; ich vermochte ihnen nichts zu geben, als ein warmes treues Herz. Das gab ich ganz, und es hat sie mir erhalten. Sollte ich dir nun nicht sagen dürfen, wie das Schicksal mich erhob, mich wieder aufrichtete durch eben das Herz, wodurch es mich niederschlug? — O, laß mir die Hoffnung, daß du bei jedem Wiedersehen, das ich dir erzähle, dich eines ähnlichen Auftritts aus deinem Leben erinnerst!" —

So der Freund; der Patriot blieb auch in der Bürde vielverwickelter, öffentlicher Geschäftsverhältnisse derselbe, der einst als Jüngling dem gleichgesinnten Jünglinge auf heimathlichen Boden zurief: „Dir reiche ich brüderlich die Hand. An der Pforte Westphalens schwöre auch du, eine Säule des Vaterlandes zu werden; ernst und fest im Gefühle der Pflicht, von dem Strome der Leidenschaft unbewegt, durch dich selbst zu bestehen, wie jene ehrwürdigen Gebirge dem rauschenden Flusse trotzen, und — ewig gleich fest — das erhabenste Schauspiel der Natur darbieten!" —

Bald wurde Gruner's Wirksamkeit in Anspruch genommen auch für die Länder des Mittelrheins, wo er zu Trier eine Zeit lang thätig war, dann aber wieder nach Düsseldorf zurückkehrte. Hier blieb er in dem Zeitraume vom ersten Pariser Frieden (unterm 30sten Mai 1814) bis zur Auflösung des Wiener Congresses (den 10ten Junius 1815) als Generalgouverneur der alliirten Mächte, nicht als preußischer Staatsbeamter, so sehr er auch durch wiederholte Erinnerungen beim preußischen Cabinette eine völlige Sonderung dieser Verhältnisse zu bewirken gestrebt hatte. Jedoch war von dem Augenblicke an, wo die Länderverteilung der Rheingegenden dem Wesentlichen nach diplomatisch festgestellt war, für Gruner persönlich entschieden, daß er nach der Auflösung des Generalgouvernements in den preußischen Staatsdienst zurücktrete; bis dahin war er hinsichtlich seiner Landesverwaltung allein den von der Centralverwaltung zu Frankfurt ertheilten Bestimmungen verpflichtet, nach welchen er während des Wiener Congresses bedeutende Summen der Landeseinkünfte nach Rußland absandte. —

So auf der einen Seite rücksichtslos seinen Beruf erfüllend, suchte er auf der andern in seinem Wirkungskreise mit der großen Männern zu Gebote stehenden geistigen Macht dem preußischen Staate und seinem Könige die Liebe der Rheinländer zu gewinnen, diese mit der Aussicht, der preußischen Monarchie einverleibt zu werden, zu befreunden. Wenn Gruner's Verwaltung durch das Gegenbild einer ganz entgegengesetzten Handlungsweise ins Licht gestellt werden sollte, so brauchte man sie nur zusammenzustellen mit der engherzigen und selbstsüch-

tigen Schwäche anderer Machthaber jener Tage, die, um doch etwas für sich zu haben, mit sogenannter Rechtlichkeit und patriotischer Gesinnung prunkten. Wenn mancher von Gruner im hohen Sinne gestreuter Saame bald im Keime erstickte, bald durch zu üppige Zeitigung fruchtlos dahin welkte, so lag der Grund davon in einer unglücklichen Verkettung der Umstände, welche die Zukunft ernst genug rügt — und büßen muß. — Ein Beobachter Gruner's sagt von ihm: „Er war ein lebenskräftiger, lebenslustiger Mann, der Beredsamkeit und Darstellungsgabe in hohem Grade besaß; dem alle ins Leben eingreifende Kenntnisse, scharfer Blick und große Fassungsgabe eigen waren. Heftig, lebendig, leidenschaftlich — bis zum Jähzorn; aber auch gutmüthig, nicht rachsüchtig, schnell sich entzweiend, noch schneller wieder versöhnt. Als Staatsbeamter mußte er Leute neben sich haben, die er achtete, um ihn beim wilden Rausche des Sturmes auf der rechten Bahn festhalten zu können." — Was in diesen Worten Tadel zu seyn scheint, wird hohes Lob, wenn man erwägt, daß der Haß des Schlechten das Lebenselement kräftiger Männer seyn muß: der Engel mit dem feurigen Schwerte hält, nach der Bibel, Wache an der Pforte des Paradieses. —

Buonaparte gewohnt, die Zeit, in welcher seine Feinde Berathungen hielten, zu Thaten zu benutzen, zündete, während in Wien diplomatische Umtriebe aller Art Statt fanden, noch einmal die Kriegsfackel über Europa an. Er landete an Frankreichs südlichen Küsten, hielt einen Siegeszug bis Paris, ordnete von neuem seinen Kaiserstaat, bildete ein neues Heer und — überfiel die in den Niederlanden bereit stehenden Armeen seiner Gegner. Aber sein Despotismus, um so schrecklicher, da er von so eminenter Geisteskraft gehoben wurde, — zerschellte in den Gefilden von Belle-Alliance nach dem Rathschlusse Gottes. — Je näher dem Kriegsschauplatze die Länder, welche Gruner's Leitung anvertraut waren, um so größer sein Beruf und seine erneute rastlose Thätigkeit. Wenn in dem Aufrufe und den Bekanntmachungen, die er damals erließ, dem ruhigen Beobachter eine krampfhafte Ueberspannung sichtbar wird, so ist dies zuzuschreiben dem tiefsten, seine Brust durchwühlenden, Schmerze, der sich seiner bemächtigte, weil er in dem neuen Kriegs-

elende die rächende Strafe für begangene große politische Fehler erkannte. So ergoß sich sein Kummer in der wild aufgeregten Fluth der Worte. Das anfängliche Mißgeschick der verbündeten Waffen entmuthete seinen Geist nicht; er wirkte um so rastloser; der Siegeszug der Preußen und ihrer Verbündeten zerstreute die nächsten Sorgen des edlen Vaterlandsfreundes. Gruner eilte nun nach der Hauptstadt Frankreichs, wo er ehrenvoll aufgenommen wurde; aber, ungeachtet der persönlichen Auszeichnung, Täuschungen mancher Art fand. Vor allen sann der großherzige Fürst, Staatskanzler von Hardenberg, der Gruner's Verdiensten immer Gerechtigkeit widerfahren ließ, dort von seinen vielseitigen Talenten Gebrauch zu machen; beschäftigt sollte er werden; das Wie aber fand in der Ausführung Schwierigkeiten. Bald sollte er die Militärverwaltung der den preußischen Heeren zum Cantonnement anheim gefallenen französischen Provinzen übernehmen; dieser Plan scheiterte daran, daß der Fürst Blücher diesen Geschäftskreis bereits, der Natur der Sache nach, dem Generalintendanten der preußischen Armee, dem Staatsrathe Ribbentrop, übertragen hatte; bald sollte Gruner, Namens der Verbündeten, die hohe Polizei in dem von ihnen besetzten Frankreich ausüben; doch widersetzte sich diesem österreichischer Seits der Gruner'n immer abgeneigte Fürst Metternich. Endlich ward ihm die hohe Polizei von Paris und den umliegenden Gegenden preußischer Seits anvertraut, wo er bei beschränkten Mitteln leistete, was er leisten konnte. Man sah den nützlichen Erfolg seiner Bemühungen, aber man scheute bedeutende pecuniäre Aufopferungen, und so ging es, wie es mit halben Maaßregeln immer geht. —

Waren doch ohnehin nach der Convention über die Besetzung Frankreichs durch die verbündeten Heere, ein diplomatisches Kunststück Talleyrand's und Louis, die Preußen von Paris und seinen nächsten Umgebungen zurückgedrängt, so wurde Gruner's Stellung hierdurch schwieriger und zugleich wichtiger, da bekanntlich selbst die Minister Ludwigs XVIII. den heimlichen Zusammenrottungen der mißvergnügten Franzosen wohlgefällig zusahen, um jedem Lärmgeschrei über unerhörten Druck der Fremdlinge desto mehr Gewicht zu verschaffen. Zu guter Zeit mußten manche fein gesponnene Plane vereitelt

werden, wozu Gruner der rechte Mann war, indeß ihm gegenüber Fouché kein Mittel unversucht ließ, als kühner drohender Berichterstatter bemerklich zu machen: daß mehr als ein Grab mit den Unterdrückten auch die Unterdrücker aufzunehmen bereit sey. — Gleiche Thätigkeit zeigte Gruner für die Ausführung der gerechten Maaßregel, wonach die von den Franzosen geraubten Kunstschätze den Eigenthümern zurückgegeben wurden; alle französische Wendungen, versuchte Verheimlichungen und Denou's Zaudern halfen diesmal nichts. Dagegen blieben die Franzosen, obgleich auf dem Schlachtfelde besiegt, in gewohnter Ueberlegenheit auf dem Kampfplatze der diplomatischen Politik, die bei den Friedensunterhandlungen dasjenige in dunkeln Nebel zu hüllen verstand, was das Schwert und die öffentliche Meinung bereits entschieden hatte. Namens der letztern, wie für das Heil des lieben deutschen Vaterlandes, führte damals, wie immer, Gruner eine kühne Rede, — doch vergeblich. —

Nach Abschluß des zweiten Pariser Friedens vom 20sten November 1815 wurde er preußischer Seits erst für den Gesandtschaftsposten zu Dresden bestimmt, um dort nochmals gegenüber zu stehen dem von Ludwig XVIII. für das königlich sächsische Hoflager bestimmten Gesandten Fouché, der für jede Art der Intrigue seine Meisterschaft überall bekundet. Hierin ward aber eine Abänderung getroffen und der geheime Staatsrath von Gruner, indeß vom Könige mit dem Adelsbriefe beschenkt, ging als königlich preußischer Gesandter nach der Schweiz, wo er zu Bern seinen Wohnort hatte und Gewandtheit als Staatsmann zeigte, indeß er als Mensch sich die Liebe der Edleren jedes Volks erwarb. Wie er als Freund, Bruder, Gatte und Vater die heiligsten Beziehungen des Menschenlebens ehrte, wie er mit dem Vorschreiten zu den reifern Jahren des Mannesalters in ernster Liebestreue den Rausch eines stürmischen Freudenwechsels daran gab, um in der höhern Weihe der Religiosität sein an Erfahrungen reiches Leben zu verklären, wie er so Trost fand, wenn mancher edle Zweck seiner äußern Wirksamkeit scheiterte, wenn er die Verherrlichung seines Vaterlandes, die Sicherstellung des bürgerlichen Wohles im Kampfe mit Schlechtheit und Vorurtheil gefährdet sah, wird ewig unvergeßlich bleiben den Gleichgesinnten, die

allein solchen tugendlichen Sinn zu würdigen wissen; sie werden mit sinniger Liebe bei den Blüthen seines reichen Geistes, bei den Ergüssen seines edlen Herzens verweilen. Darum wollen wir ihn hier wieder redend einführen, wie er sich aussprach bei den Freuden und Leiden, die ihn in seinem Familienkreise trafen.

Kaum in Bern angelangt, erhielt er die Trauernachricht von dem frühen Tode des Sohnes einer geliebten Schwester; da schrieb er ihr: „Ach, guter Gott! was ist irdisches Glück? — Gerade saß ich mit meiner Frau, der uns endlich gewordenen häuslichen Ruhe froh, und davon redend, wie ich Euch unsere Zufriedenheit schildern wollte, da kam Euer Trauerschreiben. Arme Liebe! Arme Eltern! — der gute Junge! so früh schon mußte der Tod ihn ereilen und die schönen blühenden Hoffnungen als welkes Blatt zurückschleudern, von dem nur Einer weiß, was daraus keimt. — — An meinen Garten stößt der Kirchhof, und die Leute haben sich vor ihm gefürchtet, das Haus nicht nehmen mögen. Die Thoren! kommt denn der Tod nicht jeden Augenblick und grins't in unsere Freuden und Erwartungen? Kann das dicht geschlossene Reich der Liebe ihn abwehren, die treue Sorge der Mütter und Freunde ihn erreichen? Ist nicht jedes Wochenbette eine künftige Grabstätte, jede Taufe ein einstiger Leichengesang? — Und da sollte der Anblick der Ruhestätten noch schrecken können? — Wenn ich Abends am Fenster stehe und über die von Häusern und Feldern, von Fleiß und Wohlstand belebte schöne Landschaft hinaussehe zu dem ewigen Gipfel der Jungfrau und des Aarhorns, der mein Gemüth dem Ewigen näher bringt, dann fällt mein Blick gern zurück auf den Leichen- und Friedenssaal unter mir und gern weile ich in der stillen Betrachtung dieses ewigen Contrastes." —

Der Mann, welcher so sinnig beim Leiden seiner Freunde verweilte, mußte in allen Beziehungen des eigenen Daseyns innige Theilnahme finden; denn das Leben der Menschen ist ein Spiegel, der das Bild zurückwirft, welches ihm gegenüber gestellt wird. Jene Theilnahme und die Ereignisse seines friedlichen Hauses, seines treuen Familienkreises wußte Gruner in Verbindung zu setzen mit dem, was für die äußere Wirksamkeit sein Herz er-

füllte bald mit banger Besorgniß, bald mit neubemutheter Hoffnung. — Als ihm im October 1818 ein Sohn geboren wurde, schrieb er den Seinigen: „Der Knabe ist stark und hübsch. — Seine Schwestern jubeln über die Ankunft eines Brüderchens, und nicht nur mein ganzes Haus, sondern die Stadt selbst nimmt Antheil daran. Alles betrachtet die Geburt meines Sohnes am Jahrstage der Befreiung Europens als einen unmittelbaren Lohn Gottes für mich, und wohin ich blicke, sehe ich nur Freudenthränen. Ich aber, überselig, beuge mich im stummen Danke vor dem Ewigen, der so unendlich Großes und Gutes an mir gethan; mein Herz erliegt fast unter den Gefühlen des Glückes und mein ganzes Leben reicht nicht hin, die Vorsehung zu preisen. Es ist keiner Worte fähig dieses Gefühl. Diese unmittelbare Gnade Gottes, welche meine tiefsten Wünsche erfüllt, hebt mich hoch über Alles. Ich sehe, daß die Menschen mir nichts anhaben können und der Herr noch mit mir ist, der in den Schlachten mit meinem Volke gewesen und mein Vaterland gerettet. Anbetung ihm und ewiger Dank!“ —

Es war beschlossen in dem Rathschlusse des Ewigen, daß der Tod nur zu bald dem überglücklichen Vater den Säugling aus den Armen reißt. „Vor drei Tagen,“ schrieb er am 13ten März 1819, „haben wir ihn beerdigt; ach, welche furchtbare Vaterpflicht! Als wir ihn hintrugen, trat eben die Frühsonne hervor; die Alpen glühten in neuer Jugend, die Natur erwachte und die Vögel sangen des Herrn Lob! — Zeichen der Versöhnung, des Wiedersehens! — Aber als sie ihn einsenkten, wo das Licht der Sonne sein mildes Auge nicht mehr erfreut, da mir nun die zarte, freundliche Hülle für dieses Leben entrissen war, da brachen meine Knie und der Trost war dahin! — Ich glaube an dich, Vater! und daß er in deinen Armen ruht; aber du wirst mir auch den Schmerz vergönnen, ihn nicht mehr auf den meinigen tragen zu dürfen! — Der Kirchhof stößt an unsern Garten; da haben wir ihn fast noch bei uns, und das ist unser Trost. Seine Schwestern haben ihm Blumen gepflanzt und werden sie pflegen; aus unsern Fenstern sehen wir seinen Hügel. Der erste Morgen- und letzte Abendsegen geht dorthin. — Ach! er war so schön; vielleicht bin ich zu stolz auf ihn gewesen. —

Ich selbst bin sehr entkräftet; doch halten mich Religion und Liebe!" —

So im Wechsel des irdischen Schicksals wurde sein Gesichtskreis beim Hinblick auf das öffentliche Leben immer düsterer; die Wirksamkeit, welche ihm der Gesandtschaftsposten darbot, war an und für sich sehr beschränkt. Wie er aber mit der treuesten Liebe ergeben war dem deutschen Vaterlande, dem preußischen Staate, seinem Könige und dem sich ihm immer so wohlgesinnt bezeugenden Staatskanzler, Fürsten von Hardenberg, so kam ihm auch von dorther manches Erfreuliche. Im Frühjahr 1819 berichtete er einem Freunde: „Ganz unerwartet empfing ich ein Schreiben vom Staatskanzler mit der Nachricht, daß der König mir jetzt eine Gratification von 2000 Thalern bewilligt habe. — Wie wechseln böse und gute Ereignisse! — Die Summe ist mir nöthig, wie Sie wissen, ich habe mehr als dieses hier zugesetzt; aber den eigentlichen Werth lege ich auf den Act der Gerechtigkeit, erfüllt in verbindlichen Ausdrücken, erfolgt ohne meine Anregung — der erste Beweis freiwilliger, wohlwollender Erinnerung." —

So hielt er dankbar an den Dankenswerthen; verletzte ihn indeß der Undank, so empfand er dieses tief, wohl für den Augenblick dem gerechtesten Verdrusse einigen Spielraum zugestehend; bald aber versöhnt im vollen Bewußtseyn des redlichen Willens und der höheren Lebenszwecke. — So hatte Gruner im Jahre 1816 durch eine feine Aufmerksamkeit von der Schweiz aus die ersten Anschläge der Umtriebe entdeckt, die nachher officiell die Grenobler Verschwörung genannt wurden *). Er gab

*) In allen Zeitaltern und Staaten, wo die Machthaber ihre eigene Sicherheit und die der Staatsbewohner nicht unter ein feststehendes, bürgerliche Freiheit und Verfassung begründendes Gesetz zu stellen wissen, pflegt sich eine Verschwörungsgeschichte an die andere zu reihen; letztere, wie sie officielle Blätter erzählen, mögen geglaubt werden oder nicht, beweisen gewöhnlich Unfähigkeit, kräftiger Weise zu handeln, von der einen, politischen Fanatismus von der andern Seite; plerisque ludibrio, pluribus taedio. (*Tacit.*) — Die neuerlich so oft in Erinnerung gebrachte Grenobler Ver-

durch Sendung eines Vertrauten dem Pariser Ministerium davon heimlich Nachricht; allein er erntete mit dieser aufmerksamen Freundschaftsbezeugung keinen Dank. Die ganze Grenobler Geschichte war dem Ministerium nur zu genau bekannt, und sollte nicht gestört werden, bis ein gewisser Grad der Reife, unter dem Lärme der Verschwörungsentdeckung, die Ausführung außerordentlicher Plane begünstigte; die frühzeitige Anzeige von der Verzettelung fiel daher sehr unbequem. — Gruner hatte richtig gezielt; aber doch fehlgeschossen. — Nicht allein in Frankreich wurde seine hier bewiesene Wachsamkeit getadelt; sie fand auch noch von andern Seiten her Mißbilligung. Vernünftiger Weise konnte Gruner indeß nicht anders handeln, als er, mit genauer Beachtung seines officiellen Standpunktes, that. Irre an ihn werden konnte niemand, der ihn näher zu kennen das Glück hatte: denn er war immer treu seinem Vaterlande, seinem Könige und seinen Freunden, wie wunderlich ihm auch oft die Zeitläufte gegenüber traten. Sonderbar, abschweifend, eigenwillig mochte er oft erscheinen; er selbst fand sich durch sich selbst immer am sichersten wieder zurecht und zeigte in seltener Charakterfestigkeit eine an Verwegenheit grenzende Selbstständigkeit, ein reines, frohes, kindlich unbefangenes, versöhnliches Gemüth, Treue und Liebe. — Schon längere Zeit hindurch konnte es dem aufmerksameren Beobachter nicht entgehen, daß bei dem abenteuerlichen Wechsel seines Lebens, bei der Regsamkeit seines

---

schwörung ist ein Gewebe von Volksbewegungen und von Ministerialwillkühr, welche zuletzt den Knoten löste, indem sie durch sogenannte Kriegs- und Prevotalgerichte den Boden Frankreichs mit Bürgerblut tränkte. Decazes, der als Polizeiminister hier eine gar thätige Rolle spielte und einmal zu zeigen dachte, daß er von seinem Vorgänger Fouché einige Kunststücke erlernt habe, ist oft mit tief einschneidenden Vorwürfen an diese Geschichte erinnert, und der gegen die Aufrührer commandirende General Donadieu konnte der Strafe der Blutschuld nur dadurch entgehen, daß bei der erhobenen Anklage der Staatsrath den Machtspruch that: wider ihn solle wegen der Grenobler Ereignisse eine gerichtliche Untersuchung nicht Statt finden. — Bald nach jenem Machtspruche gesetzhöhnender Willkühr änderte Donadieu die Rolle und forderte selbst gerichtliche Untersuchung des Vorfalles, um sich rechtfertigen zu können wider die Anschuldigung des Mordes. —

kühnen Geistes, bei der Empfänglichkeit für jeden Eindruck, bei der Hoheit seiner Zwecke die irdische Hülle des zartgebauten Körpers einer schnellen Zerstörung entgegenreifte.

Seitdem Gruner in der Schweiz war, kränkelte er und war oft körperlich hinfälliger, als sein äußeres Leben vermuthen ließ. Zu den Familienleiden, über welche er redend vorher aufgeführt wurde, gesellten sich trübe Ahndungen, und die herzliche Theilnahme, welche er an dem Schicksale manches sich selbst verkennenden oder verkannt werdenden Freundes nahm. Der heiße Sommer 1819 verhinderte, daß die sonst so stärkende Gotteslust der Schweiz ihm nicht gedeihlich wurde — daheim in den engen Thälern schwüler Druck — und von fern her Vorzeichen naher Ungewitter. — Er machte kleine Reisen, um sich zu zerstreuen, um seine Gesundheit herzustellen, ohne jene Zwecke erreicht zu haben. Seine Kränklichkeit spricht sich selbst aus in der Gruner's Charakter sonst so entfernt liegenden diätetischen Sorgfalt, mit welcher er seinen körperlichen Zustand beobachtete. Er sandte über diesen Gegenstand an seinen Freund, den Dr. Meyer in Berlin, einen ausführlichen Bericht, der von ärztlicher Umsicht, wie genauer Selbstbeobachtung zeigt und mit den Worten schließt:

„Zu der Schwäche der Lunge tritt eine momentane allgemeine Schwäche, die ich seit dem Tode meines Carls fühle. Sie ist seit lange vorbereitet durch den Mißmuth über meine bürgerliche Lage, durch die ungeahndete, mich langsam aufreibende Einförmigkeit meines Lebens, durch Unthätigkeit und daher entstandene Hypochondrie, durch gänzlichen Mangel an Erheiterung und Erhebung, durch ein stilles Heimweh nach dem Vaterlande, öffentlicher practischer Wirksamkeit und nach den Freunden." —

Mit dem Wintersanfange verließ er unter Sorgen und Uebelbefinden die Schweiz und ging nach Wisbaden. Dort erfreute ihn die Nachricht von der glücklichen Entbindung seiner geliebten Schwester Johanna, verehelichte von Halle zu Berlin; ihr schrieb er unterm 9ten December: „Dem Ewigen sey Dank! Preis dem Allgütigen! Der Herr hat alles wieder gut gemacht. Möge

seine Macht beschützen, was seine Güte verliehen! — — Eine Tochter — das ist ein wahrer Engel des Friedens, die Versöhnerin des Schicksals. Noch hattet Ihr keine. Welche Quelle des Trostes und der Freude, des vielfachen theuersten Genusses für Dich, meine theure Johanna! Nun wird Dir ein neues Leben aufgehen, jeder Tag, jede Stunde Blüthen tragen. Das ist das Schönste, Edelste in der Natur, eine Tochter, in der wiedergeboren die Natur sich verjüngt, und beide in und mit einander erwachsen voll Liebe, Lust und Treue! — Auch Ihr Vaterherz wird überschwenglich reich befriedigt werden, bester Bruder! — Wohl verlangt des Mannes Stolz nach einem Knaben, in dem er sich wiedersehend, noch einmal die fröhliche Vergangenheit durchlebend, den Gleichbenannten auch zum Gleichgesinnten an sich aufziehen möchte. Aber, wo in wahrhafter Ehe die Selbstliebe untergegangen in der Liebe des Weibes, wie beseligend ist da der Anblick der Jugend der Theuren, deren uns unbekannte Tage wiederstrahlen in dem sich entwickelnden Leben der holden Tochter, und wie unendlich tröstend der Genuß dieser doppelten Liebe!" —

„Ja! wenn der Ewige auch früh meine Augen schließen läßt, so haben sie doch das Schönste gesehen, mein Herz hat das Reichste gekostet!" — — So die letzte Zuschrift Gruner's an die Seinigen. —

Indeß man in dem Hause der geliebten Schwester dieses Töchterleins Tauffest anordnete, bei welchem die dem fernen Bruder zugedachte Pathenstelle durch einen Freund vertreten werden sollte, ging die traurige Botschaft ein, daß Gruner mit frommer Ergebung in den Rathschluß der Vorsehung für immer seine Augen geschlossen habe zu Wisbaden, den 8ten Februar 1820. — Umhergeworfen auf den Wogen eines friedlosen Zeitalters, welkte dies herrliche Leben so früh im Schmerze über unvollendete Thaten, doch im Gleichmuthe beim ungleichen Urtheile der Welt des Trostes froh, daß kein redliches Wollen in der unsichtbaren Verkettung der Weltordnung verloren geht. —

Fürst Wrede,

königlich baierischer Feldmarschall.

Von

W — — f.

Fürst Wrede,

königlich baierischer Feldmarschall.

Gerechte Anforderung ist es an die Zeitgenossen hochberühmter und um ihr Vaterland hochverdienter, der Geschichte angehörender Männer, daß jene die Hauptereignisse des Lebens und Wirkens der letzteren mit Sorgfalt sammeln und zu einstiger geschichtlichen, eine dankbare Nachkommenschaft zu folgenreicher Nachahmung auffordernden, Zusammenstellung vorbereiten.

Daß der königlich baierische Feldmarschall, Fürst Wrede, als einer jener um ihr Vaterland hochverdienter Männer der baierischen Geschichte angehört, wird von dem dankbaren Baiernlande anerkannt und solches auch von allen künftigen Generationen desselben anerkannt werden.

Daher mag der in diesen Zeilen entworfene Umriß seines thatenreichen Kriegslebens hier an seinem Orte stehen, und so Manchem nicht unwillkommen seyn, während es dem einstigen baierischen Geschichtsforscher und dem Urtheile der Nachwelt überlassen bleiben muß, dessen Wirken als Staatsmann in den wichtigsten Angelegenheiten des baierischen Reiches, während des Wiener Congresses in den Jahren 1814 und 1815 als außerordentlichen Gesandten, während der Pariser Unterhandlungen in den Jahren 1814 und 1815 rc. gerecht und ohne Leidenschaft zu würdigen.

Dem Urtheile der Nachwelt sey ferner das Resultat des Wirkens des Feldmarschalls Fürsten Wrede seit den nun beendigten Kriegen, in Bezug auf die eingeführte repräsentative Verfassung, als Präsidenten der ersten Kammer der im Jahre 1819 zusammenberufenen baierischen Ständeversammlung, unterlegt; sie, die Nachwelt, erkenne, mit welcher unbestechbaren Rechtlichkeit und strengsten Pflichterfüllung Fürst Wrede das unbegrenzte Zutrauen seines königlichen Herren und Freundes, des hochherzigen Maximilian Josephs, zum Wohl des Staates und seiner Mitmenschen zu benutzen wußte.

Carl Philipp Freiherr von Wrede wurde als der Sohn Ferdinand Josephs Freiherrn von Wrede, churpfälzischen Geheimen-Rathes und Landschreibers des Oberamtes Heidelberg, und der Freifrau von Wrede, gebornen von Jünger, am 29sten April 1767 in Heidelberg, als der jüngste von sechs Geschwistern, nämlich vier Brüdern und zwei Schwestern, geboren.

Mit besonderer Vorliebe schon in frühester Jugend für den Soldatenstand, konnte blos des Vaters Wille den jungen Baron Wrede zu Vollendung der begonnenen, zu einstiger Civilanstellung erforderlichen Studien vom Jahre 1784 bis Ende des Jahres 1786 auf der Universität Heidelberg vermögen, und von unberechenbarem Nutzen wurde demselben in der Folge jene gut verwandte Zeit. Nur die während derselben erlangte wissenschaftliche und geistige Ausbildung machte es dem Baron Wrede möglich, sich noch vor und nach dem Beginnen seiner militärischen Laufbahn mit glücklichem Erfolge den wichtigsten diplomatischen Sendungen zu unterziehen, sich der wichtigsten ihm gewordenen Aufträge zu entledigen, so wie sie ihm in späteren Zeiten als Heerführer eine Selbstständigkeit gab, welche zu erlangen dem wissenschaftlich ungebildeten Militär nicht selten unmöglich wird.

Die ihm bei der Jubiläumsfeier letztgenannter Universität Heidelberg in erwähntem Jahre 1784 übertragene Stelle eines Marschalls der Studenten vertauschte er bald darauf mit der reelleren eines Hof-Gerichtsrathes in Mannheim, welchen Wirkungskreis er, so wie den eines

Assessors beim Oberamte Heidelberg, bis zum Jahre 1792 beibehielt.

Der in diesem Jahre erfolgte Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich veranlaßte die Aufstellung eines österreichischen Truppencorps unter dem kaiserlich königlich österreichischen Feldzeugmeister Fürsten Hohenlohe zu Schwetzingen, so wie dadurch dem Baron Wrede der glückliche Zeitpunkt erschien, seiner bisherigen Laufbahn eine seiner Neigung mehr zusagende vorbereitende Richtung zu geben. Als pfälzischer Landescommissär bei ebenerwähntem österreichischen Corps angestellt, wurde derselbe von dem Fürsten Hohenlohe, Commandanten desselben, jederzeit mit besonderem, auf dessen ganzes Wesen und hervorstechenden militärischen Eigenschaften sich gründendem, Vertrauen beehrt, dem Baron Wrede erlaubt, in der Militärkanzlei den Gang der Operationen zu beobachten, genannten Feldzeugmeister während der nun beginnenden Kriegsereignisse überall zu begleiten.

Ihm, diesem ehrwürdigen, in der Kriegsgeschichte so rühmlichst bekannten, für die österreichische Armee zu früh verstorbenen Feldzeugmeister Fürsten Hohenlohe verdankt der jetzige Feldmarschall Fürst Wrede größtentheils seine nachher gemachte Carriere; denn nach Beendigung des Feldzuges von 1792 bezeichnete genannter Feldzeugmeister den damaligen Baron Wrede dem österreichischen Hofe als vorzüglich geeignet und würdig, bei der nun unter dem General der Cavallerie Grafen Wurmser am Rheine sich sammelnden großen österreichischen Armee als pfälzischer Oberlandescommissär angestellt zu werden, und der churpfälzische Hof entsprach sogleich der deßhalb ihm gewordenen Anforderung.

Auch während dieses Feldzuges, des Jahres 1793, wurde dem Baron Wrede großes Vertrauen von Seiten des Generals Grafen Wurmser, die oftmalige Sendung in wichtigen Aufträgen in das Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig, ferner die Gelegenheit, den Operationen mit Aufmerksamkeit folgend und als Augenzeuge der verschiedenen merkwürdigen Kriegsereignisse zu höherer militärischer Bildung, so wie das Glück, seinem Hofe die wesentlichsten Dienste zu leisten. Diese letzteren so-

wohl, als auch die wiederholten Empfehlungen des zu Anfang des Jahres 1794 wieder zur Rheinarmee zurückgekehrten Feldzeugmeisters Fürsten Hohenlohe veranlaßten den damaligen Churfürsten von Pfalzbaiern, Carl Theodor, den Baron Wrede zum Titularobersten der baierischen Armee zu ernennen.

In dieser Eigenschaft und als Oberlandescommissär folgte Baron Wrede während des Jahres 1794 dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, während des Jahres 1795 dem General Grafen Wurmser, während der Jahre 1796, 1797 und 1798 dem Erzherzog Carl, so wie mit wahrer Leidenschaft und der folgenreichsten Aufmerksamkeit den militärischen Operationen und Kriegsereignissen, und ohne deßhalb aufzuhören, mit reger Thätigkeit das Interesse seines Hofes und seines Vaterlandes in den verschiedenen Hauptquartieren zu wahren, hatte wohl selten ein Gefecht in dem Bewegungskreise des Barons Wrede Statt, welchem er nicht lebhaft theilnehmend beiwohnte.

Der im Jahre 1798 erfolgte Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Mächten, von welchem man baldigen Frieden als Folge voraussehen zu dürfen glaubte, ward dem Churfürsten Carl Theodor neue erwünschte Gelegenheit des Anerkenntnisses der ihm von dem Baron Wrede geleisteten ausgezeichneten Dienste; er begnadigte denselben mit der Obristengage und ertheilte ihm die Erlaubniß, die Ober-Forstmeisterstelle in der Rheinpfalz durch Kauf an sich zu bringen.

Der Wiederausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1799 zwischen Oesterreich und Frankreich verschaffte dem Baron Wrede den Beweis, daß auch der nach dem Tode Carl Theodors neue Landesherr Pfalzbaierns, der Churfürst Maximilian Joseph, dessen Werth anzuerkennen wisse. Baron Wrede wurde nach München berufen und mit Aufträgen zum Erzherzog Carl nach Klotten in der Schweiz gesandt. Letztgenannter Feldherr äußerte hier den Wunsch, der Churfürst von Pfalzbaiern möge noch außer den, den Bewegungen der russischen Armee folgenden, pfalzbaierischen Bataillons einige Truppen in der Neckargegend zur Disposition des Erzherzogs stellen, und dies wurde der Moment des wirklichen Begin-

nens der militärischen Laufbahn des Barons Wrede; denn nicht allein wurde derselbe nun zum wirklichen Obersten der pfalzbaierischen Armee mit dem Patentsdatum vom Jahre 1794 ernannt, sondern ihm auch die Organisation jenes churpfalzbaierischen Corps in den Neckargegenden übertragen, welche Bestimmung ihn bewog, der Stelle eines Oberforstmeisters zu entsagen.

In unglaublich schneller Zeit gelang es dem nunmehrigen Obersten Baron Wrede, in der Mitte des Jahres 1799 ein vollständiges Bataillon zu errichten, und solches, vermehrt durch die ihm von Seiten des Erzherzogs Carl vertrauungsvoll untergeordneten zwei österreichischen Divisionen Szeckler Husaren und Schwarzenberg Uhlanen, als fliegendes Corps in erwähnten Neckargegenden aufzustellen.

Schon am 14ten October 1799 erschien Wrede nach dem Uebergange der französischen Armee bei Oppenheim, Mainz, Frankenthal 2c. über den Rhein, in dem glänzenden Cavalleriegefechte bei Friedrichsfelde unweit Neckarhausen am Neckar, als ausgezeichneter Militär auf dem Kampfplatze.

Das von Seiten des Obersten Wrede mit den Franzosen begonnene und ruhmvoll beendete Gefecht am 4ten November bei Obrigheim am Neckar, die Bewegung desselben am 5ten November über Aglasterhausen nach Helmstädt, zeigte von dem militärischen richtigen Blick und der Tapferkeit desselben und erleichterte die Bewegungen des österreichischen Hauptcorps unter dem Fürsten Hohenlohe. Die gleich darauf durch den Obersten Wrede erfolgte Beschießung und Erstürmung des Schlosses und Ortes Langenzenn befreiete sein väterliches Erbtheil und die darin befindliche Mutter desselben von verhaßtem, sehr überlegenem Gegner und veranlaßte den Rückzug des letzteren in größter Unordnung nach Neckargemünd. Anerkannt wurde so hochherziges Benehmen vom Helden jener Zeit, dem Erzherzoge Carl. (Siehe Allgemeine Zeitung vom 30sten November 1799. Nr. 534.)

Die am 16ten November 1799 von Seiten der Franzosen abermals ergriffene Offensive zwischen Philippsburg

und dem Neckar zwang die Oesterreicher zu geordnetem Rückzug und gab dem Obersten Wrede aufs neue Gelegenheit, in den Gefechten bei Wiesenbach am 16ten November auf den Lohfelder Höhen, am 18ten November bei Weibstadt, am 20sten bei Wimpfen, am 22sten durch seinen Uebergang bei letzterem Orte über den Neckar und durch die Eroberung der Bagage und der Artilleriereserve der Colonne des Generals Ney mit so schwacher Abtheilung, das ausgezeichnetste militärische Talent und folgenreiche Thätigkeit zu entwickeln.

Die bald darauf von den Franzosen hart bedrängte Feste Philippsburg veranlaßte den Erzherzog Carl zu neuer Offensive, am 23sten November zum Entsatz jener Feste. Folge davon war auch das am 2ten December 1799 statt gehabte glänzende Gefecht bei Löwenfeld, welches die Tapferkeit und Umsicht Wrede's durch Zurückwerfen des linken französischen Flügels unter Sabbathier und Ney entschied.

Auch an der am 8ten December 1799 erfolgten Einnahme von Mannheim nahm Wrede, mit ihm sein kleines unterhabendes Corps, ehrenvollen Antheil und veranlaßte ein am 10ten December vom kaiserlich königlich österreichischen Feldmarschalllieutenant Grafen Sztarray an den Churfürsten Maximilian Joseph erlassenes Schreiben, die militärischen Kenntnisse, die muthvolle Entschlossenheit und Bravour des Obersten Wrede anerkennend.

Der Wiederausbruch des Krieges im April des Jahres 1800 führte auch nach kurzer Ruhe den Obersten Baron Wrede, welchem sein fürstlicher Herr nun den Oberbefehl über eine Brigade des zur österreichischen Armee gestellten pfalzbaierischen Corps unter Generallieutenant Baron Zweibrücken anvertraute, und welche erstere sich zu Heidelberg bildete, in ein thätigeres Leben zurück.

Nachdem derselbe sich in forcirten Märschen zu Anfange Mai's über Duttlingen, Lipptingen der österreichischen Hauptarmee unter Kray genähert hatte, nahm er mit seiner Brigade den glänzendsten Antheil an der Schlacht von Mößkirch, so wie er mit Umsicht am 6ten Mai während vierzehn Stunden die Arriergarde der ganzen Armee

Kray's bis Biberach machte. Während des Gefechtes bei letztgenanntem Orte am 9ten Mai bei Ummendorf aufgestellt, widerstand er den fortgesetzten Angriffen der französischen Division Delmas und deckte nach geendetem Gefechte auf das folgenreichste den Rückzug der österreichischen Armee bis Ochsenhausen, dann sogleich wieder die Vorposten auf der Wurzacher Straße übernehmend.

Groß waren die Anstrengungen Wrede's am 10ten Mai während der Schlacht von Memmingen von zwölf Uhr Mittags bis Abends halb zehn Uhr, die ihm zehnmal überlegene französische Flügelcolonne unter Lecourbe, deren Bewegung die Vereinigung der ganzen französischen Armee diesseits der Iller bewirken sollte, während ihres Laufes aufzuhalten, und belohnend, obgleich bei großem Verluste, das Resultat, den Untergang der österreichischen Armee in den Defileen, auf der Straße nach Mindelheim sowohl als auch auf der nach Illerdiesen abgewandt, den Rückzug derselben nach Ulm möglich gemacht und gedeckt zu haben. (S. Armeebefehl Kray's aus Ulm vom 11ten Mai 1800.)

Der ehrenvolle Antheil, welchen das baierische Corps unter Zweibrücken an dem am 5ten Junius 1800 Statt gehabten Gefechten bei Guttenzell und Weidenbühl nahm, ward auch dem nun in dankbarem Anerkenntniß seines Souveräns für so große geleistete Dienste unterm 15ten Mai 1800 zum General ernannten Obersten Wrede Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung. Nachdem jenes baierische Corps den Rückzug der österreichischen Avantgarde und des ganzen österreichischen rechten Flügels möglich gemacht und gedeckt hatte, machte Wrede mit seiner unterhabenden Schaar in der Nacht vom 5ten zum 6ten Mai mit glänzendem Erfolge die Arriergarde der Oesterreicher bis Holzheim.

Die während des Gefechtes bei Monheim am 25sten Mai 1800 von Seiten Wrede's mit zwei baierischen Bataillons und einer Batterie mit der größten Tapferkeit ausgeführte Wiederwegnahme und Behauptung bis spät in der Nacht der vor genanntem Orte liegenden, bereits von den Franzosen stark besetzten, Höhen, so wie die Deckung des Rückzuges der österreichischen Armee bis Neu-

burg an der Donau gegen den sehr überlegenen Gegner, verdient ehrende Erwähnung in den Annalen jenes Krieges.

Auch an der Schlacht von Neuburg an der Donau nahm Wrede ausgezeichneten Antheil.

So schmerzlich das Andenken an die Schlacht bei Hohenlinden und an den als Folge derselben erlittenen Verlust jedem deutschen, besonders baierischen Manne seyn muß; so wohlthuend ist der Rückblick auf so manche ausgezeichnete That, so manchen dort besiegten, dessen ungeachtet achtungswerthen Kriegers. Der damalige General Baron Wrede gehört zu dieser letztern Zahl. Von Anbeginn der Schlacht bis zu deren Ende kämpfte er persönlich mit der größten Anstrengung und glänzendsten Tapferkeit, und sammelte nach derselben ein aus vorzüglichen österreichischen und baierischen Truppen zusammengesetztes 6000 Mann starkes Corps, welches er mit großer Umsicht und in größter Ordnung in der Nacht vom 3ten zum 4ten December nach Mühldorf, unter gerechter Anerkennung und Zufriedenheit des österreichischen Heerführers, des Erzherzogs Johann, zurückführte.

Der am 25sten December 1800 zu Steuer abgeschlossene Waffenstillstand gab augenblickliche Ruhe dem deutschen Vaterlande und dem General Wrede Gelegenheit, durch seine Persönlichkeit, als Folge der mit dem österreichischen Hofe gepflogenen Unterhandlungen, den Abzug des sehr zusammengeschmolzenen baierischen Corps von der österreichischen Armee nach dem Baiernlande zu bewirken, wodurch jedoch zwischen beiden Höfen eine gewisse Spannung entstand, welche für Baiern um so unangenehmer seyn mußte, als nun die englische Regierung sogleich alle weitere Geldhülfe zu Erhaltung der zahlreichen Truppen aufkündigte.

Jene eingetretenen gespannten Verhältnisse mit Oesterreich zu beseitigen, wurde General Baron Wrede im Februar 1801 nach Wien gesandt, und nicht unrecht an ihrem Platze mag hier eine nicht uninteressante Anekdote als Beweis stehen, wie sehr auch das Glück seinem besonderen Schützling in der Person des Barons Wrede vorzüglich wohlwollte.

General Baron Wrede wurde nämlich, wie gesagt, in jener Absicht, die eingetretene Spannung zwischen dem Wiener und Münchner Hofe zu beseitigen, nach Wien gesandt, und eilte, gleich nach seiner Ankunft sich dienstgemäß bei dem dortigen Gouverneur, dem österreichischen Feldzeugmeister Herzog von Würtemberg, zu melden. Anstatt jedoch in dem Hause desselben über eine Treppe seinen Zweck zu erreichen, führte ihn der betrunkene Lohnlakai noch eine Treppe höher, und Baron Wrede befindet sich ganz unerwartet und überrascht gegenüber von dem englischen Armeeminister, Herrn Wickham, dem er zwar persönlich sehr gut bekannt war, an welchen er jedoch durchaus keine Aufträge hatte. Wickham fängt sogleich mit der Versicherung an, er glaube zu errathen, daß sich die Sendung des baierischen Generals auf die von Seiten Englands an Pfalzbaiern noch rückständigen Subsidien beziehe, er sey jedoch außer Stand, das Geringste in dieser Angelegenheit zu thun. Wrede, ohne die nöthige Geistesgegenwart zu verlieren, geht gleich in den Gegenstand des Gespräches den Umständen gemäß ein, und endlich bewilligte der englische Minister aus persönlicher Rücksicht und Freundschaft für Wrede, die Auszahlung einer Abschlagssumme von 200,000 Gulden, welches Resultat so unvorhergesehener glücklicher Unterhandlung der baierische General mit um so größerer Freude seinem Hofe allerschleunigst mittheilte, als die Folge so unglücklichen Krieges große Geldverlegenheit an jenem vorherrschend gemacht hatte.

Die eingetretene Waffenruhe in Deutschland während des Zeitraumes von 1801 bis 1805 nahm die ganze Thätigkeit des Generals Baron Wrede in Bezug auf die innere Organisation der gleichsam neugeschaffenen baierischen Armee in Anspruch, und seiner Beharrlichkeit und Umsicht verdankt letztere so manches Vorzügliche der damaligen neuen Gestaltung.

Schon im Jahre 1804 am 28sten September zum Generallieutenant ernannt, gab der Feldzug während des Jahres 1805 dem Baron Wrede neue Gelegenheit, seinem Vaterlande während der Bewegung der französischen Armee vom Lech an die Donau ausgezeichnete Dienste zu leisten. Ihm wurde das Glück, als Avantgarde jener

Armee am 12ten October 1805 den österreichischen Truppen den Besitz der Hauptstadt Baierns zu entreißen.

Mit welcher Umsicht und Geistesgegenwart Generallieutenant Baron Wrede, welchem, nach erfolgter Verwundung des baierischen Generallieutenants Deroy bei Lofer in Tyrol, das Obercommando über die ganze im Felde stehende baierische Armee übertragen wurde, sich in der am 27sten November 1805 genommenen Stellung bei Deutsch=Brod, Iglau und Stecken rc. gegen einen sehr überlegenen Feind bis zur Entscheidung des Feldzuges durch die Schlacht von Austerlitz zu behaupten wußte, wie selber, bald zu kühner Offensive, bald zu nothwendiger Defensive übergehend, den Erzherzog Ferdinand abhielt, den Rücken der großen französischen, gegen Brünn operirenden Armee zu bedrohen, wie ruhmvoll er die Gefechte am 28sten November, am 2ten December bei Stecken, am 3ten bei ebengenanntem Orte beendigte, wie er nach dem unglücklichen, aber ehrenvollen Gefechte vom 5ten December den Rückzug seiner Infanterie von Stecken bis Iglau gegen Budwitz durch die außerordentlichsten Anstrengungen seines kleinen Häufleins Cavallerie, an deren Spitze er fortwährend persönlich kämpfte, gegen den überlegensten siegreichen Gegner deckte, mag der baierischen Kriegsgeschichte zu entwickeln vorbehalten bleiben.

Während des Feldzuges in den Jahren 1806 und 1807 erschien Generallieutenant Baron Wrede, wegen gefährlicher Krankheit, erst Anfangs April 1807 an der Seite des seine ersten Waffenthaten verrichtenden Baiernkronprinzen auf dem Kampfplatz an der Narew, leitete unter genanntem königlichen Prinzen den am 4ten Mai erfolgten Uebergang über die Narew bei Pultusk, so wie er am 16ten Mai, als Folge des Gefechtes von Poplawy, Zeichen der höchsten Achtung von Seiten genannten baierischen Prinzen, so wie von dem französischen Marschall Massena erhielt.

Glänzende Gelegenheit, seine Talente, Thätigkeit und ausgezeichnete Tapferkeit zu entwickeln, wurde dem Generallieutenant Baron Wrede während des Feldzuges von 1809. Als Oberbefehlshaber der zweiten baierischen Armeedivision nahm er thätigen Antheil an den Gefechten

bei Abensberg und Landshut. Der unglückliche Ausgang des am 24sten April 1809 gegen einen dreimal überlegenen Gegner von Seiten des französischen Marschalls, Herzogs von Istrien, unzweckmäßig begonnenen Treffens bei Neumarkt würde ohne die kaltblütige und tapfere Besonnenheit des Generallieutenants Baron Wrede noch nachtheiligeres Resultat gehabt haben. Weder Geschütz noch Fahne fiel in des Siegers, des österreichischen Feldmarschallieutenants Hiller's, Hände, während der Rückzug der baierischen Division in größter Ordnung Schritt vor Schritt nach Ganghofen vollendet wurde.

Das glänzende Gefecht der Division Wrede mit dem Corps des österreichischen Generals Jellachich am 29sten April 1809 bei Salzburg, welches die Einnahme letzterer Stadt mit stürmender Hand herbeiführte, zog die Aufmerksamkeit Napoleon's von neuem auf den Führer genannter Division.

Am 4ten Mai eroberte Generallieutenant Baron Wrede mit seinen unterhabenden Truppen Lofer, den Lofer- und Strupppaß; am 12ten schlug er die tyroler Insurgenten zwischen Wagring und St. Johann, nahm am 13ten Rattenberg, am 15ten mit stürmender Hand Schwaz und rückte bald darauf siegreich in Insbruck ein.

Der ihm bald darauf gewordenen Bestimmung der Aufstellung bei Linz folgte am letzten Juniustag des Jahres 1809 die glänzendere, in Eilmärschen nach Wien zu ziehen und thätigen Antheil an der an den Donauufern den ganzen Feldzug entscheidenden Hauptschlacht zu nehmen. Fürst Neufchatel sandte unterm 3ten Julius 1809 Morgens sieben Uhr folgendes Ausforderungsschreiben durch einen Courier an den General Wrede:

Isle Napoléon, le 3. Juillet
à 7 heures du matin.

A Monsieur le Général de Wrede.

Si vous voulez, mon cher Général de Wrede, être aux Affaires, qui vont avoir lieu, il faut être rendu ici le 5. à 5 heures du matin.

C'est à dire à l'isle de Lobau près d'Ebersdorf.

Le prince de Neufchatel, Major-Général.
Signé: Alexander.

General Wrede erhielt obenstehendes Schreiben, nachdem er mit seiner unterhabenden Division in drei Tagen 36 Stunden zurückgelegt hatte, in St. Pölten um drei Uhr Nachmittags, und als echter Ritter erschien er bereits am 5ten Julius um fünf Uhr Morgens mit jenen unterhabenden Truppen vor den Thoren Wien's. Kaum am 6ten Julius in dem entscheidendsten Moment mit den Seinigen in stolzer Haltung auf dem Schlachtfelde bei Wagram angekommen, trug dieser ausgezeichnete und würdige Günstling des Glücks mit jenen Truppen und den bei sich habenden 40 Piecen nicht wenig zum glücklichen Ausgang des Tages für die französischen Waffen bei. Nur durch ein Wunder schien er hier dem Baiernlande erhalten zu werden, denn nachdem ihm das Pferd unter dem Leibe todtgeschossen war, erhielt er selbst in der rechten Seite oberhalb der Rippen einen Streifschuß von einer Kanonenkugel, der ihn, jedoch noch den errungenen Sieg freudig erkennend, vom Schlachtfelde entfernte und erst nach einiger Zeit seinen Truppen als Führer zurückgab. Große Beweise von hoher Achtung und Dankbarkeit erhielt Baron Wrede während seiner Verwundung von Seiten der französisch kaiserlichen Feldherrn, und nach glücklicher Wiederherstellung die Erhebung in den Grafenstand, so wie das Geschenk schöner Herrschaften im Inn- und Hausruckviertel.

Schon am 1sten Januar des Jahres 1811 zum General der Cavallerie ernannt, übernahm General Graf Wrede zu Anfang des Jahres 1812 das Obercommando über einen 15,000 Mann starken Theil der gegen Rußland ziehenden baierischen Truppen.

Großen Ruhm wird der Nachhall jenes Feldzuges dem damaligen General Grafen Wrede bringen, jedoch muß der Geschichte es überlassen bleiben, mit gerechter Würdigung die glänzenden Thaten desselben in den Monaten August, September und October an der Düna bei Polotzk, während des glänzenden Gefechtes bei Pononia, während des Rückzugs über die Wilia bis Willna, und von da weiter bis an den Niemen, während dessen General Wrede mit kleiner, aber tapferer Baiernschaar die fliehenden Ueberbleibsel der nach der Schlacht an der Berezina ganz aufgelös'ten französischen Armee mit ehernem Schilde deckte, historisch zu

erzählen, der Zukunft Thatsachen zu überliefern, welche die Geistesgegenwart und den richtigen militärischen Blick dieses Feldherrn klar enthüllen müssen.

Doch sey es vergönnt, hier eines jener Ereignisse als Beweis des außerordentlichsten Glücks zu gedenken, welches den jetzigen Feldmarschall Fürst Wrede während seines ganzen Lebens so vorzüglich begünstigte, jedoch zu gleicher Zeit auch zeigend, daß man dasselbe wie genannter Heerführer zu benutzen verstehen müsse, um die möglichst größten Resultate daraus zu ziehen.

Die Ereignisse bei der Hauptarmee Napoleon's während des Monats November 1812, der Rückzug derselben am 26sten November über die Berezina, veranlaßten die Aufstellung des dem General Grafen Wrede untergeordneten, in der Mitte Novembers 1812 nur noch aus 1937 baierischen Infanteristen, sehr weniger Cavallerie und 32 Artilleriestücken, ferner aus den beiden zu jener Zeit 5399 Mann Infanterie und 1241 Mann Cavallerie starken französischen Brigaden Coutard und Franzesky bestehenden, jedoch als Folge der eingetretenen Krankheiten und fürchterlichen Kälte bereits wieder bis auf ein Drittel zusammengeschmolzenen sechsten Armeecorps am 1sten und 2ten December bei Wileyka zu Deckung der Uebergänge über die Wilia und zu der des Rückzugs der ganz aufgelös'ten französischen Schlachtmassen über ebengenannten Fluß. Fest entschlossen, im Fall eines Angriffs von Seiten des nachrückenden, auch noch so überlegenen Feindes, die genommene Stellung so lange zu behaupten, bis jene französischen Massen genannten Fluß passirt wären, glaubte General Wrede jedoch um so mehr einen andern Uebergangspunkt über die Wilia, als den von der französischen Hauptarmee bei Smorghoni genommenen wählen zu müssen, als er im entgegengesetzten Fall entweder leicht noch vor gemachtem Uebergange von seinem Gegner erdrückt werden konnte, oder seine unterhabenden Truppen, die einzigen noch kampffähigen der ganzen französischen Armee, immerwährend das schreckliche Beyspiel gänzlicher Auflösung der letzteren vor Augen habend, wohl bald zu ähnlichem Zustande herabgesunken seyn würden, im glücklichsten Falle aber er sich immer dem für seine entkrafteten unterhabenden Truppen so äußerst gefährlichen Mangel an allen Lebensmitteln preis gegeben sah.

General Graf Wrede sandte daher in der Nacht vom 3ten zum 4ten December einen Officier seines Generalstabes nach dem ihm auf der Karte als eine Ueberfahrt über die Wilia bezeichneten, auf dem rechten Ufer genannten Flusses gelegenen Punkte Danouschev, theils ihm genauen Rapport über den Zustand der dortigen Fähre zu machen, theils um alles aufzubieten, den Uebergang des sechsten Corps dort vorzubereiten und möglich zu machen.

Trotz des fürchterlichen Schneegestöbers und der grimmigsten Kälte gelingt es erwähntem Officier, obgleich ohne Wegweiser, durch das glücklichste Ungefähr, am 4ten Morgens erwähnten Punkt Danouschev zu erreichen, sich jedoch auch leider zu überzeugen, daß die erwartete Fähre dort bereits seit Jahren nicht mehr bestehe, weit und breit keine Fahrzeuge befindlich sind, man jedoch durchaus letzterer oder Pontons bedürfe, um den Uebergang über den bei jenem Punkt sehr breiten und reißenden Strom machen zu können.

Erwähnter General-Stabsofficier machte daher, die Unmöglichkeit eines Ueberganges über die Wilia bei Danouschev darstellend, den ausführlichsten Bericht an den General Grafen Wrede, letzteren um so mehr zu vermögen, den Punkt Smorghoni als Uebergangspunkt zu wählen, als von letztgenanntem Orte aus bis Michaelischky keine Brücke oder Fähre mehr existirte, die leichte russische Cavallerie sich schon häufig längs des rechten Wiliaufers bis letztgenannten Punkt zeigte, dagegen sicherte erwähnter General-Stabsofficier seinem Chef die allerschleunigste Zufuhr eines augenblicklich genügenden Vorrathes an Lebensmitteln und Fourage zu.

General Graf Wrede erhielt den ihm aus Danouschev erstatteten Bericht nach ruhmvoll beendigter Affaire bei Wilenka gegen einen wenigstens dreimal überlegenen Gegner während seines Rückzuges in der Nacht vom 4ten zum 5ten December gegen Narocz, ohne daß jener Rapport seinen genommenen Entschluß, bei erwähntem Punkte Danouschev über die Wilia zu gehen, zu erschüttern vermochte. Von der Ueberzeugung durchdrungen, der Rückzug über Smorghoni bringe seinem unterhabenden Corps unvermeidlichen Untergang, bestimmte ihn die immer mehr zunehmende Kälte um so mehr zu Fortsetzung seiner angefangenen Bewegung gegen Danouschev, als er auf sein bisheriges Glück kühn

vertrauend, bestimmt auf das Zufrieren des bereits mit Treibeis gehenden Wiliastroms rechnete, diesen Glauben auch seinen Umgebungen mittheilte.

Am 5ten Nachmittags bei guter Zeit bei Danouschew eingetroffen, schien gar keine Aussicht, daß jene Hoffnung des Commandirenden sich realisiren werde. Obgleich die Kälte von Minute zu Minute zunahm, war der Fluß auch nicht mit der schwächsten zusammenhängenden Eisdecke überlegt, und selbst der kühnste, bisher jeder Gefahr trotzende, Mann des sechsten Corps glaubte nun jede Rettung um so unmöglicher, als bereits auch die Brücke bei Smorghoni abgebrochen war und zahlreiche feindliche Heerhaufen sich der Wilia, daher dem Rücken und den Flanken jenes Corps näherten. Auf jedem Gesichte sah man den Eindruck der Gegenwart, die Erwartung der drohenden Zukunft, nur die Stirn des Generals Grafen Wrede war fortwährend heiter und trug das Gepräge unerschütterlicher Gemüthsruhe. In diesem Zustande der gespanntesten Erwartung verging der Rest des 5ten Decembertages, nachdem schon gegen zehn Uhr Abends das bisherige Treibeis festere Gestalt gewann. Während der Nacht des 5ten zum 6ten Decembertages beobachtete General Graf Wrede mit seinen Umgebungen auch die kleinste Veränderung des Flusses, von welchem seine Rettung oder sein Untergang unvermeidlich abzuhängen schien und erkannte die Wirkung des fürchterlichen immer mehr zunehmenden Frostes, welcher bis gegen sechs Uhr Morgens die Wilia mit so fester Eisrinde überzog, daß der Commandirende bereits um erwähnte Zeit beginnen konnte, sein zahlreiches Geschütz einzeln an Seilen über jenen Fluß zu führen, selbem seine Cavallerie, Pferd für Pferd, ihr endlich die Infanterie folgen lassen und nun am 6ten mit Anbruch des Tages seine weitere Bewegung gegen Slobodka fortsetzen konnte.

Nach jenem Feldzug kaum nach Baiern zurückgekehrt, tritt Generallieutenant Graf Wrede schnell aufs neue in thätiges Leben über, organisirt in unbegreiflich kurzer Zeit eine neue baierische Armee von 30,000 Mann im Lager von München, bewegt sich mit selbiger an den Inn, führt, das Drohende der Gegenwart erkennend, am 8ten October den Abschluß des Rieder Tractats herbei, verläßt am 17ten October die Ufer des Inns, um bereits am 23sten October sich an den Ufern des Mains bei Würzburg aufzu-

stellen. Indem er am 30sten und 31sten October die Schlacht von Hanau kämpft, wird er, während derselben selbst gefährlich verwundet, gleichsam mit seinem Blute der Bürge, daß Baiern sich mit Aufrichtigkeit und der außerordentlichsten Kraftanstrengung dem neuangenommenen politischen System und der gerechten heiligen Sache Deutschlands angeschlossen hat.

Noch in regem Andenken sind die Thaten des Baiern-Heerführers Wrede während des zu Anfange des Jahres 1814 auf französisches Gebiet verpflanzten Krieges, dessen thätiges, umsichtiges und tapferes Wirken während des Gefechtes bei St. Diey, der Schlachten von Brienne, Bar sur Aube, Arcis sur Aube, bei Ferre Champenoise, anerkannt von allen verbündeten Souveräns und deren Feldherren, belohnt von seinem dankbaren Monarchen am 7ten März 1814 durch den Feld-Marschallsstab, später durch Erhebung in den Fürstenstand, so wie die baierische Armee zu damaliger Zeit von neuem lebhaft erkannte, daß unter solchen Feldherren selbst das Unmögliche auszuführen möglich erscheint, und damals, so wie jetzt, innige Wünsche zum Himmel sendet.

Ist es gelungen, in der nun vollendeten Skizze durch Thatsachen den Verdiensten des Feldmarschalls Fürsten Wrede um den baierischen Staat als Militär zu huldigen, so sey es auch noch erlaubt, hinzuzufügen, daß ähnliche Huldigung dem Fürsten Wrede vorzugsweise als Menschen gebührt. Empfänglich der herzlichsten Theilnahme für jeden, auch der Geringsten Einer, der seiner Hülfe bedarf, anspruchslos in seinem Privatleben, muß er auch selbst dem Befangenen als Gatte und Vater in dem Kreise seiner zahlreichen Familie die höchste Achtung einflößen.

Glücklich der Staat, der solche Männer zu seinen ersten Stützen hat!

Richard Lovell Edgeworth

von

J. C. H — r.

Richard Lovell Edgeworth.

Der Name Edgeworth erinnert die gebildetere Welt und sogar den bloßen Zeitungsleser an den Abbé Edgeworth von Firmont, welcher den unglücklichen König Ludwig XVI. in seinen letzten Stunden tröstete und ein naher Verwandter des hier aufgeführten Mannes war; und Liebhabern der englischen Literatur ist er seit einigen Jahren durch die Tochter des letzteren, Maria Edgeworth, bekannt worden, welche einen hohen literarischen Ruhm in ihrem Vaterlande, und durch Uebersetzungen einiger ihrer Werke auch im Auslande (in Deutschland durch Caroline von Woltmann und Henriette Schubart, bei dem Verleger der Zeitgenossen) erlangt hat *). Der Vater hatte

---

*) S. im Conversationslexicon die Artikel Edgeworth von Firmont und Maria Edgeworth. Edgeworth's Ahnherr, Sir John Edgeworth, lebte mit seiner Gemahlin, Lady Edgeworth, unter der Regierung König Carls II. auf dem Castle of Lissard in Irland. Aus dem Fenster des Schlosses konnte man einen Berg sehen, wo, nach dem Volkswahne, Feen wohnten oder erschienen. Daher hieß man den Berg Fairy-mount (Feenberg,) welches kurz Fir-mount ausgesprochen wurde. Der Abbé Edgeworth, dessen Vater das Gut Lissard erbte, nannte sich davon in der Folge M. de Firmont. Des Abbé's Vater war Esser Edgeworth, fünfter Sohn der Lady Edgeworth. Ihr ältester Sohn war der Obrist Francis Edgeworth, Groß-

seine Celebrität nicht blos seinem Verwandten E. v. Firmont und seiner Tochter Marie zu verdanken, sondern er lebte auch viele Jahre hindurch in freundschaftlichem Verhältnisse mit mehrern gelehrten, geachteten und vornehmen Männern und Frauen sowohl im ganzen brittischen Reiche, als in Frankreich, und gehörte als feiner gebildeter Mann, als Schriftsteller in der Erziehungskunde, Mechanik und Oekonomie, als Mitglied des ehemaligen irischen Parlaments und der irländischen königlichen Akademie der Wissenschaften, als irländischer Gutsbesitzer und als glücklicher Vater einer zahlreichen Familie zu den merkwürdigsten Leuten seiner Zeit, besonders da sein Wirkungskreis einige der edelsten Zeitgenossen umschloß, und da sein Leben ein geistvolles Gemälde eines würdigen, verständigen, höchstthätigen und in viele schwierige Lagen verwickelten Mannes darstellt, welches eben so lehrreich als unterhaltend ist. Was davon für den deutschen Leser anziehend zu seyn schien, ist genommen aus den eben erschienenen Memoirs of Richard Lovell Edgeworth Esq. begun by himself and concluded by his daughter. In two volumes 8. London, Hunter and Baldwin, 1820. Mit Bildnissen. Dies Werk, welches unbefangenen Lesern in England sehr willkommen ist, wird immer zu den besseren Lebensbeschreibungen der Britten gerechnet werden, enthält aber natürlich viele Umstände und Erörterungen, welche für Ausländer kein Interesse haben können.

Edgeworth's aus England stammende Familie begab sich nach Irland unter der Königin Elisabeth um das Jahr 1583. Sein Vater hatte einen wohlwollenden verständigen Vormund, der ihm, da er zum Ernst und zur Ordnungsliebe geneigt war, nach England in den „Temple" zu gehen rieth, um dort die Rechte zu erlernen, welches er mit so viel Fleiß und Erfolg that, daß er eine Zeit lang die Geschäfte eines Rechtsgelehrten vortheilhaft zu treiben im Stande war. Auch konnte er nun die verworrenen und gesunkenen Vermögensumstände seiner

---

vater unsers Richard Lovell Edgeworth. Mithin waren der Abbé und unser Edgeworth Ander-Geschwisterkinder und Enkel der Lady Edgeworth.

Familie untersuchen und sich liegende Gründe in Irland wieder verschaffen, welche man ihm ungerechter Weise vorenthalten hatte. Er kam sofort bald in gute Umstände und heirathete 1732 Jane Lovell, die Tochter eines walisischen „Richters.“ Nach dieser Verbindung entsagte er dem Berufe eines Rechtsgelehrten und wurde Landedelmann. Von seinen acht Kindern blieben nur vier am Leben, unter denen unser Richard war, welcher 1744 zu Bath in England geboren wurde; weil schon damals, wie noch jetzt, wohlhabende irländische Familien sich größtentheils lieber in England, vornehmlich in Bath, als in ihrer Heimath aufhielten. Bei seiner Geburt wurde seine Mutter durch ein Versehen in der Behandlung an ihrer ganzen rechten Seite gelähmt. Noch als Kind reis'te Richard mit seinen Eltern zurück nach Irland auf ihr Landgut Edgeworthtown, ein Dorf oder Flecken in der Grafschaft Longford. Die älteste Schwester, Margarethe, nachher Gattin eines Hrn. Ruxton, war seine beständige Gespielin und blieb durchs ganze Leben seine vertrauteste Freundin, mit welcher er sich, einen kindischen Zwist ausgenommen, niemals entzweite. Seine vortreffliche Mutter erwarb sich unendliches Verdienst um die Bildung seines Charakters, entwickelte sein sittliches Gefühl, zähmte seinen Jähzorn, suchte auf seinen Verstand zu wirken und behandelte den Knaben wie einen herangewachsenen Jüngling. Sie verdoppelte ihre Sorgfalt, als er durch den Tod seines älteren Bruders der einzige Sohn wurde. Von ihr lernte er auch lesen. Sie selbst las ihm zuweilen Stellen aus Shakspeare vor, besonders aus dem Coriolanus und Julius Cäsar, auf welche Stücke sie großen Werth legte. Der edle Charakter, die Großmuth und vornehmlich die gefühlvolle Dankbarkeit Coriolan's gegen seine Mutter machten einen tiefen Eindruck auf ihn.

Ein anscheinend geringer Vorfall flößte dem siebenjährigen Knaben eine Neigung ein, welche durch sein ganzes Leben vorherrschend blieb. Seine Mutter erhielt Gelegenheit, einem Herrn Deane und seiner kranken Gattin, die in einer elenden Schenke zu Edgeworthtown einzukehren gezwungen wurden, vorzügliche Höflichkeit durch Bewirthung in ihrem eigenen Hause zu erzeugen. Als die Mutter selbst bald nachher mit Richard nach Dublin reis'te, machte ihr Hr. Deane seine Aufwartung und brachte eine

Electrisirmaschine, damals etwas sehr Seltenes, mit, in der Hoffnung, durch electrische Schläge der gelähmten Frau Edgeworth einige Linderung zu verschaffen. Der kleine Richard erhielt nach vielen Bitten Erlaubniß, bei den Versuchen gegenwärtig zu seyn, von denen Einer mißlang, weil der leitende Draht mit dem eisernen Bande eines Tischblattes in Berührung kam. Deane merkte dies nicht, aber wohl Richard, dessen Beobachtungsgabe dem Hrn. Deane so gefiel, daß er den Knaben in seine Arme nahm, ihn küßte und ihn auf den folgenden Morgen zu sich einlud, um seine Studirstube und seine Werkstätte zu sehen. Dort beantwortete der gutmüthige Mann alle Fragen des wißbegierigen Kindes, wies ihm ein Planetarium, das er eben in Arbeit hatte (und nachher der Universität in Dublin schenkte), eine Maschine zum Ausschneiden der Zähne an messingenen Rädern, eine große Erdkugel, den Nutzen einiger Werkzeuge der mathematischen Instrumentenmacher, einen Heber und die Bestandtheile eines Seigers; er schmolz Metall in einem Schmelztiegel und erklärte ihm den Blasebalg an einer Orgel nebst vielen andern mechanischen Vorrichtungen. Er lobte des Knaben Aufmerksamkeit und Verstand, so daß Richard ein unbeschreibliches Vergnügen empfand, welches, nebst dem Eindrucke, den dieser ganze Morgenbesuch auf ihn machte, die Folge hatte, daß er von nun an ein erklärter Liebhaber der Mechanik wurde. Was man bei Kindern Kopf oder Anlage zu etwas nennt, ist meistentheils nichts, als die Wirkung eines Umstandes, welcher in früher Jugend viel Vergnügen oder Unlust macht, und mithin einen starken Eindruck zurückläßt.

Edgeworth erhielt seinen ersten Unterricht in der Grammatik von Hughes, demselben Dorfprediger, unter dessen Leitung Goldsmith und andere berühmte Männer gestanden hatten. Hier wurde Lilly's Grammatik, nicht ohne Ruthe, gelehrt. Nach einem Jahre 1752 that man ihn hinüber nach Warwick in England zum Dr. Lydiat. Aus einem zärtlichen Familienkreise in den Lärm unbändiger Schulknaben versetzt, hatte er zwar manchen Kampf zu bestehen, vornehmlich ehe er die irische Mundart ablegen lernte, welche ihn dem Gelächter und der Verachtung preis gab, aber er erlangte bald Freunde, und legte hier den Grund zur Menschenkenntniß. Ein Besuch in dem

Hause eines Mitschülers, wo Mutter und Schwestern sich viel mit guten Büchern beschäftigten, trug größtentheils dazu bei, auch bei ihm den Geschmack am Lesen zu wecken. Einer Unpäßlichkeit wegen wurde er in eine andere Schule nach Drogheda in Irland versetzt. Hier lachten die Schüler wieder über seine englische Mundart, bis er die irischen Eigenheiten abermals annehmen lernte. Indeß blieb ihm doch immer die englische Aussprache so leicht, daß Fremde ihn nie für einen Irländer hielten. Man sehe nicht herab auf solche Bemerkungen als kleinlich. Leute, die fern von der Heimath oder gar unter fremden Sternen ihr Fortkommen suchen mußten, wissen, daß Aufmerksamkeit auf diesen Punkt nicht unwichtig ist.

Doctor Norris, der Oberlehrer der Schule in Drogheda, war ein geschickter, verständiger Mann, welcher durch Sanftmuth zur rechten Zeit viel auszurichten wußte. Er hatte den Knaben streng verboten, in ein gewisses Gäßchen zu gehen. Aber ein alter ausländischer Flüchtling, Namens Pilioli, der ein Conditor war und theils wegen seiner unvergleichlichen Törtchen, theils wegen seines lustigen Humors bei der Schuljugend in hoher Achtung stand und dort wohnte, ging plötzlich mit Tode ab. Man wollte den alten Schülerfreund zu Grabe tragen sehen, und die Knaben liefen fast alle in das verbotene Gäßchen. Als sie nach Tische in die Schule kamen, trat Dr. Norris mit so finstrer Stirn in die Classe, daß den meisten der Muth sank. Edgeworth war unter denen, die sich gefaßt hatten. Jeder sollte die Lection des Tages aus dem Corderius sagen, welche mit O! filioli anfing. Der erste, welchen der Lehrer aufrief, konnte nicht construiren; eben so schlimm ging es mit dem zweiten und dritten. Als es endlich an Edgeworth kam und der Doctor mit drohender Stimme wiederholte, O! filioli, so sah ihn Richard flehentlich bittend an und sagte: O! Pilioli. Der Lehrer lächelte und dachte nicht mehr an das Vergehen der Schüler.

Edgeworth schwang sich hinauf zur ersten Stelle in seiner Classe und behauptete sich durch Fleiß auf diesem Platze. Wenn er aber seine Lectionen hergesagt hatte, wurde ihm die Zeit lang, indeß der Lehrer mit den übrigen beschäftigt war; denn man durfte in den Schulstun-

den nichts als das Lectionsbuch lesen. Edgeworth machte sich also hinter einem hohen Pulte eine Art von Burg und kürzte dort die lange Weile, ohne entdeckt zu werden, durch das Lesen englischer Bücher. Eines Tages, als ihn Pope's Uebersetzung der Iliade sehr anzog, sah Dr. Norris seinen Kopf hinter dem Pulte hervorgucken, und fragte die andern, was das zu bedeuten habe? Sie antworteten, es sey Edgeworth's Häuschen. Bei Uebertretung der Gesetze war mit dem Doctor nicht zu scherzen. „Wißt Ihr nicht, Sir," sagte er, „daß man keine englischen Bücher in den Schulstunden lesen soll?" Edgeworth erwiederte, daß er seine Lection schon lange hergesagt und daß er nun nichts zu thun hätte. „Warum lernt Ihr Eure morgende Lection nicht, Sir?" Ich kann sie, Sir? „Warum nicht die folgende?" Ich kann sie auch, Sir. — Ich kann meine Lectionen für die ganze Woche. „Gut, steht auf, und sagt sie, und wenn Ihr auch nur ein Wörtchen auslaßt, so sollt ihr Schläge haben." Edgeworth erhob sich und sagte seine Lectionen für die ganze Woche her, ohne nur einmal anzustoßen. Dr. Norris nickte zufriedenes Wohlgefallen und verordnete, daß Edgeworth von nun an Erlaubniß haben sollte, während der Schulstunden in seiner Burg jedes beliebige englische Buch zu lesen.

Ueberhaupt hatte die verständige Nachsicht, welche ihm dieser würdige Schullehrer bewies, einen wohlthätigen Einfluß auf sein ganzes Leben. Zwei seiner Mitschüler, die beiden Foster, Söhne des Lord Oberrichters von Irland, waren geschickte Knaben, die nachher verdiente Männer wurden; John, der ältere, erlangte einen ausgebreiteten Ruhm als Sprecher des irischen Hauses der Gemeinen; und William war erst Bischof von Kilmore, und nachher von Clogher. Die auf der Schule mit ihnen angeknüpfte Freundschaft dauerte durchs ganze Leben.

Noch mehr als durch Geistesfähigkeiten zeichnete Edgeworth sich unter seinen Mitschülern aus durch ein natürliches Geschick zum Springen, sich aufs Pferd zu schwingen, und durch jede andere Art körperlicher Uebung. Während der Feiertage wurde er zu den beiden Foster's eingeladen, mit denen er auf die Jagd ritt, wobei es denn

so scharf über Stock und Stein, Berg und Thal, Zäune und Graben ging, daß man sattelfest seyn mußte. Da Edgeworth's Vater weder auf die große noch kleine Jagd etwas hielt, so konnte sich Richard zu Hause blos mit der Vogelflinte ergötzen und wußte damit so gut umzugehen, daß er auf der Schnepfenjagd nach dem Verhältnisse 80 von 100 erlegte.

Im vierzehnten Jahre wünschte er Drogheda zu verlassen. Der Vater schickte ihn noch auf zwei Jahre in eine Schule, nicht weit von seinem Aufenthalte, zu einem Hrn. Hynes, bei dem er sich vollends zur Universität vorbereitete. Ehe er dahin geschickt wurde, heirathete seine älteste Schwester einen Hrn. Franz Fox. An den Tänzen, Gelagen und Lustbarkeiten aller Art, welche diese festliche Gelegenheit veranlaßte, nahm der von Kraft, Lebhaftigkeit und Frohsinn überströmende Edgeworth solchen Antheil, daß er selbst nachher darüber erstaunte. Alle Morgen ritt er mit seinem Schwager auf die Hetzjagd, und wenn ein halsbrechender Sprung mit dem Pferde über einen breiten Graben zu thun, oder sonst eine verzweifelte Sache zu verrichten war, so war Edgeworth immer der Erste. Jede Nacht war er der fertigste, unermüdetste Tänzer. Drei Nächte nach einander kam er nie ins Bette. Alles dies Jagen und Tanzen war ihm noch nicht hinreichend: wenn Andre ausruhten oder ihre Ermüdung eingestanden, blieb ihm immer noch ein Rest von Lebensgeistern, die er dadurch los zu werden suchte, daß er die Gesellschaft durch irgend einen gefährlichen Beweis seiner Gefügigkeit und Schnelligkeit unterhielt.

Er brachte in diesen Jahren einige Zeit auf dem Schlosse eines Verwandten, des Lords Longford, hin, der ein Mann von großem Verstande war. Auch seine Gemahlin, Lady Longford, besaß ungewöhnliche Vorzüge; sie sah, daß Edgeworth's Charakter, wenn man ihn zu behandeln wisse, eine gute Wendung bekommen könne. Er schien damals seinen meisten Gefallen an der Jagd zu finden: sie hinderte ihn nicht daran, er mochte mit der Vogelflinte umherlaufen, bis er müde war; dann aber gab sie ihm den Schlüssel zur Bibliothek, wo er, wie sie voraussah, bald ganze Tage lang blieb und las. Dieser und andre mitwirkende Umstände erstickten die Jagdlust

bei ihm, ehe er noch sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, und sie regte sich nie wieder.

Im April 1760 bezog er die Universität in Dublin, genannt das Trinitätscollegium. Dort studirte er nur wenig. Keiner von seinen unmittelbaren Genossen erregte Nacheiferung in ihm, außer W. Foster, der Schulfreund. Trotz aller Nachlässigkeit antwortete er nicht schlecht in den Prüfungen und würde Prämien erhalten haben, wenn die Examinatoren nicht gewußt hätten, daß er sich keine Mühe genommen. Er war damals noch nicht siebzehn. Man hielt ihn für einen jungen Menschen, dem es nicht an Kopf fehle, und dies überhob ihn bei seinen Universitätsfreunden aller Vorwürfe wegen seiner gänzlichen Entfremdung von Büchern. Er lebte in Saus und Braus. Zum Glück verschwendete er nicht mehr als ein halbes Jahr auf diese schändliche Art. Ungeachtet seiner Jugend wurde ihm das liederliche Leben völlig zum Ekel, und sein besseres Ich zeigte ihm die Gefahren desselben. Seine starke Natur ließ ihn den Mangel an Ruhe und Schlaf und die unmäßigen Zechgelage aushalten, die damals unter den Dubliner Musensöhnen gewöhnlich waren. Aber der zum Thier erniedrigende Trunk hatte in der Folge nie Gewalt über ihn; eigentlich ist er niemals berauscht gewesen, ob er gleich zwei Universitäten besuchte und in vier bis fünf streitige Parlamentswahlen verwickelt war.

Sein Vater verpflanzte ihn klüglich nach Oxford, wo er in das Collegium Corpus Christi als Gentleman-commoner am 10ten October 1761 aufgenommen wurde. Der Vater wählte deßwegen Cambridge nicht, weil er in der Nähe von Oxford einen alten Freund hatte, Hrn. Elers. Auf den Brief, worin sich der Vater ausbat, den Jüngling bei diesem aufführen zu dürfen, antwortete Elers, es würde ihn sehr freuen, dem Sohne seines alten Freundes einigermaßen nützlich werden zu können, doch hielte er es, hinsichtlich der ihm angekündigten Sinnesart des jungen Menschen, für Pflicht, nicht zu verhehlen, daß er einige theils erwachsene, theils reifende Töchter hätte, welche, wie man sagte, hübsch wären, denen er aber keine solchen Ausstattungen mitgeben könnte, wie der junge Edgeworth zu fodern berechtigt sey. Das hieß, wie ein biederer Freund sprechen. Eben diese Aufrichtigkeit bewog

Edgeworth's Vater, seinen Sohn der Aufsicht eines so würdigen, gewissenhaften Freundes anzuempfehlen und mit ihm gerade nach Black Bourton, vierzehn englische Meilen von Oxford, zu Paul Elers zu reisen.

Weil Edgeworth mit diesem trefflichen Manne in nähere Verbindung kam, ist es nöthig, bei ihm zu verweilen.

Paul Elers stammte aus einer wohlhabenden deutschen Familie, die aus Mainz nach England wanderte und von hier, wo es ihr nicht gut ging, ihren Wohnort nach Irland verlegte; dort trieb sie Handel, kam in blühende Umstände und ließ ihren Sohn Paul im Temple zu London die Rechte studiren. In diesem herrlichen, ruhigen, reichen Sitze der Themis wurde seine Freundschaft mit Edgeworth, dem Vater, gestiftet. Elers wußte in dem Labyrinthe der englischen Gerechtigkeit unvergleichlich Bescheid, erhielt viel zu thun als Sachwalter und wurde mit mehreren Leuten von Einfluß und Familie bekannt. Unter ihnen war ein Herr Grosvenor, ein Mann von altadliger Abkunft, aber verzweifelten Glücksumständen, die er durch hohes Spiel, obschon in den vornehmsten Kreisen, herbeigeführt hatte. Seine angenehmen Sitten gewannen ihm die Zuneigung eines seiner Spielbekannten, des Herrn Hungerford, welcher eine einzige Tochter, die künftige Erbin eines angeblich sehr bedeutenden Vermögens, hatte. Hungerford wünschte, daß Grosvenor sein Schwiegersohn werden möchte, sagte ihm aber unverholen, der Rechts- und Besitzgrund seines Landguts lasse sich wegen einiger streitigen Punkte nicht ganz klar beweisen, weßwegen ein geschickter Rechtsgelehrter, dem man Familiengeheimnisse anvertrauen dürfe, angenommen werden müsse, um die Familienpapiere zu untersuchen und die nöthigen Urkunden und Beweisschriften aufzusetzen. Dazu paßte nun Elers, sowohl wegen seiner gründlichen Kenntnisse, als wegen seines gesetzten Charakters und seiner geprüften Rechtschaffenheit. Grosvenor wandte sich an ihn, und theils aus Freundschaft, theils weil etwas bei der Arbeit zu verdienen war, begleitete ihn Elers nach Black Bourton. Miß Hungerford hatte den Mann, welchen ihre Eltern ihr zum Bräutigam bestimmten, bis jetzt noch nicht gesehen. Sie selbst empfahl sich weder durch Schönheit,

Anmuth, noch Würde, sie war ein ziemlich völliges gutmüthiges Mädchen, dem aber alle geistige und körperliche Bildung ganz abging. Grosvenor war also über die ihm zugedachte Braut nicht sehr entzückt. Vierzehn Tage verflossen mit Durchsehen der pergamentnen Urkunden und mit Abfassung der Schriften, welche auf das Vermögen der Erbin Bezug hatten. Grosvenor wurde niedergeschlagen, und ließ sich eines Morgens gegen Elers über seine Unzufriedenheit aus. „Das Vermögen," sagte er, „ist ganz gut, aber das Mädchen ist eine unerträgliche Bürde." Elers dachte anders über diesen Punkt, und sprach von Miß Hungerford auf eine Art, welche seinen Freund in Erstaunen setzte. „Mir fällt etwas ein," sagte Grosvenor zu ihm; „wie, wenn Sie mir den ganzen Handel vom Halse nähmen?" „Von Herzen gern," erwiederte Elers, „wenn sich die Sache machen läßt; aber ich besorge, daß weder Herr Hungerford, noch seine Gattin sich zu einem solchen Vorschlage verstehen würden." Grosvenor sah keine Unmöglichkeit; er sagte den Eltern offen und ehrlich, wie es ihm ums Herz war. Dem Vater gefiel Elers, und obgleich die Mutter nicht so ganz mit ihm zufrieden war, so bequemte sie sich doch nach ihres Mannes Vorstellungen und die gehorsame Tochter erfüllte den Wunsch ihrer Eltern mit jüngferlichem Erröthen, wie Virgil's Lavinia. Grosvenor kehrte leichten Herzens nach London zurück, hocherfreut, daß er nicht nur einer Gefahr entronnen war, sondern auch seines Freundes Glück gemacht hatte; wenigstens schien es damals so. Der junge Elers hatte weiter nichts als sein Jus und seine Advocatenpraxis; er heirathete eine Erbin und seine tiefe Einsicht in die Rechte sicherte ihm den Besitz ihres Vermögens, eines Landguts, das jährlich 800 Pfund eintrug, sich noch sehr verbessern ließ und ansehnliche Holzungen hatte. Einem jungen Manne ohne Vermögen und mächtige Freunde versprach eine solche Verbindung, wo nicht glänzende, jedoch gemächliche Umstände; denn solche Einkünfte machten einen Mann vor 70 bis 80 Jahren eben so wohlhabend als 2000 Pfund jährlich in unsern Tagen. Aber Elers wurde durch diesen Schritt einem Kreise entrückt, in welchem er sich durch Talent, Gewohnheit, Fleiß und gutes Betragen bald zu den ersten Stellen emporgeschwungen haben würde. Er entsagte seiner bisherigen Lebensweise und befaßte sich mit der Landwirthschaft,

wovon er nichts verstand; an der Jagd und an dem Umgange mit den benachbarten Landjunkern fand er auch keinen Gefallen. Die Zeit verfloß ihm also unbenutzt. Die Familie, in welche er nun versetzt war, trug die Nase etwas hoch. Ehe er sichs versah, hatte ihm seine Frau ein Haus voll Kinder geschenkt, und eine so fleißige Kindbetterin konnte wenig auf die Wirthschaft Achtung geben. Außer den Bedienten, die in der Familie eines englischen Gentlemans nicht fehlen dürfen, mußten für die jungen Herren und Fräulein vier bis fünf Ammen gehalten, sanft behandelt und doch mit Ansehen regiert werden. Aber vom Hausregimente verstand die gnädige Frau gar nichts. Ein achtzigjähriger Verwalter, mit dem die Arbeiter machten, was sie wollten, stand der Wirthschaft vor. Elers gerieth bald in Schulden. Er überließ Alles seiner Frau und sie überließ Alles dem Gesinde.

So stand es in Black Bourton, als Edgeworth mit seinem Vater dort ankam. Dieser hatte aus Elers Briefen den Schluß gezogen, er müsse noch immer der geschickte und thätige Mann seyn, wie ehedem, als er ihn im Temple gekannt, und wünschte daher natürlich, seinen Sohn, bei dessen Versetzung nach Oxford, der besonderen Aufsicht eines Mannes zu übergeben, welchen er so sehr schätzte und von dessen Geschicklichkeit er eine so hohe Meinung hatte. Richard erhielt demnach eine Einladung, so oft zu kommen, als er nur wollte, und war dort bald wie zu Hause; er lachte, schwatzte und sang mit den vier Töchtern, welche zwar nicht schön aber angenehm waren, und las den Cicero und Longinus mit dem Vater, der ihn immer gut zu unterhalten wußte.

Im Corpus-Christi-Collegium trieb er nicht nur fleißig alles, wozu er angehalten wurde, sondern er machte sich auch mit der ganzen englischen Literatur bekannt. Er erinnerte sich daher immer mit Zufriedenheit an Oxford. Die würdigsten jungen Männer seines Collegiums wurden seine Freunde. Doctor Randolph, damaliger Vorsteher desselben, behandelte ihn mit vieler Auszeichnung und Schonung. Dieser tiefgelehrte Mann war beliebt wegen seines äußerst rechtschaffenen und sanften

Charakters. Die Gentlemen-Commoners *) brauchten nicht alle Tage, sondern nur Sonntags und Donnerstags früh in die Kirche des Collegiums zu gehen. Edgeworth hatte die Morgen-„Capelle“ nicht selten geschwänzt und der „Präsident“ hielt es für erklecklich, dem Delinquenten darüber einmal öffentlich den Leviten zu lesen. „Sir,“ sagte er zu ihm, als eines Sonntags der Gottesdienst beendigt war, „Sie kommen niemals in die Donnerstagsbetstunde.“ „Ja, wohl zuweilen,“ antwortete Edgeworth. „Vorigen Donnerstag sah ich Sie nicht; und, Sir, (zornig werdend) ich will Niemand in meinem Collegium haben, der die Betstunde versäumt, ich sah Sie letzten Donnerstag nicht in der Kirche.“ „Herr Präsident,“ erwiederte Edgeworth, sich tief verbeugend, „Sie konnten mich nicht sehen, denn Sie waren selbst abwesend.“ Anstatt durch die Antwort mehr aufgebracht zu werden, verschwand der Zorn des guten alten Mannes sogleich. Er erinnerte sich nun und gestand sogleich, daß er an dem Tage nicht in der Betstunde gewesen sey. Es war seit drei Jahren der erste Donnerstag, wo er wegblieb. Mit der sanftmüthigsten Freundlichkeit lud er nun Edgeworth ein, diesen Abend mit ihm und seiner Tochter Thee zu trinken. Die leutselige Sanftheit dieses würdigen Vorstehers richtete weit mehr bei den jungen Leuten aus, die seiner Aufsicht anvertraut waren, als die Härte eines mürrischen Zeloten je hätte thun können.

Die Feiertage brachte er meistens in Bath zu, welches damals beinahe noch der einzige Ort für Brunnencuren und mineralische Bäder in England war, und wo sich durchs ganze Jahr viele vornehme und reiche Leute einfanden. Hier lief Edgeworth Gefahr, ein geckhafter Stutzer zu werden, weil man ihn wegen seines Tanzens mit Lob überhäufte. Aber weil man darin zu weit ging, verlor sich glücklicher Weise seine Eitelkeit, ehe er noch zwanzig war. Man hat ihn blos, weil er ein guter Tänzer war;

---

*) Aus Küttner's Beitr. z. K. d. J. v. Engl. XI, 80 ist bekannt, daß es auf den beiden englischen Universitäten drei Rangordnungen giebt, nämlich: 1. Noblemen, 2. Gentlemen-commoners (welche in Cambridge Fellow-commoners heißen) und 3. Commoners.

man machte so viel Aufhebens von diesem unbedeutenden Talent und übersah so ganz seine andern Eigenschaften, daß er sich vor sich selbst schämte und von nun an selten mehr tanzte, ausgenommen, wenn gerade noch Einer fehlte, oder um sich die Unterhaltung mit einem besonders anziehenden Frauenzimmer zu verschaffen.

In Bath hatte er Gelegenheit, die Welt ein wenig kennen zu lernen. Der damalige Herzog von Devonshire fiel ihm besonders auf. Er war bei Hofe in Ungnade gefallen, und die Kränkung, welche deßwegen in seiner Miene sichtbar war, zeigte, daß die freundlichen oder finstern Blicke der Fürsten auf die Zufriedenheit mancher Menschen mehr Einfluß haben, als man sich in der Entfernung vom Hofe wohl einbilden kann. Nach einem kleineren Maaßstabe und nicht ohne Spott sah er den Ehrgeiz befriedigt an Beau Nash, d. i. Stutzer Nash, dem sogenannten König von Bath, oder Ceremonienmeister dieser glänzenden Stadt, und einem der in allen damaligen Gesellschaften und Schriften besprochensten Männer. Hier lernte er den berühmten Lord Chesterfield kennen, dessen Witz die brittische Modewelt über 50 Jahre beherrscht hatte, der aber, nach der Erlöschung seines Feuers und Witzes, offenbar unzufrieden und elend war. Der verständige und gute Lord Littleton war auch in Bath. Ferner befand sich hier der Herzog von Nivernois, dessen kleiner Hut mit einem gewaltigen diamantenen Knopfe die schöne Welt mehr beschäftigte, als seine kleine garstige Person. Die Spötter sagten, sein Hut sey durch den verlornen Pelzhandel so vermindert worden, ein Verlust, welchen die Franzosen eben damals erlitten hatten. Unter allen diesen vornehmen und berühmten Männern war der Schauspieler Quin einer der bemerktesten.

Da der Vater einsah, daß es zu seines Sohnes Zufriedenheit und Wohlfahrt beitragen würde, wenn er sich zeitig verheirathete, so suchte er ihn in Bath mit Familien bekannt zu machen, deren Töchter zu seiner Denkart und seinem Stande zu passen schienen. Aber der gute Mann kam zu spät. Noch ehe Edgeworth nach Bath reis'te, hatte er seine Augen auf eine von Elers Töchtern geworfen, und obgleich der Aufenthalt in Bath seine Neigung etwas erkältet hatte, so erlaubten ihm doch Ehre

und Gewissen nicht mehr, zurückzutreten. Als Student und noch nicht mündig, mußte er sich in Schottland trauen lassen. Richard's Mutter, welche sich immer größere Hoffnungen von ihm als der Vater gemacht hatte, bekämpfte ihre eigene Kränkung und besänftigte des Mannes Zorn; und die liebevolle Schwester, welche beim Vater Alles galt, wirkte durch ihre Thränen und ihr Flehen seine Verzeihung aus. Dieser ließ ihn nun sogar noch einmal in England trauen. Vor seinem zwanzigsten Jahre hatte demnach Edgeworth schon einen Sohn. Bald nachher nahm er seine Frau mit nach Edgeworthtown in Irland, um sich mit ihr ein Jahr bei den Eltern aufzuhalten. Einige Tage nach der Ankunft starb die edle Mutter. Sie hatte gerade noch Zeit, ihm einige gute Lehren zu geben; zwei derselben waren ihm besonders in seinem ganzen Leben von großem Nutzen: „Mein Sohn," sprach sie, „lerne Nein sagen; ferner: Dein erfinderischer Kopf und Deine Lebhaftigkeit dürften Dich leicht immer zu neuen Entwürfen verleiten, ehe Du die vorigen beendigt hast; entschließe Dich, jede Sache ganz zu thun — schiebe nichts auf."

Während dieses Jahres las Edgeworth einige juristische, doch mehr mathematische und physikalische Schriften. Zur Zerstreuung baute er mit schlechten Werkzeugen und mit Hülfe eines schlechten Drechslers ein hölzernes Planetarium, vorstellend den Lauf der Sonne, des Mondes und der Erde: obgleich damals ohne den Beistand der dazu erforderlichen Bücher, berechnete er dennoch das Räderwerk genau, und erfand von selbst die bei solchen Maschinen nöthige Vorrichtung, um die schiefe Bahn des Mondes und dessen Wechsel vorzustellen. Im Ganzen aber empfand er dieses Jahr fürchterliche lange Weile. Niemand in der Familie hatte Sinn für seine wissenschaftlichen Beschäftigungen; am wenigsten ließ seine Frau Geschmack daran blicken. Er wurde nun inne, was für ein mißliches Ding eine zu frühe und übereilte Ehe sey; aber er beschloß, die Folgen seiner Thorheit männlich zu ertragen.

Im Herbste 1765 kehrte er nach England zurück. Er fand seinen Schwiegervater im Gefängnisse wegen Schulden. Der wackre Elers, einmal aus seinem Elemente ge-

rissen, konnte sich nie in einem andern forthelfen. Immer baute er Luftschlösser, aber vernachlässigte sogar den alltäglichsten Unterricht seiner jüngeren Kinder. Bei diesem Manne bewährte sich wieder der Trost, welchen die Literatur im Unglücke giebt; Elers schöpfte aus ihr Gelassenheit und Heiterkeit, und noch in seinem Alter suchte er neuere Kenntnisse mit derselben Anstrengung zu erwerben, womit er in der Jugend die Alten gelesen hatte. Seine Frau suchte sich in Black Bourton mit einer kleinen Familie durchzuhelfen. Edgeworth blieb einige Monate dort, mußte aber nun an seine eigenen Angelegenheiten denken.

Während dieses kurzen Aufenthalts in Oxfordshire kam ihm ein nicht unmerkwürdiger Fall vor. Ein Herr Lenthall wohnte zu Burford in dortiger Gegend. Dieser Landedelmann, welcher ein guter Hausherr war, hatte einen sehr guten Kellermeister. John, so hieß dieser Mensch, kam eines Morgens zu seinem Herrn mit einem Briefe in der Hand, rieb sich die Stirn und geberdete sich überhaupt wie einer, der etwas auf dem Herzen hat, wovon er nicht wohl weiß, wie er es vorbringen soll. Endlich sagte er, es thäte ihm Leid, seinen Dienst auffagen zu müssen. „Ih, John, was ficht Dich an? hat Dir Jemand etwas in den Weg gelegt? Ich dachte, Du befändest Dich in Deiner Stelle so gut wie nur möglich?“ — „Ja, Ihr Gnaden, damit hat es seine Richtigkeit, aber da habe ich so eben 3000 Pfund in der Lotterie gewonnen, und da ich mir Zeit meines Lebens gewünscht habe, nur Ein Jahr wie ein Herr zu leben, der jährlich 2—3000 Pfund verthut, so wollte ich jetzt Ihr Gnaden bitten, wenn ich das Geld durchgebracht habe, mich wieder in Ihre Dienste zu nehmen.“ — „Das,“ antwortete Herr Lenthall, „kann ich Dir ohne Bedenken versprechen, weil ich voraussehe, daß Du nur wenig Lust haben wirst, wieder Kellermeister zu werden, nachdem Du wie ein Gentleman gelebt hast.“ Er irrte sich. John hatte in weniger als einem Jahre beinahe das ganze Lotterieloos unter die Leute gebracht und sich davon blos eine kleine Leibrente für seine alten Tage gekauft. Als er nun auf diese Art mit dem Gelde fertig war, kehrte er wieder in Herrn Lenthall's Dienst zurück und Edgeworth sah ihn jetzt dort wieder vor dem Schenktische im Speisesaal stehen.

Als Edgeworth Black Bourton verließ, miethete er sich ein Landhaus zu Hare Hatch zwischen Reading und Maidenhead in Berkshire. Seine Absicht war, sich als Sachwalter bei den öffentlichen Rechtsverhandlungen zu heben, und ehe er den erforderlichen Ruf an die Gerichtsschranken erhalten konnte, mußte er sich zu gewissen Zeiten (terms) im Temple zu London aufhalten. Bis dahin hatte ihm der Vater eine mäßige Summe des Jahres ausgesetzt, und seine Einrichtung in Hare Hatch, wo er außer den erwähnten „Terminen" wohnte, war klein. Seine Frau war haushälterisch und wußte den Garten so zu behandeln, daß er immer reichlich trug. Man lebte damals in England, wie in dem übrigen Europa, noch frugal. In den benachbarten Landhäusern wohnten zwar wohlhabende, aber dem Prunk abgeneigte Leute, die einander meistentheils des Abends auf eine Tasse Thee besuchten, ein Spielchen Whist machten, sich unterhielten, und um zehn Uhr wieder nach Hause gingen. Edgeworth's Geschmack änderte sich in der Folge. Beinahe 40 Jahre nachher kam in seinem Hause nie ein Spiel Karten zum Vorschein. In Hare Hatch las er hauptsächlich wissenschaftliche Bücher; Mechanik war sein Steckenpferd. Seine eigene Werkstatt und Besuche bei den Schmieden, den Kutschenbauern und allerlei Handwerksleuten in Reading beschäftigten ihn fast den ganzen Tag.

In den Zwischenräumen, wo er in London seyn mußte, führte ihn sein Schwager, der Hauptmann Elers, zu drei ältlichen Schwestern, Namens Blake, mit denen er verwandt war. Dort traf man eine Gesellschaft gebildeter und angesehener Männer. Der berühmte Comus ließ damals in London allerlei Kunststücke sehen, welche auf physikalischen Täuschungen beruhten. Edgeworth entdeckte viele seiner Kunstgeheimnisse. Da es die Mode war, seine Künste zu sehen, so sprach man allgemein davon, und Edgeworth war im Stande, viele, die in die gedachte Abendgesellschaft kamen und Alters wegen oder aus Bequemlichkeit nicht zum Taschenspieler gehen mochten, mit diesen Wunderdingen zu unterhalten. Unter den Damen, welche dorthin kamen, war auch die durch Lord Chesterfield's Lob damals so berühmte Miß Dalston, welche durch die Blake's sowohl mit Edgeworth's Frau, als mit Sir Francis Delaval verwandt war. Eines Abends, als Ed-

geworth die dortige Gesellschaft mit Comus Kunststücken unterhalten hatte, sagte sie, Sir Francis Delaval, ihr Verwandter, hätte auch diese Geheimnisse entdeckt und glaubte, er sey der einzige Mann in England, dem dies gelungen. „Ich will ihm aber sagen," fügte sie hinzu, daß ich noch einen Vetter habe, der eben so geschickt ist, als er." Dieser kleine Umstand machte Edgeworth mit Sir Francis Delaval bekannt, bei dem er in sechs Wochen mehr merkwürdige Leute, mehr von der großen Welt kennen lernte, als er anderswo in eben so viel Jahren gesehen haben dürfte. Edgeworth war damals erst 22 Jahre. Er und Sir Francis spielten nun die fraglichen Kunststücke zusammen. In des letztern Wohnung überlegten erst beide und verstanden sich; es war daher natürlich, daß sie den Leuten erstaunliche Täuschungen vormachen konnten. Menschen aller Stände drängten sich zu diesen Vorstellungen. Jedermann kannte den Sir Francis; aber Niemand hegte den Verdacht, daß Edgeworth, ein steinfremder junger Mann, mit diesem Erzschalk unter einer Decke steckte und sich mit ihm verbunden hätte, die Zuschauer hinters Licht zu führen. Dinge, die ohne ein solches Verständniß unmöglich waren, wurden, wie es schien, durch Zauberei ins Werk gerichtet, und viele geriethen durch die Wunderdinge, welche sie sahen, in wirkliches Schrecken. Einige der Kunststücke waren so sinnreich, daß nicht nur blos neugierige Personen, sondern Männer von ausgebreiteten Kenntnissen herbeigelockt wurden, sie zu sehen, welches dem Sir Francis äußerst angenehm und für Edgeworth von großem Nutzen war. Er wurde auf diese Art mit vielen ausgezeichneten Männern bekannt, bei denen er als ein junger Mensch sonst nicht würde freien Zutritt erhalten haben. Unter diesen waren Dr. Knight am brittischen Museum; Dr. Watson, der Chemiker und Theolog; Espinasse, der Electriker; Foote, der dramatische Schriftsteller und Schauspieler, ein Mann, der, außer seinem wohlbekannten Humor, viel tiefes und wahres Gefühl besaß; der beliebte Macklin, und alle berühmten Schauspieler der damaligen Zeit. Delaval hielt offene Tafel, an welcher geschickte und verdienstvolle Männer aus allen Fächern der Gelehrsamkeit gern gesehen waren. Er selbst hatte viele sonderbare Ereignisse erlebt; denn in seinen jüngern Jahren war er ein großer Spaßvogel gewesen, und er unterhielt seinen jungen Freund oft mit den bestandenen Abenteuern.

Einmal wollte Sir Francis gern für den Burgflecken Andover Parlamentsglied werden. Es fand sich ein Mitbewerber und der hochedle Rath war so getheilt, daß Delaval und dessen Competent beinahe gleich viele Stimmen hatten. Unter den stimmgebenden Herren konnte man besonders Einem nicht beikommen, welcher, taub gegen alles Bitten, erklärte, er wolle weder für den einen noch für den andern der streitenden Bewerber votiren. Sir Francis machte ihm seine Aufwartung, und suchte, da der Mann auf geradem Wege nicht zu bestechen war, seine schwache Seite zu entdecken. Der Bürger kannte alle Londner Schauspieler und Sehenswürdigkeiten und war deßwegen oft in die Hauptstadt gereis't. Dies schien seine liebste Erholung gewesen zu seyn. Endlich machte Sir Francis ausfindig, daß dieser wunderliche Heilige noch keinen Feueresser gesehen, und daß er die sonderbaren Geschichten nicht glaubte, welche man von Feueressern erzähle, denn es schien ihm unmöglich, daß Jemand, gleich dem Vesuvius, Rauch, Flammen und Feuer speien könne. Sir Francis erbot sich, ihn mit nach London zu nehmen und ihm den geschicktesten Feueresser zu zeigen, welchen es je gegeben. Der behutsame Stimmherr von Andover befürchtete, daß man ihm einen Streich spielen wollte, und weigerte sich, mit nach London zu reisen. Sir Francis, der für alles Rath wußte, schickte augenblicklich einen treuen Bedienten an Angelo, den überaus geschickten Fechtmeister in London, und seinen Freund, daß er gleich nach Andover kommen und ihm aus der Noth helfen möchte. Unter seinen mancherlei Talenten hatte sich Angelo auch die Kunst des Feueressens bis zur höchsten Vollkommenheit erworben und ob ihn gleich kein Preis bewogen haben würde, sich öffentlich mit einer solchen Kunst zur Schau zu stellen, so war er doch gleich willig dazu, um den Sir Francis zu verpflichten, welchem alle seine Freunde schwärmerisch zugethan waren. Kaum hatte er die Botschaft einige Stunden erhalten, als er in einer Postchaise mit vier Pferden expreß nach Andover gesprengt kam, um für Sir Francis Delaval's Freund Feuer zu essen. Als der halsstarrige Stimmherr diesen Mann in solcher Eile ankommen sah, blos um ihn zu belustigen, fing er an, nachgiebiger zu werden. Als aber Angelo seinen Mund mit Flammenströmen füllte, die aus Lippen und Nase drangen und sogar aus den Augen zu kommen schienen; als

sich diese Flammen in allerlei Farben änderten und immer an Umfang und Stärke zunahmen, kam der Stimmherr ganz außer Fassung und bat Angelo, sich keiner fernern Gefahr auszusetzen, denn er meinte, der Teufel selbst könnte nicht solche Feuer= und Flammenströme ausspeien, und glaubte, Sir Francis müsse einen Bund mit dem Satan gemacht haben, sonst würde er nicht im Stande gewesen seyn, ihn, den Bürger, zum Bruche seines Gelübdes, daß er nicht für ihn stimmen wolle, zu bewegen.

Ehe Edgeworth den Sir Francis Delaval kannte, hatte dieser mit Foote in genauer Verbindung gestanden und mit dessen Hülfe den Zauberer gespielt, so daß wirklich viele Leute glaubten, er könne Geister bannen. Dies ging so zu. Delaval kannte alle lustige Brüder in der großen Welt in London und hörte von diesen unzählige Geschichten von heimlichen Liebschaften und andern Dingen, die ihm als Geheimnisse anvertraut wurden. Foote dagegen wußte alle scandalöse Historien der großen Capitalisten, Kaufleute und reichen Pfahlbürger in der Altstadt London. So war es nicht schwer, den Thoren, welche ihnen trauten, verborgen geglaubte Dinge aus ihrem vorigen Leben zu erzählen, und daraus zu schließen, was ihnen möglicher Weise in der Zukunft widerfahren könne. Weil sie eine Voraussagung glaubten, wurde sie oft wirklich wahr. Die beiden Geisterbanner versäumten nicht, einen düsteren Saal, ein trübes Schimmerlicht, ein orientalisches Costume, einen langen weißen Stab u. dgl. zu Hülfe zu nehmen. Der Zudrang, selbst von Personen der höchsten Stände, war beträchtlich. Um sich Eingang bei den Mißtrauischen zu verschaffen, sagte ihnen der Zauberer einige unbedeutende Umstände, welche sich kurz zuvor mit ihnen zugetragen hatten, und wovon sie glaubten, daß sie kein Mensch wisse. Dies wurde durch die Vermittlung eines schlauen Kerls bewerkstelligt, welcher das Amt des Thürstehers verwaltete, und mit allen pfiffigen Gelegenheitsmachern von Bedienten in London bekannt war. Wenn nun Herrschaften zum Geisterbanner kamen, so nahm der Thürsteher ihre Bedienten in die Presse; und alles, was er über das Leben und die Umstände der Befragenden aus ihnen locken konnte, wurde von seinen Mitbedienten dem Hexenmeister durch eine Röhre zugefördert. In den wenigen Wochen, während

deren diese Bethörung dauerte, brachten Sir Francis Delaval und seine Helfershelfer mehr Heirathen zu Stande, und mehr geheime Liebesverständnisse wurden mit Erfolg gekrönt, als sonst in eben so viel Monaten durch die Bemühungen bejahrter Freiwerberinnen hätte geschehen können. Sir Francis bewirkte durch diese Schwarzkünste seine eigene Verbindung mit der Lady Nassau Paulet. Dies war eigentlich der Hauptendzweck von dem ganzen Hokuspokus. Sobald es damit zur Richtigkeit kam, verschwand der Schwarzkünstler auf einmal sehr klüglich, ehe man seinem Umgange mit der Geisterwelt tiefer nachforschen konnte. Lady Nassau Paulet hatte ein artiges Vermögen von 80,000 Pfund Sterling, welche Sir Francis nebst ihrer Hand bekam. Sie starb bald nachher und ihr Geld tröstete den Gatten nicht sehr lange für ihren Verlust, da die ganzen 80,000 Pfund Sterling in kurzer Zeit durchgebracht waren.

Die Unterhaltung mit zwei so welterfahrnen Männern, wie Sir Francis Delaval und Foote, wurde für Edgeworth eine reiche Quelle leicht zu erwerbender Menschenkenntniß. Sir Francis war nie ohne Entwürfe, sich emporzuhelfen. Unter andern, als sich der damalige Herzog von York in Delaval's Schwester, Lady Stanhope (deren Gemahl auf den Tod lag,) verliebt hatte, suchte Delaval diese Flamme auf alle Art zu nähren. Aber der Herzog starb in Rom, und nun fielen alle Vergrößerungsplane des Sir Francis zu Boden. Bei aller seiner Charakterstärke und Lebhaftigkeit hatte dieser Schlag einen Einfluß auf seine Gesundheit. Die Aerzte lächelten, wenn er sich über einen kleinen Schmerz in der Brust beklagte und behandelten ihn wie einen Hypochondristen; aber er fühlte sich. Er schätzte und liebte Edgeworth, welcher die merkwürdigen letzten Worte dieses ungemein talentvollen Mannes, der aber sein Pfund schlecht anwandte, immer beherzigt hat. Als er den Sir Francis zum letztenmal sprach, sagte dieser zu ihm: „Lernen Sie an meinem Beispiel! Ich habe lustig gelebt, anstatt meine Naturgaben nützlich anzuwenden. Ich hätte gar viel ausrichten können. Es fehlt mir nicht an Kenntnissen, aber sie sind nicht nützlich. Befolgen Sie meinen Rath, junger Mann! Treiben Sie etwas, das den Menschen nützt; dies wird ihnen die Zufriedenheit der Welt und, was noch

mehr werth ist, ihre eigene Zufriedenheit verschaffen." Zwei Tage nachher fand man ihn todt im Bette. Daher machten diese Worte einen sehr tiefen Eindruck auf Edgeworth, welcher nun schon viele Erfahrung gesammelt und gesehen hatte, daß ein geräuschvolles Leben, wo blos nach Genuß und Vergnügen gejagt wird, nicht nur nicht glücklich macht, sondern auch oft die größten Laster und Elend erzeugt.

Nach Sir Francis Delaval's Tode kehrte Edgeworth auf sein Landhaus zurück, wo er sich hauptsächlich mit Mechanik beschäftigte. Er hatte schon vor einiger Zeit von einem Wagen des Dr. Darwin in Lichfield nach einer besondern Erfindung gehört. Nach demselben Plane ließ er einen sehr schönen Phaeton bauen. Die Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste in London billigte ihn und Edgeworth schrieb daher dem Dr. Darwin, daß seine Erfindung den Beifall dieser Societät erhalten habe. Der Doctor antwortete artig und lud ihn ein, ihn in Lichfield zu besuchen, ob er gleich glaubte, Edgeworth sey ein Wagenbauer. Als Edgeworth dort ankam, und seine Unterhaltung einen Mann von Erziehung verrieth, wunderte sich Darwin nicht wenig. Dieser nachher so berühmt gewordene Arzt war groß, stark und etwas unbehülflich; er stotterte auch nicht wenig, aber sobald es ihm gelang, seine Worte zu Tage zu fördern, so bestanden sie entweder aus einer witzigen oder gelehrten Bemerkung und belohnten den Wartenden überflüssig für einen kleinen Verzug; dabei strahlten Verstand und Wohlwollen aus seiner Miene.

Am folgenden Tag machte Darwin ihn mit einigen gebildeten Leuten des Ortes bekannt, und unter diesen vornehmlich mit der berühmten Miß Seward, die damals in der Fülle der Jugend und Schönheit, Schwärmerin, der Literatur zugethan und in der Unterredung hinreißend beredt war. Dieser Aufenthalt in Lichfield wurde für Edgeworth's ganzes Leben wichtig. Der bekannte Bolton aus Birmingham besuchte gerade damals den Dr. Darwin. Ihn und die dortige Gesellschaft unterhielt Edgeworth mit seinen Comuskünsten, welche Bolton mit desto mehr Antheil sah, da er so eben eine Menge Magnete für das Festland in Arbeit hatte. Von ihm erhielt Edgeworth

auch eine Einladung, und zwar nach Birmingham, weil damals Bolton noch nicht die nahe wilde Hutung in reiche anmuthige Gefilde umgestaltet hatte. Bolton ließ ihn durch einen Sachkundigen in Birmingham herumführen und Edgeworth wurde dort und zu Soho in wenig Stunden mit vielen Zweigen der practischen Mechanik bekannt, die er sonst in vielen Monaten nicht hätte erlernen können. Als er wieder auf sein Landhaus zurückgekehrt war, blieb Mechanik zwar immer seine Lieblingsbeschäftigung, aber er fing nun auch an, mechanische Schriften zur Hand zu nehmen, weil er einsah, daß Erfindsamkeit in diesem Fache zu nichts führen kann, wenn man nicht vorher weiß, was schon von Andern erfunden worden ist. Verschiedene Modelle und Maschinen, welche er erfand, überschickte er der Societät zur Aufmunterung der Künste, welche ihm 1769 ihre goldne Medaille zur Belohnung reichen ließ, so wie sie ihm schon 1768 ihre silberne Schaumünze für einen von ihm erfundenen, sogenannten Perambulator geschenkt hatte.

Rousseau's Emil machte auch auf Edgeworth einen großen und vortheilhaften Eindruck, weil er nicht umhin konnte, die damals übliche verkehrte Erziehungsart zu mißbilligen. Er versuchte Rousseau's Methode an seinem ältesten Sohne; seine Frau war ihm darin behülflich, und des Knaben Körper und Geist wurden so viel wie möglich der Natur und dem Zufall überlassen. Edgeworth hatte dabei die Einwendungen seiner Verwandten und Freunde und das Gelächter des Publicums zu überwinden. Der Knabe trug keine Strümpfe, ging mit entblößten Armen und war in ein Camisol und weite Schifferhosen gekleidet, wie die Kinder jetzt überall, welches aber damals ganz neu und auffallend war. Er wurde abgehärtet, furchtlos und, womit es etwas schwerer hielt, war im Stande, jede Art von Entbehrung zu ertragen. Alle seine Sinnen waren scharf und seine Beurtheilungskraft schnell. Aber er gehorchte nicht gern; Andern niemals, wohl dem Vater.

Eine der merkwürdigsten Freundschaften für Edgeworth war die, welche er mit Day *) schloß. Dieser kam

*) Sein Sandfort und Marton, die noch jetzt beliebt sind, wurden auch in Deutschland gern gelesen. Sie erschienen in der Braunschweiger Schulbuchhandlung 1788 — 1791.

während der Feiertage aus Oxford, um seine Eltern in Berkshire zu besuchen, und da er hörte, daß Edgeworth auch in dem Collegium Corpus Christi studirt habe, so ging er zu ihm. Day war damals in seinem Aeußern ein Cyniker und kämmte sein schwarzes herabhangendes Haar nur selten, ob er gleich gern badete. Die erste Unterhaltung währte einige Stunden und an sie knüpfte sich ein Verhältniß, das auf gegenseitige Achtung gebaut war, ungeachtet Geschmack, Sitten, Beschäftigungen und Verbindungen beider gänzlich von einander verschieden waren. Durst nach Kenntnissen und Ungeneigtheit, den Glanz zu bewundern, welcher die Menschen blendet und fesselt, waren die einzigen wesentlichen Punkte, worin sie übereinkamen. Day war ernsthaft und zur Schwermuth geneigt, Edgeworth aufgeräumt und lebensfroh. Day hielt seine Leidenschaften leicht im Zaume, Edgeworth lag in beständigem Kampfe mit ihnen. Day war argwöhnisch gegen die Weiber, und mochte seine Ruhe nicht für ihre Reize oder ihre Gesellschaft gefährden; Edgeworth dagegen war ihr eifrigster Verehrer und wußte alle Seligkeiten des Umgangs mit ihnen zu schätzen. Day, ein Mann von strenger Tugend, hoffte mit allen seinen Sonderbarkeiten einmal eine Frau ganz nach seinem Kopfe zu finden *).

Edgeworth sprach mit Day über alle Gegenstände der Literatur, aber am meisten über Metaphysik. Monate und Jahre lang konnten sie sich über manche Punkte nicht vereinigen, aber endlich trafen sie doch zusammen. Obgleich Day ein sehr würdiger und wünschenswerther Freund, Delaval hingegen ein gefährlicher und verführerischer Mann war, so hatte doch Edgeworth's Frau nichts gegen ihres Mannes Umgang mit dem letzteren, faßte aber einen Widerwillen gegen Day. Dies machte Edgeworth sehr unruhig, denn er vertrug sich gut mit seiner Gattin, welche eine kluge, haushälterische und zärtliche Frau war, aber kein aufgewecktes Wesen hatte und sich über Kleinigkeiten Sorgen machte und klagte. Dennoch entfernte sich Edgeworth nur selten von Hause und schätzte das Familienleben.

---

*) Thomas Day ist mit einigen Zügen geschildert aus dessen Biographie v. Keir in den Annalen der brittischen Geschichte v. Archenholz. IX, 246. 247.

Außerdem wurde Edgeworth um diese Zeit bekannt mit Keir, einem damals geachteten Gelehrten in Birmingham; und bald darauf mit dem berühmten Wedgwood und dem großen Mechaniker Watt. Alle diese Freunde, Darwin, Bolton, Watt, Wedgwood, Keir und Day, sämmtlich den Wissenschaften und Musen ergeben, erwarben sich einen vorzüglichen Namen in der gelehrten Welt. Day schrieb gemeinschaftlich mit einem Herrn Bicknel das schöne und noch jetzt beliebte Gedicht The dying Negro; es erschien aber blos unter Day's Namen. Keier verschaffte Edgeworth den Zutritt in einen geselligen Verein, welcher sich wöchentlich einmal in einem Londner Caffeehause versammelte. Der berühmte Anatom, John Hunter, war zum Vorsteher erwählt. Unter den vielen ausgezeichneten Männern, die dazu gehörten, wurde Edgeworth besonders mit Sir Joseph Banks, Solander, Sir Charles Blagden, Dr. Fordyce, Milne, Maskelyne, Capitän Cook, Sir George Shuckburgh, Lord Mulgrave, Smeaton und Ramsden bekannt. Wer Mitglied zu werden wünschte, mußte zwei Erforderniße besitzen, Verstand und Hinwegsetzung über die ungesellige Art, etwas leicht übel zu nehmen. So lange man darüber hielt, wurde die Gesellschaft nicht zu zahlreich. Was Edgeworth dort hörte und lernte, war ihm unschätzbar.

Als 1768 Edgeworth mit seinem Sohne und seinem Freunde Day eine Reise nach Irland machte, erwärmte diesen frostigen Philosophen der Anblick von Edgeworth's schöner und verständiger Schwester, welche auch ihrerseits erklärte, daß sie ihn nicht ausschlagen würde, wenn Day sich ein wenig mehr nach den üblichen Sitten der Welt und seines Standes richten wollte. Wirklich bemühte er sich bei seiner Rückkehr nach England, sein Aeußeres mehr abzuglätten.

Den ersten Versuch, öffentlich zu sprechen, machte Edgeworth 1769, als er wieder nach London reis'te, um dort im Temple einige Tage lang den sogenannten Terminen beizuwohnen, während deren alle junge Rechtsbeflissene in ihren jederseitigen Rechtscollegien sich einzustellen haben. Er, Day und Bicknel, ein gemeinschaftlicher Freund von beiden, gingen eines Abends nach Hause. Die Unterhaltung fiel auf das Reden in einer öffentlichen

Versammlung. Edgeworth behauptete, daß, wer nur gewohnt sey, sich gut auszudrücken, leicht über gewöhnliche Dinge vor Leuten sprechen könne; denn ein Entschlossener lerne gar bald, sich über die Gegenwart vieler Menschen, so wie über alles andere Auffallende zu erheben. „Aber," fragte Bicknell, „getrauen Sie sich wohl, über ein vorgelegtes Thema aus dem Kreise des täglichen Lebens, ohne alle Vorbereitung vor einer großen Anzahl Menschen sprechen zu können?" „Ja," antwortete Edgeworth, „und wenn mir der Gegenstand nur einigermaßen geläufig ist, so will ich mich anheischig machen, daß die Zuhörer erst über mich spotten, dann mich auszischen und endlich mir Beifall zuklatschen sollen."

„Sie können gleich den Versuch machen," erwiederte Bicknell, „denn wir sind nur 50 Schritte von einer Debattirgesellschaft, die jetzt gedrängt voll ist." Edgeworth ließ sich den Vorschlag gefallen. Der Saal war äußerst angefüllt. Man sprach über den Einfluß der weiblichen Sitten auf das gesellige Leben. Als der so eben sprechende Redner fertig war, stand Edgeworth auf, erhielt von dem winkenden Vorsitzer Erlaubniß, und fing, da es still wurde, unter beständigem Stottern so an: „Herr Vor — Vor — Vor — Vorsitzer!" Von allen Seiten bezeigte man Erstaunen über die Thorheit eines Menschen, der vor einer Versammlung sprechen wollte und doch nicht im Stande wäre, unter vier Augen ein Paar Worte ohne fürchterliches Stottern herauszubringen. Einige Augenblicke bedauerte man ihn, aber dann fiel die jämmerliche Figur, welche er spielte, so sehr auf, daß der ganze Saal in das unbändigste Gelächter ausbrach. Als sich dies ein wenig zu legen anfing, that der Schalk, als ob er sich allmählich erholte, und er hub nun an, recht fließend und unbefangen über die Thorheiten der Mode und die Gewalt, womit sie das zweite Geschlecht beherrsche, sich auszulassen. Er sah, daß seine Zuhörer vornehmlich aus gemeinen Handwerkern, und besonders aus Leibchenmachern bestanden und daß die Gallerie voll Frauenzimmer war. Danach richtete er sich. Mit vieler Heftigkeit zog er los auf die Ungebühr, wenn Frauen sich den Händen schmutziger Handwerker blosstellen; er beschrieb, wie eine zarte Dame dem maaßnehmenden Schuster Bein und Fuß preis giebt, wie seine schwarzen Hände

und sein Geruch nach Leder gegen ihren seidnen Strumpf und ihre wohlriechenden Essenzen abstechen; er schilderte, vielleicht ein wenig zu genau, die Geberden eines anprobirenden italienischen Corsetmachers (es war damals eine gewisse besondere Art von Leibchen Mode). Die Zuhörer fingen an zu murren und äußerten, als er in diesem Tone fortfuhr, ihren Unwillen auf das allerlauteste. Man zischte und hätte ihn beinahe gezwungen, sich niederzusetzen. Er zeigte keine Unruhe darüber, stimmte aber allmählich den vorigen Ton herab und begann eine Lobrede auf die Weiber, auf ihre bezaubernden Reize, ihre Züchtigkeit, Klugheit und unumschränkte Gewalt über unser Geschlecht. Die Zuhörerinnen in der Gallerie standen auf, lehnten sich über das Geländer und bewiesen durch ihre Aufmerksamkeit und ihr freundliches Zulächeln, daß er nun Gnade vor ihnen gefunden habe. Des Vorsitzers Hammer, welcher zuvor schon aufgehoben war, blieb jetzt im Schweben, indem Edgeworth so sprach, bis er zuletzt, die Hauptsaite berührend, auf alle Ausländer schimpfte und losstürmte, dagegen aber alles Englische in den Himmel hob: sogleich ertönte der ganze Saal von Klatschen, Jauchzen und Hurrah einige Minuten nach einander. Er näherte sich niemals wieder dieser Schule der Beredtsamkeit, aber der Versuch hatte die gute Folge, daß er Zutrauen zu sich selbst faßte, als er viele Jahre darauf in einer öffentlichen Versammlung sprechen mußte.

Ehe noch ein Jahr verstrichen war, sahen Day und Edgeworth's Schwester ein, daß sie nicht für einander geschaffen wären, wie ihnen auch schon ihre beiderseitigen Freunde gesagt hatten. Day konnte zwar dabei nicht ganz gleichgültig bleiben, aber er faßte sich doch bald wieder und beschloß nun, einen Entwurf auszuführen, womit er schon lange umgegangen war, und welcher vielleicht in einem Roman übertrieben scheinen würde. Er wollte nämlich zwei Mädchen, so viel als möglich, auf dieselbe Art erziehen und sie immer unter seiner Aufsicht haben; er hoffte, daß er noch vor ihrer Mannbarkeit im Stande seyn würde, zu entscheiden, welche von beiden sich am besten zur Frau für ihn schickte? Er wählte zwei Waisen. Erst that er sie zu einer Witwe unweit London. Dann reis'te er mit ihnen nach Avignon. Dort wunderte man sich sehr über seine sonderbare Denkart und Lebens-

weise, aber weil er sich durch Einfachheit des Betragens, strenge Sitten, besondere Freigebigkeit und großen Verstand auszeichnete, so waren er und seine Zöglinge bei den vornehmsten Einwohnern von Avignon überaus wohl gelitten. Französisch lernten sie wenig, er unterrichtete sie selbst, predigte ihnen metaphysische Betrachtungen vor, von denen sie nichts verstanden, wachte über ihre Sitten und prägte ihnen seinen eigenen Haß gegen die Mode ein. Bei seiner Zurückkunft nach England entließ er eine von ihnen, „weil es ihr an Kopf fehle,“ schenkte ihr aber 3 oder 400 Pfund, wodurch sie bald versorgt und eine glückliche Frau wurde. Die zweite, Sabrina, ein sehr schönes, talentvolles Mädchen, ließ er sorgfältig erziehen. Day war hocherfreut über ihre Fortschritte. Beide liebten sich wirklich; aber nicht zu gedenken, daß sie zu jung für ihn war, ließ er sich zu sehr von seinen Sonderbarkeiten beherrschen. Sabrina, welche sich vortrefflich betrug, mußte ihren Anzug genau nach seiner Vorschrift einrichten. Es fügte sich, daß sie hierin einen unbedeutenden Fehler beging. Bei ihm, dessen künftige Gattin ganz nach seinen Regeln handeln sollte, war dies ein Vergehen, welches er nicht übersehen konnte. Er brach daher mit ihr; und so endigte dieser romanhafte Einfall eines sonst wahrhaft edlen Mannes.

Edgeworth's Vater starb 1770 im siebenzigsten Jahre. Er war ein biederer, von aller Welt geachteter, und in der practischen Rechtsgelehrsamkeit wohl bewanderter Mann, welcher 25 Jahre im irländischen Parlamente saß. Da nach dessen Tode der Sohn Herr eines Vermögens wurde, welches ihn des fernern Studiums der Rechte überhob, so ließ er sich nicht unter die vertretenden Anwalde an den Gerichtsschranken aufnehmen. Die Rechtsgelehrsamkeit war auch nicht nach seinem Geschmack; höheren Reiz für ihn hatte Mechanik. Auch entfernte er sich ungern aus der Mitte seiner Familie. Nur dann und wann besuchte er Freunde. So begab er sich 1770 um Weihnachten zu Day, welcher sich zu Stowhill bei Lichfield ein Landhaus gemiethet hatte und die erwähnte Sabrina erzog. Der Palast des Bischofs von Lichfield, in welchem Seward, einer der Domherrn und Vater der vorher erwähnten, durch ihren Witz und ihre Schriften berühmten Miß Seward, wohnte, war der Sammelplatz

der guten Gesellschaft. Day und Edgeworth waren täglich dort. In dieser Familie befanden sich auch einige Pflegetöchter, Namens Sneyd. Die älteste, Miß Honora Sneyd, war, ohne sehr unterrichtet zu seyn, überaus verständig und schön, dabei von einer so züchtigen, zarten Weiblichkeit, daß Edgeworth, damals 26 Jahre alt, in ihr zuerst das Muster weiblicher Vollkommenheit erblickte, welches er in seiner Einbildungskraft trug. Day bot ihr seine Hand an, welche sie ausschlug, weil sie sich nicht so ganz von der Welt entfernen mochte, wie er von seiner künftigen Frau foderte. Edgeworth's Neigung zu ihr wuchs, und da er, ein verheiratheter Mann, so wie sein Freund, die Gefahr, Sträflichkeit und Thorheit einer solchen Liebe einsah, so entschloß er sich zur Flucht, dem einzigen Mittel in so bedenklichen Fällen. Die Gefahr wurde dadurch noch stärker, daß er zu Hause, wo der Charakter seiner Frau mit dem seinigen schlecht übereinstimmte, nicht glücklich war.

Er faßte den Entschluß, eine Reise zu machen. Day begleitete ihn nach Frankreich, denn dieser hatte nun seine Augen auf Elisabeth Sneyd, eine von Honora's Schwestern, geworfen, welche ihm Hoffnung machte, seine Wünsche zu erfüllen, dafern er wie andere Menschen leben und sich gewöhnen wolle, die kleinen Zierden des geselligen Lebens, Tanz, Anzug nach der Mode rc. ohne pedantische Geringschätzung zu betrachten. Beide reis'ten über Paris nach Lyon. Hier nahm Day Unterricht im Tanzen, Fechten und Reiten. Seiner Geliebten zu Gefallen marterte er sich täglich sieben bis acht Stunden und suchte Fertigkeiten zu erwerben, die er, das Reiten ausgenommen, herzlich verachtete. Da stand der gute Mann oft ganze Stunden mit einem Buche in der Hand und seine Füße in eine Maschine gezwängt; aber alles war vergeblich, seine steifen Glieder und lange Gewohnheit widersetzten sich allen Bemühungen des Tanzmeisters.

Edgeworth ging in Lyon in die Kost beim Vorsteher der Militärakademie und lernte bald sich fertig auf französisch ausdrücken. Er hatte Briefe an die besten Häuser. Der Baumeister Perache hatte damals einen Plan entworfen, Lyon dadurch zu erweitern, daß man der Rhone ein anderes Bett anwiese, und sie eine große Strecke

weiter jenseits der Stadt, als bisher geschah, in die Saone fallen ließe. Eine Gesellschaft schoß das erfoderliche Geld zusammen. Edgeworth äußerte gegen einen Freund, daß man bereits bei der Ausführung des Planes einige Fehler begangen hätte. Da er hierdurch einige Kenntniß von der Sache an den Tag legte, so wurde ihm zuerst ein kleiner Theil des Unternehmens übertragen, und als Perache sehr zufrieden mit der Ausführung war, so drang man in Edgeworth, einen bedeutenden Zweig des Vorhabens zu leiten, wozu Geschick erfoderlich war, weil kühne Versuche gemacht werden mußten. Er verpflichtete sich dazu und man ließ ihm ganz freie Hände. Man fuhr mit gutem Erfolge fort und es hatte den Anschein, daß die Ausführung gelingen würde. Eines Tages hörte Edgeworth von einem alten Schiffer, es sey Gefahr zu befürchten, denn in Zeit von zehn Tagen müsse man von den Gebirgen Savoyens herab einer großen Fluth gewärtig seyn. Edgeworth machte deßwegen dringende Vorstellungen und bat, man möchte mehr Leute annehmen, um die gedrohte Gefahr abzuwenden. Die Gesellschaft aber, welche schon bedeutende Summen verwendet hätte, wollte sich zu keiner schnellen Vermehrung der Ausgaben verstehen. Plötzlich traten die Fluthen ein und schwemmten auf einmal fort, was mehrere Wochen lang täglich beinahe 100 Leute gebaut hatten. Es war blos ein Stück Land gewonnen, worauf die Gesellschaft Kornmühlen errichten wollte: und blos auf diese Art hoffte sie, sich für die ansehnlichen Summen schadlos zu halten, welche sie aufgewendet hatte. Auch für dieses Unternehmen war Edgeworth mit Zeichnungen und Messungen beschäftigt, aber ein Familienereigniß rufte ihn hinweg.

Sobald er sich in die erstere Unternehmung eingelassen hatte und sein Aufenthalt in Lyon sich verlängern zu wollen schien, ließ er seine Gattin kommen, welche mit einer Schwester den ganzen Winter hindurch bei ihm blieb; dann, an der französischen Gesellschaft keinen Geschmack findend und aus Furcht, unter fremden Leuten ihre Niederkunft abzuwarten, kehrte sie, von dem Familienfreunde Day begleitet, nach England zurück.

Lyon ahmte damals die Verschwendung der Hauptstadt nach; aber es fehlte nicht an Beispielen von Edel-

muth. Ein Engländer hatte sich dort durch unglückliches Spiel in große Verlegenheit gesetzt; er wurde Schulden halber festgenommen, gerade als er einige seiner Landsleute bewirthete. Ob sie gleich viel auf ihn zu halten schienen, so wollte ihm doch keiner beispringen. Als er sich entfernte, trat der französische Lohnbediente hervor, welcher ihm zwei Jahre lang aufgewartet hatte, und bot ihm eine Börse an, welche mehr als die schuldige Summe enthielt, mit der Erklärung, daß er dies Geld im Dienste der Engländer erworben habe und glaube, es nicht besser anwenden zu können, als wenn er damit einen Engländer aus der Schande rette. Das Erbieten wurde angenommen und der Engländer erstattete nachher die Summe nebst einem ansehnlichen Geschenke.

Noch merkwürdiger war folgender Vorfall. Ein Engländer wurde Schulden halber verhaftet, die er gemacht, weil er mit Mlle. St. Clair, einer berühmten Schauspielerin, lebte und unsinnigen Aufwand machte. Sie hatte ihn so bezaubert, daß er nicht nur sein Geld mit ihr verthat, sondern auch seinen ganzen Credit erschöpfte. Er blieb jedoch nicht lange im Gefängniß. Denn Mlle. St. Clair verkaufte ihr ganzes Silbergeräth und ihr Geschmeide, und setzte ihn auf freien Fuß. Der Gerettete flog zu ihr, um ihr zu danken, war aber erstaunt, als sie ihm zwar artig, aber mit festem Tone erklärte, daß sie nicht mehr mit ihm leben wolle, weil die Verbindung ihn nur zu Grunde richten würde. Kein Flehen konnte sie von ihrem Entschlusse abbringen. Sie hatte einen solchen Beweis ihrer Uneigennützigkeit und ihrer Liebe gegeben, daß man ihr Benehmen weder der Gewinnsucht, noch dem Eigensinne beimessen konnte; indem sie sich also von ihm trennte, um ihn vor seinen eigenen Schwächen zu bewahren, machte sie Anspruch auf das Verdienst, das größte Opfer gebracht zu haben. Dieser edle Zug brachte ihr die Achtung der angesehensten Einwohner von Lyon zu Wege.

Es waren damals viele Engländer dort, unter denen sich die meisten mit Anstand, einige aber so betrugen, daß ihre Landsleute in Verlegenheit geriethen. In folgenden Vorfall wurde Edgeworth selbst mit verwickelt. Die vornehmsten Familien in Lyon gaben gewöhnlich Einmal

des Jahres ihren Töchtern einen Ball, wo sich alle Gäste mit vieler Behutsamkeit betrugen, weil man junge unverheirathete Frauenzimmer nicht in Gesellschaft mitzunehmen pflegte. Coquetten waren da züchtig, junge Männer bewachten sich, und unter den Engländern, die meistentheils eingeladen wurden, war es bekannt, daß man sich in Acht nehmen müsse. Lord ***, der Sohn eines Herzogs und ein Mann, welcher sich jeder Art von Verschwendung ergeben hatte, kam auch auf den Ball, und zwar völlig betrunken. Als er einige Zeit im Tanzsaale gewesen war, legte er sich auf einige Stühle und ließ die Gesellschaft bald deutlich hören, daß er schlafe. Die Freunde und Brüder der jungen Frauenzimmer hielten dies für eine unverzeihliche Beleidigung. Die jungen Männer, unter welchen viele Officiere waren, traten zusammen und berathschlagten, wer den schnarchenden Lord zuerst aus dem Saale werfen sollte? Der Sohn des vorigen Commandanten, der die Engländer schätzte, kam sehr betroffen zu Edgeworth gelaufen und machte ihm die Gefahr bemerklich, in welche sich der Lord gebracht hatte. Edgeworth ging sogleich äußerst unwillig auf ihn zu, zupfte ihn derb am Kragen und forderte von ihm, sobald er erwachte, unmittelbare Genugthuung für den Schimpf, welchen er seinen Landsleuten angethan und für den Schaden, welchen er ihnen zugefügt hätte, indem Engländer hinfüro vermuthlich von allen guten Gesellschaften in Frankreich ausgeschlossen seyn würden. Mit Hülfe seiner Freunde wurde er aus dem Saale gebracht. Es fehlte ihm nicht an Muth, aber den Abend war er außer Stande, sich zu schlagen. Doch am nächsten Morgen kam er zu Edgeworth und dankte ihm herzlich, daß er sich ins Mittel gelegt hätte. Die jungen Officiere wurden befriedigt, weil der Lord offenbar nicht aus Absicht gefehlt hatte, und nach der Meinung der Einwohner war der edle, unerschrockene Zorn, womit Edgeworth die Angelegenheit behandelte, eben so genugthuend für ihr gekränktes Gefühl, als ehrenvoll für den Charakter der besser gesinnten Engländer.

Edgeworth hatte sich alle Mühe gegeben, seine von Natur zornige Gemüthsart zu mäßigen, aber sie überwältigte ihn nicht selten. Er war eines Morgens zugegen, als Day seine Fechtstunde hatte. Es entstand ein Wort-

wechsel über ein Paar Schuhschnallen zwischen Day und dem Fechtmeister, der nicht nur ein eitler Modeaffe, sondern auch übermüthig war. Day verstand französisch nur unvollkommen, wußte nicht recht, was der Mensch sagte, und wiederholte seine eigenen Gründe ganz kaltblütig. Der Fechtmeister vergaß sich nun noch mehr, führte grobe Reden und legte sogar die Hand an seinen Degen. Edgeworth sprang hervor, ergriff den Degen, zerbrach ihn, stieß den Franzosen die Treppe hinunter und warf ihm die zerbrochene Klinge nach. Die öffentliche Meinung in Lyon, weit entfernt, ihn für diese übereilte Gewaltthätigkeit zu tadeln, billigte dieselbe. Der Fechtmeister kam nachher und bat sehr demüthig um Vergebung. Day schenkte ihm einen neuen Degen, und er war zufrieden.

Ein andermal fuhr er eine Dame in die Gegend um Lyon. Ein Fuhrmann wollte nicht gleich aus dem Wege lenken, ob ihm Edgeworth gleich zurief. Der Kerl gab ihm eine Antwort, die vor einem Frauenzimmer sehr unschicklich war. Edgeworth versetzte ihm einen Hieb mit seiner Peitsche, und als er sah, daß der Fuhrmann nach seinem Messer fühlte, schlug er den Kerl zu Boden und stieß ihn in einen Graben. Er fuhr dann fort, überzeugt, daß er diesmal nicht zu weit gegangen sey, sondern blos gethan habe, was recht sey. Als er Abends in Gesellschaft kam, befremdete es ihn nicht wenig, daß ihn alle seine französischen Freunde sehr kalt empfingen; er merkte, daß die Begebenheit des Vormittags Schuld daran seyn müsse, und erkundigte sich nun, ob sie etwas wider ihn hätten? Als sie endlich mit der Sprache herausrückten, sagten sie ihm, er hätte seine Schuldigkeit weder gegen die Dame, welche er gefahren, noch gegen sich selbst erfüllt (failli), denn er hätte den Kerl todt auf der Stelle liegen lassen sollen! Blos weil er Engländer war und nicht wußte, was die französische Ehre foderte, verzieh man ihm und vergaß alles, was vorgefallen war.

Bei der vorher gedachten Ueberschwemmung der Rhone, welche den angefangenen großen Wasserbau zerstörte, setzte sich Edgeworth der Lebensgefahr aus, indem er sich durch die Fluth auf eine Insel, gegen dem Walle über, fahren ließ, wo viel köstliches Bauholz und theure Maschinen waren, welche der Strom entweder mit fort-

gerissen, oder der Pöbel geraubt haben würde, wenn Edgeworth sich nicht ins Mittel geschlagen hätte. Dadurch, daß er aller Gefahr Trotz bietend die Insel erreichte, wurde der Baugesellschaft eine große Summe erhalten. Als er zu Hause kam; fand er ein Paar Zeilen vom Herrn Bono, einem Banquier in Lyon, der ihn ersuchte, sich sogleich zu ihm zu bemühen. Edgeworth ging zu ihm, als er eben bei Tische saß. Nach der Tafel sagte er zu Edgeworth: „Durch das heutige Unglück sind Sie vielleicht mit Ihren Baarschaften ein wenig ins Enge getrieben; bei mir liegen tausend Louisd'or zu Ihren Diensten; diese können Sie beziehen, sobald es Ihnen beliebt.“ Man kannte damals Edgeworth in Lyon blos als einen Reisenden, der bei einem Wechsler auf eine bestimmte Summe Credit habe, ohne von seinen Umständen unterrichtet zu seyn. Daher machte dieser Beweis der Großmuth eines Franzosen tiefen Eindruck auf sein Gemüth. Aber Edgeworth brauchte kein Geld und schlug das edle Anerbieten aus. Er hatte das Amt eines Wasser-Baumeisters unentgeldlich versehen und stand in Hinsicht auf Geldsachen in keiner Verbindung mit der Gesellschaft. Mithin konnte ihn das heutige Unglück nicht treffen. Aber davon wußte der wackere Bono nichts.

Edgeworth's Frau wurde nach ihrer Rückkehr von einer Tochter entbunden. Bald darauf starb sie. Dies nöthigte Edgeworth, sich sogleich nach England zu begeben. Er hatte sich, wie vorher gedacht, mit Zeichnungen zu den beabsichtigten Mühlen der Wasserbaugesellschaft beschäftigt und überschickte sie derselben nun mit einem Aufsatze darüber und einer Benachrichtigung von seiner nothwendigen Abreise. Sie übersandte ihm sogleich auf eine sehr ehrenvolle Art einen Schenkbrief, wodurch ihm in der Neustadt Lyon ein Bezirk, welchen sie den ehemaligen Flußbetten der Rhone und Saone abgewonnen hatte, eigenthümlich übertragen wurde; und weil nach den damaligen französischen Gesetzen kein Ausländer Grundeigenthum besitzen durfte, so wurde der geschenkte Flecken seinem Vertreter, Herrn Rigaud de Terrebasse zugeschrieben. Aber die Revolution hat die Familie Terrebasse, und die Erinnerung an Edgeworth und an die von ihm geleisteten Dienste weggeschwemmt.

Als Edgeworth in England angekommen war, ve sicherte ihn sein Freund Day, daß Honora Sneyd, o gleich von Freiern umgeben, noch frei sei. Edgewor freute sich nun, daß er nach Ehre und Gewissen geha delt und nicht die mindeste Verbindung mit ihr aufrec erhalten hatte. Noch erfreulicher war ihm das edelm thige Betragen des biedern Day, welcher, weit von Ne und Eifersucht entfernt, einige hundert englische Meile her zu ihm kam, um ihm zu hinterbringen, was er fi gute Aussichten hätte. Edgeworth eilte nach Lichfield, w er 1773 mit Miß Honora Sneyd getraut wurde. S gehörte zu den Vortrefflichen ihres Geschlechtes, un beide Personen waren, nach der Meinung der gegenseit gen Bekannten, einander würdig. Er begab sich m ihr unverzüglich nach seinem Gute Edgeworthtown i Irland.

Hier war viel zu ändern, zu verbessern, zu bauer Er lebte drei Jahre mit seiner zweiten Gattin vollkom men glücklich. Sie besuchten dann ihre Verwandten i England, wo es ihnen so wohl gefiel, daß sie ein Land haus zu North Church im Hertfordshire mietheten. Da der edle Sonderling, blieb in genauer Verbindung mi ihnen. Seine Liebe zu Elisabeth Sneyd, Edgeworth' Schwägerin, wurde nicht erwiedert; denn so viel Müh er sich auch gegeben hatte, sein Aeußeres zu bilden, konn er sie doch nicht gewinnen. Ein gemeinschaftlicher, alte Freund, Dr. Small in Birmingham, damals einer de geschätztesten, liebenswürdigsten Männer in diesem Cirkel fand endlich in einer Miß Milnes in Yorkshire ei Frauenzimmer, das ganz für diesen Humoristen paßte Sie war 23 Jahre alt, klein und niedlich, reich, wei und breit als Wohlthäterin und Versorgerin der Arme und Kranken berühmt, nach damaliger Art gebildet un von vorzüglichem Verstande. Sie hatte wohl schon zwan zig Freier abgewiesen. Als Small ihm alles das herge rechnet hatte, setzte er hinzu: „Wenn Sie nun noch nich zufrieden sind, so entschließen sie sich lieber, ganz un gar nicht zu heirathen.“ „Mein lieber Doctor,“ erwie derte Day, „ich habe weiter nichts von Bedeutung wide Miß Milnes einzuwenden, als daß sie ein großes Vermö gen hat. Ich habe immer gewünscht, wenn ich heirathete meiner Frau den stärksten Beweis von Liebe dadurch zu

geben, daß ich auf ihr Vermögen keine Rücksicht nähme.“ „Aber, Freund,“ antwortete der Doctor, „Sie können das jetzt ja auch thun, und das Mädchen doch nehmen.“ Day reis'te nach Yorkshire, war entzückt über die Milnes und warb um sie. Aber wenn jeder Andere einen solchen Handel in einigen Monaten zur Richtigkeit gebracht haben würde, so waren bei Day erst hundert Bedenklichkeiten aufzuklären, ehe es so weit kam. Nicht zufrieden mit dem Einfluß, welchen ihm sein Charakter und sein überlegener Verstand gaben, mußte er auch vor der Heirath wissen, wie seine Braut über Sachen dächte, die andern Menschen ziemlich gleichgültig sind. Das gab nun lange mündliche Erörterungen und einen noch längeren Briefwechsel. Als sie endlich seine Frau ward, richtete sie sich genau nach allen seinen Gesinnungen, Wünschen und Launen. Dessen ungeachtet war immer zwischen ihnen ein Punkt auf dem Tapete, der zu berichtigen war. Nicht nur tiefe politische Streitigkeiten, sondern auch die alltäglichsten Dinge des gemeinen Lebens gaben ihm eine Veranlassung zum Disputiren; seine Gattin, ein vortrefflicher Kopf, wich nicht so leicht von ihrer Meinung, machte ihm unerwartete Einwürfe und kämpfte dennoch ohne Rechthaberei und mit so vieler Gutmüthigkeit, daß sie den vollkommensten ehelichen Gehorsam niemals beleidigte. — Folgender Zug mahlt den Mann. Einmal nahm er sich vor zu bauen, ohne zu bedenken, daß ein solches Geschäft mit der Ruhe eines beschaulichen Lebens unvereinbar ist. Bald brauchten die Arbeiter allerlei Dinge, bald wollten sie Verhaltungsbefehle haben. Day hatte sich eben vertieft in die Abhandlung eines französischen Oekonomen, welcher bewies, daß jeder Erdboden durch Pflügen tragbar gemacht werden könnte, als die Maurer kamen und wissen wollten, wo das Fenster der neuen Stube angebracht werden sollte? Day blieb unbeweglich auf seinem Lehnstuhle sitzen und fragte seinerseits, ob die Mauer nicht erst aufgeführt und nachher eine Fensteröffnung hineingehauen werden könnte? Der Maurer machte große Augen und antwortete, man könne das wohl thun, es sey aber gewöhnlicher, die Fenstereinfassung während des Aufführens der Mauer einzufügen. Dessen ungeachtet befahl Day, die Mauer ohne Fensteröffnung zu bauen; und die Stube, welche Madam Day zum Ankleiden bestimmt hatte, wurde wirklich ohne Fenster gebaut, tapezirt und

mit Lichtern erhellt, wenn man ihrer benöthigt war, bis sie zuletzt zur Polterkammer diente. In der Folge kaufte er sich absichtlich ein Landgut, welches weitläuftig war, für einen billigen Preis. Dort versuchte er im Großen die Vorschläge, welche er in englischen und auswärtigen ökonomischen Schriften empfohlen fand. Er verschwendete dadurch ansehnliche Summen, ohne den mindesten Nutzen. Edgeworth bemerkte, daß der gute Day allmählich gar sehr von seiner Gewohnheit nachließ, über alle Dinge und Personen zu philosophiren, und den Weltlauf ändern zu wollen.

In Hertfordshire vergaß Edgeworth seine geliebte Mechanik nicht. Unter andern ließ er 1776 unter seiner Aufsicht einen Seiger verfertigen, welcher auf der Oxforder Sternwarte geprüft wurde und nach einem ganz neuen Plane gebaut ist, wovon seine Tochter Maria, die berühmte Schriftstellerin, nächstens eine Beschreibung herausgeben wird. Mit der Mechanik beschäftigte er sich am Tage. Der Abend war guten Büchern gewidmet, die er seiner Frau vorlas, welche über die meisten Gegenstände verständig sprechen und urtheilen lernte. Er hatte jetzt fünf Kinder, drei von der vorigen und zwei von der jetzigen Frau. Er bedauerte, daß er sich überreden lassen, seinen ältesten Sohn, welcher nach Rousseau's Grundsätzen erzogen war, in eine öffentliche Schule zu schicken, ohne ihn dazu vorbereitet zu haben. Wenn der junge Mensch sich anstrengen wollte, gelang ihm alles; aber er hatte keine Lust zu den Büchern; das Seeleben schien ihm wünschenswerther. Wirklich war er durch seinen abgehärteten Körper und durch die Verachtung der Gefahr sehr geschickt dazu. (Er ließ sich in Südcarolina nieder, heirathete eine Amerikanerin und starb dort 1796.)

Als Edgeworth während dieser Zeit einmal nach London gereis't war, ereignete sich folgendes. Er befand sich in einer der Straßen, die vom Strande nach der Themse zu gehen, und wo, weil sie keinen Ausgang haben, wenig Leute zu sehen sind. Ein Savoyard drehte seine Orgel, und man sah die Gegenstände nur sehr düster. Plötzlich sprang von den Stufen vor einer Hausthür eine Bettlerin auf und fing an, possirlich nach seiner Musik zu tanzen. Edgeworth gab dem Savoyarden etwas, und

konnte nicht umhin zu bemerken, daß die Bettlerin, ungeachtet ihres Alters, sehr munter tanzte. Sie sah Edgeworth starr an, und sagte seufzend, daß sie ehedem gut hätte tanzen können. Sie hat den Savoyarden, eine Menuet zu spielen, welche sie mit Anstand und Würde tanzte. Edgeworth redete sie auf französisch an, welches sie geläufig und mit richtigem Accent sprach. Ihre gewählten Ausdrücke und die Bekanntschaft mit vornehmen Leuten und mit Büchern, welche sie in einer kurzen Unterredung verrieth, überzeugten ihn, daß sie eine gute Erziehung genossen und mit den höhern Ständen Umgang gehabt haben müsse. Er that Fragen an sie deßwegen: sie antwortete, sie sey von hoher Geburt, könne sich aber nicht überwinden, ihren Namen zu sagen, weil sie ihrer Familie keinen Schimpf zufügen wolle; sie habe in ihrer Jugend einen schweren Fehltritt begangen, sey von einem Laster ins andre gefallen und endlich in ihre jetzige jammervolle Lage gesunken. Edgeworth fragte, warum sie nicht suchte, in einen der Zufluchtsörter aufgenommen zu werden, welche das Mitleid des englischen Volks für Mangel und Elend gestiftet hätte. Sie erwiederte mit einer Miene gefaßter Verzweiflung: „Das Einzige, was Sie für mich thun können, ist, mir eine halbe Krone zu geben; dafür kann ich mich betrinken und mein Nachtlager bezahlen!"

Ein Prozeß nöthigte Edgeworth, nach Irland zu reisen; er gewann diesen, aber sein Gut war in so schlechtem Zustande, daß er beschloß, hinfüro in Edgeworthstown zu wohnen. Seine Gattin billigte es und machte Anstalten, sich zu ihm zu begeben. Dies war leider unmöglich. Der Keim einer furchtbaren Krankheit, welchen sie von der Geburt in sich trug, entwickelte sich nun. Edgeworth litt unbeschreibliche Angst, als er vom Winde verhindert wurde, gleich wieder bei ihr zu seyn. Endlich, da er zu ihr kommen konnte, brachte er sie zu ihrem Vater nach Lichfield, wo er aus der Miene seines Freundes, Dr. Darwin, zuerst schloß, daß sie in Gefahr sey. Es zeigte sich eine Anlage zur Schwindsucht, wovon sie schon im funfzehnten Jahre einen Anfall gehabt hatte. Edgeworth befragte die vorzüglichsten Aerzte auf dem Lande und reis'te mit ihr in die Nähe von London zu Day, um sich mit den geschicktesten Männern der Hauptstadt be-

rathen zu können. Der berühmte Dr. Heberden gab gleich, als er sie sah, alle Hoffnung auf. Sie besaß ungewöhnliche Fassung, sah wohl ein, wie es mit ihr stünde, wurde täglich schwächer und schlummerte endlich ein ohne Schmerz. Bei ihrem letzten Athemzuge hörte Edgeworth etwas fallen: es war ihr Trauring. Sie hatte ihn einst verloren und beim Wiederfinden gelobt, sie wolle ihn nie wieder als mit dem Leben zugleich verlieren! So büßte Edgeworth seine Honora ein, die für ihn geschaffen schien. Ihr Verlust schlug eine so tiefe Wunde, daß Edgeworth nicht weinen konnte. Er suchte sich zu zerstreuen in der Gesellschaft des redlichen Day. Aber selbst die gewichtige Unterhaltung mit diesem Denker gab ihm wenig Trost, bis der große Zwang, welchen er sich anthat, Erschöpfung nach sich zog, die gewöhnlich der Uebergang zur vorigen Ruhe der Seele wird.

Edgeworth bemerkt, es sey irrig, wenn man glaube, ein Mann, welcher sehr glücklich mit Einer Frau gelebt habe, werde abgeneigt seyn, eine andere zu nehmen; vielmehr sporne ihn das verlorne Glück an, sich zu bemühen, wieder in dieselbe Lage zu kommen, woraus seine vorige Zufriedenheit entsprang. Seine verewigte Gattin, von genauer Kenntniß seines Charakters geleitet, hatte ihm gerathen, sich wieder zu verehelichen, sobald er eine gute Pflegemutter für seine Kinder und eine angenehme Gesellschafterin für sich selbst finden könne. Es dünkte sie, daß ihre Schwester Elisabeth (von welcher vorher bei Day die Rede gewesen) am besten für ihn passen würde. Beide waren ganz anderer Meinung, aber der Rath einer so verehrten Person, als ihnen die Verklärte war, machte, daß sie beide darüber ernstlich nachdachten und am Ende ihn befolgten. Aber dieser Schritt wurde ihnen hier und da übel ausgelegt, weil die Ehelichung einer Schwägerin, womit es in andern Ländern wenig Schwierigkeit hat, von dem größern Publicum in England für unstatthaft gehalten wird. In den Birminghamer Zeitungen redete man hämisch darüber und der Prediger, welcher sie trauen wollte, erhielt an dem zur Feierlichkeit anberaumten Morgen einen Brief, welcher ihn über die Schicklichkeit einer solchen Verbindung so zweifelhaft machte, daß Edgeworth nicht in den gewissenhaften Mann dringen wollte, die

Trauung zu verrichten, welche jedoch nachher am Weihnachtstage 1780 in London Statt fand.

Im folgenden Jahre wurde Edgeworth von Sir Joseph Banks, dem Präsidenten der königlichen Societät, eingeladen, ein Mitglied derselben zu werden, und bald darauf überreichte er derselben eine Abhandlung über die Art, wie die Luft Körpern von verschiedener Gestalt widersteht? Er gehörte auch noch zum literary club. Den folgenden Sommer hielt er sich in Cheshire auf, wo er unter seiner Aufsicht den Thurmzeiger zu Brereton machen ließ. Auch machte er für sich einen Chronometer von besonderer Einrichtung, welchen er dem Könige zu überreichen gedachte.

Nun erst trat er die Laufbahn an, welche seiner würdig war. 1782 segelte er nach Irland hinüber und setzte sich fest vor, sein übriges Leben blos der Erziehung seiner Kinder und der Verbesserung seines Gutes zu widmen. Er hielt es auch für seine Pflicht, zur Veredlung der Einwohner des Landes beizutragen, aus welchem er seinen Unterhalt zog. Mit ihm ging seine berühmte Tochter, Maria, nach Irland, die etwa zwölf Jahre alt war.

Man kann sich kaum vorstellen, was für Beschwerden und Klagen der Unterthanen damals auf den Gutsbesitzer losstürmten, sobald er in seiner irländischen Heimath eintraf. Edgeworth fand auch Alles in und außer dem Hause verfallen und öde. Das Holzwerk war nicht mit Oelfarbe angestrichen; es fehlte an Fenstern und Dächern; nichts war vollständig. Bei allen diesen Verdrießlichkeiten verlor er seine gute Laune nicht und wußte allen Vorstellungen und Beschwerden abzuhelfen. Er sagte den Bauern oft die Wahrheit; aber sie nahmen es gut auf. Bald nach seiner Ankunft flüsterten sie sich die Bemerkung zu: „der gnädige Herr bezahlt richtig, das muß man ihm doch nachsagen," (his Honor any way is good pay.) Was bei den Leuten besondre Wirkung that, war, daß er eben so viel Witz und Laune zeigte, als die gemeinen Irländer bekanntlich besitzen; und daß er sie gern anhörte und ihnen half, ohne sich jedoch von ihnen eine wächserne Nase drehen zu lassen.

Mit den Verbesserungen fing er bei seinem Hause (d. i. Schlosse) an, welches für ihn, seine Gemahlin und sieben Kinder, nebst dem nöthigen Gesinde, zu klein war. Nicht auf einmal riß er nieder und baute er wieder auf, sondern ein Jahr nach dem andern, so wie es seine Einkünfte erlaubten. Die Umgebungen des Hauses wurden ganz geändert; er ließ Bäume pflanzen, Hecken machen und Gräben ziehen. Anfangs wollte es nicht in die Augen fallen und erregte manche Spötteleien der Nachbarn; aber die Zeit brachte Rosen.

Unter den umherwohnenden Gutsbesitzern war einer seiner besten Freunde der Lord Longford, ein Capitän im königlichen Seedienste. Auch ging er viel mit Lord Granard um, auf dessen Schlosse die Gesellschaft sehr angenehm war, besonders wenn die edle und in Irland unvergeßliche Lady Moira, Mutter der Lady Granard, aufs Land kam. Ihre Liebe zur Literatur, ihre vielen Kenntnisse und ihre glänzenden Conversationstalente versammelten alle gebildete und vorzügliche Personen der Gegend um sie. Edgeworth verehrte in ihr hauptsächlich ihren aufstrebenden, über alles Kleinliche erhabenen Charakter. Da er wünschen mußte, seine Kinder einer so musterhaften Frau nahe zu bringen, so war ihm die Art, wie Lady Moira seine Tochter Maria aufnahm, besonders schmeichelhaft; sie blieb immer Mariens warme Freundin. Brooke, ein nahe wohnender Landprediger von ausgezeichneter Bildung, gehörte auch zu den Freunden der Familie. Edgeworth pries sich glücklich, in einer ziemlich abgelegenen Gegend von Irland so auserlesene, würdige Gesellschaft zu finden, denn unter dem Pöbel des irischen Landadels waren damals lange Sitzungen an der Speisetafel und beim Glase noch gar sehr im Schwange. Edgeworth, wie er vorher geschildert worden, war mit seiner herrlichen Familie gewiß keine kleine Zierde dieser Nachbarschaft, in welcher er von 1782 an beinahe 35 Jahre lang blieb und ein treffliches Beispiel für seine Landsleute in allen Verhältnissen des Lebens. Nur selten findet man solche Hausväter, wie er war. Er hatte keine Geheimnisse. Frau und Kinder wußten um alle seine Angelegenheiten; mitten im Kreise seiner Lieben, meistens in dem gewöhnlichen Versammlungszimmer, saß er mit seinen Papieren und that seine Geschäfte ab; Frau und Kinder wußten nicht

nur solchem nach die allgemeinen Grundsätze seiner Handlungsart, sondern sahen auch bis auf die geringste Kleinigkeit, wie er sie täglich anwandte. Mit seinen Unterthanen setzte er alles selbst aus einander, ohne die in Irland so berüchtigten Unterhändler. An hohen Pachtgeldern lag ihm nichts; er trachtete nach guten Unterthanen und erkundigte sich nach ihrem Rufe, unbekümmert, ob sie Katholiken oder Protestanten, Presbyterianer oder Methodisten wären. Die Landleute waren bald darüber einig, daß Edgeworth a real gentleman sey und daß er die Armen nie bedränge. Seine strenge Unparteilichkeit als Schiedsrichter war so bekannt in der Gegend, daß die Leute sagten: „geht und bringt eure Sachen bei Herrn Edgeworth an; der verschafft euch gewiß Recht.“ Die Gedrückten und Bevortheilten fanden allemal Hülfe bei ihm.

Um Reinlichkeit, Anstand und Ordnung, woran es so sehr fehlte, unter den Landleuten zu verbreiten, befahl er nie, sondern gab bloß Rath. Um der dort eingewurzelten Neigung zum Trunke zu steuern, enthielt er sich der Vorstellungen, die bei gemeinen Leuten keinen Eindruck machen, sondern er erklärte, daß die, welche er betrunken sehen würde, sich nie Rechnung machen dürften, etwas von ihm zu erlangen. Dies überzeugte sie, daß er den Trunk hasse, und danach richteten sie sich.

Im Jahr 1782 schloß er sich denen an, welche die Reform des irländischen Parlaments zu bewirken suchten. Edgeworth genoß das Zutrauen der angesehensten Theilnehmer; er bewies wahre Vaterlandsliebe, widersetzte sich aber allen heftigen Schritten. Der wunderliche Lord Bristol war einer der vornehmsten Mitglieder der sogenannten Convention, eines Vereins von 160 Abgeordneten der Volontaircorps, welche sich in Dublin versammelt hatten und die Parlamentsreform durchsetzen wollten: er stand an der Spitze der heftigen Partei und schlug einmal vor, daß alle Mitglieder in ihren Uniformen die Bittschrift dem Hause der Gemeinen in Dublin überreichen sollten. Dies war höchst gesetzwidrig und hätte sehr schlimme Folgen haben können; Edgeworth besaß Muth genug, den Vorschlag zu verwerfen und die übrigen Mitglieder für seine

Meinung zu gewinnen. Nachher hatte er große Ursache, sich über seine Mäßigung und seinen Rath zu freuen.

Auf die Verwendung seines vortrefflichen Freundes, des Lords Charlemont, wurde er 1785 zum Mitgliede der königlichen irländischen Akademie aufgenommen. In den Jahren 1786 und 1787 vermehrte er seine Einkünfte beträchtlich dadurch, daß er beträchtliche Strecken gebirgigtes und Torf-Moorland, das bisher ganz ungenutzt lag, urbar machte. 1789 im October erhielt er die erschütternde Nachricht, daß sein alter Freund Day vom Pferde gestürzt und auf der Stelle todt geblieben sey. Der biedere Mann wurde ein Opfer seiner Menschlichkeit. Er hatte bemerkt, daß die Roßzähmer beim Zureiten der Pferde die Thiere sehr hart behandeln, und suchte daher eins durch sanftere Mittel für sich abzurichten. Aber es war schlecht zugeritten, wurde scheu über Jemand, der an der Landstraße Getreide schwang, es bäumte und warf ihn herab. Es fand sich, daß sein Nachlaß um 20,000 Pfund geringer war, als man erwartet hatte. Das kam vermuthlich von seiner unbegrenzten Wohlthätigkeit. Seine Witwe fragte nun vornehmlich Edgeworth wegen ihrer Angelegenheiten um Rath. Sie war gütig und wohlthätig gegen alle, die ihr verstorbener Mann unterstützt hatte, besonders gegen Sabrina Sidney, welche Gesellschafterin einer Dame geworden war und sich durch ihr unbescholtenes, pflichtmäßiges Betragen viele Freunde gemacht hatte. Ihr bot Bicknel, als er sich endlich nach einem ziemlich regellosen Leben zum Heirathen entschloß, seine Hand an und verließ sie nach dreijähriger glücklicher Ehe als Witwe mit zwei Kindern. Edgeworth blieb bis an seinen Tod ihr treuer Freund.

Edgeworth war Willens, Day's Leben zu schreiben und machte wirklich den Anfang dazu; als er aber hörte, daß Keir sich damit beschäftige, schickte er ihm alle seine dahin gehörigen Papiere. Day's Witwe starb zwei Jahre nach ihrem Manne.

Einen weit empfindlicheren Schlag empfing Edgeworth durch den Tod seiner funfzehnjährigen Tochter Honora, welche die Anlage zu der furchtbaren Auszehrung von ihrer Mutter bekommen hatte. Edgeworth wurde tief

gebeugt und begab sich zu seiner geliebten Schwester, um sich bei ihr, die ganz seine Denkart hatte, einigermaßen zu trösten.

Um diese Zeit erhielt Edgeworth vom Dr. Darwin dessen beliebtes Gedicht The Botanic Garden. Edgeworth hatte die ersten Verse davon gesehen und gebilligt; und diesem Beifall schrieb es Darwin selbst zu, daß er das Werk beendigte. Als das englische Publicum dies Gedicht so wohl aufnahm, war Edgeworth hoch erfreut darüber, und als die Mode sich wieder änderte und Darwin's Verse verspottet wurden, war Edgeworth unermüdet, ihre Tugenden hervorzuheben. Er glaubte immer, daß die Vorurtheile wider den „Botanischen Garten" verschwinden und daß die Sonne von Darwin's Ruhm unter den Wolken, die ihn verdunkelten, zur Bewunderung der Nachwelt einst hervorbrechen würde. Darwin hatte seines Freundes Ruhm eben so sehr am Herzen: er rieth Edgeworth „eine Decade mechanischer Erfindungen" herauszugeben. Darin lag eigentlich Edgeworth's Stärke. In seinem eigenen Hause sowohl, als in denen seiner Freunde suchte er immer nützliche Bequemlichkeiten anzubringen. Er hatte eine Menge kleiner Erfindungen gemacht und durch lange Prüfung bewährt gefunden; und ob sie gleich, einzeln betrachtet, geringfügig schienen, so trugen sie doch, zusammen genommen, beträchtlich zur Ordnung im Hause und zum vernünftigen Genusse des Lebens bei. Unzählige Modelle machte und änderte er zu wiederholtenmalen, obgleich die Welt, außer seinem Familienkreise, nichts davon erfuhr. So konnte man ihn nie bewegen, von dem Chronometer, den er in Orford erfand und welcher über 30 Jahre in seinem Hause vortrefflich ging, eine Nachricht an die königliche Societät einzusenden. Er war ganz gleichgültig gegen seinen Ruf.

Oft wurde er in diesen Beschäftigungen unangenehm unterbrochen. So übernahm er einmal die Berichtigung der Angelegenheiten eines verstorbenen Anverwandten. Es war an dessen Gläubiger viel zu bezahlen und er verlor dabei nicht wenig. Als er an die Schuldner kam, die mit ihrem Pachtzins im Rückstande waren, konnte er von ihnen nichts erhalten. Er hatte es mit sogenannten middle-men zu thun, welche die gepachteten Grund-

stücke wieder verpachteten und Nichtbezahlung für ein unstreitiges Privilegium eines Edelmannes ansahen. Wenn man einen solchen seynwollenden Gentleman mahnte, so stellte er sich befremdet, sagte, er hielte sich für beleidigt und erklärte, anstatt seine Schuld zu berichtigen, er sey bereit, an jedem beliebigen Orte die „Satisfaction" eines Mannes von Ehre zu geben. Edgeworth hatte zwar auch, wie er oft bewiesen, das Herz am rechten Flecke, aber dabei zu viel Verstand und wahres Ehrgefühl, als daß er sich hätte in Zwiste einlassen sollen, die zu nichts geführt haben würden. Edgeworth's Klugheit, Gelassenheit, guter Ruf, Familienverbindung mit angesehenen Häusern und würdige Freunde machten, daß die Sache der Gerechtigkeit diesmal den Sieg erhielt. Das Bewußtseyn, bei dieser Gelegenheit wie ein standhafter Mann gehandelt zu haben, gewährte ihm in der Folge oft Freude; und sein Beispiel war von großem Nutzen in der Gegend; es setzte einen Damm prahlerischen Schurken entgegen, welche nie anders, als mit der Pistole bezahlten. Diese Eisenfresser sind jetzt dort verschwunden.

Im Jahre 1792 nöthigte ihn die Kränklichkeit eines seiner Söhne, nach Clifton in England zu reisen, um den dortigen Gesundbrunnen zu brauchen. Er nahm seine Familie mit. Der rühmlich bekannte Dr. Beddoes, welcher sich als Brunnenarzt dort niederlassen wollte, brachte einen Empfehlungsbrief an ihn von Keir, und heirathete im folgenden Jahre Edgeworth's Tochter Anna. Die 1793 in Irland ausgebrochenen Unruhen riefen ihn wieder dorthin zurück. Im Jahre darauf erhoben sich Gerüchte, daß die Franzosen in Irland eine Landung machen wollten. Die höhern Stände schwebten in großer Besorgniß. Es lag viel daran, schnell Nachrichten zu erhalten und mitzutheilen. Zu diesem Zwecke erfand Edgeworth einen Telegraph, welchen er vergeblich der Regierung empfahl: indeß hat er ihn im sechsten Bande der Verhandl. d. irl. Akad. in einem „Versuche über die Art, Nachrichten schnell und geheim zu befördern" beschrieben. Viele haben auf die erste Erfindung des Telegraphs Anspruch gemacht. Edgeworth, wie sich unwidersprechlich beweisen läßt, (aus dem, was seine Tochter darüber sagt,) versuchte schon 1767 einen Nachttelegraph mit Lampen und erhellten Buchstaben zwischen London und Hampstead, also lange, ehe

in Frankreich die Rede vom Telegraph war. Eben so gewiß ist es, daß er durch seine beiden Söhne im August 1794, vor einer ungeheuern Menge Menschen, mittelst des Telegraphs vier Botschaften von Irland nach Schottland über den Canal gelangen ließ, und darauf gleich Antworten erhielt. Uebrigens sagte er voraus, daß man den großen Nutzen telegraphischer Mittheilungen bald überall einsehen und sich ihrer allgemein bedienen würde. Da Edgeworth so viele Mühe auf diesen Gegenstand verwandt hatte, ohne Vortheil davon zu ernten oder Ruhm dadurch zu erlangen, so macht es seiner männlichen Denkungsart Ehre, daß er darüber keine Klagen erhob, und, wie man aus einem damals an seine Gattin geschriebenen Briefe sieht, nicht einmal mißvergnügt deßwegen war. Diese gute Frau, deren natürliche Anlage zur Schwindsucht man schon von früher Jugend gefürchtet hatte, wurde 1797 auch ein Opfer der Familienkrankheit. Sie war siebenzehn Jahre seine treue Lebensgefährtin gewesen.

Edgeworth, der unter seinen Landsleuten einer der besten Schriftsteller über die Erziehung ist, wurde auch Muster darin. Die Bildung seiner zahlreichen Familie, welche von so vielen In- und Ausländern (unter andern Pictet) bewundert worden ist, war immer sein Hauptaugenmerk. Seine mannichfaltigen Beschäftigungen verschafften ihm täglich und stündlich Gelegenheit, nach der ihm eigenen Art, im Vorübergehen und bei Veranlassungen nützlichen Unterricht zu geben. Wenn er bauen ließ, mechanische oder physische Versuche machte, oder was er sonst vorhatte, erklärte er den lieben Kleinen immer, was er that, oder beabsichtigte, fragte beständig und übte so ihren Verstand, ihre Beobachtungs- und Erfindungsgabe. Das verbreitete Geist und Leben im Hause. Die Kinder wußten um alles, was vorgenommen wurde, und dachten und plapperten mit den Eltern und erwachsenern Geschwistern darüber mit einem Antheil und einem Ernste, welche Nacheiferung weckten und eins der schönsten Schauspiele auf Gottes Erde, eine glückliche Familie, darstellten. Bewundernswürdig war seine Geduld; er harrte lange auf eine Antwort und ließ das Kind nachdenken, bis es den rechten Punkt traf. Seine Schriften über Erziehung sind deßwegen so schätzbar, weil er nie etwas empfahl, was er nicht lange geprüft und erfahren hatte. Die von ihm

und seiner Tochter Marie herausgegebenen Essays o practical education in zwei Octavbänden wurden dahe der Grundstein, auf welchem der große literarische Ruh der Edgeworth'schen Familie im brittischen Reiche erricl tet ist.

Edgeworth war über 50 Jahre alt, als er zum drit tenmal Witwer wurde. Er hatte von drei verschiedene Frauen vier Söhne und fünf Töchter am Leben, die jüngst nur drei Jahre alt. Außer diesen Kindern waren zwe Schwestern seiner verstorbenen Frau schon längst seine Haus genossen gewesen; denn ungeachtet ihrer vielen Verwandte in England, blieben sie doch lieber hier. Alle, die Ed geworth kannten und wußten, wie sehr das Glück seine vorigen Lebensjahre durch eheliche Liebe befördert worde war, sahen ein, daß er nicht lange unverheirathet bleibe würde. Er war nach und nach durch seine Schwester mi dem Dr. Beaufort, Landprediger zu Collon, bekannt wor den. Dieser Gelehrte hatte sich die allgemeine Achtung erworben durch seine Karte von Irland, die beste, welch man jetzt hat, und durch ein vortreffliches Memoir o the Topography, and Civil and Ecclesiastical Stat of Ireland; er war beliebt als Geistlicher und vielseiti gebildeter Mann und Edgeworth hatte ihn auch zu Collegen als Mitglied der königlichen irländischen Aka demie. Seine Tochter *), die sich durch vielfache Vor züge auszeichnete, heirathete Edgeworth im Mai 179 gerade als eine Verschwörung in Irland ausgebroche und die Gemüther in großer Gährung waren. Man hat ihn so eben für den Burgflecken St. John'stown in de Grafschaft Longford zum Mitgliede des irländischen Pa laments gewählt. Die junge Gattin kam in eine Lag deren Schwierigkeit man sich leicht vorstellen kann. S wußte, daß der Cirkel von Söhnen, Töchtern und Schwe gerinnen, in welchen sie eingeführt wurde, durch de Eintritt einer neuen Hausfrau und Mutter von peinliche

---

*) Ihr Bruder ist der königliche Schiffscapitän Francis Bea fort, Verfasser der unvergleichlichen Reisebeschreibung (die England zum zweitenmal aufgelegt und ins Deutsche und Fra zösische übersetzt worden ist) Karamania or, a brief d scription of the south Coast of Asia Minor.

Erinnerungen bewegt werden mußte. Sie sah ein, daß man Vergleichungen anstellen würde. Dessen ungeachtet brachten ihre Herzensgüte und Klugheit bald alles ins Gleis. Daß die vortrefflichen Schwestern der verstorbenen Frau, anstatt sich nach England zu begeben, in Edgeworthtown blieben, wo man ihre Tugenden verehrte, war in der ganzen Gegend eine gute Vorbedeutung; die ehrlichen Landleute sagten, es gäbe ein günstiges Zeugniß für die neue Edelfrau. Wirklich wurde diese wahrhaft edle Frau, welche noch lebt, ein Segen für die zahlreiche, schätzbare Familie, deren Hochachtung und Liebe nur eine so geistreiche würdige Person so ganz sich erwerben konnte.

Mittlerweile wurde Irlands politische Lage immer bedenklicher: gegen das Ende des Herbstes 1798 hatten sich die gemeinen Leute verschworen und der Ausbruch der Empörung verzog sich nur noch bis auf die erwartete Ankunft der Franzosen. In vielen Gegenden wurde die Ausübung der bürgerlichen Gerechtigkeit eingestellt und die Herrschaft der Kriegsgesetze ausgerufen. Das Dorf Edgeworthtown lag nahe bei der beunruhigten Grafschaft Westmeath. Der vornehmste Landadel der Grafschaft Longford hatte eine Art von Landwehr (Yeomanry) angeworben. Ihrem Beispiel folgte nun Edgeworth. Er brachte ein Corps Fußvolk zusammen, und nahm ohne Unterschied Katholiken und Protestanten auf. Dies hielt man damals, wo die Treue der Katholiken gegen den König vielen verdächtig war, für eine gefährliche Großmuth und warnte ihn insgeheim, so etwas nicht zu thun. Edgeworth ließ sich nicht irre machen; seine Katholiken waren unbescholtene Leute, die ihre Treuergebenheit gegen den König und ihre Achtung für Edgeworth auf das deutlichste bewiesen hatten. Aber sein Corps, unter welchem zwei seiner Söhne, einer von funfzehn, der andere von zwölf Jahren, sich befanden, hatte keine Waffen! Nichts desto weniger marschirten diese Yeomen mit Edgeworth, ihrem Hauptmann, nach dem nahen Longford, wohin auch die sämmtlichen Frauenzimmer und Kinder seiner Familie, Schloß und alle Habseligkeiten im Stiche lassend, eilten, um den anziehenden Rebellen zu entgehen. Indeß wurde das Schloß durch einen merkwürdigen Umstand gerettet. Aus Mangel an Raum im Wagen hatte man die Ausgeberin zurücklassen müssen. Sie hörte Abends

einen großen Haufen Rebellen ins Dorf kommen und besorgte alle Augenblicke, daß sie in das Schloß einbrechen würden. Aber Einer, der einen höheren Rang unter ihnen zu haben schien, lehnte sich, eine Lanze in der Hand tragend, rückwärts an das Schloßthor und schwor bei seiner armen Seele, daß er dem ersten, welcher es wagte, einen Angriff auf diese Pforte zu machen, oder den Fuß ins Schloß zu setzen, die Lanze durch den Leib jagen wolle: die Ausgeberin, welche zurückgeblieben, sey eine kreuzbrave Frau und habe ihm, ohne ihn zu kennen, einen großen Dienst dadurch erwiesen, daß sie seiner Frau in der Noth sechzehn Schillinge zur Bezahlung des Pachtzinses für ein Flachsfeld geliehen. Dies war in der That schon vor einem Jahre geschehen. Der dankbare Mann verhinderte nicht nur die gegenwärtige Gewaltthätigkeit, sondern stand auch Schildwache vor dem Schlosse, so lange die Rebellen im Dorfe blieben.

Aber eben aus dieser Schonung entsprangen neue Gefahren für Edgeworth's Familie. Die Rettung seines Schlosses erregte Eifersucht und Verdacht bei vielen. Man ließ großen Haß gegen Edgeworth's Corps blicken und seine Feinde breiteten nachtheilige Gerüchte aus. Indessen beschwichtigte die Annäherung allgemeiner Gefahr diese kleinen Uneinigkeiten. Ein Eilbote brachte eines Abends spät die Nachricht, daß die Franzosen schnell auf die Stadt Longford anrückten. Obgleich reguläre und Yeomanrytruppen darin lagen, so war es doch im Werke, die Stadt zu räumen. Edgeworth widersetzte sich diesem Vorhaben und machte sich anheischig, mit 50 Mann, wenn er Waffen und Munition bekäme, das Gefängniß der Stadt zu vertheidigen, weil es ein starker Ort sey, wo man den Feind so lange aufhalten könnte, bis die regulären Truppen einträfen. Das Anerbieten wurde genehmigt. Man gab ihm Leute, Waffen und Munition. Er schlief die Nacht im Gefängnisse, völlig vorbereitet es zu vertheidigen. Die Franzosen schlugen einen andern Weg ein und diese Besorgniß ging vorüber; aber Edgeworth wurde unerwartet von einer persönlichen Gefahr bedroht. Man beschuldigte ihn, er sey ein Verräther, denn er habe durch Erleuchtung Signale gemacht, um das Gefängniß den Franzosen in die Hände zu liefern. Es verhielt sich so. In der Nacht, die er im Gefäng

nisse zubrachte, wollte er die Zeitungen lesen, und dazu hatte er zwei der kleinsten und schlechtesten Lichter, (Farthing-candles,) welche er zu Signalen gebraucht haben sollte! So ungereimt auch diese Beschuldigung war, hatte sie doch den Pöbel erhitzt und man warf Steine nach ihm, deren einer ihn so stark an den Kopf traf, daß er taumelte; wäre er gefallen, so würde man ihn zu Tode getreten haben. Der Pöbel wurde von einem Sergeanten der Yeomanry angespornt, welchen Edgeworth nicht aus Rachsucht, sondern um die Sache in helles Licht zu setzen, und den völligen Ungrund des Verdachtes darzuthun, folgenden Frühling gerichtlich belangte. Es zeigte sich da, daß der Sergeant ein unwissender Schwärmer war, welchen einige von Edgeworth's heimtückischen Feinden zum Werkzeuge gebraucht hatten. Sobald sich nichts mehr gegen Edgeworth's Ehre einwenden ließ, und der mißgeleitete Mensch Scham und Reue empfand, verfuhr Edgeworth gelinde und rettete ihn von der Strafe. Denn er hielt immer dafür, daß Haß, Neid und Zorn die größten Feinde der menschlichen Glückseligkeit wären, er gab ihnen niemals Raum: seine angeborne Gutmüthigkeit, sein glücklicher Naturhang erlaubten es ihm nicht. Daher vergaß er den ganzen Vorfall in Longford, ausgenommen die Lehre, welche er sich daraus zu ziehen veranlaßt wurde, nämlich, daß es für einen Mann in seiner Lage nothwendig sey, sich mehr unter die Menschen zu mischen, als er bisher gethan, wo er nur mit seiner Familie und Freunden lebte.

Im irischen Parlamente, dessen Mitglied Edgeworth nun war, kam die wichtige Sache der Union zur Sprache. Er erklärte sich dawider, so lange er sah, daß die Mehrheit der Verständigen und Begüterten unter seinen Landsleuten die Maaßregel mißbilligten. Nach seiner Denkungsart hielt er die Erziehung des Volks für einen weit wichtigern Gegenstand. Er redete darüber sehr eindringlich im Unterhause und brachte es dahin, daß ein Ausschuß ernannt wurde, welcher die von ihm vorgeschlagenen und eingereichten Resolutionen genehmigte. Wäre hier der schickliche Ort, in seine Vorschläge darüber einzugehen, (seine Tochter giebt einen Umriß derselben,) so würde man sehen, wie tief er über Volkserziehung nachgedacht hatte. Es wird hinlänglich seyn, zu bemerken, daß ihm Erlaub-

niß gegeben würde, eine Bill zur Verbesserung der Erziehung des irländischen Volkes einzubringen. Hieraus entstand, als das irische Parlament aufgehoben wurde, die Ernennung einer irländischen Erziehungscommission *), (Board and Commissioners of education,) so daß Edgeworth, hätte er auch weiter nichts Gutes gestiftet, schon deßwegen verdienen würde, als ein merkwürdiger Mann unter seinen Zeitgenossen genannt zu werden.

Er eiferte auch im Parlamente mit edler Wärme wider die damalige Gewohnheit, an den Zollhäusern so häufig Eide zu fordern, eine Gewohnheit, die zum Meineid und zur offenbaren Verschlechterung des Volkes führe, welches leider noch immer der Fall ist. Die Androhung vieler und harter Strafen und die Vermehrung der Eide, sagte Edgeworth, helfen nichts zur genauen Beobachtung der Gesetze; wohl aber kleine und unvermeidliche Strafen und wenige, aber gut gehaltene Gesetze.

Als es in der Grafschaft und Stadt Longford ruchtbar wurde, daß Edgeworth wider die Union gestimmt habe, machten ihn die, welche ihn einige Monate zuvor steinigen wollten, zu ihrem Abgott! — Im Frühlinge 1799 unternahm er wieder eine Reise nach England, sowohl um seine alten Freunde Keir, Watt, Darwin rc. zu besuchen, als weil er es von Zeit zu Zeit für nothwendig hielt, damit der Gang der Gedanken anders gerichtet und das Ueberhandnehmen örtlicher Vorurtheile gehindert werden möchte. In London begrüßte er seinen alten Freund, Sir Joseph Banks, wohnte den Versammlungen der königlichen Societät bei und erneuerte die Bekanntschaft mit vielen Männern, die er auf Reisen angetroffen hatte. Jeder empfing ihn mit Vergnügen und erinnerte sich seiner Aufsicht über den Wasserbau in Lyon, an sein dortiges Betragen und an die vorzügliche Achtung, in welcher er bei den Lyonern stand. Seine Frau und Kinder, von denen er einige mitgenommen hatte, hörten diese Zeugnisse mit besonderem Vergnügen an. Da Ed-

*) An ihrer Spitze stehen der Lord Primas, der Lord Kanzler, der Probst der Universität, die Erzbischöfe, nebst vielen Bischöfen, Richtern rc. Sie wirkt fortdauernd viel Gutes.

geworth nun Schriftsteller geworden war, so erhielt er während dieser Reise Gelegenheit, seine Bekanntschaft in der englischen gelehrten Welt auszudehnen. Eine der vorzüglichsten Bekanntschaften war die wegen ihrer Schriften so beliebte Mistreß Barbauld.

Der kurze Friede 1802 hatte viele Reisende nach Frankreich gelockt, von wo sie so günstige Nachrichten über den angenehmen Umgang mit gelehrten und gebildeten Leuten schrieben und persönlich brachten, daß Edgeworth entzückt wurde. Er wünschte, die dortigen öffentlichen Einrichtungen zu sehen und seiner Gattin, welche selbst trefflich zeichnet und eine große Kunstfreundin ist, Gelegenheit zu verschaffen, die herrliche Gallerie der größten Meisterstücke der Mahlerei im Louvre zu bewundern.

Unter den Ausländern, die um diese Zeit nach England kamen, war der Professor Pictet aus Genf, mit dessen Bruder, welcher Edgeworth's practical education übersetzte, Edgeworth darüber einige Briefe gewechselt hatte. Ersterer ging auch nach Irland und besuchte Edgeworthtown *). Er versprach, die Familie bei allen seinen vielen literarischen Freunden in Paris aufzuführen und vermochte Edgeworth, der nebst seiner Tochter schon vortheilhaft dort bekannt war, eine Reise nach Frankreich zu machen. Bei dieser Gelegenheit wollte er auch seine alten englischen Freunde, besonders den Dr. Darwin, besuchen; aber gerade, als er damit umging, lief die Nachricht von dem Tode dieses gelehrten und liebenswürdigen Arztes ein. Einem Briefe, welchen Darwin selbst angefangen, aber nicht beendigt hatte, war die Trauerpost von einer andern Hand beigefügt. Wie sehr dieser Brief Edgeworth erschütterte, wird man sich vorstellen können. Edgeworth hing mit großer Liebe an Darwin, und da nach dessen Tode einige Neider, welche bei seinem Leben nicht den Muth hatten, laut zu werden, ihn verkleinern wollten, ergriff Edgeworth herzhaft und kräftig die Feder,

---

*) Seine Reise in England ist sehr bekannt. Darin und in der Decade philosophique gab er Nachrichten von der Edgeworth'schen Familie, besonders von der Maria Edgeworth. — S. Reuß Gelehrtes England I. unter Edgeworth.

wie er schon bei seinem Freunde Day gethan, und vertheidigte ihn, den er genau kannte. Die Witwe und Söhne des Verewigten würden ihn auch bewogen haben, Darwin's Leben zu schreiben, wenn nicht schon Miß Seward dies Amt übernommen hätte. Nach Edgeworth's Weißagung ist die Ueberzeugung von Darwin's Verdienst seitdem im brittischen Reiche immer fester geworden; und Deutschland hat nicht allein durch Brandis und Hebenstreit seinen Werth kennen lernen, sondern ist auch ganz kürzlich von dem gelehrten Prof. Ch. G. E. W. Crome zu Mögelin daran erinnert worden, der des englischen Physikers Bemerkungen mit seinen eigenen bereichert (Hannover bei Hahn) herausgegeben hat. Um die Achtung ihres Vaters für Erasmus Darwin noch ferner zu beurkunden, hat Maria Edgeworth dem zweiten Theile der Lebensbeschreibung, woraus gegenwärtige Zeilen entlehnt sind, ein herrliches Kupfer des großen Mannes einverleibt. Es ist gezeichnet und gestochen von E. Meyer nach einer trefflichen bronzenen Büste, welche der Sohn, Dr. Sacheverell Darwin zu Shrewsbury besitzt.

Edgeworth reis'te im Herbste 1802 mit seiner Gattin und drei Töchtern (von welchen er damals die Emmeline an einen Herrn King zu Clifton verheirathete) über England nach Paris. Außer Pictet's Empfehlungen, die er vorfand, erhielt er dort persönliche von seinem berühmten Freund Watt, welcher gerade in der französischen Hauptstadt war. Edgeworth pflegte zu behaupten, daß keine Anstrengung je vergeblich wäre. Die Wahrheit hiervon erfuhr er auch jetzt wieder. Vormals, wie gedacht, schrieb er in Lyon eine Abhandlung über den Mühlenbau und da er wünschte, daß d'Alembert die Richtigkeit der Berechnungen prüfen möchte, so wendete er sich an ihn durch den Abbé Morellet. D'Alembert war mit der Abhandlung zufrieden gewesen, und der greise Morellet empfing Edgeworth nun mit offenen Armen als einen geschickten Mechaniker, welcher einen nützlichen Wasserbau in Frankreich unentgeldlich und wie ein Mann von Ehre geleitet hatte. So genossen Edgeworth und seine Familie jetzt in Paris die Früchte der Anstrengungen, welche er vor 30 Jahren 1772 in Lyon gemacht hatte. Morellet sah gleich bei der Erneuerung seiner Bekanntschaft mit Edgeworth ein, daß die Lebhaftigkeit, Offenheit und Gerad-

heit beider besonders zu einander paßten. Ihr Verhältniß wurde genau. Es begann jedoch mit einem scharfen Wortkampfe bei einem literarischen Frühstück, wo man sich über die wahre Bedeutung der Wörter perfectibilité und perfectionnement stritt, und wo Edgeworth, ein Ausländer, welcher nur unvollkommen französisch sprach, zum Erstaunen der Anwesenden seine Meinung gegen den doyen de la litterature Françoise behauptete. Weit entfernt, empfindlich darüber zu seyn, schrieb ihm der alte, liebenswürdige Abbé am folgenden Morgen, er habe untersucht, wie bewährte Schriftsteller die beiden Wörter gebrauchten, und müsse sofort eingestehen, daß er sich geirrt habe.

Edgeworth wurde mit der bekannten und nie genug zu lobenden Artigkeit französischer Gelehrten behandelt von Prony, Le Breton, Berthollet, Montgolfier, Breguet, und vorzüglich von Dumont. Ob er gleich als Mitglied der englischen königlichen Societät der Wissenschaften zur Ehre einer Sitzung in dem französischen Institute eingeladen wurde, so bat er doch, aus echter Vaterlandsliebe, daß man sie ihm als Mitglied der irländischen königlichen Akademie zugestehen möchte. Dies wurde ihm vielleicht von einigen anwesenden Engländern als überflüssiger Patriotismus ausgelegt; aber Edgeworth erhielt nach seiner Rückkehr den Dank dafür von Kirwan, dem Präsidenten, und von andern Mitgliedern der königlichen irischen Akademie, welche überzeugt waren, daß ihr Ruhm verdientermaßen bis in das Ausland gedrungen sey. Edgeworth wurde auch zum Mitgliede der Société d'Encouragement pour l'Industrie nationale erwählt und überreichte derselben das Modell eines von ihm erfundenen Thürschlosses. Edgeworth war gesonnen gewesen, sich dem ersten Consul vorstellen zu lassen; sobald er aber hörte, daß Buonaparte, wider den Wunsch und das Urtheil der aufgeklärtesten Franzosen, an die Kaiserwürde dachte, erklärte er, daß er nicht an eines Usurpators Hof gehen möge.

Edgeworth kam plötzlich in Paris in Verlegenheit und wurde sogar verhaftet, weil man ihn irriger Weise für den Bruder des Abbé Edgeworth hielt. Es gelang seinen Freunden aber, ihn aus dieser Unannehmlichkeit zu befreien. Er schrieb deswegen an Buonaparte, und ob

dieser gleich nicht antwortete, so soll er doch den Brief gelesen und gesagt haben, der Vorfall sey ohne sein Wissen geschehen, denn so wenig habe er etwas wider Jemand einzuwenden, der ein Verwandter des Abbé Edgeworth sey, daß er vielmehr diesen für einen sehr achtungswerthen, treuen Unterthan halte und wünsche, er hätte viele dergleichen. So hatte Buonaparte damals auch dem einzigen noch lebenden gerichtlichen Vertheidiger Ludwigs XVI. eine Anstellung gegeben. — Edgeworth wäre gern den Sommer in Paris geblieben, aber für einen brittischen Unterthanen hatte es zu viel Gefahr, und er war froh, englischen Grund und Boden unversehrt mit seiner Familie wieder zu erreichen. Indeß war der älteste Sohn so unglücklich, unter den détenus zu seyn und elf Jahre in Frankreich, wovon sechs in Verdun, zubringen zu müssen.

Jetzt hörte er, daß ein andrer Sohn, Heinrich, der in Edinburg studirte, in mißlichen Gesundheitsumständen sey. Auch er wurde von der Schwindsucht bedroht. Entschlossen, ihn in die mildere irländische Luft abzuführen, reis'te er mit seiner Familie nach Schottland im Frühling 1803. Der Sohn erholte sich diesmal. Er genoß die Güte der vorzüglichsten großen Männer in Edinburg und machte nun seinen Vater bekannt mit Gregory, Alison, Playfair und Dugald Stewart. Die vortrefflichen Frauen, Mistreß Stewart und Mrs. Alison, behandelten den kränkelnden Heinrich wie Mütter, und die ganze Familie erfuhr die Aufmerksamkeiten und die herzliche Behandlung, wodurch die reizende Hauptstadt der biedern Caledonier sich einen beinahe eben so großen Ruhm erworben hat, als durch die Gelehrten ihrer Universität. Obgleich die Edgeworth'sche Familie so eben aus der Stadt zurückkehrte, wo der gesellschaftliche Ton so hinreißend ist, war ihr doch der hiesige Aufenthalt höchst angenehm. Die Abendgesellschaften in Lothianhouse, wo damals der berühmte Dugald Stewart wohnte, bestanden immer aus einer sehr glücklichen Mischung von Freunden der Literatur, eigentlichen Gelehrten und feiner gebildeter Welt. Während Edgeworth und seine Familie den Glanz großer Talente bewunderten und aus der Unterhaltung mit erlesenen Personen viel lernten, that ihnen, die eben der Nähe des französischen Despoten entflohen waren, sehr wohl das

Gefühl der brittischen Freiheit und das Bewußtseyn, wieder sicher und in einem Lande zu seyn, wo Unabhängigkeit, häusliche Tugend und Familienglück über alles geschätzt werden.

Nach seiner Rückkehr hatte Edgeworth das Vergnügen, auf Befehl der Regierung wenigstens einen gelungenen Versuch mit seinen Telegraphen machen zu dürfen und ihre Nützlichkeit zu beweisen. Die wirkliche Ausführung unterblieb blos, weil alle Besorgnisse eines französischen Einfalles in Irland verschwanden. Edgeworth schickte jetzt einen dritten Sohn auf die Universität in Dublin. Sobald seine Söhne das väterliche Haus verließen, waren sie ganz frei und ungebunden. Der Vater blieb blos ihr Freund und ihr Rathgeber.

Der Herzog von Bedford, damaliger Vicekönig von Irland, ernannte Edgeworth 1806 zum Mitgliede der vorher erwähnten Erziehungscommission. Da er die Erziehung des irländischen Volks vermittelst einer Bill zur Sprache gebracht hatte, so gebührte ihm diese Ehre; denn es war kein anderer Vortheil damit verknüpft. Sechs Jahre lang arbeitete er hier unermüdet und mit bestem Erfolge. Der Primas von Irland, (jetzt Dr. W. Stewart, Sohn des Grafen von Bute,) selbst ein würdiger Mitarbeiter und Vorsteher der Commission, wurde ihm dabei besonders gewogen und zugethan. Es war ein sehr wichtiger Umstand für Irlands Wohl, daß dieses Board of education, welches aus dem Lord Primas und vielen andern, sämmtlich protestantischen hohen Geistlichen von Irland besteht, ein für allemal erklärte, an Proselytenmacherei sey im irischen Erziehungswesen fortan ganz und gar nicht mehr zu denken, sondern man werde gegen die Katholiken der Insel auf das liberalste verfahren. Damit ist Wort gehalten worden und der duldsame Edgeworth hatte keinen geringen Antheil daran.

Wo es auf Menschenwohl und den Nutzen seiner Mitbürger ankam, achtete er keine persönlichen Hindernisse. Eine schwere Krankheit befiel ihn im Herbste 1809 und schwächte ihn sehr; aber als eine Commission ernannt wurde, theils um die Beschaffenheit und den Flächeninhalt der irländischen Torfmoore zu untersuchen, theils um

zu bestimmen, ob sie könnten urbar gemacht werden, oder nicht? und als ein Freund besonders wünschte, ihn zur Theilnahme zu bewegen, vergaß er, daß er noch nicht genesen war und sagte, er wolle lieber thätig als nichtsthuend sterben. Außerdem, daß die Unternehmung für ganz Irland von höchster Wichtigkeit war, hatte er auch einen seiner Söhne, William Edgeworth, zum Landmesser bestimmt und diesem konnte er bei der bevorstehenden Arbeit Gelegenheit verschaffen, sich unter des Vaters Leitung zu üben und zu vervollkommnen. Er übernahm also die Beantwortung der Aufgabe in einem Bezirke, der über 35,500 englische Acres enthielt, und sein Sohn, so wie der gelehrte Professor der Astronomie in Dublin, Dr. Brinkley, sein vertrauter Freund, leisteten ihm dabei großen Beistand. Da war nun der alte Edgeworth, jetzt ein Fünfundsechziger, von früh bis in die Nacht, im nassen Spätherbste in den fürchterlichen, öden, sumpfigen, gefährlichen Torfmooren, oft funfzehn Stunden lang, ohne alle Nahrung und Stärkung, tagtäglich beschäftigt. Von der Beschwerlichkeit einer solchen Sache können nur die urtheilen, welche selbst bei dergleichen Unternehmungen angestellt gewesen sind. Zum Erstaunen der Familie ertrug seine Natur nicht nur alle diese großen Anstrengungen, sondern er wurde auch dadurch völlig gesund. Dies bestätigte ihn in seinem Lieblingsgrundsatze, daß die Seele den Körper aufrecht erhält. Nach einem ganzen Jahre voll Mühe, Plackerei und Unlust vollendete er den von ihm übernommenen Theil der Arbeit, und erstattete seinen Bericht den Commissarien 1810. Er erschien unter den übrigen parliamentary reports des Jahres. Seine Meinung ging dahin, daß der ungeheure Torfmoordistrict, welchen er untersucht habe, nicht nur der Urbarmachung sehr fähig sey, sondern daß er auch verspreche, für die Landesbewohner und für ganz Großbritannien äußerst nützlich zu werden. Die Berichte der übrigen damals angestellten Landmesser führten zu demselben günstigen Ergebniß. Ueberlegt man, daß, wie es in dem vierten und letzten Berichte der Commissarien heißt, die irländischen Torfmoore (peat soil) über 2,830,000 Acres betragen, wovon mehr als die Hälfte in tragbares Ackerland umgeschaffen werden könnte, so wird man die Wichtigkeit des Gegenstandes ermessen können. Wenn er, welches früher oder später der Fall seyn muß, wieder zur Sprache kommt,

wird man die erwähnten Berichte sehr angelegentlich zur Hand nehmen und dann sehen, daß Edgeworth, der hierin Kenner war und mit wenig Worten viel zu sagen wußte, des Anhörens werth ist.

Der Kirchthurm seines Dorfes war einer neuen Spitze bedürftig. Diese baute er 1811 ganz nach seiner eigenen Erfindung von Eisen mit Schieferplatten überlegt, welche mit Oelfarbe angestrichen und mit Sand bestreut wurden, so daß sie dem Steine gleichen, welchen man auf der Halbinsel Portland in Dorsetshire bricht. Es wurde auch ein Blitzableiter angebracht. Die Spitze, sammt der Kugel und dem Pfeile, (welcher die Stelle der Wetterfahne vertritt,) beide stark vergoldet, wurde unten innerhalb des Thurmes zusammengesetzt und dann in achtzehn Minuten glücklich, mitten unter dem Zulaufe vieler Zuschauer, aufgezogen und befestigt. Kenner werden diese Leistung eines bloßen Liebhabers der Wissenschaften zu würdigen wissen. Er selbst leitete den Bau: sein Sohn, William, der Landmesser, hatte die ganze Ausführung unter seiner Aufsicht. Als die anwesenden Freunde dem alten Manne zu dem gelungenen Unternehmen Glück wünschten, sagte er, seines Sohnes verständige Anordnung, Umsicht und Anstelligkeit machten ihm weit mehr Vergnügen, als das Gelingen seiner Erfindung. Von dieser hat er selbst Nachricht gegeben im 30sten und 31sten Bande von Nicholson's philosophischem Journal. (1811 und 1812.)

Gegen das Ende des Jahres 1811 wandte man sich an ihn mit der Bitte, daß er eine Menge Papiere über die breiten Radfelgen durchsehen und darüber Bericht erstatten möchte. Es waren Aussagen von Fuhrleuten, Kärnern, Kutschern, ausübenden Mechanikern, Liebhabern der Mechanik und Landmessern, welche von einem Ausschusse des Unterhauses, the Committee of broad wheels, darüber waren befragt worden, ob cylindrische oder kegelförmige Räder vorzuziehen und den Landstraßen weniger nachtheilig wären? Dies kostete ihm einige Monate anstrengende Arbeit und mit Hülfe seiner Tochter, Honora, die ihm als Secretär zur Hand ging, beendigte er dieselbe. Hieraus entstand sein Versuch on roads and wheel

carriages *), welchen er zwei Jahre nachher in England erscheinen ließ. Er war auch der erste, welcher zeigte welche große Erleichterung Spring- oder Stahlfedern an Wagen den Pferden im Ziehen gewähren. Seine Abhandlung darüber steht in den Transactions of the Royal Irish Academy for the year 1788. Dr. Hooke hatte schon vorher im Allgemeinen den Vortheil der Stahlfedern an Reise- und Fuhrwagen dargethan **).

Edgeworth dachte eigentlich an keine Schriftstellerei ehe er seiner Tochter Maria half, das mehrerwähnte Werk Practical education vollenden. Von der Zeit an ging seine literarische Ehrliebe auf die Ausbreitung des Rufs dieser Tochter. Beide zusammen gaben 1803 heraus den Versuch on Irish Bulls, welcher so viel Glück machte. Edgeworth, der zuerst daran dachte, wollte unter der Larve des Spottes den Engländern Beispiele von der Beredsamkeit, dem Witze und den übrigen Verstandesfähigkeiten des gemeinen Mannes in Irland geben. Einige kleine Schriften ausgenommen, schrieb er späterhin Professional education, ein Werk, das Kenner billigten. An den Schriften seiner Tochter nahm er Theil durch Wink und Rath.

Von einer bedenklichen Krankheit, welche ihn 18.. befiel, erholte er sich wieder und hatte auch das Vergnügen, seinen ältesten Sohn, welcher zwölf Jahre nebst vielen andern friedlichen Engländern in Frankreich zurückgehalten worden war, endlich bei sich zu sehen, und zwar ohne ihn verschlimmert, oder der väterlichen Lehren und Liebe unwürdig zu finden.

---

*) Ohne Zweifel hat ein talentvoller Deutscher, Anton Schlichtegroll, welcher nach einem mehrjährigen Aufenthalte in England über den Nutzen der breitfelgigen Räder, München 1819, schrieb, Edgeworth's Abhandlung benutzt.

**) Edgeworth's Bemerkungen über Wagenräder, Stahlfedern, Eisenbahnen ꝛc. sind in Deutschland längst bekannt und geschätzt. S. Poppe's Encycl. d. Masch. W. unter Fuhrwe...

Im 71sten Jahre fing seine Gesundheit an zu wanken, die bis dahin gut gewesen war. Zuerst wurden die bisher ungetrübten Augen schwach. Für ihn, der einen so fleißigen Gebrauch von seinem Gesicht machte und einen so hohen Werth darauf setzte, sich ohne fremde Beihülfe beschäftigen zu können, war dies höchst beunruhigend. Er seufzte zuweilen darüber, doch ohne den Muth sinken zu lassen, oder mürrisch zu werden. Vielmehr dankte er Gott, daß seine übrigen Sinne noch so scharf wären. Im Winter 1815 reis'te er nach Dublin, um bei seinem Freunde, dem sehr geschickten Generalchirurgus Crampton, Hülfe zu suchen; aber vergeblich, denn Edgeworth's Verdauungswerkzeuge waren nun so geschwächt, daß keine Arzneien mehr anschlugen. Edgeworth war selbst überzeugt, daß er sich zwar vielleicht noch einige Jahre hin qualen, aber keine völlige Aufkunft hoffen konnte. Dessen ungeachtet war es erstaunend, daß seine Heiterkeit und geistige Thätigkeit um nichts vermindert wurden. Von seinem Sohne William unterstützt, machte er noch 1815 und 1816 verschiedene Versuche mit Wagen, um der königlichen Dubliner Akademie Wort zu halten. (Sie sind beschrieben in der zweiten Ausgabe seines Essay on wheel-carriages.) Wie er die dabei nöthigen Anstrengungen ertrug, war denen, die seine Gesundheitsumstände kannten, unbegreiflich. Nichts war ihm so beruhigend, als der große Eifer seiner Gattin und Kinder, ihm ihre Liebe zu beweisen. Um ihnen durch abschlägliche Antworten nicht wehe zu thun, wußte er solche Dienste von ihnen zu fodern, die ihren Kräften am angemessensten waren. Durch seine Tochter Honora, welche die Feder so fertig führte, wurde sein Briefwechsel fortgesetzt. Als er unter andern 1816 hörte, daß man der Königin Maria Antoinette und Ludwig XVI. ein Denkmal errichten wolle, schrieb er an den Minister de Cazes und erinnerte als nächster Verwandte des Abbé Edgeworth, daß Frankreichs Gerechtigkeitsliebe nicht vergessen sollte, unter den Namen jener hohen Personen den treuen Diener zu nennen, welcher sie in ihren letzten Augenblicken getröstet habe. Sein Gebet, daß ihm Gott den Gebrauch seines Verstandes bis an sein Ende gönnen möchte, wurde ihm gewährt. Er konnte noch jedem Mitgliede seiner Familie Rath und Trost geben. In seinen letzten Stunden ließen die körperlichen Schmerzen nach: er sagte noch: „ich sterbe mit dem sanften

Gefühl der Dankbarkeit gegen meine Freunde, und mit Fügung in den Willen Gottes, meines Schöpfers." Dann sank er am 13ten Junius 1817 in einen Schlummer, aus welchem er nie wieder erwachte.

Vollständiges Verzeichniß

der

von Richard Lovell Edgeworth und von seiner ältesten Tochter, Maria Edgeworth, bei Hunter in London herausgegebenen Schriften.

Rational Primer.

Early Lessons for Children, 2 Vols. 5 Schill.

Continuation of Ditto, 2 Vols. 6 Schill.

Parent's Assistant; or, Stories for Children, 6 Vols. 12 Schill.

Poetry Explained, by Mr. Edgeworth. 3 Schill.

Readings on Poetry, by the same. 3 Schill.

Essays on Practical Education, by Mr. and Miss Edgeworth, 2 Vols. 8. 1 Pfd. 1 Schill.

Professional Education, by Mr. Edgeworth, 8. 12 Schill.

Letters for Literary Ladies. 4 Schill.

Castle Rackrent. 4 Schill.

Essay on Irish Bulls, by Mr. and Miss Edgeworth. 5 Schill.

Moral Tales, 3 Vols. 10 Schill. 6 Pence.

Belinda, 3 Vols. 15 Schill.

Leonora, 2 Vols. 10 Schill.

The Modern Griselda. 4 Schill.

Popular Tales, 3 Vols. 12 Schill.

Tales of Fashionable Life, Vols. 1, 2, 3. 18 Schill.

Fortsetzung derselben, Vols. 4, 5, 6. 21 Schill.

Patronage, 4 Vols. 28 Schill.

Comic Dramas. 7 Schill.

Harrington and Ormond, Tales in 3 Vols. 1 Pfd. 1 Schill.

Letter to Lord Charlemont on the Telegraphy by Mr. Edgeworth. 1 Schill.

Essay on the Construction of Roads and Carriages, by Mr. Edgeworth. Second edition, with additions and Corrections. 7 Schill.

Nächstens erscheint:

Rosamond, a Sequel to Early Lessons, in 2 Vols. by Maria Edgeworth.

R. L. Edgeworth's einzelne Abhandlungen.

In den Philosophical Transactions.

Essay on the Resistance of the Air. Vol. 73. — 1783.

Account of a Meteor. Vol. 74. 1784.

In den Transactions of the Royal Irish Academy.

Essay on Springs and Wheel-Carriages. Vol. 2. 1788.

Essay on the Telegraph. Vol. 6. 1795.

In dem Monthly Magazine.

On the engraving of Bank of England Notes. Vol. 12. 1801.

In Nicholson's Journal.

Essay on Rail-Roads. Vol. 1. 1801.

Description of an Odometer for a Carriage. Vol. 15. 1806.

Remarks on Mr. Ryan's Boring-Machine. Vol. 15. 1806.

On the Construction of Theatres. Vol. 23. 1809.

On Telegraphic Communication. Vol. 26. 1810.

On roofing Longford Jail with flag-stones. Vol. 29. 1811.

Description of a New Spire. Vol. 30. 1811.

On Portland Stone, as a Covering for the Spire. Vol. 31. 1812.

On Aerial Navigation. Vol. 47. 1816.

On Wheel-Carriages. Vol. 48. 1816.

Letter from Z. Vol. 49. 1817.

Friedrich Wilhelm, Graf von Buxhöwden.

Friedrich Wilhelm, Graf von Burhöwden.

Die Familie ist eine der ältesten in Liefland und besaß schon vor dem Jahre 1185 in dem damaligen Erzbischofthume Bremen Lehngüter.

Viele der ältern Verfasser liefländischer Geschichte sind der Meinung, daß der Bischof Albrecht, der Erbauer Riga's, Albrecht Burhöwden hieß. Ganz gewiß ist aber, daß Hermann Burhöwden im Jahr 1251 Bischof von Oesel war. Holke Burhöwden zu Dorpat ward 1315 von der Stadt Riga befriedigt, damit er den, wegen wahrscheinlich gewaltsamen Todes seiner Anverwandten, gegen diese Stadt gefaßten Unwillen nicht möchte ausbrechen lassen u. s. w. Die Jahrbücher Lieflands erwähnen bis auf die neueste Zeit größtentheils rühmlich dieser Familie, aber kein Mitglied derselben trug seinen Namen aus der Geschichte dieser Provinz herüber in die Geschichte Rußlands, ja man kann sagen Europa's, außer Friedrich Wilhelm, Graf von Burhöwden. Er war der sechste Sohn des russisch kaiserlichen Collegienassessors Otto Friedrich von Burhöwden, Erbherrn auf Padel, einem in der Provinz Oesel belegenen Gute, das von 1527 in den Händen dieser Familie geblieben ist. Friedrich Wilhelm wurde geboren auf der Insel Moon auf dem Gute Magnusdahl den 14ten September 1750 und als er vier Jahre alt war, starb sein Vater. Elf Kinder blieben der trostlosen Mutter und kein hinlängliches Vermögen, diese standesmäßig erziehen oder den schon erzogenen Unterstützung verleihen zu können. Der älteste Sohn, Gustav Friedrich, blieb im siebenjährigen Kriege in der Schlacht bei Frankfurt an der Oder als Lieutenant; der zweite, Johann

Ludwig, erster Oberwachtmeister vom Asperon'schen Reg mente in russischen Diensten, ward bei der Schlacht vo Kunnersdorf schwer verwundet und starb am 12ten Au gust 1759. Man sollte glauben, daß diese schnell au einander folgenden harten Schläge Friedrich Wilhelm Mutter den Muth benommen hätten, ihre übrigen Söhn dem Kriegsdienste zu widmen, aber die Ahndung, eine Helden geboren zu haben, stärkte das mütterliche Her und, nachdem schon früher noch drei andere Söhne i Dienste getreten waren, wurde 1760 Friedrich Wilhelm kaum zehn Jahre alt, nach St. Petersburg gebracht un im adelichen Cadettencorps abgegeben. Die Vermögens umstände der edlen Frau hatten sich durch Beraubun jeder Stütze sehr verschlimmert und alles, was sie den geliebten Sohne mitgeben konnte zum Eintritt in di Welt, bestand in zwölf Rubeln. Dies war aber auch das einzige Geld, was er seiner Mutter gekostet, nachhe nie mehr einen Copeken.

Die Erziehung im Cadettencorps war und ist blo militärisch, aber es sind aus demselben selbst fürs Civil fach die brauchbarsten Leute hervorgegangen. Diejenigen die sich dem Kriegsdienste widmen, werden gewöhnlich in achtzehnten Jahre als Fähndrichs zur Armee gesandt un angestellt. So finden wir Friedrich Wilhelm bereits 176 im Kriege gegen die Türken und 1770 unter den Bela gerern von Bender. Als diese den 29sten August in de Laufgräben vom Feinde überfallen wurden, schon viel Gefangene und einige Kanonen verloren gegangen ware und Friedrich Wilhelm seinen Major, Capitän und älte sten Lieutenant bereits hatte fallen sehen, sammelte de noch kaum zwanzigjährige Jüngling rasch die flüchtige Grenadiere, feuerte durch seine Kühnheit den Muth de bärtigen Soldaten wieder an, drang in die Massen de Feindes ein, schlägt ihn zurück und verfolgt ihn bis i den bedeckten Weg der Festung. Beim nachherigen Sturn sprengte er mit der Petarde das Hauptthor. Bei Bestür mung der Festung Brailow eroberte er eine Batterie mi vier Kanonen und besteigt, obgleich zweimal am Kopf verwundet, zuerst die feindlichen Mauern. Gleiche Bra vour bewies er bei Bestürmung der Festungen Schurge, Buchareft, bei Tshernowo und in dem Treffen bei Turma, wo ihm eine Kugel durch die linke Seite ging. — Ii

diesem Kriege besaß er vorzüglich das Vertrauen der Feldmarschälle Romanzow und Panin. Der damals mit befehlende General Strandtmann sagte von ihm, „der Bursche kostet uns viel Leute, denn wo das Feuer am heftigsten ist, läuft er hinein und mit ein Paar Worten lockt er die besten Soldaten mit sich; allenthalben, wo man Freiwillige braucht, ist er der erste, der sich anbietet.“ Solche Tapferkeit mußte Aufmerksamkeit erregen. Der General-Feldzeugmeister, Fürst Orlow, machte ihn zu seinem Adjutanten und 1773 erhielt er von der großen Catharina den St. Georgorden vierter Classe, begleitet von einem sehr gnädigen Schreiben. Der Schluß dieses Briefes ist merkwürdig und lautet wörtlich: „diese Ihre erwähnten Verdienste sind Uns Bürge dafür, daß Sie durch diese monarchische Gnade sich besonders bemühen werden, auch künftig in der nämlichen Art Ihre Kriegsverdienste zu verdoppeln.“

In den Jahren 1774 und 1775 machte Friedrich Wilhelm Burhöwden mit dem General-Feldzeugmeister, Fürsten Orlow, eine Reise durch Deutschland und Italien. Die beständige Gesellschaft dieses klugen und gebildeten Fürsten, der wie ein Vater mit ihm umging, mußte vortheilhaft auf die Ausbildung seines Geistes wirken; der Aufenthalt in Rom seinen Heldensinn noch mehr reizen und die vielen Bekanntschaften in Deutschland mit den aufgeklärtesten Männern die Entwickelung seiner Talente befördern. Burhöwden verband mit einer schönen Figur ein angenehmes einnehmendes Wesen. Dies schien besonders die Tochter des Obersten Alexander Alexejeff, Natalia, welche fast täglich das Haus des Fürsten Orlow besuchte, für wahr zu erkennen, um so mehr, da sie bemerkte, daß ihre Liebenswürdigkeit und ihr heller Geist eine unbezwingliche Wirkung auf Burhöwden gemacht hatte. Es fanden keine Hindernisse Statt, die nicht Orlow hätte aus dem Wege räumen können und Burhöwden ward 1777 mit Natalia Alexejeff vermählt. Durch diese Heirath, die Burhöwden gewissermaßen mehr nationalisirte, indem seine Kinder nach den Gesetzen sich zur Religion ihrer Mutter, der griechischen Kirche, bekennen mußten, erleichterte er sich um vieles seine künftige Laufbahn; denn, wenn auch jetzt, nachdem Liefland 110 Jahre sich unter dem russischen Scepter glücklich fühlt, die Lieflän-

der von den Russen als Brüder anerkannt werden, fand damals doch diese Harmonie nicht Statt; man nannte die Liefländer Deutsche, und der Nationalstolz, den man erst in unserer Zeit als eine Folge des Patriotismus recht zu schätzen gelernt hat, konnte nur ungern zugeben, daß Fremdlinge wichtige Aemter im Staate bekleiden sollten. Im Jahr 1783 ward Burhöwden zum Obersten befördert und die Kaiserin ernannte ihn zu ihrem Flügeladjutanten. Bald darauf wurde er in den Johanniterorden zu Sonnenburg aufgenommen und erhielt die Anwartschaft auf die Kommende Gorgast den 23sten October 1784. In dem Kriege zwischen Rußland und Schweden im Jahr 1789 tritt Burhöwden zuerst als geschickter General unter dem Oberbefehl des Prinzen Nassau auf. — Seine ausgezeichnete Tapferkeit und Geistesgegenwart verschafften diesem Prinzen einen glänzenden Sieg und der von ihm befehligten Escadre besondern Ruhm. Im Jahr 1790 forcirte er mit seinem Corps die schwedische Grenze und schlug die Generale Mayerfelt und Hamilton, mußte aber die Benutzung der Vortheile seines Sieges aufgeben, weil ihn der den Oberbefehl führende General Numsen zurückberief zur Rettung der russischen Grenzfestung Friedrichshamm, die von der schwedischen Flott blockirt und von bereits gelandeten Truppen mit einem Sturme bedroht wurde. Mit unglaublicher Geschwindigkeit kam Burhöwden schon den andern Tag der bedrängten Festung so nahe, daß er die Kanonade hören konnte; dies tröstete ihn, der zu spät gekommen zu seyn befürchtete, und er wollte seinen Truppen etwas Ruhe vergönnen; als aber die Kanonade eingestellt wurde, machte der Gedanke, die Festung könne jetzt capituliren, keinem andern Platz, als nur dem, sie wieder zu erstürmen, und in vollem Lauf eilte er mit seinen Braven unter ihre Mauern. Zu seiner größten Freude fand er die Festung noch nicht übergeben. Der Brigadier Slesow und der Artilleriecapitän Tutschkoff hatten gegen die von dem Commandanten Eck vorgeschlagene Capitulation protestirt. —

Gleich bei seiner Ankunft legte Burhöwden in der Nacht auf beiden Seiten der Seebucht Batterien an, die verdeckt im Augenblick des Einlaufens der feindlichen Flotille ihre Kanonen mit solcher Wirksamkeit spielen ließen,

daß der Feind nach Verlust mehrerer Fahrzeuge die Flucht ergriff. Die gelandeten Truppen wurden theils zerstreut, theils gefangen, und so rettete Buxhöwden die für Rußland damals so wichtige Grenzfestung. Die Schweden, durch dieses mißlungene Unternehmen noch nicht abgeschreckt, wandten sich gegen Wiburg, wo die russische Galeerenflotte lag. Der Admiral Sir Sidney Smith, der sich später in Aegypten so berühmt machte, commandirte die schwedische Flotte und hatte den Vorsatz, die russische zu vernichten.

Schon hatte dieser geschickte Admiral eine bedeutende Anzahl Truppen ans Land gesetzt und andere große Vortheile errungen, als der in Wiburg commandirende General Graf Igelström Buxhöwden auffoderte, aus Friedrichsheimm mit seinem kleinen Corps ihm zu Hülfe zu eilen. Buxhöwden floh mit seinen wenigen Truppen nach Wiburg, erhielt von Igelström ein Bataillon Seesoldaten zur Verstärkung und greift mit Klugheit den Feind an. Dieser deckt die Landung seiner übrigen Truppen durch das furchtbare Feuer des schweren Geschützes seiner Flotte und indem er immer frische Truppen vorführte, muß sich Buxhöwden zurückziehen. Die im Kampfe auf dem Lande ungeübten Marinesoldaten ergreifen die Flucht und reißen die übrigen Soldaten mit sich fort. Schon ist eine Kanone und eine Fahne in den Händen des Feindes, da entreißt Buxhöwden einem flüchtigen Soldaten die Flinte, stellt sich an die Spitze seiner beiden Grenadiercompagnien des Kexholm'schen Regiments mit dem Ausruf: „Kinder, soll das die erste Schlacht seyn, die wir verlieren? Wer mich liebt, der folge mir!" und „Wir alle mit dir!!" war die Antwort wie aus einem Munde und mit gefälltem Bajonett dringt er in Sturmschritt auf den Feind ein, verbreitet Tod und Verderben in seinen Reihen, erobert seine Kanone und seine Fahne wieder und verfolgt den fliehenden Feind bis zu seinen Fahrzeugen. Hier gab nun sein Heldenmuth den Ausschlag. Wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß man um Wunder zu thun, nur den Enthusiasmus des russischen Soldaten benutzen darf, so ist dennoch nothwendig, daß der Anführer es verstehen muß, diesen Enthusiasmus zu reizen, daß er von seinen Soldaten geliebt wird und sie das vollkommenste Vertrauen zu ihm haben.

Nachdem der dreimal stärkere, schon im Besitze bedeutender Vortheile gewesene, Feind gänzlich geschlagen

war, sammelte er die Reste seiner Truppen, schiffte sie ein und verließ auch diesen Ort, wo es ihm noch übler gegangen war, wie zu Friedrichshamm. Graf Igelström eilte aus Wiburg dem Sieger entgegen, dankte ihm mit entblößtem Haupte und führte ihn im Triumph in die Stadt. Catharina belohnte ihn mit dem Annenorden erster Classe und schenkte ihm das von seinem Vater schon in Pacht besessene, auf der Insel Moon bei Oesel belegene Krongut Magnusdahl (Buxhöwdens Geburtsort) erblich. —

Es würde zu weit führen, alle Treffen zu beschreiben, in welchen sich Buxhöwden während dieses Krieges Ehre und Ruhm erwarb. Wo Gefahr war, mußte er zu Hülfe kommen und ward nie geschlagen. Als der schwedische General Stedingk, der ebenfalls kein Treffen gegen die Russen verloren hatte, nach geschlossenem Frieden sich in Petersburg aufhielt, machte die große Catharina ihn mit Buxhöwden bekannt. Dieser bedauerte sehr, nicht früher (während des Krieges) die Ehre gehabt zu haben, dem Herrn General Stedingk gegenüberzustehen, was sein inniger Wunsch gewesen.

Im Jahre 1792 und 1794 zeichnete er sich im polnischen Kriege unter Suwarow, dessen Zutrauen er vollkommen besaß, besonders aus; namentlich beim Sturm von Praga. Er suchte hier die Rache und Wuth der Soldaten, die alles menschliche Gefühl verleugneten, so viel als möglich zu mildern. „Die Wuth der Soldaten," sagte er einst, „war hier so grenzenlos, daß man darüber selbst in Wuth gerathen mußte. Ich hieb einen dieser Elenden in dem Augenblick nieder, als er ein Kind mit dem Bajonett durchspießte. Suwarow erwählte ihn zum Gouverneur von Warschau und die Kaiserin übertrug ihm bald darauf die Administration von ganz Polen. Er entsprach diesem Zutrauen, indem er mit Weisheit und Mäßigung streng, gerecht und unermüdet thätig dieses Königreich verwaltete, sich Catharinens höchste Zufriedenheit und der Einwohner Liebe erwarb.

Die Polen bewiesen ihre Erkenntlichkeit dadurch, daß sie goldene und silberne Medaillen mit seinem wohlgetroffenen Bildnisse prägen ließen. Um das Bildniß stehen die Worte: F. W. Buxhöwden, Russ. imp. Supr. Excub. praefect. Adi. Castr. plur. ordin. Eques.

Auf der andern Seite stehen die Worte:

Custodi
Administratori
Varsaviae, nec non
provinciarum qua prae-
sidia obsident Russica
Regni poloniae
optimo
Gratia Varsaviae
MDCCXCV.

Er erhielt als Belohnung von der Kaiserin den Georgorden dritter, den Wladimirorden zweiter Classe; so auch damals den polnischen weißen Adler- und den preußischen rothen Adlerorden. Der König von Preußen erhob ihn und seine Erben in den preußischen Grafenstand, und gab dadurch seine besondere Zufriedenheit mit seiner Verwaltung desjenigen Theils von Polen, den in der Theilung Preußen erhielt, zu erkennen.

Im Jahr 1797 ernannte ihn der Kaiser Paul zum Militärgouverneur von St. Petersburg. Er galt bei diesem kraftvollen Monarchen sehr viel, und er wußte seinem feurigen Temperamente durch unerschrockenes Benehmen, gegründet auf vollkommene Kenntniß des von Natur so edlen Charakters des Kaisers, oft eine gemäßigtere Richtung zu geben. Hierzu folgender Beleg. — Bei einem in St. Petersburg in der Nacht entstandenen Brande war der Kaiser gegenwärtig, um wie gewöhnlich die Hülfe zu beschleunigen. Burhöwden dirigirte die Löschanstalten mit.

Der Kaiser fürchtete aber, man könne das Feuer nicht hindern, noch mehrere Häuser zu ergreifen. Er befahl Burhöwden, vier nahe gelegene schöne Gebäude niederreißen zu lassen. Dieser widersetzte sich, indem er versicherte, die Gefahr sey nicht so groß. Der Kaiser wiederholte den Befehl, aber er wagt es, die Ungnade des Monarchen sich zuzuziehen und vollzieht ihn nicht. Der Erfolg, der jedesmal die Beurtheilung besticht und das Urtheil bestimmt, zeigte, daß die anbefohlne Maaßregel unnütz war; das Feuer ward glücklich gelöscht, ohne um sich greifen zu können, und den andern Morgen dankte der Kaiser Burhöwden mit Wärme für seinen Ungehorsam. — Der Kaiser hatte ihn zum Generallieutenant ernannt und seine Verdienste durch Orden und Güter belohnt. Durch unbekannte Ereignisse verlor dieser rechtschaffene und treue

Anhänger die Gunst seines Monarchen *), ward auf seine Güter verwiesen und ging mit seiner Familie nach Deutschland. Hier hielt er sich bis zur Thronbesteigung Alexanders, des Beglückers, auf. Dieser, die Mängel der Staatseinrichtungen erkennende, nach Ordnung der Hauptspringfedern im Staatsuhrwerk strebende Monarch bemerkte bald, daß in seiner Residenz die Abgaben der Einwohner höchst ungleich vertheilt waren, wodurch die ärmere Classe, wie gewöhnlich, besonders litt. Er trug dem von ihm zurückberufenen Grafen von Burhöwden auf, alle Abgaben zweckmäßig zu reguliren und eine neue bessere Polizei einzurichten. Dieser vollendete das Geschäft zur besondern Zufriedenheit des Kaisers, welche nur die laut und allgemein geäußerte Zufriedenheit der Einwohner bestimmte. Hierauf wurde er zum Generalgouverneur von Lief-, Esth- und Kurland und zum Inspector der Truppen ernannt. Im Jahr 1804 machte der Kaiser eine Reise nach diesen Herzogthümern und besuchte mit Burhöwden auch dessen vaterländische Provinz, die Insel Oesel, die vor Alexander, dem Beglücker, noch nie ein Beherrscher zu betreten gewürdigt hatte. Die geübteste Feder würde nur matt die Freude darstellen, die die Einwohner dieser Insel über das unerwartete Glück hatten, ihren verehrten herrlichen Monarchen und an seiner Seite Burhöwden ihren Landsmann zu sehen. Die Welt weiß es, welche Wirkung Alexander's Gegenwart allenthalben hervorgebracht hat, aber von dem Enthusiasmus, der sich in der Brust jedes seiner Unterthanen bei seinem Anblicke regt, kann, wer kein Zeuge davon war, sich keinen Begriff machen. Der Mensch soll das Ebenbild Gottes seyn, aber wahrlich nur ein solcher Mensch ist es, wie dieser auf des unermeßlichen Reiches Thron, dessen Schimmer der Glanz seiner Eigenschaften unterdrückt. Burhöwden fand nur eine Schwester und seinen jüngsten Bruder, Matthias Christoph, noch am Leben. Dieser war Etatsrath, Director der Oekonomieverwaltung der Provinz Oesel und Landrath. Mit von der Natur ihm freigebig verliehenen seltenen Anlagen verband er die strengste Rechtschaffenheit und ein würdiges Streben, aus allen Kräften das Wohl seiner Mitbrüder zu befördern. Alexander bewies sich gnädig auch gegen ihn, indem er ihn in seinem Hause besuchte und hier ein Frühstück

*) Er war ein Stachel im Auge derjenigen, die nicht seinen biedern treuen Sinn hatten.

einnahm. Der Tisch, an welchem der Kaiser speis'te, wird in diesem Hause als ein Heiligthum aufbewahrt. — Bei dieser Gelegenheit verdient auch noch Erwähnung, wie überhaupt die Oeseler das Andenken an jene glücklichen Tage, wo sie ihren geliebten Monarchen unter sich sahen, feiern. Als der Verfasser den 14ten Mai 1819 eine Reise nach Oesel machte, fand er, nachdem er von der Insel Moon über die See nach Oesel gesegelt war, bei dem dicht am Strande belegenen Kruge eine große Anzahl Lahme, Blinde und andere arme Leute, die um einen grauen Stein sich versammelt hatten und diesen beständig küßten. Die Erscheinung war seltsam, aber der anfänglich unangenehme Eindruck, so viele Unglückliche zu sehen, wurde bald verwischt, denn es trat jetzt ein junger Edelmann zu dem großen Stein, sprach mit Rührung einige Worte in esthnischer Sprache und vertheilte darauf eine bedeutende Summe Geld unter diese Unglücklichen, die dankend ihre Hände gen Himmel hoben. Am 14ten Mai 1804 hatte Alexander dieses Ufer betreten und sich auf jenen grauen Stein gesetzt. Seitdem spendet die Ritterschaft dieser kleinen Provinz jährlich an diesem Tage und auf dieser Stelle eine Summe Geld an die Armen, die von allen Seiten sich einfinden, um beim Empfange der Gaben für Alexander zu beten. Diese schöne Feier ist von der Ritterschaft auf ewige Zeiten angeordnet und nur solche Beweise der innigsten Liebe sind dem erhabenen Monarchen angenehm, dessen ganzes Leben nur im Wohlthun besteht. — Das Ausland verzeihe diese Abschweifung, die jeder, der das Glück hat, sich Alexander's Unterthan zu nennen, als eine Ergießung des vollen Herzens sehr natürlich finden wird.

Jetzt zurück zu Buxhöwden, dessen Thätigkeit einen zu großen Wirkungskreis erhielt, als daß wir alles einzeln aufzählen könnten, wodurch er die ihm anvertrauten Provinzen dem Willen seines Monarchen und den mit diesem übereinstimmenden Foderungen seines Herzens gemäß zu verwalten strebte. Seine Wirksamkeit ward indessen aufgehalten, indem 1805 der Krieg gegen Napoleon ausbrach und er den Oberbefehl über den linken Flügel der russischen Armee übernehmen mußte. —

Wie brav sich dieser linke Flügel bei Austerlitz hielt, erzählt sogar das beliebte Conversationslexicon, das aber dennoch den tapfern Feldherrn nicht für würdig hielt, einen

Platz unter den übrigen merkwürdigen Männern anzuweisen, deren es erwähnt. — In der Beschreibung von der Schlacht bei Austerlitz heißt es gewöhnlich: der unter Burhöwden's Befehl stehende linke Flügel der russischen Armee sey von den Franzosen abgeschnitten. Doch hier war das Abschneiden von einer andern Art. Das Centrum und der rechte Flügel waren um zehn Morgens geschlagen und der linke Flügel drang siegend vor und trennte sich so von der Armee, die Schlacht bis Nachmittags drei Uhr fortsetzend, wo sich Burhöwden auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers in größter Ordnung zurückzog. Man versicherte damals, Burhöwden habe dem Kaiser vorgeschlagen, den nur zwei Tagemärsche entfernten General Essen mit 12,000 Mann an sich zu ziehen und gleich einen neuen Angriff auf die französische Linie zu machen, oder hinter dem Marchflusse eine Vertheidigungsposition zu nehmen und den Erzherzog Carl abzuwarten. Wir erdreisten uns nicht, zu beurtheilen, ob dieser Plan gut war, aber man erkennt hier die Kühnheit des Helden von Wiburg wieder. Zu Ende des Jahres 1806 commandirte Burhöwden in Neu-Ostpreußen eine Armee von 50,000 Mann, anfänglich unter dem den Oberbefehl über die ganze Armee habenden Grafen Kamensky, der aber, während Bennigsen die Schlacht bei Pultusk lieferte, seine Autorität Burhöwden übertrug.*)

*) General Bennigsen machte in seiner Relation von der Schlacht von Pultusk dem Grafen Burhöwden Vorwürfe, die das an jenem Kriege so großen Antheil nehmende Europa sowohl, als den russischen und preußischen Monarchen gegen ihn einnehmen mußten. Ein vor uns liegender Brief des Grafen Burhöwden d. d. Riga, den 25sten Januar 1807 setzt die Bewegungsgründe jener Anschuldigungen ins helleste Licht und ist zu merkwürdig für die Geschichte, als daß wir ihn hier nicht wörtlich abschreiben sollten. .... „Bei meiner Ankunft in Memel — schreibt Burhöwden — lese ich in der Königsberger Zeitung Bennigsens Bericht an den König, der wahrscheinlich in derselben Art an den Kaiser geschickt worden. Es heißt darin: wenn der Graf Burhöwden mit dem so lange erwarteten Succurs, da er doch nur zwei Meilen von Pultusk war, gekommen wäre; so würde der Sieg vollkommen gewesen seyn. Ich fragte den König, ob der Bericht wirklich so laute und dieser bestätigte es, versicherte aber zugleich, daß seine Generale, die neben mir und Bennigsen standen, bereits ihn benachrichtigt hätten, daß Bennigsen weder ihnen noch mir eine Anzeige vom Angriffe des Feindes gemacht, noch weniger Hülfe gefordert hätte. Welch eine schwarze Handlung! rief der König aus. Ich habe alles dem Kaiser geschrieben und es schmerzt mich, daß Sie die Armee verlassen haben, wo Sie bereits so viel fürs allgemeine

und ihm den letzten Befehl ertheilte, die Armee zusammenzuziehen und sich an den Grenzen Rußlands aufzustellen. Burhöwden forderte Bennigsen auf, über den Narew zu gehen und sich mit seiner Armee zu vereinigen, um durch Eilmärsche über Arys und Rastenburg nach dem frischen Haff zu gelangen und den dort gegen Königsberg vorgedrungenen Marschall Ney von der französischen Armee abzuschneiden. — Plötzlich ward er aber vom Kaiser nach Petersburg berufen und Bennigsen erhielt den Oberbefehl über die ganze Armee. Verleumdungen und Ränke hatten zwar diesen Sieg errungen, aber waren dennoch nicht im Stande, ihm die Gnade seines verehrten Monarchen zu rauben; denn als Burhöwden sich bewogen fühlte, um seine Entlassung zu bitten, wurde ihm dieß verweigert. Der sich keiner Schuld bewußte Erbitterte forderte den Baron Bennigsen zum Zweikampfe heraus und hatte sich seinen Vetter, den noch lebenden Oesel'schen Landrath Otto von Burhöwden, Erbherrn auf Padel, zum Secundanten erwählt. Die Sache ward aber beigelegt, indem Bennigsen bei Eylau und Friedland schon zu viel zu kämpfen hatte und in seiner Antwort den an den König von Preußen gemachten Bericht, den die Königsberger Zeitung enthielt, für falsch abgedruckt erklärte. Was war von dem Berühmten, vom 11ten März 1800 mehr zu erwarten, schreibt Burhöwden *).

Der Kaiser berief Burhöwden nach Tilsit, übergab ihm das Obercommando über den Rest der Armee, die er

---

Beste thaten. Zum Beweis seiner Dankbarkeit ertheilte mir der König den großen schwarzen Adlerorden. Warum Bennigsen mir nichts von der Schlacht wissen ließ, ist leicht zu erklären. Wenn ich gekommen wäre, so verlor er das Commando und der Ruhm war mein. Nachdem er aber die Nacht sich zurückgezogen, dem Feinde 44 Kanonen, Bagage und Verwundete überlassen, schob er mir die Schuld zu, wobei er noch hoffte, den Schein der Feigheit oder gar schlechten Gesinnung auf mich zu wälzen. Ich habe dem Kaiser geschrieben und um strenge Untersuchung gebeten."

*) Möchte doch Herr Dr. Venturini (Verfasser der Chronik des neunzehnten Jahrhunderts), einer von den Schriftstellern, welche ihren Scharfsinn und Witz in Darstellung der göttlichen Größe Buonaparte's erschöpften, sich jetzt davon überzeugen, daß Alexander's weise Mäßigung richtiger Schuld und Unschuld erkannte, als der wahnsinnige Despotismus oder sein Anhang, dem Kopfabhauen Kleinigkeit ist. (Chronik des neunzehnten Jahrhunderts im vierten Bande, S. 692.)

am Dnieper und Dünastrom zusammenziehen und neu organisiren sollte. In drei Monaten war dieses Geschäft durch bewundernswürdige Thätigkeit vollendet und der Kaiser bewies die höchste Zufriedenheit, indem er ihm den Andreasorden verlieh. Jetzt stand Burhöwden an der Spitze der russischen Generale. — Eine weise Politik machte die Eroberung Finnlands nothwendig. Dieses schwere Unternehmen ward Burhöwden übertragen. Er ging den 9ten Februar 1808 an der Spitze von 18,000 Mann über die russische Grenze und nahm denselben Tag noch die Stadt Lowisa ein. Buonaparte's letzter Feldzug in Spanien hat bewiesen, daß es unmöglich ist, ein kräftiges Volk zu besiegen, oder ein Land zu erobern, dessen Bewohner den Verlust ihres Vaterlandes höher achten als das Leben und wo der Enthusiasmus alles zu den Waffen treibt.

Finnlands Berge und Klüfte, Wälder und Seen, Sümpfe und Flüsse bieten der Vertheidigung die festesten Positionen dar, und eben so fand diese herrliche Unterstützung in treuer Anhänglichkeit der Nation am Vaterlande und dessen bewährter Verfassung. Wenn diese Hindernisse besiegt waren, so trotzte noch die von jeher für unüberwindlich gehaltene Festung Sweaborg der Kühnheit des Eroberers. Mit Inbegriff der Garnison dieser Festung bestand die schwedische Armee im Februar aus 28,000 Mann. Dies alles ins Auge gefaßt, bewundert man den Muth desjenigen, der dreist an der Spitze von 18,000 Mann über die russische Grenze geht und erstaunt, wenn man das große Werk ausgeführt und nach nicht voll zehn Monaten eine Convention geschlossen sieht, die ganz Finnland bis Torneo dem Scepter Rußlands unterwirft. —

Wir wollen hier keine Geschichte des finnländischen Krieges schreiben, aber um die Geschicklichkeit und die Feldherrntalente unseres Helden beurtheilen zu können, mag nachstehende Zusammenstellung, die wir unter seinen hinterlassenen Papieren (eine Abschrift des Berichts an den Kaiser) gefunden haben, dienen.

Abschrift.

Im Laufe des beendigten zehnmonatlichen Feldzuges sind durch Ihro kaiserlichen Majestät siegreiche Truppen folgende Eroberungen gemacht worden:

Von dem Tage des Ueberganges über den Kümenfluß (den 9ten Februar) bis zum 1sten December ward das Großfürstenthum Finnland durch 6 See- und 27 Landtreffen und 2 Belagerungen bis zu der altschwedischen Grenze bei Torneo mit seinen sechs Gouvernements, so einen Flächeninhalt von 400,000 Quadratwersten nebst einer Million Einwohner in sich begreift, durch die glorreichen Waffen Ihrer kaiserlichen Majestät erobert, und enthält:

An Gouvernementsstädten 6 } 23
Kreis- und andern Städten 17 }
Stapel- und Hafenplätze 18

An Festungen:

Sweaborg, welches auf sechs Inseln liegt und aus sechs besondern Festungen, als: Gustavwehr, Wargöu, Ostersworto, Westerswarto, Osterlilla, Swarto und Lorgon besteht.

Alle diese Festungen sind aus quadrirtem Granitstein gebaut, in Felsen ausgehauen, meistentheils casematirt, und die meisten Defensionslinien sind mit zwei und drei Reihen Kanonen besetzt. Diese in allem Betracht unter dem ersten Range zu zählende Festung wurde durch 2000 Kanonen und eine Garnison von 7500 Mann vertheidigt. In der Festung befindet sich eine schöne Admiralität und ein Werft für zwölf Kriegsschiffe. Diese obbenannten sechs Festungen decken von der Seeseite den Hafen, wo 70 Linienschiffe sicher und gut liegen und mit jedem Winde auslaufen können. Den Bau von diesem zweiten Gibraltar hat die Krone Schweden 1748 angelegt, und zu dessen Beendigung sind bis 1808 jährlich eine Million Thaler verabfolgt werden, sie kostet also Schweden 60 Millionen Thaler.

Hangonde ist auf vier Inseln, theils aus Granitstein erbaut, mit 60 Kanonen besetzt und hat einen offenen Hafen.

Swartholm aus Granitstein, ist mit 160 Kanonen besetzt.

Kronburg aus Stein- und Erdwällen, ist mit 50 Kanonen besetzt.

Die Armeeflotte bestand an Fregatten, Schebecks, Briggs, Kutters und Kanonierböten aus 111 Schiffen und mit denen in Abo verbrannten aus 199 Schiffen, 3472 Kanonen, 19,464 Gewehren, 15,600 Gefangenen und 31 Fahnen.

Die Schweden rechnen ihren Verlust an Mannschaft,

welche während des Krieges geblieben und zu Gefangenen gemacht ist, über 32,000 Mann.

Die Belagerung von Swartholm nahm ihren Anfang den 10ten Februar, die Festung capitulirte den 6ten März.

Die Belagerung von Sweaborg nahm ihren Anfang den 19ten Februar, die Convention war den 25sten März abgeschlossen und die Festung ergab sich den 21sten April a. St.

Im Februar bestand die russisch kaiserliche Armee aus 18,000 Mann. Die schwedische, mit Inbegriff der Garnison von Sweaborg, aus 28,000. Im April 19,700, und nach Uebergabe der Festung aus 18,000 Mann.

Im Julius bestand die russische Armee mit Inbegriff der Sweaborg'schen und anderer Garnisonen aus 26,400 Mann, und die schwedische nach Ankunft des Königs mit der Flotille und der Garde aus 42,000.

Im November, da bereits die schwedische Armee so sehr gelitten hatte, auch die Convention über Abtretung der letzten Provinzen von Finnland bis Torneo abgeschlossen war und alle Operationen aufhörten, bestand die russische Armee mit Inbegriff der Garnisonen aus 37,000, die schwedische aus 22,000. Von letzterer hatten sich 10,000 Mann mit dem Könige nach Aland gezogen.

Beim Schlusse des Berichts heißt es:

Von den Staatseinkünften des eroberten Großfürstenthums Finnland kann ich Sr. Majestät noch nichts bestimmtes unterlegen. Man rechnete selbige aber jährlich über 4,000,000 Thaler S. Münze *).

Aus diesem Bericht erhellt klar, daß keinem andern russischen General, wie oft geschehen, die Eroberung Finnlands zugeschrieben werden kann, als Burhöwden. Nach der Ein-

*) Herr Dr. Venturini hat diesen Bericht nur unvollständig aufgenommen, weil aus demselben hervorgeht, daß dessen oft wiederholte Behauptungen, nur die russische Uebermacht habe gesiegt, höchst ungegründet ist.

Warum aber nennt Herr Venturini diesen Bericht pomphaft (im 5. Bande S. 559 der Chronik)? Der Geschichtschreiber muß wahrhaft im Ausdruck seyn. Ein pomphafter Bericht ist ein übertriebener, also falsch darstellender; in diesem aber wird Dr. Venturini umsonst jene Zierde der damaligen französischen Bülletins suchen, die ihm so sehr gefallen.

nahme von Wara erhielt er vom Kaiser folgendes eigenhändige Schreiben:

Graf Fedor Fedorowitsch!

Die Nachricht der Besetzung Waras und hiedurch die Unterwerfung beinahe des ganzen schwedischen Finnlands empfange ich als einen neuen Beweis Ihrer unermüdeten Thätigkeit und ausgezeichneten Eifers, wodurch Sie so zu sagen täglich meine Hoffnungen rechtfertigen. Die Ueberwindung der Beschwerden bei den Bewegungen unserer Truppen, die Erhaltung der Leute, die Ruhe der Einwohner des erworbenen Theils Schwedens schreibe ich einzig Ihrer Klugheit und Erfahrung, die Sie schon so lange auszeichnen, zu. Hiedurch bezeige ich Ihnen meinen erkenntlichen Dank für alle Ihre Beschwerden und unermüdeten zum Wohl des Vaterlandes hinstrebenden Sorgfalt. Mit Vergnügen wiederhole ich Ihnen bei dieser Gelegenheit meine beständige Wohlgewogenheit für Sie, mit der ich verbleibe

Ihr
wohlgeneigter
Alexander.

Indessen übergab Buxhöwden, angegriffen von den Strapatzen des Krieges und mancherlei Gemüthsbewegungen, den 12ten December 1809 den Oberbefehl der Armee dem General Knorring und kehrte nach Esthland zurück. Im October 1810 machte er eine Reise nach Wien und benutzte dort die umliegenden Gesundbrunnen, die aber seine früher fast ununterbrochene Gesundheit nicht wieder herstellten. Im Julius 1811 traf er auf seinem in Esthland belegenen Schlosse Lohde wieder ein und den 23sten August desselben Jahres endigte er hier im 61sten Jahre sein ruhmvolles Leben. —

Von einem Dilettanten H. v. R. erschienen damals nachstehende, früher noch nicht gedruckten Verse, die hier wohl am gehörigen Orte stehen.

Am Grabe eines großen Mannes.

(Versuch eines Dilettanten.)

Klage, Vaterland! o klage
Hier, wo, nach der Götter Schluß,
An des Helden Sarkophage
Trauernd weilt dein Genius.

Einer deiner bravsten Söhne
Hat den Erdenlauf vollbracht!
Freudig, wie beim Siegsgetöne,
Nach des Sturmes blut'ger Scene,
Sank Er in die Todesnacht;
Freudig warf Er ab die Bürde
Seines Lebens. — Oft verkannt,
Ging Er, ach so gern! hinüber
In das stille Friedensland.

Seiner Thaten Größe weckte
Der Verfolgung Hyder wach,
Und im Finstern, wo sie heckte
Und ihr tödtend Gift versteckte,
Schlich sie seiner Ferse nach,
Bis der Edle, unbekümmert
Um der Bosheit rastlos Spiel,
Seine Heldenbahn verfolgend,
Ihres Hasses Opfer fiel.

Mag die Hyder triumphiren,
Daß ihr schwarzes Werk gelang;
Mag sie sich mit Kränzen zieren,
Die nur seiner Schläf gebühren,
Die sein Heldenarm errang;
Mag sie sein Verdienst verkleinern,
Das so hehr, als anspruchslos,
In die kleinen Milbenseelen
Alles Gift des Neides goß.

Einst wenn Haß und Bosheit schweigen,
Wenn, was ihre Wuth gebar,
Nebeln gleich, sich wird zerstreuen,
Wird enthüllte Wahrheit zeigen,
Vaterland! was Er dir war.
Und an seinem Aschenkruge
Uebst du dann Gerechtigkeit;
Weih'st, vergütend, seinen Namen
Dankbar der Unsterblichkeit.

Ruhe sanft in Deinem Frieden
Unter Deinen Palmen, Held!
Nur Dein Staub ist hingeschieden,
Dein Gedächtniß lebt hinieden,
Wie Dein Geist in beßr'rer Welt.
Lebt, wenn ruhmlos und vergessen
Deiner Feinde Rest verweht,
Lebt im Werthe Deiner Thaten,
Deren Glanz nicht untergeht.

A . . . . g,
den 15ten October 1811. H. v. R.

Zeitgenossen.

Sechsten Bandes
zweite Abtheilung.

Carl August Fürst von Hardenberg,

königlich preußischer Staatskanzler ꝛc.

Carl August Fürst von Hardenberg,

königlich preußischer Staatskanzler ꝛc.

Das Geschlecht der Hohenzollern, so in Preußen herrscht, zählt in der langen Reihe seiner Staatsmänner und Minister eine bedeutende Zahl thätiger und ausgezeichneter Männer und vielleicht mehr wie irgend ein anderer Staat in gleichem Zeitraume. Denn die Fürsten dieses Hauses waren von jeher darauf bedacht, ihr Regiment wohl einzurichten und ihren Familienbesitz zu mehren. — Das darf man aber wohl mit Bestimmtheit hinzufügen, daß kein Staat in einem gleichen Zeitraume so viel rechtliche und redliche Männer in den ersten Stellen der Verwaltung und der Rechtspflege gesehen, wie eben der preußische; welches zum Theil wieder mit der Persönlichkeit der Fürsten dieses Hauses zusammenhing, die unredliche Diener nicht gebrauchen konnten, und die es gerne sahen, wenn dem Diener die Pflicht über alles ging und er mehr um das Wohl des Staates besorgt war, als um die augenblickliche Gunst des Fürsten oder des Kronerben.

So ehrenwerth diese Namen, so redlich sie in der Erfüllung ihrer Pflichten, und so arbeitsam und thätig sie im Cabinette waren, — so hat es unter ihnen doch nur zwei gegeben, die sich zu einer historischen Bedeutenheit erhoben.

Freilich wurden diese durch die Gunst des Geschicks in eine bedeutende und bewegte Zeit gesetzt; allein als

das Glück ihnen die Gelegenheit bot, zu zeigen, was sie vermochten, so haben sie doch auch, man kann es nicht leugnen, redlich mit ihrer Persönlichkeit gezahlt, was die Stunde und die Dinge von ihnen gefordert.

Beide waren aus alten Geschlechtern entsprossen, und konnten in ihrer Ahnenfolge eben so weit zurückgehen, wie die meisten Dynastiengeschlechter Deutschlands. Und obgleich dieser Umstand in einem Zeitalter von geringem Werthe seyn mag, wo man gewohnt ist, mehr auf den persönlichen Adel als auf den Geburtsadel zu halten, so ist dieses doch von dem größten Einfluß auf ihr Leben und Wirken gewesen. In Unabhängigkeit und Wohlhabenheit geboren, waren sie von Jugend auf an den Stolz des Geradstehens gewöhnt, und als sie später auf die ersten Stufen der Gesellschaft stiegen, so kam ihnen solches als etwas nicht gar zu außerordentliches vor, da außer ihrem Talente, ihre Geburt sie schon dazu würde berechtigt haben. Sie fanden nun in sich jene Mäßigung und jenen Gleichmuth in der Haltung, die, wie Göthe bemerkt, den Vornehmen bezeichnet, und die dem Manne so wohl ansteht, wenn ihn die Gunst des Geschicks gehoben. — Denn auch in der letzten Zeit haben wir Plebejer durch die Gunst des Geschicks gehoben gesehen; allein auch, wie sie eitel hierdurch wurden, da ihnen das Hohe ungewohnt war, und wie sie sich und ihren Familien, so wie der Sache des Gemeinwesens durch diese Eitelkeit in der Meinung geschadet.

Beide Männer dienten dem Hause Hohenzollern in der verhängnißvollsten Zeit. Es war natürlich, daß beide mit in das Geschick dieses Hauses verflochten wurden. — Ein unvorsichtiger Brief, den Stein geschrieben, und den die feindlichen Heerführer auffingen, entfernte ihn von der Verwaltung. Als er abtrat, so legte er seine Grundsätze in einem Schreiben an die obere Verwaltungsbehörde nieder, das vielfach unter dem Namen des politischen Testaments des Freiherrn von Stein gedruckt und gelesen worden, und das durch seine rührende Einfalt, durch die Lauterkeit der Gesinnung und durch die Größe seiner Ansichten schon allein hinreichen würde, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen.

An seine Stelle trat Hardenberg, der damals schon tief in der zweiten Hälfte des Lebens stand. Er zählte bereits 58 Jahre.

Er hatte dem Staate schon früher und lange gedient, sowohl im Felde der diplomatischen Unterhandlung, wie im Felde der Verwaltung. In den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth war sein Name geliebt und verehrt, und man kann seine dortige liberale Laufbahn wohl als die Vorschule zu seiner späteren ansehen. Hierzu kam, daß er früher als hannöverischer Gesandte in London gelebt, und später, als er diese Stelle wegen eines Zwistes mit dem Kronerben niedergelegt, als Minister am Hofe des Herzogs von Braunschweig. Auf diese Weise hatte er die Vorschule seines Lebens in bedeutenden Weltverhältnissen gemacht, so wie bei den Jünglingen vornehmer Familien solches damals in Deutschland Sitte war.

Wenn es das Talent bezeichnet, in einer großen Masse von verwickelten Verhältnissen diejenigen schnell zu erkennen, die von Dauer seyn werden, da in ihnen viele Größen so als beständige wirken; — wenn es ein noch größeres Talent bezeichnet, um auf diese dauernden Verhältnisse dasjenige zu gründen, was man in der Welt zu erreichen gedenkt, indeß man gleich auf alle veränderliche Verzicht thut und sie nur in so fern mit durchführt, als es der Wohlstand und hergebrachte Höflichkeit und Geschäftsgang erfordert — so muß man dem Staatskanzler ein sehr großes zugestehen, weil er in der richtigen Erkennung seiner Lage und der Lage des Staates und des regierenden Hauses sich als ein Mann von einem Ueberblicke gezeigt, der den Charakter des Genialen trägt. Denn wie war damals die Lage der Welt?

Die französische Revolution, so in ihrem Ursprunge gerecht war, die aber, theils durch Schuld des Hofes, theils durch Schuld der Ausgewanderten, theils durch Schuld der Gemeinde von Paris, theils durch Schuld der Dinge, die, wenn sie in großer Masse sich bewegen, fast immer zerstörend wirken — einen alle Gesittung und alle Cultur vernichtenden Charakter angenommen, — hatte Europa seit zwanzig Jahren geängstigt und gequält.

Auf die Anarchie war der Militärdespotismus gefolgt, der die Anarchie gebändigt hatte, und sich an die Spitze der großen Bewegung der Zeit gestellt. Buonaparte war der Universalerbe der Revolution geworden. — Indem die Revolution in ihm gleichsam Fleisch angenommen und eine Gestalt gewonnen hatte, so war sie mächtiger als je, eben weil sie nur ein Haupt hatte und eine Einheit.

Dieser Revolution und diesem Universalerben derselben stand nun Preußen gegenüber, in dem dunklen Gefühle, daß, so wie er Oesterreich überzogen und die Thore seiner Hauptstadt gebrochen, er auch eines Tages eben so das Erbe Friedrichs des Großen überziehen würde.

Das, was kommen mußte, kam.

Man mag Vieles auf die Schuld einer schwankenden Politik schreiben — allein wenn wir gerecht seyn wollen, so müssen wir gestehen, daß, auf welchem Laufe auch das Staatsschiff gesteuert wurde, an diesem Sturm nicht vorbeizukommen war. Es lag in der Natur und in der Verschränkung der Dinge. — Buonaparte's Wort: daß in zehn Jahren seine Dynastie die älteste in Europa seyn sollte, erklärt alles. Er konnte die Niedrigkeit seiner Abkunft nur durch den Purpur decken, und er durfte nichts neben sich stehen lassen, das seine Hoheit auf Hoheit der Geburt gründete.

Als er Preußen endlich überzog, so war in weniger als sieben Monden das ganze Erbe von Friedrich dem Großen zerstreut, und dieselben Franzosen, so er bei Roßbach geschlagen, standen als Sieger an seinem Sarge und nahmen seinen Degen und die Victoria und führten sie in ihre Hauptstadt.

Man hat damals das Fehlerhafte der Kriegseinrichtung, so wie das Fehlerhafte der Verwaltung hart getadelt, und diesem den schnellen Fall des Staates zugeschrieben. — Allein, will man gerecht seyn, so muß man gestehen, daß der Unterschied in Hinsicht der Streitkräfte so groß war, daß das Resultat wohl nicht wesentlich würde verschieden gewesen seyn, auch wenn diese Fehler nicht Statt gefunden. Frankreich zählte damals nahe an

40 Millionen Einwohner. Es hatte eine halbe Million Soldaten, die seit zehn Jahren auf fast allen Schlachtfeldern Europens geschlagen hatten. — Seine Verwaltung war neu geordnet, und der Chef dieses Kriegsstaats war sein Kaiser und sein Heerführer, der von einem seltenen Glücke begünstigt, noch aus jeder Schlacht als Sieger hervorgegangen war. — Gegen einen solchen Staat mußte ein kleinerer unterliegen, dessen Bevölkerung nur ein Viertel von jenem seinen war, und in dem sich die Dinge in Formen bewegten, die sich zum Theil überlebt hatten.

In einem drückenden Frieden gab der Sieger nur die Hälfte des alten Besitzes dem regierenden Hause zurück. Dabei legte er Besatzungen in seine festen Plätze, foderte schwere Brandschatzungen vom Lande und schrieb vor, wie groß das stehende Heer seyn dürfte.

Die, welche in dieser Lage nicht an der Sache des Vaterlandes verzweifelten, haben sich hochverdient gemacht um das Gemeinwesen.

Indeß stand Pitts weissagendes Wort da: **daß unter allen Regierungen die eines Militär-Regiments stets die kürzeste sei.**

Buonaparte hatte seine Mitbürger als seine Unterthanen gegrüßt. Dieses erträgt eine Nation schwer. Denn entweder will der Mensch in republikanischer Gleichheit leben, und so sich seiner Würde bewußt seyn — oder aber er will einem alten Geschlechte gehorchen, dem seine Väter und seine Vorväter schon gehorcht haben, und das durch Hoheit der Geburt über allen Geschlechtern des Landes steht, dabei von milden und freundlichen Sitten ist.

Als Buonaparte das Eine gethan, so war ihm das Andere nicht mehr freigegeben. Nur durch Waffenruhm konnte er die Niedrigkeit seiner Abkunft decken und die Nation blenden. Dabei mußte er dem Eigennutze des Einzelnen dienen, — und zu jedem sagen: **besorgt ihr das Meinige, ich besorge das Eurige.** Indem er die geistigen Interessen der Revolution vernichtete, nam-

lich die bürgerliche Freiheit, so mußte er die materiellen sichern — und damit diese ihm hierin völlig völlig trauten, so schien ihm die Hinrichtung eines Bourbons nothwendig, damit er mit der Revolution und mit den Votans auf Du und Du käme *). Indem er von der einen Seite durch die Schlechtigkeit regierte, nämlich durch den niedrigsten Eigennutz der Menschen, — so mußte er sich von der andern Seite in immer größere und immer waglichere Unternehmungen einlassen, denn still zu stehen war ihm nun nicht mehr vergönnt. — Allein so wie man von jedem Spieler, auch wenn er noch so glücklich ist, das Verderben vorhersagen kann, das ihn ereilen wird, so konnte man es auch bei Buonaparte. Wer genöthigt ist, stets hoch zu spielen, geht endlich zu Grunde, da doch immer einmal eine Zeit für ihn kommt, wo die Dinge sich ungünstig stellen.

Daß an diesem eisernen und ehernen Kolosse die Füße von Thon waren, und daß eine unsichtbare Hand am Abhange des Berges den Stein noch zurückhielt, der ihn zerschellen würde, dieses ahneten nur Wenige. Zu diesen Wenigen gehörte aber das kleine Häufchen der Auserwählten, so damals nach dem Falle in stiller Verborgenheit an dem Wiederaufbau des Staates arbeiteten, — und unter diesen der Staatskanzler.

Daß nach dieser Zeit eine andere kommen würde, daß nach dieser Ordnung der Dinge eine neue würde eintreten, das glaubten sie. Es hing nun alles davon ab, wie man in diese neue Zeit eintreten würde — wie man sich auf sie würde vorbereitet haben. Denn das war vorauszusehen, daß, wenn der Koloß fiel, er dann ganz in Stücken gehen würde, da seine Füße von Thon waren und sein Fall gewaltig seyn würde — daß seine Trümmer weit umher die Erde bedecken müßten, und daß eine eben so große Anzahl Verhältnisse am Ende

*) Im Manuscripte von St. Helena steht hierüber Folgendes: „Ich hielt es für nothwendig, daß der Herzog von Enghien hingerichtet wurde. Ein geistreicher Mann hat gesagt, daß dieses ein Verbrechen gewesen, und was noch schlimmer, auch ein Fehler. — Ein Verbrecher war es, allein ein Fehler war es nicht.“

der Revolution würden zerstört werden, wie in ihrem Anfange — daß dann eine neue Erde und eine neue Ordnung der Dinge kommen, — und daß der die größte Erbschaft aus diesen zertrümmerten und zerstörten Verhältnissen thun würde, der als der Würdigste dastände, und den die Meinung als solchen anerkennte.

Der Staatskanzler scheint gleich vom Anfange die großen Hülfsmittel klar übersehen zu haben, so sich ihm darboten, um sich würdig auf den Tag vorzubereiten, dessen Aufgang zwar nicht nach Zeit und Stunde konnte bestimmt werden, von dem aber die Besseren fest überzeugt waren, daß er kommen werde, — wenn es auch noch so lange daure, ehe der Morgen graue.

Daß es thöricht seyn würde, sich mit den Grundsätzen von 1789 in Widerspruch zu setzen, dieses hatte der Staatskanzler klar erkannt. Denn diese gingen aus dem veränderten Zustand der Gesellschaft hervor, und mit einer Art von Naturnothwendigkeit, der nichts zu widerstehen vermag.

Die Reformation hatte die Menschen in geistlichen Dingen für mündig erklärt, indem sie gelehrt, daß das Christenthum keine Priesterreligion sey, so wie die Aegyptischen oder Asiatischen, sondern eine Volksreligion, und daß jeder Hausvater in seinem Hause die Geheimnisse der Religion verwalten könne *). — Sind die Menschen aber in religiöser Hinsicht mündig, so werden sie es auch in bürgerlicher.

Hierzu kam, daß durch die Erfindung und Einführung des Schießpulvers die ganze Kriegseinrichtung war geändert worden, und die Heere einen andern Organismus bekommen hatten. Früher, als die Kriegseinrichtung auf Lehnwehre und Dienstmannschaft beruhte, da gerieth die oberste Gewalt stets in die Abhängigkeit der Mittel-

*) Der Todestag von Jung-Stilling liefert hiervon einen rührenden Beweis — als er von seinem Sterbebette, mit seinen Kindern und Enkeln das letzte Mahl nimmt, und in patriarchalischer Weise, so wie Melchisedek, selber die heilige Handlung verwaltet.

macht. So hing der Kaiser vielfach von seinem mächtigen Lehnadel ab und der Feldherr von seinen Kriegsobersten, so ihm ihre Regimenter ganz ausgebildet zuführten. — Um la noble profession d'armes zu erlernen, mußte einer sieben Jahre als Waffenjunge (simplex) und wieder sieben Jahre als Knappe (famulus) stehen, ehe er als Ritter (miles) in die adelige Zunft oder Knappschaft aufgenommen wurde. Diese lange Dienstzeit und die Kostbarkeit, eine zahlreiche Reiterei zu unterhalten, machte, daß die das Kriegsspiel ausfechtenden Heere immer geringe an Zahl waren. — Alles dieses änderte sich, als das Schießpulver eingeführt wurde und mit ihm neue Waffenarten. Die Lehrzeit war kürzer und die Heere wurden zahlreicher, da ihre Stärke nun in Fußvolk bestand und nicht mehr in der Reiterei. Was aber am meisten zu dieser Veränderung der Heere beitrug, war, daß die Art des Bezahlens sich änderte; daß nicht mehr die Compagnieführer warben und bezahlten, sondern daß sich eine allgemeine Heerökonomie bildete und der Soldat auf die Fahne des Heeres vereidet wurde, allein nicht mehr auf die seines Lehnherrn oder Compagnieführers.

Als auf diese Weise der miles perpetuus der neuern Zeit entstanden war, so blieb die oberste Gewalt unabhängig von ihrer Mittelmacht, und von der Zeit an kann man annehmen, daß der allgemeine Landfrieden völlig hergestellt worden — der seit Carl dem Großen nicht mehr bestanden, da das Reich sich überall in kleine sich einander befehdende Territorien aufgelöst hatte.

Diesem Landfrieden und der großen Sicherheit des Eigenthums, so in seinem Gefolge war, ist es aber besonders zuzuschreiben, daß die Gesellschaft so wohlhabend, so zahlreich und so gebildet geworden. Denn sobald das Eigenthum durch den miles perpetuus und ein allgemeines Landrecht geschützt war, so haben die Menschen große Freude am Vermehren desselben gehabt, und besonders ist der dritte Stand dadurch so wohlhabend und so reich geworden, da dieser auf die Arbeit angewiesen ist; der Geistliche aber blos auf sein Brevier — und der Ritter blos auf sein Schwert.

Dieser großen Macht des dritten Standes sind aber alle Bewegungen der neueren Zeit zuzuschreiben, und der Staatskanzler war hinlänglich ohne Vorurtheil, um einzusehen, daß man dieser Bewegung nur dadurch könnte Herr werden, daß man ihr zu Willen wäre. Denn gegen sie angehen sey unmöglich, weil die Macht des dritten Standes schon zu groß sey, als daß sie sich beuge, da er so zahlreich, daß er fast der einzige von allen Ständen wäre, den man in der Gesellschaft noch als vorhanden annehmen könne. Auch vermehre alles, was man thue, seine Stärke. Jede gute Staatseinrichtung, die man treffe, jede gute Landstraße, die man baue, jede neue Poststraße, welche man anlege, jeder Canal, den man grabe, vermehre seine Wohlhabenheit, weil sie wieder eben so viele Gegenstände für seine Thätigkeit und seinen Gewerbfleiß würden. Mit der Wohlhabenheit vermehre sich aber wieder seine Zahl und seine Bildung, und mit beiden wieder seine Kraft.

Was den Adel betreffe, so sey dieser schwach, sowohl in Hinsicht seiner Zahl, als seines Besitzes. In der preußischen Monarchie sey auf 500 Menschen kaum ein Adeliger, und wenn von der Stärke der Nation die Rede wäre, so könne man nur an die vier hundert neun und neunzig Bürger und Bauern denken. Auch habe der Adel im Laufe der Zeit seine ganze Bedeutung verloren, sowohl der Lehnadel als der Dienstmannsadel. Nur dasjenige sey stark, was auf den Institutionen des Staates beruhe, und da die Kriegseinrichtung sich geändert, und alle Lehn- und Dienstmannschaften sich im Laufe drei Jahrhunderte aufgelöst, so habe das ganze Adelswesen keinen Grund und Boden mehr, in so fern es nämlich auf Feudalität und Ministerialität beruhen solle. Der einzige Adel, der jetzt noch möglich wäre, sey Bauernadel und Dienstadel. Jener beruhe auf Besitz von ächtem Eigenthum, in dem Sinn, in dem Möser das Wort nimmt, — dieser auf Staatsdienste, sey es im Heere, sey es in der Verwaltung. Auch habe sich im preußischen Staate diese neue Ministerialität in seinem Beamtenstande, in welchen jeder aufgenommen werde, den man tüchtig finde, schon völlig ausgebildet; und ohne daß dieser Beamtenstand eine geschlossene Zunft darstelle, welche selber bestimme, wen sie unter sich auf-

nehmen wolle, und wen nicht, so wie dieses bei den früheren Dienstleuten der Fall gewesen.

Man müsse daher eine entschiedene Partie nehmen, und sich entschließen, auf welcher Linie man den Staat zu führen gedächte. Die Gegenwart könne nur in der Gegenwart leben und in Formen, die ihr bequem und daher genehm wären. Da dasjenige, was im Jahr 1789 in Frankreich geschehen, durch den Drang der Dinge und durch das Bedürfniß der Gesellschaft hervorgerufen worden, so müsse man, weil die Gesellschaft in Deutschland auf derselben Stufe der Cultur und der Sitten stehe, gerade dasselbe thun, — nur langsam, damit die Dinge nicht wie dort in einen zerstörenden Schwung geriethen. Wenn man daher den Muth habe, sich zu Reformen zu entschließen, die dem Streben der Gesellschaft entgegen kämen, so würde man nie eine Revolution haben, denn die Gesellschaft verlange nichts, was unvernünftig sey, und jede Gegenwart habe doch das unstreitige Recht, daß sie ihre Staatseinrichtung so mache, so wie sie solche bequem und zweckmäßig finde.

Das Bestehende vertheidigt sich immer gegen das Werdende; allein bei dem damaligen Unglücke des Staates, wo das Bestehende sich als so unvollkommen gezeigt hatte, fanden solche Ansichten, die auf durchgreifende Reformen führten, leichter Eingang.

Da man im Jahr 1806 die bittere Erfahrung gemacht, daß ein adeliges Officiercorps die Armee nicht unüberwindlich macht, so hatte man 1807 schon die freie Concurrenz zu den Officierstellen eröffnet. Allein anfangs nur für die Dauer des Krieges, später für immer. Auf diese Weise war der erste Schritt geschehen, um die Einrichtungen zu ändern, welche Friedrich der Große für seine Zeit und für seine Einrichtung des Heeres getroffen hatte. Unter dem großen Churfürsten dienten die Bürgerlichen wie die Adeligen vermischt im Officiercorps; — Friedrich aber glaubte, daß es besser sey, daß er seinen

zahlreichen, aber armen Landadel unvermischt im Officiercorps seines Heeres habe, und er machte aus seinem Heere für ihn ein großes Kriegsbeneficium, welches er auf eine eiserne Rente von monatlich 400,000 Thaler gründete.

Der zweite Schritt zur Umänderung der Kriegseinrichtung geschah dadurch, daß die entehrenden Strafen, als Prügel und Spießruthen abgeschafft wurden. Es klingt sonderbar, allein wahr ist es, daß viele Generale damals der Meinung waren, daß ein preußisches Regiment ohne diese entehrenden Strafen nicht zu commandiren sey; und es hat damals den Generalen Scharnhorst, Gneisenau und Grollmann, welche mit in der Commission für die neue Organisation des Heeres waren, keine geringe Mühe gekostet, um die Abschaffung der Spießruthen und der Prügel durchzusetzen. Jetzt schämen sich freilich die Menschen, daß sie beide vertheidigt und für nothwendig gehalten haben, und mögen ungern hieran erinnert seyn.

Durch diese beiden Reformen war die Umänderung der ganzen Kriegseinrichtung eingeleitet und das Heer den Bürgerheeren näher gebracht, so wie die Begebenheiten der letzten zwanzig Jahre diese gebildet. Es fehlte nun nur noch ein Schritt, um auch ein Bürgerheer aus ihm zu machen — nämlich die allgemeine Waffenpflicht, denn diese führt jedesmal zur Waffenehre. Allein Scharnhorst gelang es nicht, dieses durchzusetzen, und erst als die große Bewegung von 1813 über die Nation gekommen, da gelang es ihm mit Hülfe der freiwilligen Jäger, die gesammte Jugend unter die Waffen zu bringen, und so den Grund zu der allgemeinen Waffenehre zu legen, die dann im folgenden Jahre vom Könige gesetzlich ausgesprochen wurde.

Die Kriegseinrichtung bedingt immer am meisten das gesellschaftliche Leben eines Volks; man hat daher stets darauf zu achten, in wie fern diese der bürgerlichen Freiheit günstig oder ungünstig ist.

In Schlesien war die Leibeigenschaft schon 1807 schnell aufgehoben worden. Man glaubte, daß die Fran-

zosen es thun würden, um sich einen Anhang im Lande zu machen, und diesem wollte man zuvorkommen. Bald nachher wurde sie im ganzen Staate aufgehoben.

Im Jahr 1808 wurde eine neue Städteordnung gegeben, welche Stein noch vorbereitet hatte. Sie war ganz demokratisch abgefaßt, und man wollte, indem man den Städten ihre Selbstständigkeit wiedergab, aus ihnen eine Pflanzschule für selbstständige Bürger machen. — Das Princip der Städteordnung war richtig. Denn wenn die Menschen selbstständig werden sollen, so können sie es nur dadurch werden, daß sie verständig werden und ihre eigenen Angelegenheiten wohl beurtheilen lernen. Dieses lernen sie aber nur dann, wenn sie sich frei bewegen können, — und eine Sache begreifen sie dann gerade am besten, wenn sie sie ein paarmal verkehrt gemacht haben und die Folgen gesehen, welche dieses gehabt.

Alle diese Vorarbeiten zu einem neuen Zustande der Gesellschaft fand der Staatskanzler, als er 1809 an die Spitze der Verwaltung trat. Er ging nun auf dieser Linie fort und erweiterte sie, so wie er mehr Boden gewann, so wie die Menschen sich mehr an die neuen Einrichtungen gewöhnten, und diese im Laufe der Jahre mehr Wurzel faßten und sich befestigten.

Den 27sten October 1810 legte er dem Könige einen Gesetzentwurf zur Unterzeichnung vor, in welchem die Steuerfreiheit des Adels aufgehoben und die Aufstellung eines allgemeinen Landcatasters befohlen wurde.

Den 30sten October 1810 legte er dem Könige einen Gesetzentwurf vor, in welchem alle geistliche Güter eingezogen wurden, um mit ihnen einen Theil der Staatsschuld zu bezahlen.

Den 2ten November 1810 legte er dem Könige einen dritten Gesetzentwurf vor, in welchem die Zünfte aufgehoben wurden, und eine völlige Gewerbefreiheit eingeführt, damit jeder Staatsbürger seine Kräfte frei und nach eigener Einsicht gebrauchen könne.

Aehnliche Decrete hatte die Nationalversammlung zwanzig Jahre früher erlassen, und der preußische Staat hatte in seiner Gesetzgebung innerhalb sechs Tagen einen Cyklus durchlaufen, den zu durchlaufen die Revolution zwei Jahre gebraucht hatte; ein Zeichen, wie diese Ideen die Gesellschaft jetzt schon ganz anders durchdrungen hatten, als zwanzig Jahre früher.

Den 14ten September 1811 legte der Staatskanzler dem Könige einen Gesetzentwurf über die Ablösbarkeit der Frohndienste vor, durch welches Gesetz die Bauern freie Eigenthümer wurden; indem sie in verschiedenen Fällen die Hälfte und in anderen ein Drittel ihrer untergehabten Ländereien an den Edelmann zurückgaben, und nun die übrigen als ächtes Eigenthum besaßen. —

Durch dieses Gesetz war der Grund zu einem zahlreichen Stande freier Ackerbauern gelegt worden. Denn obgleich man in den östlichen Provinzen schon früher Freibauern und Freischulzen hatte, so waren diese doch wenig zahlreich gewesen, da die meisten Bauernhöfe zu einem Edelhofe gehörten, mit dem sie in Gutsnexus standen.

Im Jahr 1812 brach der nordische Krieg aus, und von dem Zeitpunkte an mußte die ganze Aufmerksamkeit des Staatskanzlers den äußeren Verhältnissen des Staates zugewendet werden. Erst mit dem Jahre 1816 konnte er sie wieder ganz den Verhältnissen im Innern zuwenden, da der Fürst erst zu Ende von 1815 aus Paris zurückgekehrt war.

Der Staatskanzler begann das Jahr 1816 damit, daß er die Verwaltung des Innern neu ordnete, da der Staat in jenen glorreichen Kriegen nicht allein seinen alten Umfang wieder erlangt, sondern auch noch bedeutende Provinzen hinzu erworben hatte. Das Reich wurde in 10 Provinzen, in 28 Regierungsbezirke und in 345 landräthliche Kreise getheilt. Im Jahr 1817 wurde der Staatsrath errichtet, welcher aus den Prinzen des Hauses, aus den Ministern, aus den Oberpräsidenten, aus den kommandirenden Generalen der Provinzen und aus den Personen bestand, so der König noch absonderlich her-

einzurufen für gut fand. — Durch die Errichtung einer so großen Staatsinstitution bekam der Staat eine festere Haltung und alle neuere Einrichtungen eine tiefere Begründung.

Es bestand bis jetzt noch eine Einrichtung in Preußen, die der Gewerbthätigkeit des Volks ein eben so großes Hinderniß in den Weg legte, wie früher die Zünfte und das Bauernwesen. Es war dieses die Accise.

Die Accise betrug in den fünf alten Provinzen Brandenburg, Pommern, Preußen, Westpreußen und Schlesien im Durchschnitt jährlich 8,550,000 Thlr., und bildete hier das Haupteinkommen des Staates. Ihre Erhebung geschah an den Thoren der Städte, und es war nothwendig, daß aller Verkehr sich in den Städten mache und alle Gewerbe auf die Städte festgebannt seyen, wenn man Verkehr und Gewerbe besteuern wollte. Indem das flache Land nun seine Bedürfnisse in den Städten holte, so wurde dieses mit besteuert, da alle Waaren, welche man in den Städten kaufte, schon die Thoraccise bezahlt hatten.

Die Städte waren also gewissermaßen königliche Packhöfe, in denen aller Verkehr zwar von Privatpersonen gemacht wurde, aber unter Aufsicht der königlichen Accisebeamten, welche diesen Verkehr nach dem Accisetarife besteuerten.

Die Accise einer Provinz konnte nur in so fern bedeutende Summen in die Staatskassen tragen, in wie fern der gesammte Verkehr einer Provinz sich in den Städten machte und sie trug um so weniger, je mehr sich die Gewerbe aufs Land zerstreut, und das Hauptgewerbe der Nation, den Ackerbau, durchdrungen hatten.

In Brandenburg betrug die Accise:

auf jeden Kopf	. . . .	69 Sgr.
und ohne Berlin	. . . . . .	60 —

in Westpreußen . . . . 41 Sgr.
in Preußen . . . . 34 —
in Pommern . . . . 24 —
in Schlesien . . . . 22 —

Man sieht aus diesen Zahlen, wie ungleich der Ertrag der Accise in den verschiedenen Provinzen war, und daß er in Schlesien, welche die blühendste von allen, gerade am niedrigsten stand.

Schon seit 30 Jahren hatte man das Verderbliche erkannt, was Binnenzölle in einem Lande machen, eben weil sie den Verkehr zwischen nahe liegenden Orten lähmen, der doch immer der Stärkste ist. Von Potsdam nach Berlin gehen 10,000 Menschen, ehe einmal einer von Potsdam nach Königsberg geht. — Man hat deßwegen in neuern Zeiten auch überall die Binnenzölle abgeschafft, und eines der ersten Decrete der französischen Nationalversammlung war die Unterdrückung der Zölle im Innern des Reiches zwischen den Provinzen und Städten, und ihre Verlegung auf die äußern Grenzen des Staates.

Wenn in einem Staate wie Preußen ein Accisesystem 100 Jahre bestanden hat, so ist es schwer, solches aufzuheben, eben weil schon eine Menge Verhältnisse in der Gesellschaft sich nach ihm gebildet haben, und es gab wirklich übrigens ganz vernünftige Menschen, die der Meinung waren, daß Preußen eben so wenig ohne ein Accisesystem bestehen könne, wie das Heer ohne seine älteren Einrichtungen.

Obgleich man aber dessen ungeachtet das Verderbliche des Accisesystems schon lange gefühlt hatte, so waren doch die Schwierigkeiten zu groß, um es heben. Die zerstreute Lage der Provinzen machte die Einführung eines allgemeinen Zoll- und Verbrauchsteuersystems fast unmöglich. Hierzu kam noch der Reichsverband und das Geschrei der Nachbarn, welche mit dadurch getroffen wurden, und deren gute Meinung man schonen wollte.

Durch die neueren Begebenheiten hatte der preußische Staat eine andere Form erhalten, und obgleich er immer

noch viel mehr Grenzen hatte, wie irgend ein anderer Staat, so war er doch viel mehr abgerundet, als früher. Auch war das Reichsverband seit 1805 aufgelöst worden, als Franz II. die lange Reihe der deutschen Kaiser geschlossen hatte.

Nach langen Vorbereitungen und nach langen Ueberlegungen entschloß sich der Staatskanzler, das Accisesystem fallen zu lassen und statt seiner ein allgemeines Zoll- und Verbrauchsteuersystem einzuführen. Doch ging er hierbei ungemein langsam und vorsichtig zu Werke, indem er die Meinungen sich lange gegen einander bekämpfen ließ, und die Gesetze selber nur nach und nach in drei verschiedenen Stadien gab und sie auf einen Zeitraum von drei Jahren vertheilte.

Durch das Gesetz vom 26sten Mai 1818 wurden alle Zolllinien im Innern aufgehoben und auf die allgemeine Grenze des Reichs gelegt, so daß der sämmtliche Verkehr im Innern frei wurde. Auch wurde auf den Zollstädten zugleich die Verbrauchsteuer von den Gegenständen erhoben, welche vom Auslande in den Staat eingehen (als Caffee, Thee, Zucker u. s. w.) und nicht blos durchgehen.

Durch das Gesetz vom 8ten Februar 1819 wurde die Verbrauchsteuer von vier Gegenständen der inländischen Erzeugung angeordnet, nämlich von Wein, Bier, Branntwein und Tabaksblättern. Da diese nicht die Grenze berühren, so müssen diese im Innern besteuert werden.

Durch das Gesetz vom 30sten Mai 1820 wurde eine allgemeine Schlacht- und Mahlsteuer angeordnet, die in den ältern Provinzen schon lange bestand und auch in den neuern in den meisten Städten unter dem Namen Schlacht- und Mahlaccise schon vorhanden war. — Da eine Mahlsteuer sich nur da mit Leichtigkeit einzieht, wo die verschiedenen Thätigkeiten sich gesondert und die Bürger sich in diese verschiedenen Thätigkeiten getheilt haben, wie dieses immer in den Städten der Fall ist, so hat man sie auf die 132 Städte der Monarchie beschränkt, und

fürs flache Land statt ihrer eine Classensteuer eingeführt, welche die Provinzen und Kreise unter sich vertheilen.

Hiermit wäre dann das neue Steuersystem des Staatskanzlers in seinen Hauptumrissen vollendet, und indem man die Gesetzgebung des Decenniums, welches von 1810 bis 1820 geht, mit einem Blicke übersieht, so bemerkt man den Punkt sehr deutlich, auf den der kundige und erfahrne Pilote hingesteuert, obgleich er sich durch Worte hierüber wenig geäußert hat.

Der Plan des Staatskanzlers war offenbar der, der neuen Zeit zu Willen zu seyn und ihr zu helfen, dasjenige auf dem Wege der Ordnung und des Rechts zu erreichen, wonach sie strebte. Er hat hierbei wohl gleich vom Anfang auf wenig Dank von seinen Zeitgenossen gerechnet. Denn die Feudal- und Ministerial-Aristokratie mußte er sich zu Feinden machen, weil er ihre Interessen verletzte und sie ihn zugleich für einen Abtrünnigen hielten, da er ein Genosse ihres Standes war. Die Liberalen wußten es ihm auch schlechten Dank, weil er das, was er that, im Stillen that und langsam, wodurch viele von ihnen es gar nicht einmal erfuhren, da nur wenige Menschen Gesetze lesen, und noch wenigere im Stande sind, den Geist einer Gesetzgebung zu erkennen, so wie er sich während eines Jahrzehends in den königlichen Verordnungen ausspricht. — Wäre das, was der Staatskanzler gethan, von der Rednerbühne einer Nationalversammlung laut verkündet worden, so würde, besonders wenn man einige vornehme liberale Redensarten dabei aufgewendet, des Psalmodirens in allen Zeitungen kein Ende gewesen seyn, über das Licht, so aus dem Osten und Norden die Welt erfreue und erleuchte.

Auch die Adeligen hätten dem Staatskanzler wohl einige Dankbarkeit erzeigen können, denn offenbar ist durch die neuere Gesetzgebung ihr Besitzstand vermehrt und der Ertrag ihrer Güter erhöht worden. Denn so bald der Ackerboden frei gemacht und aller Bande erlassen wird, so ist die nächste Folge davon eine große Vermehrung der Bevölkerung und des Wohlstandes — und eine Folge

von dieser ist wieder ein Steigen im Werthe des Bodens, wo also die, in deren Händen sich der meiste Ackerboden befindet, eine bedeutende Vermehrung ihres Vermögens erhalten.

Die Wirkungen der neuen Gesetzgebung sind jetzt schon sichtbar, aber Vielen scheint es wirklich an dem guten Willen zu fehlen, dieses einzusehen und dem Manne zu danken, dem sie, so wie das Land, so viel Dankbarkeit schuldig wären.

Am meisten wäre aber der Bürger- und Bauernstand dem Staatskanzler Dank schuldig, denn durch die neuere Gesetzgebung wird dieser denn doch im Laufe des nächsten Jahrhunderts eben so der Besitzer des Bodens, wie er solches am Rheine geworden. Sind erst Käufer da, so finden sich auch Verkäufer; — die besten Käufer sind aber die, welche am meisten für eine Sache geben können, — es sind die, für welche die Sache den höchsten Werth und den höchsten Ertrag hat. Der Ackerboden hat aber für denjenigen Bauer den höchsten Ertrag, der des Morgens der erste auf ihm ist und des Abends der letzte, und der seine Mühe und Arbeit geringe anschlägt, die er auf ihn verwendet. — Der Schweiß des Bauern aber ist der beste Dünger des Bodens. — Die Natur liebt Eigenthum, sagt Möser, und so bald man diesem Stande der Ackerbauern erst die Möglichkeit verschafft hat, Eigenthum zu erwerben, so findet sich das andere alles von selbst. Denn sie schließen ihre Ehen frühe, weil sie ohne Sorge für ihr Fortkommen sind, da sie wissen, daß sie ihre Arbeit an sich selber haben, und daß in vier gesunden Armen ein großes Capital liegt. Neben dem Bette stellt sich bald die Wiege, und die Bevölkerung geht auf solchem Boden, der sich nach allen Richtungen frei bewegen kann, eben so schnell, wie auf dem frischen und freien Boden von Nordamerika. — Diese Bauern erwerben Morgenweise — erst als Pächter, dann als Besitzer, und sie verdrängen bald jene Bauern, so noch Nachkömmlinge der alten Lehn- und Dienstleute sind, und die einen Hofmeister bei ihren Kindern, ein Kammermädchen bei ihrer Frau, einen Kutscher bei ihren Pferden, einen Jäger bei ihren Hunden, einen Rentmei-

ter bei ihren Knechten und eine Ausgeberin bei ihren Mägden haben. — Denn bei den ächten Bauern sind der Hauswirth und die Hausfrau dieses alles selbst und in einer Person.

Der Boden trägt dem am meisten, der den Pflug selber anfaßt, so sagt das alte Volkswort, — und der, dem eine Sache am meisten trägt, der wird immer ihr Besitzer, wenn solches nicht durch besondere Staatseinrichtungen verhindert wird.

Der Adel hat öfter den Staatskanzler des Jacobinismus beschuldigt. — Wenn man wissen will, worin eigentlich der Jacobinismus des Staatskanzlers besteht, so muß man die Gesetzgebung von 1810 bis 1820 studiren.

Es ist offenbar gleichgültig, in welchen Händen der Ackerboden ist — wenn er nur in fleißigen und thätigen Händen ist, so wie am Rheine, so wie in Holland, so wie in Brabant. Ob die Vorfahren dieser Hände zu irgend einer edlen Dienstmannschaft gehört haben, dieses ist eine Sache, die wenig Werth zu haben scheint. — Die Natur liebt Eigenthum und Freiheit, und wo diese sich finden, da ist der Mensch thätig und der Ackerbau blühend, wie Hollands ausgedeichte Moräste zeigen. Wo dieses fehlt, da sinkt der Ackerbau und mit ihm die Bevölkerung — wie dieses Spanien zeigt, wo vier Fünftheile alles Bodens dem Adel und der Geistlichkeit gehört, und wo eine Bevölkerung von zwanzig Millionen, welche Spanien früher hatte, bis auf eine Bevölkerung von zehn Millionen herabgesunken ist.

Preußen, das jetzt elf Millionen Einwohner hat, wird aber bis gegen das Jahr 1850 eine Bevölkerung von sechzehn Millionen haben — und blos als Folge seiner neuen Gesetzgebung über den Ackerbau, und des Theilens der Güter und der Gemeinheiten.

Die Nachwelt wird aber die Namen derer dankbar nennen, welche diese neuere Gesetzgebung hervorgerufen.

Wir haben bis jetzt blos von der Verwaltung des Staatskanzlers geredet. Jetzt sey von dem die Rede, was er im Verfassungswesen gethan.

Uebersieht man die ganze Verwaltung des Staatskanzlers, so wird es einem wahrscheinlich, daß er das Verfassungswesen auf dem Wege der Verwaltung hat vorbereiten und einleiten wollen. Es war ihm darum zu thun, daß die Reformen, die er einzuführen gedachte, keinen gewaltsamen und zerstörenden Charakter annehmen möchten, und er glaubte diesem am besten dadurch zuvorkommen zu können, daß er alles ebnete und anbahnte, damit die Dinge nachher sich nicht fassen könnten, indem sie auf Hindernisse stießen, die hartnäckigen Widerstand darböten. — Die Aufhebung der Zünfte, die Aufhebung der Steuerfreiheit, die Aufhebung der geistlichen Güter und die Aufhebung der Binnenzölle, das ist so das Erste, wovon die Volksdeputirten reden, wenn sie zusammenkommen. Und da dieses schon alles vom Könige ausgegangen und eingeführt ist, so können sie sich weiter keine Popularität mehr damit erwerben, daß sie von Dingen reden, an die der erste Minister schon früher gedacht hat, als sie.

Wenn ein König es als eine große Gunst des Geschicks ansehen kann, wenn dieses ihm einen großen Minister zuführt, so muß doch von der andern Seite auch dieser gestehen, daß er das, was er geleistet, nicht würde haben leisten können, wenn er keine Stütze und keinen Halt in der Persönlichkeit des Königs gefunden.

So bald die Gesellschaft einen gewissen Grad von Bildung und Wohlhabenheit erreicht hat, so giebt es nur zwei Regierungsformen, die ausführbar sind. Die eine ist die republikanische, wo die Bürger das Gefühl ihrer Würde und ihres Stolzes haben, daß sie blos solchen aus ihren Mitbürgern gehorchen, welche sie durch freie Wahl über sich erhöht haben.

Die zweite Regierungsform ist die der Erbmonarchie, und dieses ist die einzige, die in einem großen Staate ausführbar ist, weil man mit der republikanischen einmal nicht über eine gewisse Größe

hinübergehen kann, wie solches die Erfahrung überall gezeigt hat.

Die große Milde, die in der Erbmonarchie liegt, noch mehr aber der Glanz, den ein erlauchtes Geschlecht und eine lange Reihe Ahnen giebt, welche sich bis in die dunkeln Wolken des elften und zwölften Jahrhunderts verlieren, macht es für die Bürger weniger fühlbar, daß sie einen Herrscher haben, den sie sich nicht selbst gesetzt, sondern den die Zeit und das Geschick ihnen gegeben.

Der König kennt den Neid nicht, denn er ist der Höchste. — Nicht eitle Ehre führt ihn auf den Thron, sondern die Natur und die Geburt. — Bei ihm wohnt die Gnade, und er erbarmt sich Aller. Sein Geschlecht ist mit den Vätern durch die Jahrhunderte gewandelt; — es wird mit den Enkeln ebenfalls durch die Jahrhunderte wandeln. Sorgend haben die Voreltern das Besitzthum vermehrt, sorgend vermehrt es der König — sorgend wird es der Kronerbe vermehren.

Hier liegt der Grund, daß der Hang der Völker zur Erbmonarchie so reißend ist. So sagt Möser.

Die französische Revolution traf den Staatskanzler mitten in der Blüthe des Lebens. Er war damals ein Vierziger. Da er sie sehr in der Nähe gesehen, und seine Verhältnisse als Minister es mit sich brachten, daß er beinah auf jedem Stadium, daß sie durchlief, mit ihr unterhandeln mußte, so hat dieses ihm wohl die mannichfachste Gelegenheit geboten, über die verschiedenen Formen der Staatsverfassung und über die Federn, so jene bewegen, nachzudenken.

Jeder Staat ist ein Gemeinwesen — und wenn man ein Gemeinwesen res publica nennen will, so kann man, wenn man das Paradoxe liebt, jeden Staat eine Republik nennen.

In jedem Staate muß irgend jemand vorhanden seyn, der regiert, entweder der Fürst oder die Minister. Wollte

man die Erbmonarchie auf den Grundsatz gründen, daß der Fürst in der Weise selber regieren sollte, wie Carl der Große und Friedrich der Große regiert haben, so würde man einen Widerspruch hereinbringen, der sich nicht lösen ließe. Denn man müßte annehmen, daß in der ganzen Folge der Regenten immer solche zum Throne geboren würden, die nicht allein das Talent dieser Fürsten besäßen, sondern auch die ungemeine Arbeitsamkeit des Geistes, welche diese ausgezeichnet hat.

Bei der Erbmonarchie ist aber das Wesentliche, daß nie die Thronfolge zweifelhaft ist und daß man schon lange zum Voraus weiß, wen die Geburt herauf-führen wird. Denn das Ungewisse in der Thronfolge hat noch überall zu Bürgerkriegen geführt, welches das Schlimmste ist, was einem Volke begegnen kann.

Will man aber die Erbmonarchie mit einem Ministerium, so ist dieses eine Regierungsform, die ausführbar ist. Denn nun arbeitet der König nicht selber, sondern wählt diejenigen aus, welche arbeiten sollen, und wenn er sieht, daß sie es nicht verstehen, so wählt er wieder andere.

Dieses ist die Regierungsform, der sich jetzt die europäischen Staaten überall nähern, und die in keinem Lande eine so vollständige Entwickelung erhalten hat, als in England.

Das Ansehen der königlichen Familie beim Volke beruht auf Einigkeit unter sich und auf Reinheit der Sitten. Je gesunder dieses Familienleben ist, desto fester ist das regierende Haus in der Meinung gewurzelt, wohingegen Uneinigkeit unter sich und Zweideutigkeit in den Sitten das Ansehen beim Volke untergräbt.

Wenn man den Staatskanzler als ersten Minister rühmt, so muß man nicht den großen Einfluß anzuführen vergessen, den das königliche Haus übte, und der es ihm leicht machte, große Plane für die Erhaltung des Staats zu entwerfen und auszuführen.

Das häusliche Leben des Königs hatte schon die Nation gewonnen, als er noch Kronprinz war. — Unter großen Hoffnungen bestieg der König den Thron. An seiner Seite die schönste Frau des Reiches, um ihn herum ein Kreis blühender Kinder, die sie ihm geboren. — Da traten die verhängnißvollen Jahre von 1806, 1807 und 1808 ein, und dies Unglück verschmolz noch inniger die königliche Familie und die Familie des Volks mit einander. — Die Königin schied von hinnen — und sie schwebte nun gleichsam wie ein Schutzgeist unsichtbar über ihrem Volke. — Darauf kamen die Tage der Erhebung und die Tage des Sieges und die Tage des Ruhms — und der König und sein Thronerbe und sein Heer zogen lorbeerbegränzt, erst in die Hauptstadt des Feindes, deren Thore gebrochen waren, — dann in die eigene in der Heimath.

Für ein regierendes Haus, das so geliebt und so mit seinem Volke zusammengewachsen ist, ist es freilich leicht, als Minister zu arbeiten, und Plane für große Staatseinrichtungen zu entwerfen.

Hierzu kam noch der persönliche Charakter des Königs. Von Natur mäßig in seinem Begehren, war der König immer Allem abgeneigt, was sich vordrängte und das richtige Maaß nicht erkannte. Gerecht bis zur Religiosität, wich er vor Allem zurück, in dem ihm irgend Ungerechtes zu liegen schien. — Dabei der langsamen, aber stätigen Entwickelung der Dinge gewogen, fand der Minister leicht Gehör für jede Anordnung, die gerecht, billig und wohlthätig fürs Ganze erschien. Dann wieder mit einer Art von religiösem Sinne wachend über die Vorrechte der Krone, sich verpflichtet haltend, dieses wie ein heiliges Fideicommiß seinem Nachfolger eben so ungetheilt zu übergeben, wie der König selber solche von seinem Vater und von seinem großen Onkel erhalten.

Auch darf man, wenn man von demjenigen redet, was dem Staatskanzler günstig gewesen, nicht den Freiheitskrieg vergessen und die Erhebung des Volkes, die in einem für alle Zeiten denkwürdigen Jahre Alle durchdrang und Alles neu belebte. Auch muß man die neuen Eroberungen im Westen erwähnen, wo sich das Alles schon

vorfand, was der Staatskanzler im Osten einzuführen gedachte. Hier war schon eine allgemeine Gleichheit der Abgaben, eine allgemeine Grundsteuer und ein schon seit undenklichen Zeiten freier und unabhängiger Bauernstand. Hier war die Gleichheit vor dem Gesetz, die Oeffentlichkeit der Gerichte und die Geschwornen in allen Dingen, die Ehre und Leben betrafen. Indem alle diese Institutionen erhalten wurden, so dienten sie als belehrendes Beispiel für diejenigen Provinzen, wo sie noch nicht waren, oder doch noch erst neu.

Die Provinzialstände waren in allen Provinzen veraltet, und da dasjenige, worauf sie gewurzelt waren, schon längst verschwunden, so war keine Möglichkeit da, sie wieder herzustellen.

Nachdem der Besitzstand des Staates durch den Frieden von Wien in seinen verschiedenen Provinzen festgestellt war, so konnte man ihn in Hinsicht der Provinzialstände in zwei große Abtheilungen bringen.

In den westlichen Provinzen waren die Provinzialstände aus dem Lehn= und noch mehr aus dem Ministerialwesen hervorgegangen. Im vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert besaßen dort, wie die Urkunden zeigen, noch alle Landsassen ächtes Eigenthum und erschienen als ächte Grundeigenthümer auf den Landtagen, die damals selten waren, da noch keine allgemeinen Landsteuern gefordert wurden. Erst als mit dem Reichsbeschlusse von 1556 allgemeine Reichssteuern beliebt wurden, so fanden sich neben diesen auch nach und nach regelmäßige Landsteuern ein, die besonders zur Erhaltung der Soldleute oder Milizen bestimmt waren, die in diesem Zeitraume aufkamen, und für welche die gewöhnlichen Kammergefälle der Landesherren nicht mehr ausreichen wollten.

Diese Landtage wurden nicht von allen Landsassen begangen, sondern von einer Deputation, die für sich und die anderen beschlossen und unterschrieben, wie solches noch aus den Unterschriften hervorgeht, in denen sie ausdrücklich sagen: daß sie für sich und für die ande=

ten ihre Siegel daranghängt, welche sie darum gebeten.

Viele dieser Landsassen waren unter die edle Dienstmannschaft ihres Landesherrn gegangen, und da sie als Dienstleute verpflichtet, auf den Placitis ihres Herrn in curia domini zu erscheinen, (wogegen sie dann die Hofbeköstigung erhielten,) so waren diese Landsassen auf den Landtagen immer gegenwärtig, und diese hingen dann die Siegel an die Urkunden für sich und für die andern, die zu Hause geblieben, und sie darum gebeten. Allein nichts desto weniger wurden die anderen Landsassen, welche nicht zu den adeligen Dienstleuten gehörten, immer noch zu den gemeinen Landtagen verschrieben, und dieses hat, wie die Urkunden zeigen, noch bis in die zweite Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts fortgedauert.

Da indeß die adeligen Landsassen fast immer allein auf den Landtagen waren und von den anderen nur wenige erschienen, so beschlossen sie, daß sie in Zukunft auch ganz allein seyn wollten, und daß sie keinen zulassen würden, der nicht mit vier Schilden von Vaterseite und mit vier Schilden von Mutterseite darthun könnte, daß seine Eltern und Großeltern Dienstmannskinder gewesen, und zu einer edlen Dienstmannschaft gehört hätten.

Die Einführung der Ahnenprobe auf Landtagen fällt in den westlichen Provinzen des preußischen Staates um das Jahr 1600, in einigen ein paar Jahre früher, in andern ein paar Jahre später.

Die Dienstleute hatten sich damals noch nicht der allgemeinen Landschatzung entzogen, und sie bewilligten für sich und für die Anderen. Ums Jahr 1660 beschlossen sie, daß sie steuerfrei seyn und die Steuern zwar bewilligen, allein keinen Theil an ihnen nehmen wollten, weil sie, wie sie sagten: die Landesvertheidigung als Dienstleute des Herzogs in Natura leisteten, und weil ihre adeligen Häuser Landesfestungen wären. — Als sie ihre adeligen Häuser steuerfrei hatten, machten sie auch die Ländereien frei, welche sie zu ihnen gezogen. Doch gelang ihnen dieses nicht überall. Im Herzogthum Geldern war z. B. nur

das adeligen Haus frei und das, was zwischen den Mauern und Graben lag, aber nie die adeligen Ländereien, die zu diesem Hause gehörten.

Dadurch, daß die adeligen Dienstleute vergessen hatten, daß sie für die andern Landsassen, nicht vermöge eines Rechts, sondern vermöge eines Auftrags bewilligten, war denn die sonderbare Gewohnheit in deutschen Landen entstanden, daß diejenigen, die die Steuern bewilligten, sie nicht bezahlten, — diejenigen aber, welche sie bezahlten, erschienen nicht mehr auf den Landtagen, um sie zu bewilligen.

Als die französische Revolution ausbrach und diese Länder mit in die Kreise derselben hereingezogen wurden, so hörten alle die Steuerbefreiungen auf, und der Adel verlor das wieder, was er 130 Jahre hindurch mit Unrecht besessen hatte.

In diesen Ländern konnte natürlich nicht die Rede davon seyn, die alten Landtage so wieder herzustellen, wie sie 1794 gewesen. Der Bürgerstand hatte die alten Urkunden nachgelesen und bekämpfte die adeligen Pergamente mit anderen Pergamenten, welche noch älter waren. Auch waren fast alle Familien erloschen, deren Vorväter zu den ehemaligen Dienstleuten gehört hatten, so daß man auch schon von dieser Seite keine Landtage in alter Weise hätte halten können, da die Todten doch keine mehr begehen. So sind im Herzogthum Cleve nur noch zwei Familien, die im clevischen Ritterbuche stehen, nämlich die der Freiherren von Wyllich und die der Freiherren von Loo. Da der junge Freiherr von Loo zu Wissen noch nicht aufgeschworen ist, so würde Freiherr von Wyllich das Plenum bilden, wenn jetzt ein clevischer Landtag gehalten würde.

Was nun die östlichen Provinzen betrifft, so hatten hier die Landtage einen anderen historischen Charakter, da die Einrichtung der Gesellschaft in diesen Ländern in früheren Zeiten auf demjenigen beruhte, was Möser den doppelten Socialcontrakt nennt, und der aus dem Rechte des Eroberers hervorgegangen war.

Der Edelhof bildete hier das Dominium, die Bauern waren seine Hintersassen, seine Leute, über die er väterliche Gerichtsbarkeit übte. Auf den Landtagen konnte nur der Besitzer des Dominiums erscheinen, weil er der Einzige war, welcher ächtes Eigenthum besaß. Wenn diese Besitzer sich noch außerdem darüber geeinigt hätten, daß sie auf gemeinen Landtagen Niemand zulassen wollten, als solche, die zu der edlen Dienstmannschaft des Herzogs oder des Markgrafen gehörten, und die den Beweis führen konnten, daß ihre Eltern und Großeltern sämmtlich Dienstmannssöhne und Dienstmannstöchter gewesen, so hätten sie, eben durch diese Ahnenprobe, eine geschlossene Zunft oder Innung gebildet, so wie wir solche das ganze Mittelalter hindurch finden.

Aber auch in diesen Ländern waren die alten Landtage nicht wieder herzustellen. Denn seit die ganze Kriegseinrichtung sich geändert, waren alle Dienstmannschaften überflüssig geworden, und in Vergessenheit gerathen. Die Landeshoheit hatte keine Landtage mehr ausgeschrieben, da sie die Grundsteuern stehen ließ, wie sie einmal standen, und da sie die Verbrauchsteuern für ihr Eigenthum erklärt und zur Hauptabgabe des Staates gemacht hatte.

Auch hatte sie durch die neuere Gesetzgebung das ganze Verhältniß der Bauern mit dem Dominio untergraben. Denn da sie die Erbunterthänigkeit überall aufgehoben und die Dienste ablöslich gemacht hatte, so war von ihr ein Stand neuer Bauern hervorgerufen worden, welche selbstständig waren und mit dem Dominio nichts mehr zu thun hätten. Diese konnten nun auch nicht mehr vom Dominio auf den Landtagen vertreten werden, da sie nicht mehr seine Hintersassen waren.

Als daher von der Herstellung der Landtage die Rede war, so konnte Niemand mehr an die alten Feudal- und Ministerial-Landtage denken, eben weil alles Feudal- und Ministerialwesen verschwunden war, und man konnte nur an deutsche März- oder Maifelder denken, auf denen alle das Recht hatten, zu erscheinen, welche ächtes Eigenthum besaßen und nach altem Ausdrucke Echtwort hätten und schöppenbare Leute waren.

Da aber die Versammlungen zu zahlreich seyn würden, um über die Angelegenheiten der Gesellschaft zu berathschlagen, so konnten statt des Volks nur Deputirte des Volks erscheinen, und dieses ist eben das Repräsentativsystem der neuern Zeit.

In Preußen hatten man schon in den Jahren 1808 bis 1811 mancherlei Versuche gemacht, eine Landesrepräsentation ins Leben zu rufen. Die Kriege von 1812 bis 1815 hatten dieses große Werk unterbrochen, das aber eben durch diese Kriege noch dringender geworden, weil, da die Nation in Masse sich geschlagen, sie auch in Masse war geadelt worden. Auch waren ihr große Versprechungen geschehen.

Auf dem Wiener Congresse war Preußen unter allen deutschen Staaten wohl derjenige, der in seiner inneren Entwickelung am weitesten vorgeschritten war, und der, am leichtesten eine Repräsentation des Volks ins Leben rufen konnte, da er am meisten und am längsten dazu vorgearbeitet hatte, weil er schon längst Willens gewesen, eine einzuführen. Auch sieht man in den Akten des Congresses, daß Preußen es gewesen, welches am meisten hierauf gedrungen, daß aber Baiern der Sache am meisten abgeneigt war, weil Montgelas sein Hauswesen auf eine landständische Verfassung gar nicht eingerichtet hatte. Endlich kam denn doch der dreizehnte Artikel in die Bundesakte, und es war bestimmt, daß in allen deutschen Ländern Landstände seyn sollten.

Der Ausdruck war unbestimmt und mancherlei Auslegung fähig. Indeß wie ihn Preußen verstanden hatte, geht aus dem Edikt vom 22sten Mai 1815 hervor, in welchem der König befahl, daß eine Verfassungsurkunde entworfen und eine Volksrepräsentation angeordnet werden sollte; auch daß sich am 1sten September desselben Jahres aus allen Provinzen Deputirte einfinden, und mit den Staatsbeamten, die der König hierzu ernennen würde, an der Verfassungsurkunde arbeiten sollten.

In dem Worte ist die Sache enthalten. Wenn von einer Verfassungsurkunde und von einer Repräsen-

tation des Volks gesprochen wird, so kann weder von Feudal- noch von Ministerial-Landständen weiter die Rede seyn.

Durch Umstände, welche noch nicht völlig klar geworden, fiel in Baiern der erste Minister, und es traten an seine Stelle Männer, welche ganz andere Grundsätze in Hinsicht des Verfassungswesens hatten, als Montgelas. Auch hatten diese in ihrem politischen Leben kein Antecedens, das sie an der Einführung einer freien Verfassung gehindert hätte. — Der König beglückte sein Volk mit einer an seinem 63sten Geburtstage, und zwar mit einer solchen, in der von keinen Feudal- und Ministerial-Landständen die Rede war, sondern die rein auf einer Repräsentation des Volkes beruhte, und auf einer öffentlichen Gesetzgebung mit zwei Kammern.

Diese Sache kam völlig unerwartet. Sei es nun, daß das neue Ministerium immer noch die Wiederkehr Montgelas fürchtete, von dem sie wohl wußten, daß dieser mit einer Verfassung nicht würde regieren können; — sei es, da sie in ihren damaligen Verhältnissen mit Baden eine größere Macht und ein größeres Gewicht in die Wagschale legen wollten; — sei es, daß der König sich frei und frank entschlossen, da man doch einmal eine Verfassung haben müßte, auch nun nicht länger zu säumen, und das lieber gleich und in guter Weise zu thun, wozu man vielleicht später unter weniger günstigen Umständen genöthigt seyn würde; — sei es endlich, daß alle diese Gründe zusammengewirkt haben: die Verfassung war da und trat auch gleich das nächste Jahr wirklich ins Leben. Die Wahlen begannen und die Sitzungen der Kammern wurden eröffnet.

Baden folgte dem Beispiele Baierns und vielleicht zum Theil aus denselben Gründen; ja es schien fast, als wenn es die baierische Verfassung noch an Liberalität hätte überbieten wollen.

Während dieses sich in den süddeutschen Staaten begab, geschah in Preußen anscheinend fürs Verfassungswesen gar nichts, und es traf buchstäblich ein, was im Evangelium steht, die Letzten werden die Ersten,

und die Ersten werden die Letzten seyn. Diejenigen, welche sich in Wien als die Säumigsten gezeigt, waren nun auf einmal die Willigsten geworden.

Gegen Ende des Jahrs 1815 war nämlich in Preußen eine Rückwirkung eingetreten, und die Deputirten aus den Provinzen, welche gemäß des Dekrets vom 22sten Mai sich am 1sten September in Berlin versammeln sollten, wurden nicht einberufen.

Es entstand ein heftiger Streit der Parteien, in welchem die eine die andere darin schien überbieten zu wollen, wer das meiste Unangenehme zu sagen wüßte. — Die Sache ist jetzt fast vergessen, und sie mag daher so liegen bleiben, wie sie eben liegt.

Indeß lagen in diesem Streite doch zwei ganz entgegengesetzte Ansichten zum Grunde, und zwar solche, über die selbst wohlmeinende und gut unterrichtete Männer wohl verschiedener Meinung seyn konnten.

Man kann diese nicht besser darstellen, als wenn man sie sich in Wechselrede bekämpfen läßt.

Die eine Meinung war folgende: „Preußen ist groß geworden dadurch, daß es eine Reihe Erbfürsten hatte, wie kein anderer deutscher Stamm sie aufweisen kann. Das was es ist, ist es durch sein regierendes Haus, denn am Ende wird jedes Heer tapfer, was gut geführt wird, und jedes Volk wird groß, das große Fürsten hat. Die geographische Länge und Breite des Landes, wo sie wohnen, entscheidet dabei nichts; denn auf allen hat man ausgezeichnete Völkerstämme gesehen — vom Peloponnes bis zur scandinavischen Halbinsel."

„Die große Bewegung des Volkes, die in ihrem alten Ruhme und in der Liebe zu ihrem Könige und ihrem Fürstenhause einen Mittelpunkt und einen Halt gefunden, hat die Nation über sich selber erhoben, und Preußen hat in diesem Kriege die Liebe und die Bewunderung von Deutschland aufs neue gewonnen. Deutschland will eine Einheit — es will eine freie Verfassung. Dieses ist der Wunsch der Nation, und wer ihr diesen erfüllt, den

grüßt sie als ihren Herrscher. — Oesterreich hat sich von seinen alten Stammlanden zurückgezogen. Selbst Elsaß und Lothringen wollte es nicht, als sich die Gelegenheit bot, obgleich sie die ältesten Besitzungen seines Hauses sind. Deutschland ist jetzt auf Preußen als auf seinen Schirmvoigt angewiesen. — Die Meinung ist für dasselbe. Es kann sich selber seinen Lohn für das nehmen, was es gethan, und wenn es ihm geweigert wird, so entscheidet ein Krieg, dessen Ausgang nicht zweifelhaft seyn kann, da es das Recht, die Meinung und den Muth auf seiner Seite hat."

Diesem entgegneten nun die Anderen:

„Wir sind einig mit euch in dem, was ihr über Preußen gesagt, allein nicht einig in den Schlüssen. Die Welt bedarf Ruhe, und wo ein neuer Krieg bei der jetzigen Auflösung aller Verhältnisse hinführen könne, dieses ist nicht vorauszusehen. So wagliches Spiel ist nicht zu spielen. Preußen muß auf der Linie fortgehen, auf der es groß geworden, und es nimmt von dem Tage den Keim des Verderbens in sich auf, an welchem es dem demokratischen Elemente einen Einfluß auf die Richtung seines Ganges gestattet. Ein neuer Krieg kann den Wünschen ehrgeiziger Talente entsprechen — er kann sogar dem Wunsche des Volks, besonders aber der lebens- und kriegslustigen Jugend entsprechen. Allein, wo er endigen würde, ob nicht mit einer völligen Auflösung des Bestehenden, dieses ist gar nicht vorherzusehen. Alle regierenden Häuser in Deutschland können in ihrem historischen Ursprunge nur bis zum 12ten Jahrhunderte zurückgehen. Alle sind aus dem Grafen- und Reichsbedienten-Geschlechtern entstanden, aus denen Pfalzgrafen, Markgrafen, Fürsten und Herzoge geworden. Alle haben ihre Länder theilweise erworben, und sie im Laufe der Jahrhunderte durch Kauf, Krieg, Erbschaft und Heirath vermehrt. Denn so wie die fürstlichen Familien ausstarben, so mußte das Besitzthum immer in wenigere Hände kommen, und die Reichsgemeinen, welche sich in der Hand einer einzigen Dynasten-Familie vereinigt, bildeten zuletzt große Territorien von mehreren Hunderten und oft mehreren Tausenden, Quadratmeilen."

„Dieses ist die Geschichte der Landeshoheit; es ist die Geschichte der deutschen Fürstenhäuser seit 600 Jahren; es ist vorzüglich die Geschichte des Hauses Hohenzollern. Auf der Linie, auf der Deutschland seit 600 Jahren gegangen, muß es fortgehen. Es ist die Linie, auf der die Natur selber die Einheit herbeigeführt, unvermerkt und ohne alle gewaltsame Maßregeln. Es ist endlich die Linie, auf der alle westeuropäische Staaten zur Einheit gelangt sind — so England, so Frankreich."

„Freilich werdet ihr sagen: Wir hätten in Wien nicht groß unterhandelt, so wie wir im Felde groß geschlagen, und man hätte deutlich sehen können, daß Preußen da seinen Marschall Vorwärts nicht bei sich gehabt. Allein das Ende wird zeigen, wer Recht hatte. Alle gewaltigen Bewegungen gehen vorüber, und was vor allem zu vermeiden, das war ein zweiter 30jähriger Krieg, in welchem die Dinge gar nicht den Punkt würden wieder finden können, in dem sie zur Ruhe kamen, eben weil sie angefangen, sich auf einer ganz anderen Linie zu bewegen — auf der des Dämos."

So weit die Anderen.

Die Lage Deutschlands war offenbar wieder so, wie sie zur Zeit der Reformation war, und was damals, wie Möser sagt, der Kaiser hätte thun können, das konnte jetzt Preußen thun, wenn es die Bewegung benützte, in der sich die Dinge befanden *). Der Staatskanzler wollte

*) Folgendes sind Worte von Möser aus der Vorrede zu seiner Osnabrücker Geschichte.

„Dabei war es ein Glück sowohl für die katholischen als evangelischen Reichsfürsten, daß der Kaiser sich der Reformation nicht so bedient hatte, wie es wohl wäre möglich gewesen. Luthers Lehre war der gemeinen Freiheit günstig. Eine unvorsichtige Anwendung derselben hätte hundert Thomas Münzers erwecken, und dem Kaiser die vollkommenste Monarchie zuwenden können, wenn er die erste Bewegung recht genutzt, alles Pacht-, Lehn- und Zinswesen im Reiche gesprengt, die Bauern zu Landeigenthümern gemacht, und sich ihres wohlgemeinten Wahns gegen ihre Landes-, Gerichts- und Gutsher-

dieses wagliche Spiel nicht spielen; auch würde der Charakter des Königs sich nicht dahin geneigt haben, da er den Krieg nicht liebt, obgleich er durch die Gewalt der Dinge genöthigt worden, so schwere Kriege zu führen, wie fast kein Fürst seines Hauses.

Als der Staatskanzler seine Wahl getroffen, so trat er in die Stelle des Fabius cunctator. Alle große Bewegungen gehen vorüber, so bald man ihnen nur Zeit gönnt. — Der Soldat spannt aus, der Bauer spannt wieder ein — jeder kehrt wieder zu seinem Gewerbe und aus Abend und Morgen wird jedesmal ein Tag.

Die still fortwirkende Zeit geht aber unbemerkt ihren leisen Gang.

Doch kann man auch die Saat niedertreten — und so, daß sie nicht wieder aufgeht; wie dieses Böhmen als unerfreuliches Beispiel zeigt, das zur Zeit der Reformation so warm für die neue Lehre und für die Freiheit der Gewissen war, und das jetzt wie eine Leiche da liegt — ohne alles geistige Leben.

Niedertreten wollte der Staatskanzler die Saat nicht — aber schirmen wollte er sie, daß sie nicht niedergetreten würde, wozu manche wohl nicht abgeneigt waren.

„Die Talente stellen sich immer auf die Seite der freisinnigen Ideen“ sagt Frau von Staël, und man darf nicht vergessen, daß Hardenberg den freisinnigen Ideen eben so sehr aus Neigung gewogen war, als aus Grundsätzen. Ein preußischer Minister kann ohnehin nie auf die Idee kommen, daß er den Staat auf der Linie einer weisen Verdunklung führen will. Dieses geht nicht in einem Staate, der, so wie der preußische, aufs Licht angewiesen ist — und der eine Regierung gehabt, wie die von Friedrich dem Großen, die nahe ein halbes Jahr-

ren bedient hätte. Allein eine solche Unternehmung würde, je nachdem der Ausschlag gewesen wäre, die größeste oder treuloseste gewesen seyn.

hundert hindurch die Bewunderung von Europa auf sich gezogen und diesem vorgeleuchtet hat.

Das Jahr 1815 ging hin, ohne daß etwas am Verfassungswesen geschah. Eben so das Jahr 1816. Doch erhielt der Staatskanzer die Rechtsinstitutionen, welche am Rheine bestanden, und es wurde für diese eine besondere Justizcommission in Cölln ernannt. In der Cabinetsordre des Königs standen die merkwürdigen Worte: Ich will, daß das Gute erhalten werde, welchen Ursprungs es auch seyn möge.

Im Jahr 1817 wurde der Staatsrath eingesetzt, und eine Commission zu Entwerfung der Verfassungsurkunde ernannt. Die Cabinetsordre ist vom 31sten März, doch geschah in dieser blos Erwähnung von den Staatsbeamten, welche sich mit der Entwerfung der Verfassungsurkunde beschäftigen sollten.

Als die erste dreimonatliche Sitzung des Staatsrathes geendigt war, bei der alle Oberpräsidenten gegenwärtig gewesen, so ging der Staatskanzler nach Carlsbad und von da nach Pyrmont, wo er sehr krank ankam. Doch erholte er sich hier schnell, und da es ihm nöthig schien, daß eine Veränderung im Ministerium vorgenommen werde, so ging er auf kurze Zeit nach Berlin, um dem Könige die hiezu nöthigen Vorschläge zu machen: darauf ging er nach dem Rheine.

Es scheint, als wenn damals der Plan des Staatskanzlers nicht allein gewesen, um dasjenige, was sich am Rheine bewegte, in der Nähe zu sehen, sondern auch mit dem Verfassungswesen einen Versuch zu machen, und Menschen zusammenzubringen, da dieses am Rheine noch am leichtesten zu gehen schien, weil dort die Gesellschaft am gleichförmigsten gemischt und durchgebildet ist.

Den 12ten Januar 1818 war die merkwürdige Uebergabe der Addresse der rheinischen Landschaft durch Görres, da der Coblenzer Stadtrath diese Uebergabe abgelehnt, obgleich er die Addresse unterschrieben.

Diese Uebergabe verwandelte sich in eine parlementarische Handlung, bei der der Fürst sich mit Leichtigkeit bewegte, und seine Meinung mit ruhiger Klarheit über die Dinge aussprach, und ohne alle diplomatische Halbheiten. — Indem der Fürst ganz in die Ideen und in die Bedürfnisse der neuern Zeit einging, so fanden die Rheinländer, daß der Minister ungleich mehr in ihrem Sinne gesprochen, als ihre Deputation; denn Görres hatte die Herrlichkeiten des Mittelalters etwas breit ausgelegt, auch von der Vortrefflichkeit der ehemaligen Trierschen Landtage geredet, die aus Prälaten, Officialen und Dienstleuten bestanden, und die wohl eben nicht als Muster guter ständischer Einrichtungen können gepriesen werden.

Dann war bei der Deputation von den Verlusten die Rede, welche die Geistlichkeit und der Adel seit der französischen Revolution erlitten, und obgleich das Bedauern derselben nur mäßig ausgedrückt war, so bemerkten doch die Rheinländer, daß der Adel nichts verloren, was er mit Recht besessen, und das einzige Unrecht sei blos, daß er das je besessen, was er verloren, nämlich seine Steuerfreiheit. Was aber die Verluste der Geistlichkeit beträfe, so erkenne jeder das Verschwinden der müßigen Klostergeistlichkeit für eine Wohlthat. Wie sie aber ihre Güter erworben habe, das sehe man am besten, wenn man die Erwerbungen und Schenkungsbriefe eines Klosters oder einer Abtei in den Urkunden durchgehe. Die Wohlhabenheit der Landschaft rühre aber größtentheils daher, daß die große Masse Grundeigenthum, welche in den Händen der Geistlichkeit gewesen, verkauft werden und wieder in den bürgerlichen Verkehr gekommen. — Wie groß aber auch die Herrlichkeit des Mittelalters möchte gewesen seyn, so finde doch das gegenwärtige Zeitalter wenig Freude an der Hierarchie und am Feudalwesen, und vermöge daher nicht die Ansichten des Redners zu theilen.

Görres ließ die Unterredung, welche die Deputation mit dem Fürsten Staatskanzler gehabt, für die Theilnehmer der Addresse drucken; ein Verfahren, was zweckmäßig war, wenn er sich blos darauf beschränkte, dasjenige historisch darzulegen, was sich begeben. Denn da

die Landschaft die Addresse unterzeichnet, so mußte sie auch wissen, was diejenigen gesagt, die sie in ihrem Namen übergeben hatten.

Allein Görres begnügte sich mit dieser historischen Darlegung des Herganges der Audienz nicht, sondern er fügte noch eine Ermahnung hinterdrein, in welcher er beiden Theilen gute Lehren gab, wie sie sich in Zukunft zu benehmen, — dann mit ihnen über die Fehler schalt, welche sie begangen.

Mit dieser Nachrede waren die Rheinländer nicht sonderlich zufrieden, denn sie meinten, er habe in dieser seinem Zorn einmal Luft machen wollen, da er so lange wie ein Pythagoräer geschwiegen, und jetzt sich ihm die Gelegenheit zum Reden dargeboten. Dieses sey aber eine Privatsache, und dürfe mit der Sache der Landschaft nicht in Verbindung gebracht werden. Schelten dürfe man so viel man wolle, nur hätte es in einer besondern Schrift geschehen müssen.

In Berlin schien man die Sache sehr übel zu empfinden, daß sich la cinquième puissance *) so auf ihre eigene Hand setzte, und die andern hohen Alliirten nun hart anlasse über das, was sie gethan und nicht gethan, — was sie versprochen und was sie gehalten.

So viel war sichtbar, daß von der Zeit der Erscheinung der kleinen Schrift alle constitutionelle Thätigkeit in Eygers gelähmt war, und der Staatskanzler reiste im April nach Berlin zurück, ohne daß sich etwas begeben hatte. — Eine Cabinetsordre, die gleich nach seiner Abreise in den rheinischen Zeitungen bekannt gemacht wurde, machte alles klar.

Doch hatte der preußische Gesandte am Bundestage am 5ten Februar eine Note übergeben, in welcher er sich auf Befehl seines Hofes ausführlich über die Lage des Verfassungswerkes in Preußen erklärte. Indem

*) So nannten die Franzosen im Jahr 1814 Görres Rheinischen Merkur.

er die Umstände auseinandersetzte, die die Regierung bis jetzt gehindert, sich anhaltend mit diesem wichtigen Gegenstande zu beschäftigen, so versicherte er, daß dieses von nun an unausgesetzt geschehen sollte, und daß innerhalb eines Jahres der Bundestag von demjenigen sollte in Kenntniß gesetzt werden, was in Preußen darin geschehen sey.

Wenn man den Tag der Uebergabe der Addresse, dann den Tag der Herausgabe der kleinen Schrift von Görres, endlich den Tag der Uebergabe der Note am Bundestage mit einander vergleicht, so wird es wahrscheinlich, daß diese Note in Engers vor der Herausgabe des Addreßbüchleins entworfen worden, und daß nach der Herausgabe auch vielleicht diese Note nicht würde übergeben seyn. Denn daß man nun nicht mehr Wort halten können und den Termin von einem Jahre einhalten, dieses war wohl vorauszusehen.

Im Herbste von 1817 hatte auf der Wartburg ein Studentenfest Statt gefunden, welches alle diejenigen, welche von dem deutschen Universitäts- und Studentenwesen keine gründliche Kenntniß besitzen, ungemein beunruhigte. Man glaubte, daß Deutschland auf einem unterirdischen Crater stände, und daß wenigstens das gesammte Corps diplomatique nebst allen seinen Anverwandten und Freuden und seinem ganzen Besitzthum in die Höhe fliegen würde. So muß ein Fremder einen Volksauflauf in London für eine Revolution halten, wenn er das Land nicht kennt, in dem sich dieses ereignet.

Als im Jahr 1818 die Universität in Bonn gestiftet wurde, so schien die Sache aufs neue bedenklich, da man schon so viele Universitäten habe, an denen man Verdruß erlebe und nun noch eine neue in die Rheinlande stellen wolle, welche ohnehin nicht den besten Ruf hatten, als wenn dort stille und leicht zufrieden gestellte Leute zu Hause wären.

Besonders schien ein junger Russe, Herr von Stourdza, in Hinsicht des deutschen Universitätswesens sehr ängstlich zu seyn. Er schrieb eine kleine Schrift über die Gefahren des deutschen Universitätswesens, wozu ihn, wie er

nachher selber sagte, die Ideen vom russischen Kaiser selber angegeben waren.

Diejenigen, welche Herrn von Stourdza persönlich kannten, versicherten, daß er ein Mann von liebenswürdigem Charakter sey, der sich zu einer sanften religiösen Schwärmerei hinneige, dem alles Rohe verhaßt sey und der übrigens etwas zur Hypochondrie geneigt wäre.

Die Schrift war sichtlich in keiner bösen Absicht geschrieben, obgleich man sah, daß sie von jemand herrühre, der Deutschland nicht kenne, und am wenigsten das deutsche Universitätswesen.

Auch war diese Schrift gar nicht fürs Publicum bestimmt, sondern sie wurde nur als ein Memoire betrachtet, was der russische Kaiser zu 50 Exemplaren drucken ließ und an die Fürsten und Minister vertheilte, welche damals in Aachen versammelt waren. Damit diese Schrift nicht ins große Publicum käme, so war während des Drucks die Druckerei mit Wache besetzt worden, und ein russischer Staatsrath blieb so lange in derselben, bis die Lettern wieder abgelegt waren.

Ungeachtet aller Vorsicht, welche man angewendet, die Schrift nicht ins Publicum kommen zu lassen, so erschien sie doch einige Wochen nachher in Paris, man weiß nicht recht wie, und zwar gleich in mehreren Sprachen.

Ueber diese Schrift entstand bald ein ungemeiner Lerm. Die deutschen Gelehrten fühlten sich beleidigt, daß ein Russe nachtheilig über sie geredet. Es entspann sich ein heftiger Streit, und Herr von Kotzebue behauptete in seinem damals übel berüchtigten literarischen Wochenblatte: die Schrift sey officiell.

Herr von Kotzebue brachte, indem er diese Schrift vertheidigte, die Meinung, die er schon gegen sich hatte, noch mehr gegen sich auf, und man kann nicht leugnen, daß diese unglückliche Bekanntmachung der Stourdza'schen Schrift vielleicht am meisten mit zu dem tragischen Ende von Kotzebue durch Sand beigetragen hat.

Herr von Stourdza, welcher in Dresden war, wurde von ein Paar jungen Herren von Adel, die in Jena studirten, gefodert, weil er von der deutschen Jugend schlecht geredet. Damit er keinen Anstand nehme, den Zweikampf anzunehmen, so bemerkten sie ihm, daß sie ihm ebenbürtig wären. Herr von Stourdza entschuldigte sich indeß damit, daß es nicht seine Meinung sey, die in der Denkschrift enthalten wäre, sondern die des Kaisers, und da er nur die Redaction gehabt, so habe er sie nicht zu vertreten. —

Wenn es schon eine Unschicklichkeit war, den Kaiser, seinen Herrn, auf diese Weise an die Spitze zu stellen, so war es vielleicht noch eine größere, daß die Weimarsche Regierung diesen Brief durch den Prorector den Studenten vorlegen ließ, um ihnen so das Versprechen abzugewinnen, den Herrn von Stourdza nicht weiter zu fordern.

Indeß hatte das tragische Ende von Kotzebue einen großen Eindruck in Deutschland gemacht. Man fing an, an eine heimliche Verbindung unter den Constitutionellen zu glauben, und man hielt den Tag auf der Wartburg für den wahrscheinlichen Stiftungstag derselben. Als bald darauf ein Apotheker, Namens Löning, einen Mordanschlag auf das Leben des Präsidenten Ibel machte, so gewann die Idee immer mehr Festigkeit, daß in Deutschland ein heimlicher Bund vorhanden sey, ungefähr wie die Carbonari in Italien, der den Zweck habe, Deutschland in einen einzigen Staat zu vereinigen.

So viel die Sache auf den ersten Anblick für sich zu haben schien, so überzeugte man sich doch bald, daß die That von Sand Einzeln stehe — und daß keine zwölf Schwarzen geloost hatten, wer Kotzebue ermorden solle, wie man solches anfangs erzählt hatte. Aus der Rede, die Sand im Jahre 1817 auf der Wartburg gehalten, ging dieses auch schon klar hervor, und man sah, sobald man sie gelesen, daß alle Untersuchungsacten weiter nichts lehren würden, als was man schon wisse. — Löning hinwieder hing mit Sand nicht auf die entfernteste Weise zusammen, und Louvel, der Mörder des Herzogs von Berry, wußte von beiden nichts, als er den Vorsatz zu seiner schrecklichen That nahm. — Der eine war ein

Sattler, der andere ein Apotheker, der dritte ein Theologe. — Der eine ein Deist, und wie er selber sagte, wahrscheinlich ein Katholik. — Sand war ein Protestant und hatte in religiöser Hinsicht eine von Louvel ganz entgegengesetzte Ansicht der Dinge. — Nirgends war unter diesen Dreien irgend ein Zusammenhang aufzufinden, und sie hatten blos den zufälligen, den die Aehnlichkeit giebt, daß alle solche Menschen ihren Vorsatz tief in sich verschließen und Keinem ihn mittheilen, so wie der Bernabit in Maria Stuart, der auf Elisabeth den Mordversuch auf der Londoner Straße machte. Auch scheint in diesen Menschen etwas Dämonisches zu liegen. Die Idee besitzt sie und sie vermögen sich ihrer nicht zu erwehren, ungeachtet sie ihr zu entfliehen suchen, wie solches aus den Bekenntnissen von Sand und Louvel klar hervorgeht.

Unterdessen war die Verfassung in Baiern ausgeführt und die Kammern eröffnet worden. Diese bewegten sich mit der größten Lebhaftigkeit. Besonders benahm sich die Kammer der Deputirten wie ein kleiner Nationalconvent.

In einem Lande, wo lange der unbeschränkteste Ministerial-Despotismus geherrscht hatte, war dieses zu erwarten. Denn wenn die Menschen Jahre lang nicht haben reden dürfen, so reden sie zuerst ungeschickt, wenn ihnen endlich die Zunge gelöst wird. Indeß muß man sich dieses gefallen lassen, und es giebt hiergegen kein anderes Mittel, als daß man sie reden läßt, bis sie sich müde gesprochen haben.

Jedoch scheint man in Wien durch die baierische Kammer sehr beunruhigt worden zu seyn. Man hatte diese so nahe auf der Grenze, und zu verhindern war nicht, daß das, was in München gesprochen wurde, sich in Wien wiederholte. Dabei war zu befürchten, daß die Oesterreicher, die Tyroler, die Steiermärker auch solche Landtage haben wollten, wie in Baiern, indem sie ihre alten Postulat-Landtage längst müde waren, welche um elf Uhr durch eine feierliche Auffahrt eröffnet werden,

und nachdem die Stände die allerhöchste Landtagsproposition angehört und genehmigt haben, um zwölf Uhr durch eine feierliche Abfahrt wieder geschlossen werden.

Von allen Seiten zog sich nun ein Ungewitter über das constitutionelle Wesen in Deutschland zusammen, und dieses brach gerade in Berlin in einem Augenblicke aus (Julius 1819), wo man glaubte, daß der König die Grundlinien der Verfassung unterzeichnen würde. Denn man nannte sogar den Tag, an dem der Staatskanzler sie dem Könige vorlegen wolle.

Dieses geschah nicht. Statt dessen hieß es: es sey eine große Verschwörung entdeckt; die Zeitungen enthielten beängstigende Artikel, und es wurden verkleidete Polizeibeamte nach verschiedenen Gegenden abgesendet, welche mehrere Verhaftungen und Versiegelungen von Papieren veranlaßten.

Es scheint, als wenn der Staatskanzler es der Klugheit für angemessen gehalten habe, sich an die Spitze dieser Gegenwirkung zu stellen. Denn obgleich er selbst wohl sehr mäßig über die Gefahr erschrocken war, welche über Deutschland zu schweben schien, so blieb doch wünschenswerth, daß alles, was geschehen solle, mit kluger Umsicht geschähe, besonders aber mit Mäßigung, damit die Regierungen nicht in der öffentlichen Meinung zu Schaden kämen.

In Carlsbad wurde darauf ein Congreß gehalten, der allem Revolutionieren in der Welt auf einmal ein Ende machen wollte. So heimlich die Sache auch betrieben wurde, so errieth man doch bald den Zusammenhang, auch ehe noch der Präsidial-Gesandte am Bundestage die amtliche Mittheilung von dem machte, was man beschlossen hatte. Dieses geschah den 20sten September, der dadurch ein Merktag geworden, der in seiner Weise eben so merkwürdig ist, wie der 18te October.

Nach der Erklärung des Präsidial-Gesandten hatte man in Carlsbad besonders drei Punkte in Deutschland für gefährlich gehalten und in nähere Erwägung gezogen.

Zuerst die Universitäten. Diesen beschloß man in besonderen Regierungscommissarien eine Art Vormünder zu stellen, welche auf die Lehren der Professoren zu achten hätten.

Der zweite war: die Preßfreiheit der Zeitungen, welche vielen Unfug anrichte, da sie sich immer aus einem der 38 kleinen Territorien ins andere flüchte. Diesem Unfug wollte man durch ein allgemeines Censuredikt für Deutschland abhelfen.

Das dritte und wichtigste war aber das Repräsentativsystem, welches in den neueren Verfassungen von Baiern, Würtemberg und Baden aufgenommen worden, und das durch ein Mißverstehen des dreizehnten Artikels entstanden sey, in dem doch blos von Landständen die Rede sey und keineswegs von solchen Kammern, wie in Baiern, welche die Nachbarn mit Schrecken erfüllten.

Die officielle Auslegung des dreizehnten Artikels sollte nun noch nachgetragen werden, und zu dem Ende wurde ein neuer Congreß in Wien ausgeschrieben.

Allein der Mensch denkts und Gott lenkts. Von allem dem erfolgte nichts. Denn der König von Würtemberg, der sich nicht vor Ideen fürchtet, gab seinem Lande eine Verfassung auf dem Wege des Vertrags, und zwar eine solche, die wieder auf einem Repräsentativsystem und einer öffentlichen Gesetzgebung mit zwei Kammern beruhte. Darauf ging er nach Warschau zu seinem Schwager, dem Kaiser. Als er zurückkam, empfing ihn sein Volk unter dem herzlichsten Jubel, denn dieses ahndete, was er für sie gethan.

Baiern erklärte sich in Wien ebenfalls fest, daß es an seiner Verfassungsurkunde nichts ändern würde. Zwei Männer haben sich bei dieser Gelegenheit große Verdienste um die Sache des Verfassungswesens in Deutschland erworben, und ihr Name verdient von der Nachwelt mit Dankbarkeit genannt zu werden. Es waren die baierischen Minister von Lerchenfeld und von Zentner.

Endlich kam denn noch die spanische Revolution dazu, die alle Gemüther in Bewegung setzte, und die an einem großen Beispiele zeigte, wie schnell man zu einer Verfassung gelangen kann, wenn die Dinge einmal reif sind, — und so endigte dann der Wiener Congreß, ohne daß man die officielle Auslegung des dreizehnten Artikels dahin gestellt hätte, daß in Deutschland kein Repräsentativsystem seyn solle und keine Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen.

Unterdeß hatten sich auch die Untersuchungen der dämagogischen Umtriebe in Nichts aufgelöst, und der August 1820 fand die Dinge auf einer ganz anderen Stelle, als da, wo der August 1819 sie hingebracht hatte. — Oesterreich, das sich schon so sehr vor den Reden der baierischen Kammern gefürchtet, hatte zu gleicher Zeit in Italien einen constitutionellen König auf seine Grenze bekommen, und die Aussicht, daß mit dem 1sten October 1820 in Neapel eine Kammer würde eröffnet werden, welche noch ganz anders reden würde, wie die 1819 in Baiern.

So bald ein Ungewitter naht, so fährt der Staatskanzler, wie ein kluger Pilot, gleich wieder auf die hohe See hinaus, auch wenn er nahe an der Küste und nahe am Hafen ist. — Diejenigen, die seine Weise nicht kennen und ihn so frisch weg von dem Punkte wegsegeln sehen, wo er hin will, glauben dann, daß er zur entgegengesetzten Partei übergegangen sey, und werden muthlos.

Umstände, welche bis jetzt noch nicht ganz aufgeklärt sind, hatten mit Ende des Jahres 1819 eine Veränderung im Ministerium veranlaßt. Es waren auf einmal drei Minister ausgetreten, die alle drei zur liberalen Partei gehörten. In der öffentlichen Meinung gab man nun alles für verloren. Indeß legte den 17ten Januar 1820 der Staatskanzler dem Könige das Edikt über die Regulirung und Feststellung der Staatsschuld vor, und in diesem wurden die Reichsstände als eine Institution des Staates erwähnt, über deren Einführung kein Zweifel weiter obwalte. Die Staatsschuld wurde unter ihre Gewährleistung gestellt.

Diese offene und unumwundene Erwähnung der Reichsstände machte einen sehr guten Eindruck im Volke, indem hieraus klar wurde, daß man keine österreichischen Postulat-Landstände einführen wolle, und daß die officielle Erklärung des dreizehnten Artikels wohl etwas anders ausfallen könnte, als man sich in Carlsbad mochte vorgesetzt haben. — Merkwürdig ist hierbei, daß man dieses in Berlin aussprach, ehe man noch Nachrichten von den Begebenheiten in Spanien hatte.

Noch deutlicher sprach sich der Staatskanzler hierüber in einem Privatbriefe aus, der zwei Monate später auch in den Zeitungen stand. In diesem Briefe sagte er: „daß man dem langsamen und folgerechten Gange, den die Regierung nehme, mehr Zutrauen schenken möge. Die Verfassung werde nach den öffentlich ausgesprochenen Grundsätzen ausgearbeitet werden und namentlich nach denen, welche in dem Edikte vom 22sten Mai 1815 aufgestellt worden."

In diesem Edikte heißt es aber gleich im Anfange: „es soll eine Repräsentation des Volkes angeordnet werden." — Mit dem Worte ist aber die Sache gegeben. Denn eine Repräsentation des Volkes hat noch überall zu einem Repräsentativsysteme geführt, und zu allem, was zu diesem gehört.

Während dieser Zeit, daß anscheinend nichts für die Verfassung geschah, obgleich seit drei Jahren eine Commission dazu niedergesetzt war, arbeitete ihr der Staatskanzler durch die Entwickelung vor, die er dem neuen Steuersysteme gab.

Als im Jahr 1815 der Besitzstand des preußischen Staates auf dem Congresse in Wien war festgestellt worden, so war er aus acht verschiedener Herren Länder zusammengesetzt, in denen sich die verschiedenartigsten Steuersysteme befanden. Da der Staatskanzler sich vorgenommen hatte, ein ganz neues Steuersystem im preußischen Staate einzuführen, und zwar ein solches, wodurch die Gewerbthätigkeit der Bürger nicht bei jedem Schritte gelahmt und gedrückt würde, so war jetzt der Zeitpunkt gekommen, um die Vorarbeiten dazu zu machen.

Der Staatskanzler hatte hierbei mit Vorurtheilen von mancherlei Art zu kämpfen und er sah kein anderes Mittel, um das neue Steuersystem einzuführen als das, daß er es stückweise einführte. Dieses ist geschehen, und nachdem diese Arbeit im Jahr 1817 begonnen hat, so ist sie im Jahr 1820 vollendet worden.

Obgleich das neue Steuersystem in seinen einzelnen Theilen noch mancher Verbesserung bedürfen wird, so kann man doch annehmen, daß es in seinen Hauptumrissen vollendet da steht, und daß am Ganzen nichts wesentliches mehr wird geändert werden.

Da dies neue Steuersystem des Staatskanzlers in seinen Grundlagen einfach ist, so ist es nicht schwer, sich eine deutliche Uebersicht über das Ganze desselben zu verschaffen.

Alle Staatseinkünfte theilen sich in zwei Classen: 1. in die, welche der Staat von seinem eigenen Besitzthume und von seinen eigenen Gewerben zieht, und diese betragen 10,000,000 Thaler; dann 2. in die, welche er durch Steuern von den Staatsbürgern erhebt, und diese betragen etwas über 40,000,000 Thaler.

Das königliche Haus besitzt an Krondomänen eine jährliche Einnahme von zwei und einer halben Million, aus denen die Hofhaltungen des Königs und die der königlichen Prinzen und Geschwister bestritten werden. Diese zwei und eine halbe Million sind nicht mit in obiger Summe begriffen.

Die Staatsdomänen, deren Einkünfte bei den Staatscassen berechnet werden, betragen 5,868,000 Thlr.

Folgendes giebt eine Uebersicht in runden Zahlen über die Einkünfte, welche der Staat aus seinen eigenen Besitzungen und Gewerben zieht.

1. Aus Domänen und Forsten	5,868,000	Thlr.
2. Aus den Salinen	345,000	—
3. Aus den Bergwerken	157,000	—
4. Aus der Lotterie	450,000	—
5. Aus der Postverwaltung	800,000	—
6. Aus der Porzellanfabrik	70,000	—
7. Aus Wegegeldern	420,000	—
8. Aus Canal- und Schleusegeldern	380,000	—
9. Aus Abschoß, Strafgeldern und anderen kleinen Gefällen	524,000	—
10. Aus dem Verkauf der Domänen und Ablösungen von Dominialleistungen	1,000,000	—
11. Aus Neufchatel	27,000	—
In allem	10,041,000	Thlr.

Dieser Theil der Staatseinnahme ist so stehen geblieben, wie der Staatskanzler ihn gefunden hat und man kann ihn daher nicht zum Hardenberg'schen neuen Steuersysteme rechnen. Ebenfalls kann man die 10,162,000 Thaler Grundsteuern nicht mit zu diesem Systeme rechnen, denn diese sind auch bis jetzt so stehen geblieben, wie sie waren.

Das neue Steuersystem beginnt eigentlich erst mit den indirecten Steuern, und beruht darauf, daß der Staatskanzler die Accise hat fallen gemacht und alle Zolllinien auf die Grenze des Landes gelegt, so wie solches oben gezeigt worden.

Dieses Steuersystem ist noch zu neu, als daß man genau sagen könnte, was es einbrächte, da bei allen indirecten Steuern von Anfang mancherlei Unvollkommenheiten mit unterlaufen, welche so lange einen nachtheiligen Einfluß auf die Hebung haben, bis man sie aufgefunden und verbessert hat.

Folgende Zahlen zeigen, worauf man die Einnahme bei jeder Steuer in runden Summen berechnet hat.

1.	Ein- und Ausgangszölle (nach dem Gesetz vom 26sten Mai 1818)	3,600,000 Thlr.
2.	Verbrauchsteuer auf ausländische Waaren (Gesetz vom 26sten Mai 1818)	4,300,000 —
3.	Verbrauchsteuer auf Wein, Branntwein, Bier und Tabaksblätter (Gesetz vom 8ten Februar 1819) .	5,000,000 —
4.	An Schlacht- und Mahlsteuer für 132 Städte (Gesetz vom 30sten Mai 1820)	2,000,000 —
5.	An Classensteuer fürs flache Land, welches die Schlacht- und Mahlsteuer nicht hat (Gesetz vom 30sten Mai 1820)	6,837,000 —
6.	Einkünfte aus dem Salzhandel (die Salzsteuer)	3,800,000 —
7.	An Stempel- und Einschreibegebühren	3,500,000 —
8.	An Gewerbesteuer (Gesetz vom 30sten Mai 1820)	1,600,000 —
	In allem	30,637,000 Thlr.

Rechnet man die gesammte Staatseinnahme zusammen, so findet man, daß sie beinahe 51,000,000 beträgt.

Der Staat bezieht nämlich:

1.	An Einkünften aus seinen Besitzungen und Gewerben . .	10,041,000 Thlr.
2.	An Grundsteuern	10,162,000 —
3.	An indirecten Steuern . . .	30,637,000 —
	Im Ganzen	50,840,000 —

Da der König in seinem Schulden-Edicte von 17ten Januar 1820 die gesammte Ausgabe auf 50,863,000 Thlr. festgestellt hat, so decken sich Einnahme und Ausgabe bis auf 23,000 Thlr. Dieses ist bei so großen Summen eine Differenz, die keine Berücksichtigung verdient, da jede der indirecten Steuern 100,000 oder 200,000 Thlr. mehr oder weniger eintragen kann, als die Summe, auf die sie im Haushaltungsplane berechnet worden. Und selbst wenn

alle Hebungen in ihrem regelmäßigen Gange sind, schwanken sie dennoch ein Jahr gegen das andere um solche Summen.

An eine der Hauptreformen des Steuerwesens hat der Staatskanzler noch nicht gehen mögen, obgleich er sie schon seit zehn Jahren eingeleitet hat. Es ist dieses die Reform der Grundsteuer und die Aufstellung eines allgemeinen Landcatasters, welche der König in dem Gesetze vom 27sten October 1810 ausgesprochen.

Als der Staatskanzler im Jahr 1810 die Reform des preußischen Finanzwesens begann, ging er hierbei von den hellen und liberalen Ideen des Zeitalters aus, welche ihn schon bei seiner musterhaften Verwaltung von Anspach und Bayreuth geleitet hatten, und wegen deren er immer mit dem Generaldirectorium in Berlin im Krieg war, da dieses sich noch in den alten Ideen bewegte und nach seiner Meinung rein preußisch war und den wahren Glauben bewahrte.

Alle Ideen, sobald sie alt werden und sich überleben und anfangen, steif zu werden, verphilistern, und diejenigen, welche nicht die entferntesten Geistesverwandten von denen sind, die sie geboren, finden ein ungemeines Wohlgefallen an der Schale und tragen sich mit dieser in abgöttischer Weise herum, indeß der Geist längst entflohen. Die Reformation liefert hiervon ein merkwürdiges Beispiel. Hundert Jahre nach Luther's Tode hatten die sächsischen und würtembergischen Theologen die Sache schon völlig breit getreten, und das Lutherthum war nichts, als eine neue Sorte von geschmacklosem Papismus geworden, der noch insipider war, als der alte.

Eben so ging es Friedrich dem Großen. Als sein Geist entflohen, so schleppten sich die Menschen noch lange mit der Schale, und die flachsten Menschen waren hierauf gerade am meisten versessen.

An solchen Vorurtheilen litt Hardenberg nicht, der den ganzen Staat mit einer einzigen großen Uebersicht umfaßte, und der der Meinung war, daß so wie der große König frei mit der Gegenwart geschaltet habe, so

müsse jeder frei mit der Gegenwart schalten, der die Kraft und den Beruf dazu in sich fühle, und erst dann werde er etwas neues schaffen können, das den Gebilden des großen Königs ähnlich sey.

Friedrich regierte selber, und indem er selber regierte und alles kaufte und verkaufte, was zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört, hatte er der bürgerlichen Thätigkeit sehr enge Fesseln angelegt. Eine Folge hiervon war eine große Verarmung der Gesellschaft. Die Regierung war reich, allein die Gesellschaft war arm.

Der Staatskanzler ging bei seinen Steuerreformen von einem ganz entgegengesetzten Grundsatze aus. Er suchte den Reichthum der Regierung in dem Reichthume der Gesellschaft, und da dieser in dem Austausche der Güter besteht, so suchte er alles fallen zu machen, was diesen Austausch hinderte. — Hierher gehörten die Zünfte, die Innungen, die Accise, die Binnenzölle. — Nachdem alles dieses gefallen war, konnte jeder sich nun rühren und bewegen, wie er solches seinem Vortheile am angemessensten hielt, da seine Thätigkeit durch nichts mehr beschränkt wurde.

Als der Staatskanzler das Steuergesetz vom 27sten October 1810 entwarf, so war offenbar seine Absicht, die directen Steuern zu den Hauptsteuern des Staates zu machen. Denn nur dann ist es möglich, daß man bei den indirecten auf so niedrige Sätze komme, daß man keine Defraude habe, und folglich keine Controle, und daß also die Thätigkeit der Gewerbe nicht im geringsten durch die Erhebung der Steuern gehemmt oder gelähmt werde.

Allein die großen Schwierigkeiten, die die Ausführung dieses Systems haben würde, hat der Staatskanzler sich gewiß gleich vom Anfange nicht verborgen, und er hat sich bald überzeugt, daß die Sache nur durchzusetzen sey, wenn man sie theilweise und nach und nach einführe, und so, daß eine Sache durch die andere getrieben würde, und die folgende durch die vorige, welche man bereits eingeführt.

Die Hauptschwierigkeit lag aber in der Entstehungsgeschichte der Grundsteuer.

Als die Landeshoheit sich unabhängig von ihren Landständen und deren ihrer Steuerbewilligung machen wollte, so schlug sie überall denselben Weg ein. Sie sagte: die indirecten Steuern sind das natürliche Erbe der Landeshoheit und deren ihre Bewilligung bedarf es nicht. Was aber die Grundsteuer betrifft, so wollen wir diese so stehen lassen, wie sie einmal steht, auch soll der Adel, so wie bisher, seine Steuerfreiheit behalten.

Der Adel war mit diesem Vorschlage zufrieden. Statt die Landesvertheidigung in Natura zu stellen, bezahlte er sein Ritterpferd mit 40 Thlrn. und er hatte mit dem Steuerempfänger nun weiter nichts mehr zu schaffen. Auch die Bauern waren mit diesem Vorschlage zufrieden. Denn da gewöhnlich auf jedem folgenden Landtage mehr gefodert wurde, als auf dem vorigen, so hielt man es schon für ein Glück, wenn man mit der Landeshoheit auf ein Fixum gekommen war, und so der Hader für die Zukunft geendet sey. Landtage wurden nun keine mehr gehalten.

Indeß ist es denn doch eine Thorheit, wenn die Gesellschaft sich nicht darüber zu einigen vermag, was sie für ihre gesellschaftlichen Zwecke gebraucht, und wie sie solches aufzubringen hat. Es zeigt, daß nur ein sehr geringes Licht der Kenntnisse vorhanden ist. Denn das wenigste, was man von einer Gesellschaft Actionäre fodern kann — und der Staat ist eine solche — ist das, daß sie sich auf ihren eigenen Vortheil verstehen.

Die Staatscassen hatten bei dieser Einrichtung den ersten Nachtheil. Denn diese hatten eine immer geringere Einnahme, so wie das Silber in seinem Werthe fiel. Hätte man die Steuern damals gegen die Durchschnittspreise des Korns berechnet, so wären sie wenigstens auf der Höhe stehen geblieben, auf der sie einmal standen. Da dieses nicht geschehen, so sind sie seit 100 Jahren um mehr als die Hälfte gesunken.

Den zweiten Nachtheil hatten aber die Einwohner des Staats. Indem die Grundsteuern auf ihren alten Nominalsätzen stehen blieben, so wurden die indirecten Steuern immer erhöht. Durch ihre Höhe wurden sie aber lästig und hemmend, eben weil sie nun zur Defraude einluden, und diese zu einer strengen Controle führte.

Als Friedrich Schlesien eroberte, führte er eine allgemeine Grundsteuer ein, die zugleich die Güter des Adels und der Geistlichkeit umfaßte. Da er sie auf eine feste Summe in Silber festsetzte, so ist sie seit dem Jahr 1742 auch auf die Hälfte gesunken.

In der Mark Brandenburg sind noch zwei Siebentel alles Ackerbodens steuerfrei, und die Grundsteuer beträgt nur 632,000 Thlr., so daß jede Quadratmeile nur 844 Thlr. bezahlt. — Dadurch, daß man die Grundsteuer auf ihren ursprünglichen Werth zurückbrächte, — und daß man die Steuerbefreiung der adeligen Güter und der Städte aufhöbe, würde die Grundsteuer in Brandenburg der schon sehr nahe kommen, die in den Provinzen Sachsen, Westphalen, Niederrhein und Jülich-Cleve-Berg erhoben wird und die im Durchschnitt 1500 Thlr. auf jedes Tausend der Bevölkerung beträgt.

Allein diese Reform hat der Staatskanzler weislich verschoben, bis daß die Reichsstände beisammen sind, wie man solches aus der Einleitung des Gesetzes vom 30sten Mai 1820 ersieht.

Dieses Verschieben war wohl um so zweckmäßiger, da von dem neuen Steuersysteme des Staatskanzlers schon über drei Viertel vollendet ist, und dasjenige, was bereits ins Leben getreten, das andere schon ins Leben führen wird. Denn auch in den Institutionen liegt eine Art von Bildungstrieb, und wenn erst der Anfang mit ihnen gemacht ist, so bringen sie sich später selber schaffend hervor. Sie sind dann ihr eigener Webstuhl.

Wenn man die Geschichte des Steuerwesens der verschiedenen Länder in den beiden letzten Jahrhunderten durchgeht, so wundert man sich, wenn man sieht, daß

sehr unvollkommene Steuersysteme so lange bestanden haben, und daß die Minister es selten oder nie vermochten, einfachere und vollkommnere einzuführen, obgleich sie solches vielfach unternahmen, und sie auch den besten Willen hatten, es durchzuführen.

Forscht man nach der Ursache, so findet man, daß sie theils im Ministerwechsel lag, wo der Nachfolger oft keine Neigung hatte, dasjenige fortzusetzen, was der Vorgänger begonnen.

Vorzüglich aber lag es darin, daß sie die Aufgabe gleich vom Anfange und auf einmal vollständig lösen wollten. Le parfait est le plus grand ennemi du bien, und wenn man eine so schwierige Aufgabe, wie die Reform eines ganzen Steuersystems ist, auf einmal und in ihrer ganzen Breite vornimmt, so kann man sicher seyn, daß sich eine solche Masse von Schwierigkeiten gegen einen anhäuft, daß es über die Kräfte eines einzelnen Menschen geht, sie zu überwinden — und sey er der thätigste und talentvollste.

Wenn es dem Staatskanzler gelingt, das neue Steuersystem in seiner ganzen Vollendung durchzuführen, so hat er es vorzüglich den beiden Umständen zu danken, daß sein Ministerium von so bedeutender Dauer gewesen, dann, daß er die Steuern einzeln vorgenommen, und indem er selber den Plan des Ganzen immer vor Augen hatte, doch stets nur einen kleinen Theil dieses Plans zeigte und entwickelte.

Alle Versuche, welche man in Frankreich seit Colbert gemacht, um zu einem guten Steuersysteme zu gelangen, sind gescheitert, und die Ursache lag immer darin, daß theils die Ministerien von zu kurzer Dauer waren, theils daß man die Aufgabe auf einmal lösen wollte, sie nicht theilweise vornahm, und die leichtesten Punkte zuerst.

Colbert hatte den Plan zu einem vollkommnen Steuersysteme entworfen, allein der Tod übereilte ihn, ehe er die Vollendung desselben so weit eingeleitet, daß die Sache von selber gegangen wäre. Die Basis seines Steuersystems bildeten die directen Steuern, und da man diese

ohne eine genaue Statistik über die Provinzen und Gemeinen nicht vertheilen kann, so hatte er die Aufstellung eines allgemeinen Landcatasters befohlen. In verschiedenen Provinzen wurde es fertig, allein als man mitten in der Arbeit war, da starb der Minister, und nun blieb natürlich eine Sache liegen, die die gesammte Geistlichkeit und den gesammten Adel gegen sich hatte. — Ein großer Minister, der es mit seinem Fürsten und mit seinem Lande wohl meint, kann aber nicht wohl anders als den Haß des Adels und der Geistlichkeit auf sich laden, und diese haben Einfluß genug auf die Menge, um ihn auch bei dieser verhaßt zu machen. Es ist bekannt, daß als Colbert begraben wurde, das Volk von Paris seinen Leichnam noch aus dem Sarge nehmen wollte, um ihn zu mißhandeln.

Die Menge lebt immer in Blindheit, da sie stets mit dem Bedürfnisse kämpft und nur an den nächsten Augenblick denkt. — Wer für sie sorgen will, wer ihr durch große Institutionen wohl thun will, muß nie auf Dank rechnen. Auch muß er sich durch Undank sein Gemüth nicht verletzen lassen. Das muß er sich aber zum Wahlspruch machen: **Alles fürs Volk, nur nichts mit demselben.**

Auch die Liberalen haben es dem Staatskanzler nie Dank gewußt, was er für sie gethan. Die Ultras sind ihm aber immer abgeneigt gewesen, weil er ihre engherzigen Begriffe vom Lehn- und Dienstadel nicht getheilt hat, und weil er das Gesetz vom 27. Octob. 1810 entworfen, und das vom 14. Sept. 1811. In jenem wurde die Steuerfreiheit der adligen Güter in der ganzen Monarchie aufgehoben, in diesem das Unterthänigkeitsverhältniß des Bauernhofes gegen den Edelhof. Besonders aber hat der brandenburgische Adel die Aufhebung der Landschaft durch das Decret vom 17. Januar 1820 sehr übel empfunden, obgleich diese für das Land von gar keinem Nutzen mehr war, da sich die Landschaft fast blos in Sinecuren verwandelt hatte. Eine kleine Reaction gegen den Staatskanzler ist wohl von hier aus ausgegangen. Daß diese völlig spurlos vorübergegangen und nichts von dem erreichte, was man vielleicht bezweckte, dieses rührte wohl daher, daß der Staatskanzler mit der Ueberlegenheit seines Verstandes und seiner Geschäftskenntniß sich gleich an die Spitze derselben stellte, und so sich ihrer bemächtigte. —

Eine größere Genugthuung konnte er sich aber nicht geben, als daß er denen die Arbeit und die Untersuchung zuwies, welche die vermeintliche Entdeckung gemacht hatten. Hic Rodus hic salta.

Höchst wahrscheinlich wäre der Staatskanzler im Verfassungswesen auf einer ganz andern Linie fortgegangen, wenn die Liberalen ihn durch ihren unzeitigen Eifer nicht immer gehindert hätten. So wie die Sache sich gestellt hatte, so konnte er nicht füglich einen andern Plan befolgen, als den: daß die Dinge sich selber machen müssen.

Das neue Steuersystem und das Kriegsgesetz würden schon allein hinreichen ein Repräsentativsystem einzuführen — auch dann noch, wenn nichts mehr dafür geschähe — und auch dann noch, wenn nichts versprochen und der 13te Artikel gar nicht vorhanden wäre.

In den Dingen liegt eine stillnöthigende Kraft, und alles, was organischer Natur ist, findet die Formen, in denen es leben will, und bildet sich auch wohl aus seinem Innern hervor.

Daß ein gleichförmiges Steuersystem eingeführt wäre, ehe die Stände zusammen kämen, dieses war sehr wünschenswerth. Denn über das einmal vorhandene konnten sich nachher leichter die Meinungen einigen. Allein dieses Steuersystem wird noch nicht hinreichen, um dem Geldhaushalte des Staats einen leichten und zweckmäßigen Gang zu geben.

Indem die Erbfürsten die Reichsgemeinen, die sich bei ihrem Hause im Laufe der Jahrhunderte vereinigt, als ihr Eigenthum ansehen, das sie ihren Familien durch eine kluge Verwaltung zu erhalten verpflichter sind, scheuen sie, sie mit schweren Steuern zu drücken. Sie leihen daher Steuerbeschwerden gern ein williges Ohr, und es thut ihnen wehe, wenn sie ihnen nicht abhelfen können. Sie wollen gern ihre Unterthanen glücklich machen, und wenn es möglich wäre so bezahlten sie selber die Steuern für sie, um die armen Leute nur nicht zu drücken.

Anders verhält sich die Sache da, wo Stände vorhanden sind, die von den Meistbeerbten gewählt worden, und selber zu den Meistbeerbten gehören. Diese betrachten die Sache gleich aus einem andern Gesichtspunkte, indem sie sagen: das, was die Gesellschaft für ihre gemeinschaftlichen Zwecke bedarf, das muß sie gemeinschaftlich aufbringen, und es wäre thöricht, deßwegen auf etwas Verzicht zu thun, was einem nützlich ist, weil es Geld kostet. — Wenn man eine Reise zusammen macht, so legt man gleich auf der ersten Station eine gemeinschaftliche Casse zusammen, und giebt diese einem von der Gesellschaft, der während der Reise die Bedürfnisse derselben daraus bestreiten muß. — Es wäre thöricht zu verlangen, daß dieser nun für das Geld danken solle, was ihm die Gesellschaft giebt, da er es wieder für die Gesellschaft verwendet. Eben so die Minister. Diese sind blos die Cassirer der Gesellschaft, die ihre Angelegenheiten besorgen. Was aber geschehen und gemacht werden soll, das bestimmt die Gesellschaft durch ihre Deputirten. Das Geld findet sich dann auch dazu. Die Steuern sind keinesweges eine calamité publique.

Man kommt mit den Finanzen eines Staates aber nicht eher in Ordnung, bis daß auf diese Weise geredet wird. Denn man mag die Sache von einer Seite betrachten, von welcher man will, der Fehler liegt immer da, daß die Einnahme zu gering ist. Mit Sparen ist der Sache nicht zu helfen, so populär auch diese Meinung seyn mag.

Der Tilgungsfond von zwei Millionen ist offenbar für eine Staatsschuld zu schwach, die hundert und achtzig Millionen beträgt Wir und unsere Kinder würden es nicht erleben, daß die Schuld getilgt würde, und wir würden immer zinshörige Leute bleiben, die theils für die geldreichen Leute des Auslandes, theils für die geldreichen Leute der Hauptstadt den Acker pflügen müssen, damit diese die große Annehmlichkeit hätten, bei uns ihr Geld mit völliger Sicherheit gegen 7 p. C. Zinsen anzulegen — wobei sie die Zinsen auf den Verfalltag erhalten, nie mit einem nachlässigen Gläubiger zu thun haben, und noch obendrein den Vortheil besitzen, daß sie ihr Papier jeden Tag an der Börse verkaufen können.

So viel ist sicher, daß die Deputirten der Provinzen die Staatsschuld aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachten werden, als die geldreichen Leute der Hauptstadt. Und wirklich kann fürs Reich nichts vortheilhafter seyn, als durch einen starken Tilgungsfond jährlich eine bedeutende Summe von der Staatsschuld zu tilgen. Die zurückgezahlten Capitalien werden nicht müßig in der Hauptstadt liegen bleiben, sondern sich entweder auf die Gewerbe oder auf den Ackerbau werfen, und indem sie hier eine neue Thätigkeit hervorrufen, den Preis des Bodens erhöhen. Auf diese Weise gewinnen die Provinzen sie bald wieder zurück.

Wenn man die Gesetzgebung über Preußens Geldhaushalt mit Aufmerksamkeit studirt, wenn man die Preise der verschiedenen Staatspapiere mit einander vergleicht und wenn man dasjenige zu Rathe zieht, was die Mäkler und die geldreichen Leute unter sich reden, — denn da diese unmittelbar bei dem Geldhaushalte eines Staates betheiligt sind, so sind sie auch immer vollkommen über ihn unterrichtet; — so läßt sich der Zeitpunkt mit ziemlicher Sicherheit angeben, wo das Geldwesen des Staates anfangen wird, sich in anderen und größeren Formen zu bewegen.

Man hat gefragt: Ob die Reichsstände das Verwilligungsrecht bekommen werden? — In den Patenten, womit die neuen Provinzen in Besitz genommen wurden, hieß es: „Ich werde Euch nicht durch öffentliche Abgaben drücken. Die Steuern sollen mit Eurer Zuziehung regulirt und festgestellt werden, nach einem allgemeinen auch für meine übrigen Staaten zu entwerfenden Plane.“ Das Wort Bewilligung wurde nicht ausgesprochen.

Steuerbewilligung ist, so weit die Geschichte reicht, immer mit dem Besitze von ächtem Landeigenthum verknüpft gewesen; denn nur vom Leuth oder Knecht kann man eine Abgabe erheben, ohne seine Bewilligung.

Wenn auf den ehemaligen Reichstagen eine Reichssteuer für nothwendig erachtet wurde, so geschah dieses mit Bewilligung der Reichsstände, indem der Kaiser nicht

ermächtigt war, eine Steuer unter seinem eignen Siegel auszuschreiben.

Wenn die Reichsstände diese Steuer in den Reichslehnen umlegten, die sie als Landesherren besaßen, und hierzu einen Landtag ausschrieben, auf dem sich die Landsassen und die Städte versammelten; so bedurfte es für diese Steuern keine weitere Bewilligung der Landstände, da die Reichsstände sie schon auf dem Reichstage bewilligt und festgesetzt hatten.

Wenn aber die Landeshoheit außer der Reichssteuer noch für Landesbedürfnisse eine besondere Landessteuer begehrte; so bedurfte es für diese die Bewilligung der Landsassen.

Dadurch, daß man dieses nicht gehörig unterschied, oder aber, daß man sich nicht offen hierüber erklärte, was Reichssteuer und was Landessteuer seyn sollte, ist von jeher viel Hader und Streit auf deutschen Landtagen entstanden.

Jetzt, da an die Stelle des Reichs der deutsche Bund getreten, so finden wieder dieselben Verhältnisse Statt. Die Reichshülfe, so auf dem Bundestage festgesetzt wird, kann kein Gegenstand der Berathung oder der Bewilligung irgend einer ständischen Versammlung seyn, da diese der Bund schon berathen und bewilligt hat. Was aber außerdem noch für die Landesvertheidigung eines einzelnen Landes für nothwendig erachtet wird, ist ein Gegenstand der Berathung und Bewilligung zwischen dem Fürsten und den Ständen dieses Landes.

Eben so hat man gefragt, ob die Verhandlungen der Stände öffentlich seyn würden? Die Frage beantwortet sich selber. Ein Repräsentativsystem kann ohne Oeffentlichkeit gar nicht in Gang gebracht werden, und wir sehen auch überall in Deutschland, daß, so wie die Stände beisammen waren, sie dieses Bedürfniß so lebhaft fühlten, daß sie gleich beschlossen, daß ihre Verhandlungen öffentlich seyn sollten. Eine ständische Versammlung kann sich nicht anders als unter den Augen des Volks bewegen, das sie gesendet. Aber auch die Stände können sich nicht an-

ders bewegen, als daß das Volk jeden Tag sieht, was sie machen, und so die Schwierigkeiten kennen lernt, die sich demjenigen entgegenstellen, was es wünscht, und was in vielen Fällen wirklich unverständig ist. Stände, die in der Heimlichkeit beisammen sitzen, werden auch immer den heimlichen Verdacht gegen sich haben, daß sie die Sache des Vaterlandes für ein Linsengericht an die Minister verkaufen.

Mit dem Worte Volksrepräsentation ist die Oeffentlichkeit gegeben. Mit beiden ist zugleich das Bewilligungsrecht gegeben. Wenn man eine große Staatsinstitution in Gang bringt, so fragt es sich nicht mehr, was man will, sondern was die Dinge wollen. — Auch pflegen sich hiervon schnell die Minister zu überzeugen, wenn sie sich den drei hundert Deputirten gegenüber sehen, und die öffentliche Gesetzgebung nun anfängt, sich als eine Institution zu bewegen, in der die Kraft der Menge wohnt, aber nicht die Unbehülflichkeit der Menge.

In dem Bewilligungsrecht finden die Fürsten an sich keine Schwierigkeit, allein sie fürchten immer, es möge nicht gehen, und die Stände möchten nicht so viel für die Bedürfnisse des Staates bewilligen, als nothwendig zum Gehen seines Triebwerks ist. Diese Furcht ist sicher ungegründet, denn noch überall hat die Erfahrung gezeigt, daß da, wo ständische Verwilligung war, die Minister über die größten Summen zu verfügen hatten. Die Sache ist leicht begreiflich. Durch den großen Austausch der Ideen und der Kenntnisse, die jetzt durch Druckereien, Posten, Zeitungen, Bücher und Journale Statt findet, kann sich die Gesellschaft sehr gut über ihre eigenen Angelegenheiten unterrichten — sie weiß, was sie bedarf und wie viel es kostet, — sie weiß dieses eben so gut, wie, um dies oben schon gebrauchte Bild zu wiederholen, eine Gesellschaft, die sich auf Reisen begiebt und die nun auf der ersten Post gleich eine gemeinschaftliche Casse errichtet. Hierin liegt die Ursache, daß beim Repräsentativsystem die Abgaben größer sind, als bei jedem anderen. Die Gesellschaft zahlt mehr, allein sie bekommt auch mehr; und wenn sie nach einigen Jahren ihre Bilanz macht, so

findet sie, daß sie viel wohlhabender geworden, als früher, wo sie weniger bezahlte.

Daß man beim Repräsentativsysteme mehr bezahlen muß als früher, obgleich die Deputirten selber nichts bekommen, das wissen diejenigen recht gut, die darauf dringen es zu haben. Die Anzahl derjenigen Staatsbürger, die das eigentliche Wesen des Repräsentativsystems einsieht, und die wissen, wo seine Federn liegen, die wird zwar nie zahlreich seyn. Allein die anderen, welche es nicht begreifen, wollen es auch. — Sie wollen es des größeren Lebens wegen, das es dem Staate giebt, — sie wollen es des Gefühls wegen, daß sie freie Bürger sind, daß sie als solche ihre Stellvertreter wählen, und daß diese das Recht haben, öffentlich mit den Ministern zu reden, und wenn es noth thut, auch mit ihnen zu schelten.

So wie die Sachen jetzt stehen, kann man den Sieg des Repräsentativsystems in Deutschland als entschieden ansehen — und zu diesem Siege hat Preußen das meiste beigetragen, und in Preußen keiner so viel, als der Staatskanzler. Denn indem der Staatskanzler durch eine zehnjährige Gesetzgebung alle Grundelemente des Repräsentativsystems ins Leben rief, war er diesem Systeme nützlicher, als alle die, welche in erhabenen Worten sich über dasselbe haben vernehmen lassen.

Diejenigen, welche den Staatskanzler getadelt, daß er so langsam vorwärts schreite, haben die Verschiedenheit der Provinzen nicht gehörig in Erwägung gezogen, indem sie geglaubt, daß der innere Bau der Gesellschaft überall so sey als am Rheine und in Westphalen, wo 4000 Menschen auf der Quadratmeile wohnen, und wo diese lauter selbstständige und unabhängige Familien bilden.

Dieses ist indeß nicht der Fall und in den östlichen Provinzen ist die Organisation der Gesellschaft eine ganz andere, da sie aus dem doppelten Social-Contracte hervorgegangen ist, der überall zwischen dem Eroberer und den Eroberten Statt findet. In allen diesen Landern, die um die Küsten der Ostsee liegen, ist das Land in Planta-

gen eingetheilt, welche oft eine Quadratmeile groß sind. Eine solche Plantage heißt ein Gut, welches der Herr derselben von seinem Gesinde bauen läßt. Einem Theile von diesem Gesinde hat er Ackerboden gegeben, auf dem es seinen eigenen Unterhalt sich selber baut, und von dem es mit seinem Gespann auf den Edelhof zur Arbeit zieht. Dieses sind die Bauernhöfe, die gewöhnlich zusammengebaut sind und Dörfer bilden, die zum Gute gehören. Früher saßen in diesen Gegenden wendische oder slavische Völkerstämme, welche mit den Sachsen, die an der Elbe wohnten, beständige Kriege führten, bis die Sachsen endlich ihr Land eroberten und als Gutsherrn sich in demselben niederließen. Im 12ten Jahrhundert, wo diese Länder zuerst aus der Nacht der Zeiten auftauchen, sieht man nichts in ihnen als viele Verwüstung und eine geringe Bevölkerung. — Eine Landeshoheit in der jetzigen Bedeutung des Worts war damals noch gar nicht vorhanden. Die Herrschaft, die das Reich durch seine Reichsbedienten (die Markgrafen) ausübte, war geringe; und obgleich diese Stellen bald erblich wurden, so war in den ersten fürstlichen Familien, die hier herrschten, doch sehr wenig Kraft und Nachhalt. Der Adel oder die Besitzer dieser großen Güter hatten demnach hinlänglich Zeit, ihr Regiment über ihre Hintersassen und Knechte völlig auszubilden und aus jedem Gute einen kleinen für sich bestehenden Staat zu bilden, in welchem sie väterliche Gerichtsbarkeit übten. Als 1414 die Burggrafen von Nürnberg diese Markgrafschaft als ein offnes Reichslehn an sich brachten, da entwickelte sich die Landeshoheit in ihrer Kraft, weil diese Burggrafen eine Reihe seltener Regenten aufstellten, und eine große Ordnung im fürstlichen Haushalte einführten. Die Bande des Staates wurden nun stärker und fester, und der große Staat sagte nun den kleinen, was sie zu thun und zu lassen hätten. Indeß bestehen diese kleinen Staaten noch immer fort, und blos in der Provinz Brandenburg sind dieser 1200 vorhanden, welche von etwa 700 adeligen Familien besessen werden, die in diesen kleinen Staaten mit väterlicher Gerichtsbarkeit herrschen. Einen andern sehr großen Theil solcher Staaten (oder Güter) hat die Landeshoheit an sich gebracht und diese bilden ihr Domän, das sie durch Amtleute verwalten läßt, denen sie solche verpachtet hat. Dieser sind allein in der Mittelmark über hundert. Selbstständige Bauernfamilien,

so wie am Rheine, giebt es ungemein wenige, eben weil das Land in eine gewisse Anzahl großer Plantagen (oder Güter) ist getheilt worden, zwischen denen nichts kleines aufgekommen ist.

So giebt Krug ein Verzeichniß von 136 Rittergütern in Pommern, die zwischen 40,000 und 360,000 Thlr an Werth haben. Dann noch 74, welche zwischen 30,000 und 40,000 Thlr., 123, die zwischen 20,000 und 30,000 Thlr. und endlich noch 430, welche unter 20,000 Thlr. werth sind.

Diese 763 Plantagen nehmen von den 455 Quadratmeilen, welche die Provinz groß ist, allein 260 Quadratmeilen ein, 150 Quadratmeilen gehören den Domänen und den Städten, 40 Quadratmeilen sind königliche und städtische Forsten, und das ganze Besitzthum der freien und unabhängigen Ackerbauern, dieser matière première des Ackerbaues, beträgt nur 5 Quadratmeilen.

Von den 260 Quadratmeilen der adeligen Plantagen gehören 156 zu den Edelhöfen und 104 zu den Bauernhöfen, auf denen das Gesinde zu den Edelhöfen wohnt. Diese Bauernhöfe sollen nun, gemäß des Edictes vom 14. Sept. 1811, in freies und unabhängiges Eigenthum verwandelt werden. Da, gemäß dieses Edictes, die Bewohner dieser Bauernhöfe in einigen Fällen die Hälfte, in anderen ein Drittel ihrer untergehabten Ländereien dem Besitzer des Edelhofes zurückgeben, und dafür die andern als Eigenthum zu ewigen Tagen behalten; so kann man annehmen, daß von den 60 Quadratmeilen Ländereien, die das Gesinde baute, zwischen 30 und 40 in ächtes Eigenthum verwandelt werden. Wenn man bedenkt, daß bis jetzt nur 5 Quadratmeilen Grundeigenthum in den Händen ächter Landeigenthümer waren; so sieht man leicht den großen Einfluß, den die neuere Gesetzgebung auf diese Provinz üben wird. Auch sieht man, wie die Krone immer die Freundin der schwachen Hand ist, und sich überall des geringen Mannes annimmt.

Auf diesen 40 Quadratmeilen haben diese Bauernfamilien hinlänglich Raum, sich auszudehnen und zu vermeh-

ren, und so wie die Dichtigkeit der Bevölkerung zunimmt, so werden sie sich über ihre jetzigen Grenzen auszudehnen suchen, und das wieder käuflich an sich bringen, was sie jetzt dem Edelmanne abgetreten haben. Wahrscheinlich besitzt die nächste Generation schon 60 bis 80 Meilen Ackerland, da sie auch noch wohl vieles von ihren Hutungen und Waldungen ausroden werden.

Wenn man solche und ähnliche Zahlen sieht, so begreift man, daß der Staatskanzler nicht anders als langsam vorwärts gehen konnte. Man kann doch keine Gemeinden machen, so lange man keine Gemeindeglieder hat, und ein Bauer kann doch nicht zu gleicher Zeit Glied einer Gemeinde seyn, und auch in der Haushörigkeit des Edelhofes leben, zu dessen geborenem Gesinde er gehört.

Dieselben Verhältnisse, die in Pommern Statt finden, finden in Preußen, finden in Schlesien, finden in der Mark Brandenburg auch Statt. Daß in der Mark Brandenburg etwa 1200 solcher Plantagen sind, die von etwa 700 adeligen Familien besessen werden, dieses ist schon oben bemerkt worden.

Zu diesen 1200 Plantagen gehören, wenn man die königlichen Plantagen (die Domänen-Aemter) hinzurechnet, 33,200 Bauernfamilien, 20,400 Kossaten, und 25,000 Bündner- und Köthner-Familien. Diese 78,600 Familien bilden das geborne Gesinde der Edelhöfe, und diese erhalten nun alle durch die neuere Gesetzgebung ächtes Eigenthum, und werden selbstständig, so daß sie aus dem Gesindenexus und aus der Haushörigkeit des Edelhofes (Dominiums) entlassen werden. Auf diese Weise hat der König einen zahlreichen Stand freier Ackerbauern hervorgerufen, welcher die erste Bedingung zum Nationalreichthum eines Volkes ist. In der Geschichte wird man die Regierungsperiode des Königs die bürgerliche nennen, da sich das Bürgerthum unter seiner Regierung auf eine Weise entwickelt hat, wie unter keiner seiner Vorfahren.

Außer diesen 78,600 Bauernfamilien, die nun ächte Eigenthümer von den Landereien werden, welche sie bis jetzt

als Gutsgesinde unterm Pfluge gehabt, giebt es aber noch auf dem Lande in der Provinz Brandenburg 44,000 Familien von Einliegern, die gar kein Eigenthum besessen haben und auch jetzt noch keins bekommen. Allein da die Natur Eigenthum liebt, so werden auch diese welches bekommen, ehe 20 Jahre umgehen. Denn die neuere Gesetzgebung über den Ackerbau geht immer von dem Grundsatze aus, daß der Acker frei kann getheilt und verkauft werden, und in so kleine Stücken, als es dem Käufer und Verkäufer genehm ist. Die Cultur des Bodens wird sich nun eben so machen, wie in Nordamerika, nämlich mit ganz kleinen Anfängen. Es ist aber keine Cultur, die so schnell geht, als die welche von der geringen Hand gebildet wird, und wo das ganze Betriebscapital, das ein junges Ehepaar zusammenbringt, in zwei tüchtigen Armen von Seiten des Mannes, und in zwei tüchtigen Armen von Seiten der Frau besteht.

Man darf wohl annehmen, daß in Zeit von 10 Jahren die Anzahl der selbstständigen freien Bauernfamilien in der Provinz Brandenburg bis auf 125,000 wird angewachsen seyn. Der Zustand der Gesellschaft wird dann ein ganz anderer, als der von 1800, wo man nur 3148 freie Bauernfamilien unter dem Titel der Lehn- und Setzschulzen zählte.

Die neue Gemeindeordnung, die bereits von der dazu niedergesetzten Commission vollendet ist, und nun nächstens in den Staatsrath kommt, ist wieder ein großer Schritt in der neueren Gesetzgebung des Staatskanzlers. Vielleicht bleibt in ihr noch die Einrichtung mit den Patrimonialgerichten stehen. Es ist vorauszusehen, daß dieses von den Liberalen sehr wird getadelt werden. Allein man wird nicht eher zu einer vollkommnen Gemeindeverfassung gelangen können, bis die früheren Ackergesetze ihre Wirkung eine Generation hindurch geübt haben. Wenn die Bevölkerung dichter geworden, wenn das Grundeigenthum mehr vertheilt ist, wenn die Ackerloose eine größere Gleichheit unter sich bekommen haben: dann fällt die Patrimonial-Gerichtsbarkeit von selber — und es ist vielleicht besser, daß sie erst nach zehn Jahren fällt, als jetzt gleich. Wenn man die Statistik des Besitzthums dieser alten

Acker-Aristokratie übersieht, die man eigentlich nicht einmal eine feudale nennen kann, da ihre Grund-Elemente älter sind als das Lehnwesen; so begreift man, daß in einer solchen Aristokratie ein großer Widerstand wohnt, und daß ein Minister mit einer großen Umsicht zu Werke gehen müsse, wenn er einen Zustand der Gesellschaft herbeiführen will, in dem die Grund-Elemente derselben, — nämlich die, welche den Ackerbau bedingen — ganz anders geordnet sind.

So wie in Frankreich, so auch in Preußen hat sich das Lehnwesen an der Macht der Krone und an den stehenden Heeren gebrochen, besonders aber an der neuen Ministerialität, die sich in der Beamtenwelt entwickelt hat.

Man kann nicht leugnen, daß die gelehrten Kenntnisse auf diese neue Entwickelung der Gesellschaft einen großen Einfluß gehabt, und was sonderbar ist, im preußischen Staate ist dieses aus dem Osten gekommen, und aus dem Orte, wo das Haus Hohenzollern sich zuerst die Königskrone aufsetzte. Der Norden von Deutschland hat immer dem Süden an Wissenschaft vorgeleuchtet, und besonders war Königsberg ein sehr heller Punkt desselben geworden. — Kant, Hamann, Herder, Hippel waren sehr verehrte Namen, und, wie einst in den Städten Italiens, — so hatte sich unter den Reichen und wohlhabenden Handelsfamilien Königsbergs eine Neigung zu den Gelehrten und Weltweisen entwickelt, die es machte, daß diese in den mannigfaltigsten Verkehr des Lebens kamen, und so Gelegenheit hatten, das an der Erfahrung zu prüfen, was sie in der Einsamkeit ihres Studirzimmers ausgesonnen.

Unter diesen Männern muß besonders Kraus genannt werden, der das für Königsberg wurde, was Möser für Osnabrück war. — Eine klare Natur, die mit ungetrübtem Auge in die Verhältnisse des Lebens sah, und die die Federn, welche die bürgerliche Gesellschaft gehen machen, wohl aufzufinden wußte. Da er bescheiden und anspruchlos in seinem Auftreten war, so hatten ihn die Menschen gern, und als Lehrer bei der Universität zog er sich einen Kreis von Schülern, die später in die bedeutendsten

Stellen der Verwaltung traten. Einer derselben, der Oberpräsident von Auerswald, gab nach seinem Tode seine kleinen Schriften heraus.

Er hat zuerst die richtigen Ideen von Adam Smith über den Staatshaushalt verbreitet, und das Nachtheilige gezeigt, was in jedem Aceise- und in jedem Mercantilsystem liege, welches den freien Verkehr unter den Menschen beschränkt. Die neuere preußische Gesetzgebung ist vielfach durch Männer ausgebildet, die aus seiner Schule hervorgegangen waren, und man darf ihn wohl in manchem, was sich begeben, als den ersten Ring betrachten, an dem die Dinge sich entwickelt. Besonders gilt dieses von den Ackerbaugesetzen von 1811 und von den neueren Zollgesetzen. Und so kann ein verständiger und besonnener Mann, der mäßig in seinem Begehren ist, und mit klarem Blicke die Verhältnisse der Gesellschaft übersieht, oft des Guten viel aussäen, welches erst dann Früchte trägt, wenn der Leib bereits in Staub zerfallen ist.

Wenn man das Leben und das Wirken des Staatskanzlers darstellen will, so kann man dieses nur dadurch, daß man die Institutionen vorüberführt, die er geschaffen, und dieses kann man wieder nur dadurch, daß man die Gesetzgebung durchgeht, durch die er sie gegründet. Dann, daß man ihren Zusammenhang unter sich zeigt. — Alle diese Institutionen, alle diese Gesetze bilden ein architektonisches Ganze, welches nach einem großen Plane entworfen ist; — das sich aber oft schwer übersieht, da der Staatskanzler bald hier, bald da gebaut hat, so wie die Gelegenheit, oft auch, wie die Noth es gebot. — Als der Straßburger Münster gebaut wurde, hat man 14 Jahre lang Materialien zugefahren, und darauf in 20 Jahren die Fundamente gelegt, wo man diese dann so weit brachte, daß man mit ihnen über den Boden kam. Obgleich der Staatskanzler verhältnißmäßig viel schneller gebaut hat — denn mit den Fundamenten zum Repräsentativsystem sind wir jetzt doch schon aus der Er-

de heraus, da überall ein zahlreicher Stand freier Ackerbauern hervorgerufen worden, und eine neue Gemeindeordnung so gut wie vollendet ist, so ist die Sache vielen doch zu langsam gegangen. Wären diese von der Last der Geschäfte getroffen worden, so wie der Staatskanzler von ihnen getroffen wird, so würden sie gewiß mehr Geduld bekommen haben. Ja schon dadurch wäre ihnen mehr Geduld beizubringen gewesen, wenn man ihnen als künftigen Volksvertretern zugemuthet, daß sie sich mit der Geschichte ihrer Provinz, besonders aber mit der Geschichte des Steuerwesens ihrer Provinz wohl bekannt machen, und hierüber die Actenstücke und Urkunden gehörig nachlesen sollten, damit sie in der Kammer der Gemeinen über alles dieses gute Auskunft geben könnten, wenn sie gefragt würden, so wie solches einem patriotischen und wohl unterrichteten Volksdeputirten ziemt und ansteht.

Das bezeichnet das Genie des Staatskanzlers, daß er in den verwickelten Erscheinungen unserer Zeit gleich den Punkt aufgefunden, um den sich alles bewegt, und daß der ganze Lärm nur daher entstände, daß die Gesellschaft noch nicht gleichförmig gemischt sey, daß sie aber eben auf dem Wege sey, sich gleichförmig zu mischen, und daß alles ruhig seyn werde, sobald dieses geschehen.

Aus den früheren Zeiten sind noch eine Menge Abhängigkeitsverhältnisse in der Gesellschaft vorhanden, die aus dem Feudalwesen, aus dem Zunftwesen, und aus dem Besitz der todten Hand hervorgegangen. Diese Abhängigkeitsverhältnisse wollen die Doctrinärs unter den Aristokraten, wie z. B. Herr von Haller, erhalten wissen, da sie in diesen die Bedingung sehen, daß die Gesellschaft ruhig, gehorsam und unterwürfig sey. Denn aller Lärm der seit drei hundert Jahren in Europa Statt gefunden, sey daher entstanden, daß man diese Abhängigkeitsverhältnisse habe zu Grunde gehen lassen, und daß sich neben diesen andere Verhältnisse gebildet, welche eine andere Natur hätten, und die nun neben den alten nicht friedlich bestehen könnten.

Diese Meinung, die Graf Montlosier in Frankreich auf eine ungleich geistreichere Weise vorgetragen hat, als

Herr von Haller, ist historisch begründet. Allein eben weil nun keine zweierlei Verhältnisse neben einander bestehen können, welche entgegengesetzter Natur sind, so ist man genöthigt, auf die erstern völlig Verzicht zu thun, da die Gesellschaft einmal entschlossen, unter den zweiten zu leben. — Der Miles perpetuus und ein allgemeines Landrecht sind schon allein hinreichend, alle diese Abgängigkeitsverhältnisse zu zerstören; denn daß unter dem Schatten der Krone sich ein mächtiger dritter Stand emporheben würde, eben so in Frankreich als in Deutschland, das war gar nicht zu vermeiden. Auch reden diese aristokratischen Doctrinärs immer mit einigem Bedauern von der großen Macht, welche die Krone an sich gerissen, und daß diese es sey, die zuerst ihr Lehnwesen gebrochen, und die Abhängigkeitsverhältnisse zerstört habe, welches besonders durch die Gelehrten und durch das müßige Volk der Städte gekommen, die sich den Künsten und Wissenschaften ergeben, und welche die Krone in ihre Dienste genommen hätte.

Das Regiment des Staatskanzlers kann Herrn von Haller nicht gefallen. Sagen wird er es nicht, allein im Herzen muß er ihn doch, eben so wie Herrn von Stein, für einen Jacobiner halten. — Montlosier hingegen wird anders urtheilen, denn dieser gehört wirklich zu den geistreichen Aristokraten, die eine große Kenntniß von den Institutionen der früheren Jahrhunderte besitzen, und diese nicht für so unvernünftig erklären, wie viele, welche nur eine flache Kenntniß von ihnen haben, oder auch gar keine. Allein Montlosier ist durch das Studium der Vergangenheit nicht blind gegen die Gegenwart geworden. Im Gegentheil hat er gezeigt, wie das Studium der ältern Staatsinstitutionen das Auge für die richtige Beurtheilung der neueren schärfe.

Der Staatskanzler ist auch der Meinung, daß zweierlei Institutionen nicht neben einander bestehen können, — von welchen die eine durchaus auf Landreichthum, die andere aber auf Geldreichthum und auf städtischem Wesen beruhe. — Da aber einmal der miles perpetuus und das allgemeine Landrecht, und die große Sicherheit der Personen und des Eigenthums, und die Städte

und die Posten und Landstraßen, die Druckereien und die Zeitungen, und alles das, was den neueren Zustand der Gesellschaft bedingt, vorhanden sey, und man dieses alles füglicher Weise doch nicht wieder abschaffen könne, so sey es am besten, daß man auf der Linie fortgehe, auf der man seit 300 Jahren gegangen, und daß man den alten Institutionen, die noch als Bruchstücke aus früheren Zeiten in dem Frühlingswasser der Gegenwart herumschwimmen, die gehörige Zeit gönne, zu schmelzen; und wenn diese vollends geschmolzen, so sey der Friede zwischen den alten und neuen Institutionen von selber hergestellt, eben weil jene verschwunden. Wenn die Bevölkerung eine große Dichtigkeit erhalte, und der Ackerboden sich frei bewegen, und leicht aus einer Hand in die andre gehen und sich theilen und wieder zusammenlegen könne, gerade wie es ihm genehm — so werde der Ackerbau auch ein Gewerbe, das die Gesetze der andern Gewerbe der Gesellschaft befolge, bei denen freie Concurrenz ist, und die sich jedesmal in den Händen derer befinden, die sie am besten verstehen. Wenn die Gesellschaft sich auf diese Weise wieder gleichförmig gemischt habe, — wenn alle Elemente, aus denen sie gebildet sey, unter demselben Gesetze lebten, und die Familien in keinen andern Abhängigkeitsverhältnissen zu einander ständen, als denen der Gemeinde; so sey keine Ursache zum Hader weiter vorhanden und der Friede stelle sich dann von selber wieder her. — Vom Bestehenden aber müsse alles ausgehen, wenn man auf diese Weise das Ziel durch eine stetig fortgehende Entwickelung erreichen wolle. — Das Bestehende beruhe aber jetzt ganz allein auf der großen Macht der Krone und der Staatsinstitutionen, welche sie um sich herum ausgebildet: des Ministeriums, des Staatsrathes, der Regierungscollegien, der Gerichtshöfe und des stehenden Heeres.

Der Staatskanzler ist den 31sten Mai 1750 im Hannöverschen geboren. Er studirte in Göttingen und lebte nachher mehrere Jahre in Wetzlar, Regensburg, Wien und Berlin. Dann bereiste er Holland, Frankreich und

England. Im Jahr 1778 wurde er geheimer Kammerrath in Hannover. Er ging darauf als Gesandter nach England, das er aber 1782 wieder verließ, wegen eines Streites mit dem Prinzen von Wales.

Er wurde nun Geheimerrath beim Herzoge von Braunschweig, der ihn sehr lieb gewann und 1786 mit dem Testamente von Friedrich dem Großen nach Berlin sandte, welches beim Herzoge war niedergelegt worden.

Im Jahr 1790 wurde er Minister bei dem letzten Markgrafen von Anspach und Bayreuth, und als im folgenden Jahre der Markgraf die Regierung niederlegte, wurde Hardenberg preußischer Staatsminister. Im Jahr 1792 ging er als Armeeminister mit nach dem Rheine, und 1795 nach Basel, wo er den 5ten April den Frieden mit der französischen Republik schloß.

Er kehrte nun nach Anspach und Bayreuth zurück und übernahm aufs neue die Verwaltung des Landes.

Nach der Thronbesteigung des jetzigen Königs wurde Hardenberg ins Ministerium nach Berlin gerufen, und übernahm, als Haugwitz abgetreten war, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten.

Als 1805 die Capitulation von Ulm den politischen Dingen auf einmal eine andere Wendung gab, trat Hardenberg ab und Haugwitz wurde nach Wien geschickt, der mit Napoleon einen Vertrag schloß, in dem Preußen Hannover zugesagt erhielt, Anspach und Bayreuth aber an Baiern und Cleve an Frankreich abtrat.

Diese anscheinende Aussöhnung war indeß nur von kurzer Dauer; denn 1806 brach doch der unglückliche Krieg aus, den man so lange zu vermeiden gesucht hatte. Hardenberg wohnte den Conferenzen in Charlottenburg bei und übernahm aufs neue das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Nach dem Frieden von Tilsit nahm Hardenberg seine Entlassung und Herr von Stein trat an seine Stelle, und, wie man versichert, auf den Wunsch von Napoleon. Prenez Mr. de Stein, soll damals Napoleon zum Könige gesagt haben, c'est un homme d'esprit.

Als Stein im Jahr 1808 den bekannten Brief geschrieben, mit dem Koppe arretirt wurde, und über den der Moniteur sich so sehr ereiferte, mußte er Deutschland verlassen und er wurde nun le nommé Stein.

Auf Stein folgte, nach einem kurzen Zwischenministerium, Hardenberg aufs neue als erster Minister. Den 6ten Juni 1810 ernannte ihn der König zum Staatskanzler und legte die ganze Verwaltung in seine Hände.

Von dieser Periode fängt eigentlich sein öffentliches Leben an, einen historischen Charakter anzunehmen. Denn nun konnte er sich frei in den Dingen bewegen und sie nach seinem Geiste umbilden. — Was er gethan, was er geleistet, dieses ist im Vorigen dargelegt. Jede Zeichnung seines Charakters wird das zur Hauptfigur des Gemähldes machen müssen, was er für die Verwaltung und für die neuen Formen des Staates und deren ihrer Ausbildung gethan. Hier darf man einen großen Charakter auch nach den Erfolgen beurtheilen. Denn diese hingen von ihm und von der Ueberlegenheit seines Geistes ab, mit der er Menschen und Dinge so zu stellen wußte, daß sie mit ihm an ein gemeinschaftliches Ziel gelangten. In den äußeren Verhältnissen des Staates herrscht vielfach die Nothwendigkeit, und es würde unrecht seyn, wenn man hier den Erfolg als Maßstab des Werthes annehmen wollte. Eine Capitulation, wie die von Ulm, kann kein Minister der auswärtigen Angelegenheiten voraussehen, — eben so wenig eine Schlacht, wie die von Jena. Und doch sind zwei solche Begebenheiten, auch nur eine, hinreichend, alle seine Plane umzukehren.

Den 3ten Junius 1814 wurde Hardenberg vom Könige in den Fürstenstand erhoben. Bei dieser Gelegenheit schrieb der König ihm Folgendes:

„Was Sie dem Vaterlande waren und bleiben werden, kann ich durch keine Standeserhöhung anerkennen. Sie werden den Lohn Ihrer Anstrengungen in der Entwickelung der großen Weltbegebenheiten finden, zu welchen Sie rastlos beitrugen."

„Ihre und Ihrer Nachkommen Erhebung in den Fürstenstand, welche ich Ihnen hiedurch bekannt mache, sey Ihnen indeß ein Beweis meiner Dankbarkeit, welche ich mit dem herzlichen Wunsche begleite, daß Sie die Vorzüge dieser Ernennung noch lange genießen mögen."

In diesen Wunsch des Königs stimmt gewiß jeder ein, dem das Wohl des Staates und des königlichen Hauses theuer ist. — Besonders mögen dieses die Liberalen thun, denn es ist doch von keinem geringen Vortheile, einen ersten Minister zu haben, der den liberalen Institutionen aus Neigung gewogen ist. Und selbst die Feudalaristokraten könnten, wenn sie gerecht wären, in diesen Wunsch mit einstimmen. Denn wenn sie nach einigen Jahren die Bilanz über ihr Besitzthum ziehen, so werden sie doch finden, daß sie durch die neuen Institutionen auch in ihrem Privatvermögen gewonnen haben, eben weil diese einen neuen Stand freier Ackerbauern hervorgerufen, der überall die matière première des Ackerbaus und des Nationalreichthums ist.

Der Staatskanzler hat jetzt sein zehntes Stufenjahr erreicht. — Ein würdiger Greis, ungemein liebenswürdig und angenehm, der Niemanden mit seiner Würde als erster Minister drückt, und von dem einmal jemand sagte: „er würde es gern sehen, wenn der Staatskanzler ein klein wenig grob wäre; denn dieses wäre man an den ersten Ministern gewohnt. Man wäre dann viel mehr à son aise mit ihnen, wo hingegen der Staatskanzler mit seiner großen Leutseligkeit einen immer in Verwirrung brächte."

Seine Gesundheit ist jetzt mehr befestigt, als sie lange gewesen, und er scheint mit seinem siebenzigsten Jahre, nach dem Ausdrucke des Volkes, wieder neue Jahre anzusetzen.

Wir dürfen daher hoffen, daß ein günstiges Geschick ihm gönnen werde, die Vollendung des großen Werkes zu sehen, das er mit so kluger Umsicht begonnen und mit so rühmlicher Beharrlichkeit bis jetzt durchgeführt hat.

Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg.

Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg.

Der nachstehende Lebensumriß des verstorbenen Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg ist von einem seiner Zeitgenossen niedergeschrieben, der sich mit demselben in mehreren Lebensperioden an verschiedenen Orten zusammen befunden, der fortdauernd ein Verehrer seiner Person, wie auch ein beständiger Leser und Bewunderer seiner Schriften war und dadurch sich die genaueste Kenntniß aller Hauptereignisse im Leben des Grafen erworben hat.

Die wenigen Worte über das erbauliche Ende Stolbergs sind aus den Blättern genommen, welche seine dabei anwesenden Kinder aufzeichneten, und die der zweiten Auflage des Büchleins von der Liebe beigefügt sind.

Der am 5ten December 1819 zu Sondermühlen im Osnabrück'schen verstorbene Graf Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg war geboren den 7ten November 1750 zu Bramstedt in Holstein, wo sein Vater, der Graf Christian Günther, ein Rittergut besaß und Obervorsteher einer königlichen Amtmannschaft war.

Im sechsten Jahre Friedrich Leopolds wurde der Vater zum Oberhofmeister der Königin Sophie Magdalene berufen. Die Familie zog nach Dänemark, wo sie den

Winter in Kopenhagen, den Sommer auf einem königlichen Landschlosse, in den schönsten und freundlichsten Gegenden Seelands, unfern des Meergestades zubrachte.

Es ist manchesmal die Frage aufgeworfen worden, durch welchen Anlaß ein Zweig des so urächt deutschen Stolberg'schen Hauses sich nach Dänemark begeben habe?

Der Graf Christian Günther hatte seine Erziehung größtentheils bei seinem Vormunde und Vetter, dem ehrwürdigen Grafen Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode, genossen. Dieser war durch seine Mutter, eine Prinzessin von Mecklenburg, Geschwisterkind mit König Christian VI. von Dänemark, dessen Witwe, die erwähnte Königin Sophie Magdalene, fränkische Prinzessin von Brandenburg, mit der Gemahlin Christian Günthers, einer Gräfin Castell aus Franken, in gleicher, doch um Einen Grad entfernterer Blutsverwandtschaft stand.

Beide Eltern der Stolberg'schen Kinder waren durch Geist, Herz und Bildung, besonders aber durch edlen, frommen Sinn und Eifer ausgezeichnet. Der Vater fand wirksame Thätigkeit in der Verbesserung des Bauernzustandes auf den Gütern der Königin; die Mutter, selbst am Hofe ein eingezogenes Leben führend, schöpfte mit gleicher Leidenschaft, aus ihrem häuslichen Genuß, aus den Schönheiten der Natur und aus den besten Schriften aller Zeiten Stärkung und Labsal. Nur ein kleiner auserwählter Kreis versammelte sich bei ihr. Klopstock und Cramer waren Hausfreunde, so auch Er, der diese nach Dänemark berufen hatte, der Erste unter den drei Staatsministern Bernstorff, und dessen würdiger Neffe, der, sich mit der ältesten Stolberg'schen Tochter vermählend, mehr Sohn als Eidam des Hauses wurde.

Die beiden ältesten Söhne, Christian und Friedrich Leopold, hatten den Unterricht eines redlichen, in Kloster-Bergen, und in dem hallischen Pädagogium gebildeten Hofmeisters, und gleichfalls eines sich mit Feuer den Wissenschaften widmenden französischen Hauslehrers.

Jedoch der Trieb des Lesens, der bei ihnen um so mehr angefacht wurde, da sie mit dem größten Genusse

die Vorleser ihrer beiden, sehr verschiedene Bücher wählenden Eltern waren, dieser Trieb, der sich bei ihnen so früh geäußert hatte, daß sie als zarte Knaben den Bunian, das Magazin des Enfans, den Telemach und ähnliche Bücher sogar mit zu Bette nahmen, auch Gleims Kriegslieder, den Messias, so viel damals davon gedichtet war, ja Milton, selbst in der Bodmer'schen Uebersetzung, als der jüngere Graf nur zehn Jahr alt war, mit unaufhaltsamer Begierde, in ihren Feierstunden lasen und wiederlasen; dieser rege Trieb hielt sie lange von mühsamen und ernsteren Anstrengungen ab, bis eine günstige Stunde ihnen auch hierin zum Sporn wurde.

Nach dem zu frühen Tode des Vaters hatte die verwitwete Mutter auf einem kleinen, an der schönen Meerenge des sogenannten Sundes gelegenen, Gütchen ihre Wohnung genommen.

Klopstock trat einst in den Saal, die beiden Jünglinge, die eben Cicero's Briefe in der französischen Uebersetzung lasen, überraschend; mit seinem bedeutenden Tone und durchdringenden Blicke sagte er wenige Worte. Augenblicklich faßten sie den Entschluß eines strengen Fleißes und wandten besonders so viele Bestrebung auf die lateinische Sprache und Literatur, daß sie in allen römischen Dichtern zu Hause waren und einen großen Theil der classischen Werke in dieser Sprache gelesen hatten, als sie aus ihrer Einsamkeit ihren Ausflug nahmen.

Im Jahre 1770 verließen die beiden Brüder ihre Mutter, diese ihre mütterliche, sie zu allem, was gut, edel und schön ist, begeisternde Freundin, so auch ihre geliebten Schwestern. Traurend die Traurenden.

Sie begaben sich, nach einem kurzen Aufenthalte in Lehnsangelegenheiten zu Dresden, auf die hallische hohe Schule.

Bisher hatte Friedrich Leopold, von den Seinigen nie getrennt, keinen Anlaß zum Briefwechsel gehabt, man behauptet gleichwohl, daß seine ersten Briefe an genialischer Wendung, Fülle des Gefühls, Laune, Behandlung des Stoffes und Wahl des Ausdrucks seinen späteren

nur den Vorzug einer reiferen Erfahrung einzuräumen hätten.

In den Hörsälen ergriff ihn oftmals bei weitgedehntem Wortschwall, bei müßigem, nur die Schalen spaltenden, den Kern unberührt lassenden Vortrag ein kaum zu verbergender Ekel. Dann entstand wohl ein Epigramm oder ein kleines Gedicht, das ein Anderer schwerlich verworfen hätte. Auf solche Stunden mag jene Stelle seiner Jamben hindeuten:

— Nie genügte mir
Des Hörsaals hochgelehrter, leerer Tand,
Und nie der eiteln Schlüsse leerer Bau.
Mit Mitleid und Erbarmen sah ich oft
Pedanten auf erhabnem Sessel stehn,
Um welche sich der Schwarm der Jugend drang
Mit offnem Mund und mit gespannter Gier,
Den nackten Vögeln in dem Neste gleich,
Die blind und piepend mit gedehntem Hals,
Heißhungrig schnappen nach dem hohlen Kiel,
Mit welchem sie ein loser Bube nährt,
Der sie der Mutterpflege selbst entriß.

Gleichwohl versäumten die beiden Brüder selten eine Stunde, bereiteten sich vor und wiederholten genau, doch früher Morgen und später Abend waren den Alten, der Geschichte, der Erlernung neuer Sprachen und dem Lesen merkwürdiger Bücher gewidmet.

In den ersten Ferien besuchten sie Stolberg und Wernigerode und hatten große Freude an der herrlichen und schönen Natur ihres vaterländischen Harzgebirges.

Der Mutter wurde die Entfernung von ihren Söhnen zu schmerzlich. Sie verließ Dänemark, um auf diese Zeit nach Altona zu ziehen. Dort und in den nächstfolgenden Ferien auf einem mecklenburgischen Landsitze des Grafen Bernstorff wurden die Feste des Wiedersehens gefeiert.

Klopstock, Schönborn, Sturz und andre Freunde fanden sie in Hamburg wieder, in Altona und Wandsbeck knüpften sie mit Ahlmann, Hensler, Mumssen und Claudius dasjenige Freundschaftsband, das sich bis zum Tode

dieser sämmtlich vorangegangenen Freunde immer fester und fester zuzog.

Nun gings nach Göttingen, wo auf gleiche Weise ein Leben des Fleißes geführt, besonders aber jede unbesetzte halbe Stunde der Erlernung der griechischen Sprache geweiht wurde. Ohne Unterricht, nur mit Wörterbuch und Grammatik, mit dem Homer beginnend, gelangten sie bald zu der Belohnung eines reichen Genusses.

Es hatte sich dort ein Dichterverein gebildet, dem die beiden Brüder beitraten. Bürger, den eine kommende Zeit zu schätzen wissen wird, der in der Nachbarschaft lebte, der sanftempfindende, zart darstellende Hölty, der kraft- und feuervolle Hahn, unter denen dieser als Jüngling, der erstere in voller Mannesreife und jener fromme Sänger zwischen beiden, Opfer des frühen Todes wurden. So auch Carl Cramer, reichlich mit Gaben ausgestattet, doch einen Unstern nicht beschwörend, der ihn dem Vaterlande entzog und ihn dort westlich zu Grabe brachte. Den Liederdichter Miller besuchte Friedrich Leopold zwanzig Jahre nachher in Ulm. Der Hofrath Voß hat selbst sein Verhältniß mit den Gebrüdern Stolberg sattsam dargelegt. Die gedruckte Sammlung enthält nicht wenige Gedichte aus diesem Zeitpunkte. Friedrich Leopold's schon damals festes und untrügliches, in dem Laufe seines ganzen Lebens bewährt erfundenes Vor- und Selbstgefühl spricht sich aus in einer der allerersten seiner Oden. Die Natur anredend, schließt er so die Ode „Der Genius":

Du gabst mir Schwingen hoher Begeisterung!
Gefühl des Wahren, Liebe des Schönen, Du!
Du lehrst mich neue Höhen finden,
Welche das Auge der Kunst nicht spähet.

Von Dir geleitet, wird mir die Sternenbahn
Nicht hoch, und tief seyn nicht der Oceanus!
Die Mitternacht nicht dunkel; blendend
Nicht des vertrauten Olymps Umstrahlung!

Im Herbste 1773 verließen die beiden Brüder Göttingen und reis'ten sodann mit ihrer Mutter nach Kopenhagen, wo sie zu ihrer Schwester und ihrem Schwager

Bernstorff einzogen und dort den Segen eines unschätzbaren Umgangs genossen. Die Mutter wurde ihnen bald zum Vorbilde eines himmelvollen Todes.

Unter Beschäftigungen, freundschaftlichen Verhältnissen im Taumel der Stadt und des Hofes übersetzte Friedrich Leopold die Ilias. Bietet gleich die Raschheit des Werkes, besonders in Hinsicht des Versbaues, manchesmal der strengen Kritik eine Handhabe, so strömt doch, vielleicht nur desto feuriger, in Einem Gusse der Gesang des göttlichen Alten in unserer Sprache dahin.

Eine Schweizerreise hatte die beiden Brüder längst gereizt, sie verabredeten sich mit ihrem Freunde, dem Grafen Haugwitz, damals in Paris, und trafen in Frankfurt zusammen. Dort ward mit Göthe ein Freundschaftsband geknüpft. Man verlebte schöne Tage und Göthe wurde ihr Reisegefährte bis Carlsruhe und sodann bis Zürich. Zwischen den Brüdern und Lavater schloß sich bald ein inniger Geistes- und Herzensbund. Mit ihm und Göthe machten sie die erste, ihnen unvergeßliche Fußreise nach Maria-Einsiedel und um den Züricher See. Sie bewohnten darauf einige Wochen in der Nähe der Stadt, das heißt in der Nähe Lavaters und ihres geliebten Freundes, jetzt ehrwürdigen Antistes Heß, ein reizendes Landhäuschen und unternahmen von da ihre Streifzüge ins Gebirge.

Nach einem Aufenthalte in Bern und dessen Umgebungen begann ihre große Fußreise über den St. Gotthard nach Graubünden, wo der edle Ulysses von Salis, damaliger französischer Gesandte bei den drei Bünden, sich zu ihrem Leitsmanne erbot und sie auf die wildesten Gletscher und bis in die innersten Thäler führte, wo damals den unschuldigen Bewohnern der Gebrauch des Geldes noch etwas ganz Fremdes war. Sie trennten sich von ihm an der venetianischen Grenze und nahmen ihren Weg durch das Mailändische, Piemont und Savoyen nach Genf, wo sie verweilten.

Auf der Rückreise feierten sie in Vevay die Weinlese und sagten dann ihren Züricher Freunden ein Lebewohl. Ihr Weg ging über Weimar, Dessau, Ber-

lin und Hamburg nach Kopenhagen zurück, nach Jahresverlauf.

Die Ernte dieses mannigfaltigen und hohen Genusses war für die Lebenszeit, es erwuchsen poetische Früchte, die in der Sammlung enthalten sind.

Friedrich Leopold erhielt bald darauf den Ruf eines Abgesandten des Fürst-Bischofs von Lübeck, Herzogs zu Oldenburg, beim dänischen Hofe, den er um so williger annahm, weil er dadurch nur mit seinen beiden Freunden, seinem Schwager Bernstorff und dem fürstlichen Minister, dem edlen Grafen Holmer in Eutin, in Amtsverhältnisse trat, auch dadurch seinen Lieblingsbeschäftigungen wenige Zeit genommen wurde.

Den beiden Brüdern, die bis jetzt fast alle ihre Tage beisammen zugebracht hatten, schlug jetzt die bittere Trennungsstunde. Der ältere hatte sich verheirathet, und zog nach Holstein. Es verfloß indeß in der Folge kein Jahr ohne erwünschte Zusammenkünfte.

Einen dieser Sommer machte unser Graf mit der Gemahlin seines von Geschäften zurückgehaltenen Bruders und mit zwei unvermählten Schwestern eine angenehme und wohlthuende Pyrmonter Brunnenreise; auf dem Hin- und Herwege labten sich er und Klopstock und die Freunde in der Hamburg'schen Gegend in wechselseitigem Genusse.

Friedrich Leopold, der damals keinen Gedanken des ihm bevorstehenden ehelichen Bandes hegte, sah im Sommer 1781 in Eutin Agnes von Witzleben. Die fromme Unschuld, die einheimische Grazie, die Fülle des Herzens, der Geist, die Laune, die Gaben und die liebliche Gestalt dieses Kindes der Natur erweckten seine, einer ähnlichen Neigung begegnenden, Liebe, und es wurde ein Bund geschlossen, der für beide eine Quelle der süßesten Wonne, doch für den Ueberlebenden des bittersten Jammers wurde.

Seine Gedichte sagen hierüber Alles.

Als Verlobter entsagte er seinem Kopenhagener Aufenthalte und theilte oftmals seine Zeit zwischen seiner

Braut und dem Hause seines Bruders. Viele seiner Dichtungen sind aus diesem Zeitraume, die Jamben, die Uebersetzungen aus dem Aeschylus und eigene Schauspiele.

Die Vermählung geschah, doch nach wenigen Wochen wurden die Tage der Glücklichen getrübt durch den Tod der von allen ihren Geschwistern in gleichem Grade geliebten und verehrten ältesten Schwester, Bernstorff's Gemahlin.

Nach einem Jahre gebar und säugte Agnes ihren Erstling in dem Hause des Bruders und unter der schwesterlichen Pflege seiner Luise. Als der Frühling kam, machten die beiden Brüder mit ihren Frauen eine Badereise nach Carlsbad und Töplitz, auf dem Hinwege über die alten Stammsitze ihres Geschlechtes und über Weimar, auf dem Rückzuge über Dresden.

Im späten Herbste begab sich der Graf mit seiner Gemahlin auf Bernstorff's Einladung, der indeß durch seine Vermählung mit der Gräfin Auguste Stolberg gedoppelt der Schwager der beiden Brüder geworden war, zum Winteraufenthalte nach Kopenhagen, wo Agnes ihre älteste Tochter gebar.

Friedrich Leopold übernahm eine Landdrostey im Oldenburgischen, doch vor ihrem Antritt eine in vieler Hinsicht interessante Sendung an den russischen Kaiserhof.

Sein darauf folgender, ruhiger, häuslicher Genuß in Neuenburg, den besuchend sein Bruder und dessen Frau und sodann seine geliebte, geistvolle Schwester Catharine theilten, wurde fruchtbar an Erzeugnissen; die Insel mit ihren originellen Idyllen kam dort hervor, so auch andere theils bekannt gewordene, theils nicht in Druck gegebene Geistesfrüchte.

Doch plötzlich aus der Heitre traf ihn der furchtbare Schlag! Nach wenigen Tagen einer unbedeutend scheinenden Krankheit seiner Agnes schlossen sich, — um in seinen Worten zu reden — ohne daß sie die Hippe des Engels gefühlt hatte, seine Himmel auf Erden, ihre Augen!

Sie starb den 15ten November 1788.

Der Bruder eilte sofort aus Holstein zu ihm und führte ihn, nebst den beiden älteren Kindern, mit sich zurück. Doch nur überirdischer Trost vermochte ihn emporzuheben.

Der tief niedergeschlagene Graf verbrachte den durch seine Kälte sich auszeichnenden Winter theils bei seinem Bruder und seiner Schwägerin in Tremsbüttel, theils bei seinen Freunden, dem Grafen Friedrich und der Gräfin Julia Reventlov in Altona.

Eben damals befand sich der dänische Staat in einer dringenden Verlegenheit. Gustav III., Schwedens König, hatte während des Türkenkrieges Rußland angegriffen; dieses verlangte von Dänemark die tractatenmäßige Hülfe und ein dänisches Heer rückte in Schweden ein. Preußen, als Rußlands Bundesgenosse, bedrohte Dänemark mit einem Einfall in Holstein, der bereits erwartet wurde. Dänemarks jetziger König, als herrschender Kronprinz, erbat sich vom Fürst-Bischofe von Lübeck den damals das Amt eines Landdrosten in Oldenburg bekleidenden Grafen, Friedrich Leopold, zum Abgesandten in Berlin, wohin dieser sich sogleich begab. Der politische Sturm legte sich, indessen diese Gesandtschaft dauerte einige Jahre.

In Berlin machte der Graf die Bekanntschaft der Gräfin Sophie von Redern, die, bei ihrer Schwester, der Gemahlin des sardinischen Gesandten, Grafen von Fontana, sich aufhaltend, mit eben so weisem und warmem Eifer, als günstigem Erfolge sich der Erziehung der Töchter des Hauses widmete.

Eine höhere Waltung führte beide zu einander und es wurde ein Bündniß geschlossen, das sich mit jedem Jahre segensvoller offenbarte.

Lange schon hatte Friedrich Leopold nach einer italienischen Reise getrachtet. Er machte sich mit seiner Gemahlin, seinem ältesten Knaben und dessen würdigem Hofmeister, dem jetzigen preußischen Staatsrath Nicolovius, auf den Weg.

Die aus der Feder des Grafen selbst geflossene, sodann in vier Bänden öffentlich erschienene Beschreibung dieser Reise durch einen großen Theil Deutschlands, durch die Schweiz und vorzüglich ganz Italien und Sicilien, ist ein höchst merkwürdiges, von ihm selbst sich errichtetes Denkmal. Ja es möchte schwer zu entscheiden seyn, ob der berühmte Reisende durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner Wissenschaft, durch die Tiefe seiner classischen Kunde, durch seinen feinen Kunstsinn, durch seine dichterischen Darstellungen der großen und schönen Natur, oder durch seinen regen Scharfblick und sein treffendes, so vielfach, besonders auch in politischem Bezug, bewährt erfundenes Urtheil unter der zahlreichen Menge der Reisebeschreiber sich am auffallendsten auszeichne.

Welch eine Fundgrube herrlicher Schätze war solch eine Wanderung für solch einen Mann! Dauernd lebten in ihm seine Erinnerungen. Die Fackel des Aetna erlosch für ihn nicht; er athmete unverweht den balsamischen Duft des calabrischen Thales, und die überall angeknüpften Fäden interessanter und edler Verbindungen verwebten sich bleibend in seine fernere Lebenszeit.

So gewannen augenblicklich er und der Dichter Jacobi, sich in Carlsruhe begegnend, sich auf immer lieb. Wovon als rührendes Denkmal ein, von Jacobi begonnenes, von Friedrich Leopold fortgesetztes Lied zeugt, das mit dem Namen beider Dichter bezeichnet ist.

In Neapel gebar die Gräfin Sophie eine Tochter, jedoch die Eltern hatten den Schmerz, daß die schöne, ihnen so lieb gewordene Insel Ischia das Grab jener ihrer kleinen Sibylle werden mußte.

Unmittelbar vor dem Ausbruche ihrer Todeskrankheit hatte der Vater in dem freudenvollen Genusse, den ihm der Aufenthalt unter diesem unschuldigen, höchst anmuthigen Inselvölkchen gewährte, jene poetischen, an seinen vieljährigen Freund Ebert gerichteten Episteln gedichtet, denen er den Namen Hesperiden beigelegt und in seine Reisebeschreibung aufgenommen hat.

Als unser Reisende nach anderthalb Jahren heimkehrte, trat er die ihm von dem mehrerwähnten Fürst-Bischof des Bisthums Lübeck übertragene Stelle eines Regierungs-, Consistorial- und Kammerpräsidenten in Eutin an.

Dort führte er ein Leben der ruhigen Häuslichkeit und genoß mit väterlicher Freude die Vermehrung und das segenreiche Gedeihen seines aufsprossenden Kinderhäufleins.

Er vollbrachte die Pflichten seines Amtes mit warmem Eifer, indessen an eine emsige Thätigkeit gewöhnt und mit großer Leichtigkeit arbeitend, blieb ihm hinreichende Muße, um sich seinen Lieblingsbeschäftigungen nicht entziehen zu dürfen. Er unternahm eine Uebersetzung der schönsten und erhabensten Gespräche Platons und gab solche in drei Theilen heraus.

Das hohe Verdienst dieser treuen und meisterhaften Uebertragung des griechischen Textes in eine von ihm gehandhabte, gleich treffliche Sprache konnte nicht verkannt werden, indeß es gaben manche der beigefügten, seine Wärme für das Christenthum athmende, Anmerkungen vielen eben dasjenige Aergerniß, welches bereits früher seiner Beantwortung der Götter Griechenlands keinen geringen Unwillen erweckt hatte, und das in der Folge nun vollends seiner Reisebeschreibung, so wie seinen echt vaterländischen Oden aus eben dieser Zeit so mannigfaltige Vorwürfe zuzog, und warum wohl? Nur darum, weil er die Gräuel einer Blut wie Wasser vergießenden, die Gefängnisse anfüllenden, alles Edle entwürdigenden, alles Heilige entweihenden, ja nach dem gänzlichen Umsturze der Religion hinstrebenden, erst den Pöbel, dann die Willkühr des Tyrannen auf den Thron erhebenden Revolution nicht für die Segnungen wahrer Freiheit, nicht für den Hahnenschrei der wiederkehrenden Asträa anzuerkennen vermochte.

Die gemeine Stimme war zwar nicht die allgemeine, jedoch man weiß ja, wie geneigt unser Publicum ist, die unberufenen Entscheidungen der ephemerischen Flugblätter als Orakelsprüche zu verehren. Daß er

Graf, daß er Christ sey, das durfte zum lauten Vorwurf werden.

Im Jahre 1797 machte Friedrich Leopold eine abermalige Gesandtschaftsreise nach Petersburg, zu der sein in fürst-bischöfliche Dienste getretener Freund Nicolovius ihm mitgegeben wurde. Eine heftige Krankheit, die den Grafen dort überfiel und der er wahrscheinlich ohne die weise Sorgfalt des ihm von der Kaiserin Maria selbst zugesandten, trefflichen englischen Arztes Robertson unterlegen wäre, entzog ihm das hohe Interesse, das die Begleitung des kaiserlichen Hofes nach Moskau ihm würde gewährt haben.

Sehr ungern entsagte er jenem Ausfluge in diese ihm unbekannten Gegenden Rußlands und dem Anblicke jener in so vielem Betracht einzigen Stadt, die, vollends bei dem Anlasse einer so feierlichen Krönung, aus dem gesammten Moskowitischen Welttheile, von Riga bis zur chinesischen Mauer, von Astrakan bis nach Kamschatka, die Großen des Reichs und eine unzählbare Menge der Schaulustigen in sich aufnahm und gleichsam die Musterkarte von den Bewohnern Eines Erdkugelviertels dem Auge darbot.

So wie bei seiner ersten Anwesenheit in Petersburg die Kaiserin Catharina ihm das große St. Annenkreuz verliehen hatte, so empfing er nun von dem Kaiser Paul den St. Alexander-Nevskyorden.

Er kehrte zurück und eine Carlsbad-Cur im folgenden Sommer stellte seine Gesundheit völlig wieder her.

Deutschlands herrlichster, durch wahre Geistesblüthe und Geistesfrüchte ruhmvollster Zeitpunkt begann gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts sich zu neigen. Unreine Hauche bliesen westliche Dünste herüber und jene nachbarliche Umwälzung verbreitete bis in das ausgedehnte Geäder, vorzüglich der großen, literarischen Menge, ihren mannigfaltigen Einfluß.

Die Mehrheit der protestantischen Geistlichen in Frankreich hatte sich mit lauter Stimme für die dortigen

Neuerungen erklärt, ja nicht wenige unter ihnen, ohne an den Altären der Göttin Vernunft ein Aergerniß zu nehmen, drängten sich zu thätigen Rüstzeugen hervor.

Das Streben nach Ungebundenheit nahm auch unter ihren Amtsbrüdern in Deutschland und im Norden überhand, sich besonders in den gewagtesten neologischen Deutungen der heiligen Schrift, die nun zu der beliebten Gleichheit mit andern Federgeburten hinabsinken mußte, sowohl in Auslegungswerken, als auf den Kathedern und den Kanzeln ungerügt äußernd.

Je sklavischer solche Kirchendiener dem herrschenden Zeitgeiste fröhnten, desto vermessener blähten sie sich in ihrer sogenannten Freiheit, und von Vielen wurden die von ihnen geleisteten Eidschwüre, unter denen sie sich bei dem Antritt ihres Amtes, je nach den verschiedenen Regierungsverfassungen, verpflichtet hatten, nach den vorgeschriebenen symbolischen Sätzen zu lehren, gewissenlos in den Wind geschlagen.

Das Volk, mit geraderem Sinne begabt und vermissend seine vormaligen Hirten, verschmähte dergleichen Miethlinge und es ist zur Genüge kundbar, wie die Kirchen auf dem Lande und in den Städten eben damals, bis in der Folge eine tröstlichere Morgenröthe zu dämmern begann, an Sonntagen und Festen schier leer standen.

Früh in zarter Jugend waren die Stolberg'schen Geschwister von ihren gottesfürchtigen Eltern mit eifriger Wachsamkeit auf den Pfad des Christenthums geleitet und in ihnen die tiefe Verehrung, ja das rege Bedürfniß des Wortes Gottes, dieser Leuchte auf unserm Wege, erweckt und genährt worden. Liebe und Duldung leiteten indeß jenen Eifer und die reine Frömmigkeit solcher Eltern war fern von derjenigen stumpfsichtigen und engherzigen Intoleranz, die gegen die vom selbsteigenen Systeme buchstäblich abweichenden Zweige einer und derselben christlichen Religion eine ausschließende Grenze befestigt, ja einen Bannstrahl wider sie schleudert. Es wurde vielmehr in diesem edlen Hause, wo echte Aufklärung daheim war, die häusliche Erbauung aus jeder lebendigen Quelle geschöpft; Augustin und Luther, Fenelon und Saurin,

Zinzendorf und der Anglicaner Young waren, ohne irgend einen Unterschied, Glaubensgenossen der Familie.

Die ununterbrochene, auch so in seinen Schriften am Tage liegende religiöse Stimmung Friedrich Leopolds mußte, der Natur der Sache gemäß, durch jenes fast allgemeine Unwesen und die Aergerniß gebende Spaltung in den protestantischen Gemeinden zwischen der kleineren Anzahl, die den alt-apostolischen Lehrsätzen treu blieb, und jener größeren, die der neu erhobenen Fahne folgte, auf das empfindlichste gekränkt werden. Ja es mag wohl hier der Hauptanlaß zu suchen seyn, der ihn bewog, die ernste Prüfung einer Kirche zu unternehmen, deren wesentliche Grundbeschaffenheit jede Abweichung von ihrem ursprünglichen, mithin durch seine Beharrlichkeit unabänderlichen System ausschließt.

Ihm, von dem man weiß, daß er sich zu seiner italienischen Reise anderthalb Jahre sorgfältig vorbereitet, in Bezug namentlich auf sie alle griechische und römische Classiker wiedergelesen und sich die Sprache, so wie die Literatur Welschlands aufs neue zu eigen gemacht habe, ihm dürfen wir wohl zutrauen, daß er zu jener wichtigen Prüfung alle seine Kräfte des Fleißes, der Wissenschaft, des Eifers und der Beurtheilung aufzubieten und in Thätigkeit zu setzen beflissen gewesen sey.

Nach ernstem Kampfe und unter mannigfaltigen Aufopferungen vollbrachte er im Jahre 1800 seinen merkwürdigen Eintritt in die römisch-katholische Kirche — — —

Er befolgte als ein wahrhaftig freier, von allen kleinlichen Rücksichten unbefangener Mann den Ausspruch seiner Ueberzeugung, seines Gewissens in einer Sache, lediglich zwischen ihm und Gott.

So viel ist indeß eben so unleugbar, daß er sich dadurch unendlich viel weniger von demjenigen, auf die Augsburgische Confession sich gründenden, von ihm in seiner Jugend bei seiner kirchlichen Einsegnung abgelegten Glaubensbekenntnisse entfernt habe, als es namentlich eben von denjenigen geschehen ist, die mit der intolerantesten Bitterkeit wider jene seine Annahme eines andern Ritus

zu Felde gezogen sind, und die längst vorher dem echten und wahren Glauben Luthers und dessen wesentlichsten Lehrsätzen ein Lebewohl zugerufen hatten.

Der Graf legte sein Präsidentenamt nieder und verließ, nicht ohne tief empfundene Wehmuth, die Nachbarschaft seiner Geschwister und seiner nicht wenig zahlreichen Freunde, die insgesammt, sowohl jene als diese, zwar seine Entfernung beseufzten, jedoch weit entfernt waren, selbst in ihrem Schmerze sich einer einseitigen Verkennung seines Entschlusses, ja nur eines tadelnden Vorwurfs schuldig zu machen. Kein einziges festes, inniges, zartes Verhältniß vermochte dadurch lockerer, geschweige denn gelöset zu werden.

Die Stadt Münster war es, die er sich, wenigstens vors erste, zum Wohnsitze auserfahe; sie war der Aufenthaltsort seines Freundes, des ehrwürdigen Fürstenberg, jenes vieljährigen Pflegers des Hochstifts, den König Friedrich nach Würden zu schätzen wußte, der Fürstin Gallizin, jener wegen ihres hohen Geistes, ihres edlen, in Wohlthaten aller Art Freude findenden Herzens, ausgezeichneten Frau, verehrte Freundin Hemsterhuys, Hamann, Jacobi, und die den Grafen zweimal in Eutin besucht hatte.

Auch war es der Wohnort der Gebrüder Droste, die bereits in Sicilien und Calabrien als angenehme Reisegefährten sich seiner Gesellschaft angeschlossen hatten; deren einer in der Folge durch ein freimüthiges und kraftvolles, unter 95 Bischöfen im Pariser Concilium von ihm gesprochenes Wort den schlauen Plan des corsischen Usurpators dergestalt niederschlug, daß dieser geschreckt, ohne sich rächen zu dürfen, alsobald die Versammlung aufzulösen, für rathsam hielt.

Durch dieses vielfache Freundschaftsband angezogen, ließ sich der Graf mit seiner zahlreichen Familie dort nieder.

Die Lenz-, Sommer- und Herbst-Monate brachte er indeß nicht in der Stadt, sondern auf einem, dem ältesten

jener Brüder, dem Erbdrosten, gehörenden, ihm überlassenen nahe gelegenen Landhause zu.

Die Entäußerung aller Amtsgeschäfte gewährte ihm eine sehr willkommene Muße, auch war ihm nach vollbrachter sorgsamer, von dem emsigen Studium der heiligen und kirchengeschichtlichen Schriften geleiteter Prüfung, auch nun nach seinem, durch Ueberzeugung und Gewissen gefaßten Entschlusse eine Gemüthsruhe geworden, die seine Kräfte und seinen von früher Jugend an nie unterbrochenen Fleiß mit einer erneuerten Freudigkeit beseelte, und in ihm den Plan eines großen, wichtigen, ihm warm am Herzen liegenden Werkes entstehen, sich ausbilden, und zur Reife gedeihen ließ.

Selbst diejenigen, die seiner Geschichte der Religion Jesu Christi wegen ihres tief ernsten Inhalts und treuen Beobachtung der altbiblischen Lehre keinen Geschmack abzugewinnen vermögen, müssen dennoch diesem großen, von Beginn des ersten, bis zu Ende des funfzehnten Bandes in einem Sinne und gleich zweckmäßig fortschreitenden Werke, in dem der erhabene Geist des Verfassers mit evangelischer Frömmigkeit athmet, und in dem die wissenschaftlichen Schätze seiner eben so ausgebreiteten als tiefen Kunde, sowohl des eigenthümlichen Gegenstandes, als auch der gesammten, hierher gehörenden, alten und neuen Literatur, vor Augen liegen, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die freie und genialische Arbeitsweise, die Friedrich Leopold gleichwohl mit treuem, ihm zur Natur gewordenen Fleiße zu verbinden wußte, bewog ihn oft zu Unterbrechungen und Uebergängen hin, zu Gegenständen anderer Art.

Er übersetzte zwei Schriften Augustins, die eine von der wahren Religion, die andere von den Sitten der christlichen Kirche, und in der Folge ein kleines italienisches Gespräch der heiligen Catharina von Siena, über die höchste Vollkommenheit.

So auch vollbrachte er das Meisterwerk einer poetischen Uebersetzung von den sämmtlichen, uns durch Macpherson bekannt gewordenen Gedichten Ossians, solche in einer von Herzlichkeit überfließenden Zueignung seinem Bruder widmend.

Diese mannigfaltigen und emsigen Arbeiten benahmen ihm indessen nicht dergestalt die Zeit, daß ihm nicht zu dem ihm unentbehrlichen Genusse seiner höchstglücklichen Häuslichkeit, so wie zum Umgange mit Freunden, reichliche Muße übriggeblieben wäre.

Gemeinsames Lesen mit Frau und Kindern, sowohl erbaulichen als sonst herzerhebenden Inhalts, Besichtigung seiner Pflanzen und Blumen, Familien-Spaziergänge, Ausreiten mit den Söhnen, womit er zugleich Unterweisung in der ihm von Jugend an geläufigen ritterlichen Pferdeführung verband, das waren nur selten ausgesetzte Tagewerke.

Ingleichen die bestimmten Unterrichtsstunden, die er seinen sich folgenden Söhnen, je nach Maßgabe ihres Heranwuchses, regelmäßig tagtäglich im Griechischen, auch wohl Lateinischen, in einer Reihe von zwanzig Jahren mit der heitersten Freudigkeit zu ertheilen wußte.

Hierzu kam sein Briefwechsel. Dieser, so treu und so warm, wie er von ihm mit seinen abwesenden Kindern, mit seinen Schwestern, ja oftmals posttäglich mit seinem Bruder, mit so zahlreichen Freunden und Freundinnen, auch sich an ihn wendenden Bekannten und Unbekannten geführt wurde, wäre allein ein nicht zu vollbringendes Werk der meisten, auch der Feder wohl kundigen Männer gewesen.

Stark war überdies der Zudrang der Besuchenden, die aus seiner Quelle zu schöpfen, an seinem Feuer sich zu erwärmen, ja auch wohl ihre Neugierde zu befriedigen trachteten.

Unser Graf machte während seines westphälischen Aufenthalts verschiedene Reisen, von seiner Gemahlin und einigen seiner Kinder begleitet, nach Wernigerode, nach Carlsbad, und später nach Peterswaldau zu seiner ältesten Tochter und den ehrwürdigen Eltern seines geliebten Eidams, die sich in der unseligen Usurpationszeit auf ihre schlesischen Güter zurückgezogen hatten.

Zwei Sommer, in den Jahren 1807 und 1816, brachte er mit seiner Gemahlin und seinen jüngeren Töch-

tern bei seinem Bruder, seinen Schwestern und seinen Freunden in Holstein zu, so wie gleichfalls auch diese insgesammt ihn sowohl in Münster als auch in Tatenhausen, einem von ihm einige Jahre bewohnten gräflich Korff-Schmiesing'schen Landsitze, besucht haben, ja namentlich sein Bruder viermal, er und dessen Gemahlin, sie, von der Friedrich Leopold noch wenige Tage vor seiner Todeskrankheit äußerte: „daß diese edle hochgesinnte Frau ihm schwesterliche Freundin gewesen, ehe sie seine Schwester geworden sey.“

Die von ihm in seinem großen Werke stets gleichzeitig mit einander fortgesponnenen Fäden der Religions- und der Weltgeschichte führten ihn allmählig in das weite Gebiet einer ihm besonders auch durch mannigfaltige Ausflüge sehr werth gewordenen Kunde. Die leuchtenden Sterne, oft in trüben Zeiten, ergriffen ihn, und es fiel auf den großen Alfred die Wahl seiner biographischen Darstellung.

Ein historisches Erzeugniß, das wohl kein Unbefangener ohne Bewunderung des Helden ja auch seines Herolds, aus den Händen legen wird.

Die Ader der Vaterlandsliebe schlug unserm Grafen für den edlen deutsch-sächsischen König. Er schrieb auf das Titelblatt seines Büchleins, dem schönen Bilde Alfreds gegenüber:

Der Mann gehöret uns an
Buch Ruth II, 20.

Ja es sollte dieser Sinnspruch dadurch noch um so mehr zum allgemeinen vaterländischen Herzenserguß werden, indem Friedrich Leodold wohlbedächtig verschwieg, wie viel eigenthümlicher ihm persönlich der große Alfred angehöre.

Er verwarf damals die Aufnahme einer, von vertrauter Hand ihm übersandten, genealogischen Tafel, die durch eine, selbst auf mannigfaltige Weise geführte, Geschlechtsfolge Alfred und Carl, die Großen, als Ahnherrn seines Stammes urkundlich darstellte; sich enthaltend, zu

selbsteigenem Schmuck eine gemeinsame Blume zu pflücken, die indessen Haller in seinem allegorischen Alfred dem auf gleiche Weise durch Heinrich den Löwen von dem großen Angelsachsen abstammenden, auf seinem Throne herrschenden, edlen guelfischen Königshause als Ehrenstrauß zu überreichen nicht unterlassen hat. Gleichwohl durfte hämischer Vorwurf unserm über jeden Stolz erhabenen Stolberg sein eben so edles als bescheidenes homerisches Heroengefühl verargen:

Ταύτης τοι γενεῆς τε καὶ αἵματος εὔχομαι εἶναι.

Solches Geschlechtes und Blutes zu seyn, deß rühm' ich vor dir mich.

Iliad. VI, 211.

In der nächsten Unterbrechung seiner großen Arbeit schrieb er die Lebensgeschichte eines Mannes, dessen frommer, weiser und rastloser Eifer eben in den Zeiten der Noth und des Jammers während der bürgerlichen und Religionskriege in Frankreich ein auserkohrnes Werkzeug der göttlichen Erbarmung, und besonders durch seinen allgemeinen, segensvollen Einfluß im weitesten Sinne ein Wohlthäter seines Vaterlandes war.

Vincentius von Paulus hatte sich früh dem Unterricht der Jugend gewidmet und bald wurden ihm Kinder bedeutender Eltern anvertraut. In der Folge unternahm er als Aufseher geistlicher Stiftungen mannigfaltige Reisen, wodurch ihm die Drangsale, aber auch viele der Edelgesinnten in den verschiedenen Theilen des Königreichs bekannt wurden.

Sein thätiger und zweckmäßiger Eifer bewirkte überall eine mildere Verpflegung der Kriegsgefangenen, die aller Bitterkeit der entgegengesetzten Volks-Factionen ausgesetzt waren, Anlegung besser eingerichteter Lazarethe und Hospitäler, Menschlichkeit in den Gefängnissen und in der bisher grauenvollen Behandlung der Galeerensklaven.

Er war der Stifter jener barmherzigen Schwestern, die seitdem in Krankenanstalten und in den Hütten des Elends als Engel des Trostes und der Heilung erscheinen, und deren in der Revolutionswuth vertilgte fromme Schwe-

sterschaften, selbst noch in den Zeiten der Pöbel- und Usurpations-Tyrannei, als vollkommen unentbehrlich wieder eingesetzt werden mußten.

Gleichfalls kam durch seinen wirksamen Einfluß eine Matronengesellschaft zu Stande, die in Paris zu Verbesserung des großen, aber entarteten Hospitals, Hôtel Dieu, beginnend, bald zu einem allgemeinen, sich durch alle Provinzen verbreitenden Frauenverein gedieh, dessen Beruf die Linderung der Leidenden war, durch den unglaubliche Summen der Almosen eingingen und zu dem edelsten Gebrauch verwendet wurden. Eine Schwesterschaft, die sich stets erhalten hat, und die wir auch als Vorbild jener Frauenvereine verehren müssen, die in unsern Tagen eine so ergiebige Quelle des Segens für unser Vaterland geworden sind.

Auch in dieser Schrift läuft der geschichtliche Faden den merkwürdigen Zeitraum der Regierungen Heinrichs IV., Ludwigs XIII., der Regentschaft der Königin Anna und der ersten Herrscherjahre Ludwigs XIV. auf eine das lebhafteste Interesse gewährende Weise ununterbrochen hindurch.

Unstreitig wird keinem Leser der Religionsgeschichte entgangen seyn, welche Schätze wissenschaftlicher Kunde aller Art dieses Werk enthalte und welcher Aufwand von Fleiß und Arbeit zu ihrer Sammlung erforderlich gewesen sey.

Das herannahende zehnte Stufenjahr des Verfassers führte indeß, der Natur gemäß, Verminderung der Kräfte mit sich; längere Anstrengung wurde ihm schwer, besonders versagten ihm zum Nachschlagen in Werken von verschiedenem, oft angreifendem Druck, vornehmlich bei der Morgen- und Abendlampe, seine Augen ihren gewohnten Dienst.

Er beschloß daher, zwar nicht seine schriftstellerische Laufbahn zu beendigen, jedoch den bereits erschienenen funfzehnten Theil jenes großen Werkes den letzten seyn zu lassen, mithin seine Geschichte der Religion Jesu Christi bei der beginnenden allgemeinen Kirchenversammlung zu Ephesus im Jahre 430, und mit dem in eben diesem

Jahre erfolgten Tode des Kirchenvaters Augustinus zu beschließen.

Unser Graf hatte bereits vor zwanzig Jahren ein kleines geistvolles Gespräch: „die Sinne," und vor zehn Jahren eine kleine Abhandlung: „über unsere Sprache," in periodischen Blättern erscheinen lassen, zu diesen fügte er ein neues, ihm warm aus dem Herzen fließendes Werkchen hinzu: „über den Zeitgeist," und gab im Jahre 1818 diese drei kleinen Schriften vereint heraus.

Von Alters her bis zu unsern Tagen zeigen sich unter allen hervorragenden Völkern einzelne leuchtende Zeitpunkte, in denen ein Gestirn von großen Männern erscheint, die den Segen einer solchen günstigen Stunde zum allgemeinen und bleibenden Heile zu befördern streben und der Zeit ihr Siegel aufdrücken.

Doch auch Zeiten des Verfalls und des Frevels dunkeln, in denen zwar nicht mehr von himmelstürmenden Titanen, jedoch von gigantisch pygmäischer Zwitterbrut wider Tugend, Sitte und Recht, wider alles, was ehrwürdig und heilig ist, zu Felde gezogen wird.

Seitdem sich dem giftigen Hauche des eintretenden eisernen Alters nicht fügend, die Sternen-Jungfrau unsere entartete Erde verließ, fanden die Heroen aller Jahrhunderte ihren Beruf und ihren Ruhm in der Bekämpfung des Einflusses verderblicher Zeiten.

O Tempora! O Mores! rufte der große Tullius aus, als er siegreich rang mit dem damaligen zerstörenden Zeit-Dämon, den *) ein trefflicher römischer Geschichtschreiber eine pestilenzialische Contagion nennt, deren von Anhauch Angesteckte er mit so meisterhaften Zügen schildert, daß wir darin den treffenden Abriß der von einem ähnlichen Zeithauche angeweheten, von einem ähnlichen Irrgeiste berauchten Vortänzer so mannigfaltiger Scenen unsers letzten Drittel-Jahrhunderts nicht verkennen können.

*) Sallustius de Conjuratione Catilinae.

Es war indessen unserer Epoche vorbehalten, nicht allein mit Kälte und Tadel die edlen Bekämpfer eines solchen Zeithauches zu lohnen, sondern sogar die fröhnenden Wetterhähne desselben, die knechtischen Bewunderer aller Dunstgeburten des Zeitgeistes, als höhere Wesen, als erleuchtete Weltweisen, ja als mit jenem Dämon Hand in Hand fortschreitende Väter des Vaterlandes zu verehren.

Von Ansichten und Grundsätzen dieser Art ausgehend, beleuchtet der Verfasser unsern gegenwärtigen Zeitgeist und dessen Einfluß. Kein Wunder also, daß diese inhaltreiche, reingediegene kleine Schrift des Beifalls der Flugblätter und ihrer Nachbeter nicht gewürdigt wurde.

Eben dieses Jahr war reich an Freuden für unsern Grafen. Seine älteste Tochter und deren Gemahl, sein geliebter Ferdinand Stolberg, besuchten ihn, ein Häuflein von acht Kindern dem Großvater zuführend. Die Gemählin seines zweiten Sohnes gebar ihm einen Enkel, und auch segnete er den Verlobungsbund des mit seiner Braut anwesenden ältesten Sohnes, des Reigenführers von elf Brüdern, deren vier für das Vaterland gefochten hatten, wovon der eine des Heldentodes gestorben war, und die insgesammt, die Lebenden und die Vorangegangenen, so wie gleichfalls seine sieben Töchter — aus denen die eine, so wie nach uralter, uns von Friedrich Leopold erzählter Sage *) eine der Tauben des Siebengestirns (πελειάδες), verschwindend tiefer in den Himmel eingedrungen war — der Vater für einen ihm gewordenen hohen Segen mit dankbarer Rührung anerkannte.

Auch der Bruder und die älteste Schwester vermehrten jenen glücklichen Familienkreis, dem eine schonende Verhüllung der nahen Zukunft es verbarg, daß dieses ein letztes Wiedersehen, und er, um den sich alle versammelten, der zuerst sie Verlassende sey.

Bald nachdem diese und andere ihn besuchende, sehr geliebte holsteinische Freunde ihn verlassen hatten, wurde

*) Religionsgeschichte Theil I. Beilage 3. Seite 412.

er von der Gefahr eines höchst schmerzhaften, nicht zu berechnenden Unfalls bedroht.

Es hatte sich allmählig eine kleine Verhärtung unmittelbar unter dem linken Auge gebildet, die um sich zu greifen und reizbar zu werden begann. Die Aerzte fanden in ihrer Besorgniß eine, jedoch nur der trefflichsten Hand anzuvertrauende, chirurgische Behandlung nothwendig, und die Gemahlin des Grafen lud alsobald den berühmten Herrn Hofrath Langenbeck in Göttingen hierzu ein. Er kam sogleich, und da auch er erklärte, daß die Gefahr nur durch eine, obgleich an höchst bedenklicher Stelle vorzunehmende, Operation abzuwenden sey; so entschloß er sich dazu und verrichtete solche mit einer Sicherheit, Behendigkeit, und man möchte sagen mit einer Andacht, die ihm die dankbare Verehrung des Duldenden erwarben, so wie dessen ruhige Ausdauer, ja freundliche Gelassenheit dem die Qual jener schmerzvollen Viertelstunde tief empfindenden großen Aesculapischen Meister hohe Bewunderung einflößte.

Der Erfolg war vollkommen erwünscht. Nach wenigen Tagen scherzte der Graf mit verbundenen Augen über das Diadem, das ihn, nach dem französischen Sprichworte: Au royaume des Aveugles le borgne est roi, zum Könige mache.

Die Beendigung der Religionsgeschichte ward indeß dem Manne, der sie mit so warmem Eifer geschrieben hatte, auf keine Weise zum Anlasse, sich ferner ähnlichen, sein ganzes Wesen belebenden Gegenständen der Beschäftigung zu entziehen. Er begann alsobald einzelne Aufsätze, deren erste Sammlung unter dem Titel: Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift, unmittelbar nach dem Tode des Verfassers herausgekommen ist, und von einem unvollendeten zweiten Theile gefolgt werden wird.

Seiner gewohnten Sitte gemäß, überließ er sich jetzt bei seinen Arbeiten der Anforderung und der Leitung seines Triebes.

Bereits dreißig Jahre vor seinem Ende hatte er sich zu seiner Grabschrift gewählt den Spruch:

> Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Diese göttliche Liebe, ihre Stimme an unser Herz: Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet, und ihr Gebot: Du sollt deinen Nächsten lieben wie dich selbst — — Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen — — dieser gesammte Inbegriff der göttlichen Liebe war längst in Friedrich Leopold das wahre Leben seines Geistes und seines Herzens gewesen. In seinem letzten Lebensjahre strömten ihm über diesen Gegenstand mit einer solchen Fülle die Gedanken und die Empfindungen zu, daß er dem Drange folgte, solche in das Büchlein zu fassen, dem er selbst den Namen eines Büchleins der Liebe gab, und von dem sich wohl sagen lässet, daß jedes Blättchen desselben mit dem Griffel heiliger und inbrünstiger Liebe geschrieben sey.

Einige Monate des Nachsommers und Herbstes im Jahre 1819 brachte der Graf bei seinem Sohne Andreas auf dem dessen Gemahlin gehörenden, vorzüglich schönen gräflich Brabeckschen Landsitze Söder zu. Dort vollendete er jenes Büchlein, und beschloß es mit einem, in heiliger Inbrunst und wahrhaft prophetischer Entzückung gedichteten Schwanengesange.

In voller Kraft seiner, durch eine freiere Muße, der er sich bei solchen Besuchen zu überlassen pflegte, und durch die Freude an seinen, dort in höchstbeglückter Ehe lebenden Kindern gestärkten Gesundheit kehrte er heim nach Sondermühlen, einem von ihm seit einigen Jahren bewohnten osnabrückischen Domänengute, wo er von der Nachbarschaft seiner, mit dem Grafen Korff-Schmiesing von Kerssenbroock vermählten, geliebten Tochter Julia dazu bewogen, seinen ihm besonders deßhalb angenehmen Aufenthalt genommen hatte.

Die begeisternde Eingebung seines Schwanengesanges war indessen nicht Täuschung gewesen. Nur wenige Wo-

chen nach seiner Rückkunft überfiel ihn, ohne vorhergegangene Andeutung, am 28. November ein starker, stärkerwerdender Magenschmerz, dem bald ein gleich anfangs Linderung versprechendes, allein durch stetes Anhalten bedenklicher werdendes Erbrechen folgte.

Die Schmerzen nahmen zu, die sogleich gehemmten Verrichtungen der Natur ließen sich nicht herstellen und es traten oftmal sehr leidenvolle Beklemmungen ein.

Er empfand bald, seine Auflösung sey nahe.

Die heiterste Ruhe verließ ihn nicht. Seine Gemahlin und anwesenden Kinder waren der Gegenstand seiner innigsten, sich auf die zärtlichste Weise äußernden Liebe, so wie auch die Zeugen seines schon auf Erden beginnenden himmlischen Lebens.

Er deutete selbst diejenigen Stellen der heiligen Schrift und aus Klopstocks Liedern an, die seine Kinder ihm vorlesen sollten, und sagte solche oftmal auswendig her.

Nur einige Stunden vor seinem Heimgange nahm er einen feierlichen Abschied von allen, um sein Bette versammelten Seinigen, wobei er die merkwürdigen Worte sprach:

„Sollte eins meiner Kinder oder meiner Verwandten etwa glauben, daß irgend jemand sich an mir versündiget, oder mich beleidiget hätte, so beschwör' ich ihn, es nicht zu rügen, sondern angelegentlich für den zu beten, von dem er dies glauben möchte.“

Er segnete darauf seine Kinder und Enkel und trug seiner Gemahlin seine Abschiedsgrüße an seine Verwandte und Freunde auf.

Gegen Abend rufte er mit ungeschwächter Stimme: „Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich mein!“ und dann sagte er mit freudiger Inbrunst: „Ja er hat sich schon mein erbarmet! Durch seine überschwengliche Barmherzigkeit ist mir erschienen der Aufgang aus der Höhe!“

Bald darauf fragte er seinen Arzt, den würdigen Doctor La Pair: „Wird's wohl morgen mit mir enden?“ Dieser antwortete: „Bei Ihrem lebendigen Glauben und inbrünstigen Verlangen nach Gott darf ich Ihnen wohl sagen, es wird nicht Mitternacht für Sie.“

„Gottlob!“ erwiederte er, die beiden Hände des Arztes mit Kraft drückend, „Dank! Dank! recht herzlich dank' ich Ihnen! — Gelobet sey Jesus Christus!“

Mit diesen Worten sank sein Haupt, und nach wenigen leisen Athemzügen war er hinüber gegangen zu seinem Vater und zu unserm Vater, zu seinem Gott und zu unserm Gott.

Er starb den 5. December 1819 im Laufe seines siebenzigsten Jahres.

William George Browne

von

H — r.

William George Browne *).

Die Reisen dieses verdienten Mannes in Egypten und Syrien sind zwar schon längst bekannt (die deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen erschien Leipzig und Gera bei Heinsius 1800, in gr. 8. mit Kupfern und Karten), aber von seinem Leben hat man erst kürzlich etwas Zuverlässiges erfahren. Daß er ein vorzüglicher Mann war, ist anerkannt. Niemand hatte mehr Befugniß, darüber zu urtheilen, als der edle Burckhardt, den die Geschichte immer zu den Reisenden vom ersten Range zählen wird. Dieser sagt in seinen Travels p. 349: „Browne's ungewöhnliche Naturgaben und Beharrlichkeit findet man selten in Einer Person vereinigt. Nie werde ich seine Freundschaft für mich vergessen; ich bin es größtentheils seinem vortrefflichen Rathe schuldig, daß ich so viele Reisen glücklich zurückgelegt habe."

Er war der Sohn eines wohlhabenden Weinhändlers in London, der von einer alten Familie dieses Namens in Cumberland herstammte; und wurde im elterlichen Hause in Great Tower Hill den 25sten Julius 1768 geboren. Sein schwächlicher Körper in den früheren Jugendjahren machte der zärtlichen Mutter beständigen Kum-

*) Frei aus den Travels in various countries of the East, by Rob. Walpole. London 1820.

mer. Den vorbereitenden Unterricht erhielt er blos zu Hause, größtentheils von Whally, einem Geistlichen, dessen Scharfsinn und Gelehrsamkeit noch jetzt in bestem Andenken sind, und welcher sich besonders durch eine Ausgabe Benj. Jonson's, mit Anmerkungen, in 7 Bänden, bekannt machte *). Browne rühmte oft, daß er ihm viel zu danken habe. Im siebzehnten Jahre schickte man ihn auf die Universität Oxford in das Oriel-Collegium. Dies genoß damals noch nicht den großen Ruf, welchen es in der Folge erlangt hat; auch pflegte Browne in späteren Jahren oft zu klagen, daß, ungeachtet er bei seiner Ankunft in Oxford eine entschiedene Neigung zu den Wissenschaften empfunden, und vor Lernbegierde gebrannt, er doch nur wenig Vorschub und Aufmunterung erhalten habe. Er entwarf sich also selbst einen Plan zum Studiren und las regelmäßig alle griechische und lateinische Geschichtschreiber durch. In der Mathematik machte er auch einige Fortschritte, und sah sich nebenbei in allen Feldern des menschlichen Wissens um. Es war ihm Ernst, und er pflegte damals nicht weniger als zwölf bis funfzehn Stunden des Tages den Studien zu widmen, wobei seine Gesundheit nicht wenig litt.

Nach den gewöhnlichen Universitätsjahren war es nöthig, an eine bestimmte Lebensart zu denken. Sein ernsthaftes Wesen, verbunden mit einer echten Liebe zur Gelehrsamkeit und der wachsende Hang zu den stillen Freuden der Studirstube richteten natürlich seinen Blick auf den geistlichen Stand, welcher in England überflüssige Muße besitzt; auch war diese Bestimmung immer der Wunsch seiner Eltern und Verwandten gewesen. Aber es lag in ihm ein bis jetzt noch nicht laut gewordener Unternehmungsgeist, ein im Stillen wachsender Trieb zum Kampfe mit Gefahren und beschwerlichen Abenteuern, und der geheime Wunsch, sich in einen thätigen Wirkungskreis zu werfen; deßwegen dachte er wirklich manchmal daran, seinen Durst nach Thätigkeit im Kriegsdienste zu stillen. Aber reifere Ueberlegung zeigte ihm bald, wie

*) Das Vollständigste über ihn und seine Schriften findet man in Nichols's Lit. Anecd. of the 18. Cent. und im Gentleman's Magazine, Band 61.

wenig rathsam es sey, sich einer Lebensart zu widmen, die ihm in andern Hinsichten gar nicht zusagte, und eben so sehr seinem Charakter, als dem häufigen Umgange mit sich selbst unter seinen Büchern widerstrebte. Die Berufe eines Rechtsgelehrten und eines Arztes blieben ihm noch übrig; er wählte den ersteren, miethete sich eine Wohnung im „Temple," studirte einige Zeit die Rechte und fand sich nebst andern der Rechte beflissenen Jünglingen bei den öffentlichen Verhandlungen und Entscheidungen der Rechtsstreite in den Gerichten der Westminster-Halle ein. Aber auch hierbei folgte er mehr dem Rathe der Klugheit als den Eingebungen seines Genius, den bloß die Umstände im Zaume hielten. Der Tod seines Vaters machte auf Einmal ihn zum unumschränkten Herrn seiner Handlungen und übergab ihm, was man in England ein mäßiges, aber anderwärts ein sehr artiges Vermögen nennt. An Amt und bürgerlichen Beruf konnte nun ein solcher Geist nicht mehr denken, doch auch nicht an sinnlosen, die menschliche Würde erniedrigenden Genuß des Weltlings. Wer in seinen schönsten Jahren, wie Browne, die Reize und Beruhigung der Wissenschaften kennen lernt, bei dem werden sie allmählig zur Leidenschaft, zum Geschäft des Lebens.

Ohne alle Hinsicht auf öffentliche Zwecke (aber sicherlich, obwohl selten mit Bewußtseyn, von der gewaltigen Triebfeder, seinen noch tief in der Seele schlafenden Plan auszuführen, angespornt) brütete er immerfort über den Büchern, flog wie die Biene von einer Blume zur andern, lernte neuere Sprachen, bildete sein Kunstgefühl und, was ihm auf den nachherigen Reisen so viel nützte, erwarb sich eine hinlängliche Kenntniß der Botanik, Chemie und Mineralogie. Mitten unter diesen Bemühungen sah er die französische Revolution ausbrechen. Unter dem brittischen Volke, wo Politik die Stelle der Circenses vertritt, war damals vielleicht kein unterrichteter Jüngling, der von dieser Umkehr sich nicht die Erscheinung einer schöneren Zeit versprochen hätte. Auch Browne, der, wie die meisten seiner gebildeten Landsleute, aus den alten Griechen und Römern einen Eifer für bürgerliche Freiheit eingesogen hatte, erwartete ein glücklicheres Weltalter. Er ließ auf alle seine Ringe und Petschafte den Denkspruch des gelehrten Selden, περὶ παντὸς ἐλευθερίαν, ein-

graben. Indeß änderten sich die Sachen bald, das Gleichheitssystem paßte nicht für die Franzosen und Viele, in ihren überspannten Erwartungen getäuscht, wandten sich auf die entgegengesetzte Seite. Browne stimmte mehr mit sich selbst überein; er verwarf nur das Unhaltbare und Uebertriebene, blieb aber sein ganzes Leben hindurch ein Freund der vernünftigen Freiheit. Für diese erklärte er sich in einigen politischen Flugschriften, welche er mit kurzen Vorreden herausgab. In derselben Absicht ließ er einige Abschnitte aus Buchanan's vortrefflicher Abhandlung de jure regni apud Scotos wieder auflegen; und um die Welt zu überzeugen, daß gute Köpfe zu verschiedenen Zeiten über die Regierung der Völker ziemlich einerlei Meinung gehegt hätten, wollte er die besten Abhandlungen, welche seit Wiederherstellung der Gelehrsamkeit über diesen Gegenstand erschienen wären, mit Einleitungen und Anmerkungen herausgeben; aber ein Reisewerk, das damals in England und in ganz Europa großes Aufsehen machte, ergriff auf einmal seine Einbildungskraft so heftig, daß er alles andere darüber vergaß.

Von der frühesten Jugend an hatte er gewünscht, sich als Entdecker unbekannter oder wenig besuchter Länder auszuzeichnen. Um diese Lieblingsidee ins Werk zu richten, fiel er auf manche zum Theil abenteuerliche Entwürfe. Unter andern wollte er ganz Griechenland, den Archipel und Kleinasien bereisen und die Nachrichten der Alten dadurch erläutern, wie mehrere seiner gelehrten Landsleute in den folgenden zwanzig Jahren thaten. Er gab diesen Plan von selbst auf, weil er besorgte, seine Kenntniß der griechischen Sprache und Literatur sey weder so gründlich, noch so ausgebreitet, als daß er den gewünschten Erfolg von der Ausführung eines solchen Unternehmens erwarten könnte. Dies hinderte ihn jedoch nicht, die begünstigte Idee zu pflegen und zu bearbeiten, wozu er beständig Anlaß erhielt bei Lesung der Reisebeschreibungen, welchen er seit den ersten Jahren einen guten Theil seiner Muße geschenkt hatte. Als nun Jac. Bruce's Reisen in das Innere von Afrika nach Abyssinien an die Quellen des Nils erschienen, und beinahe eben so viel Aufmerksamkeit erregten, wie Cooks Umseglung der Erde und Entdeckungen, bestimmte ihn dies, mit der Vollstreckung seines längst von allen Seiten betrachteten

Plans nicht mehr zu zaudern. Der Inhalt und die Darstellung dieses merkwürdigen und überaus anziehenden Werkes entzündete seine Neugier und belebte seinen Eifer; er fühlte sich gedrungen, denselben Reiselauf zu verfolgen, mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen und eben so siegreich zurückzukehren. Er las auch um dieselbe Zeit und mit eben dem Wohlgefallen den damals vor kurzem herausgegebenen ersten Band der Verhandlungen des afrikanischen Vereins, ein Buch, welches eine Menge neuer und interessanter Ansichten des ungeheuern Festlandes von Afrika darbietet, und dem Unternehmungsgeiste ein unbegrenztes Feld zu geographischen Entdeckungen öffnet.

Diese beiden Schriften wurden die Veranlassung zu Browne's erster Reise und bewogen ihn, wo möglich, in das Innere von Afrika zu dringen. Wie er im Allgemeinen für eine solche Unternehmung geeignet war, läßt sich uns dem Vorhergesagten schließen; seine körperliche Tüchtigkeit dazu aber und seine Gemüthsbeschaffenheit schildert er selbst in einem noch vorhandenen Aufsatze so:

„Ich hatte mich selbst geprüft und glaubte daher, daß ich die zu meiner Reise nöthigen Erfordernisse besäße. Ich hatte zwar keine starke, aber doch eine gute Natur, die mich in den Stand setzte, Beschwerlichkeiten und schnelle Uebergänge zu dulden; ich konnte fest bei einem Zwecke beharren, und mir war es ziemlich gleichgültig, wie es mit meiner Bequemlichkeit und Nahrung stand; dabei hatte ich mich mit einem großen Grade von Geduld bewaffnet und murrte nicht, wenn es wider meine Erwartung ging und meine Hoffnungen mich täuschten."

Sobald er sich entschlossen hatte, durch Egypten ins Innere von Afrika zu gelangen, ging er aus England zu Ende 1791 ab und traf ein in Alexandrien zu Anfang des folgenden Januars. Ein beinahe zweimonatlicher Aufenthalt in dieser Stadt war hinreichend, ihn mit dem bekannt zu machen, was er dort für merkwürdig hielt. Er trat dann seine Reise westwärts an, um die noch unbekannte Stelle zu entdecken, wo der Tempel des Jupiter Ammon stand. In dieser Absicht machte er einen ziemlichen Umweg und begab sich längs der Seeküste in die Oasis von Siwah, wo seine Aufmerksamkeit auf die Ueber-

reste eines wundersamen sehr alten Gebäudes egyptischer Bauart hingezogen wurde. Da es in Hinsicht dieser Ruinen keine Ueberlieferung gab, so hatte ein Entdecker weiten Spielraum zum Rathen. Wenig Reisende in Browne's Lage würden Anstand genommen haben, zuversichtlich zu glauben, daß sie den gesuchten Ort ausfündig gemacht hätten: er gab also einen unleugbaren Beweis seiner großen Aufrichtigkeit und der ruhigen unbefangenen Beurtheilung, die ihn besonders auszeichnete, als er erklärte, daß nach seinem Dafürhalten das fragliche Gebäude nicht der Tempel des Jupiter Ammon seyn könne *).

Er hatte damals mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und der blinde, gewaltthätige Eifer der Einwohner stellte ihn einiger Gefahr blos, während er alle ihm mögliche Erkundigungen einzog, ob nicht etwa in dortiger Gegend noch andere Ruinen zu finden wären? Hierauf drang er noch drei Tagereisen weiter in die Wüste vor; da er aber nichts antraf, was nur die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Gegenstande seiner Unter-

*) Der berühmte Geograph Rennell, welchen man in solchen Sachen mit Recht für die höchste Gewähr hält, hat diese Frage bejahend entschieden. Seine Meinung ist allgemein angenommen werden, und man kennt nun den Ort, wo sich die Ruinen befinden, unter dem Namen Ammons Oase. Es fragt sich, ob das Urtheil eines verständigen Augenzeugen nicht vorzüglicheres Gewicht haben und ob man nicht vielleicht einräumen sollte, daß dieser Punkt noch etwas zweifelhaft ist? Indessen verdient das ausgezeichnete und wohlerworbene Lob, welches Browne bei dieser Gelegenheit von Rennell erhält, hier angeführt zu werden: „Die Entdeckung des Tempels selbst und der Beschaffenheit der Oase, in welcher er steht, so wie die Bemühung, dessen geographische Lage wenigstens mit so viel kritischer Genauigkeit zu bestimmen, als nöthig ist, um sie mit den alten Schilderungen vergleichen zu können, ließ sich vielleicht blos von dem Eifer, der Beharrlichkeit und der Geschicklichkeit eines Europäers erwarten. Dem Herrn Browne gebührt daher großes Lob wegen seines Muthes, welcher den Beschwerlichkeiten und Gefahren trotzte, die mit einem solchen Unternehmen verbunden waren: denn es hat einige Aehnlichkeit mit dem Zuge, welcher in der Geschichte des macedonischen Eroberers so sehr erhoben worden ist; gleichwohl stand unser Landsmann unstreitig dabei mehr persönliche Gefahr aus, als Alexander." Geographical System of Herodotus, by James Rennell. 4. 1800. S. 608.

suchung gehabt hätte, so kehrte er Anfangs April 1792 nach Alexandrien zurück, von wo er einige Wochen abwesend gewesen war.

Seine Gesundheit hatte auf dieser Reise so viel gelitten, daß er einen ganzen Monat zur Herstellung brauchte. Dann reis'te er weiter nach Rosette, wo er zum erstenmal mit größtem Erstaunen und Vergnügen die üppige Fruchtbarkeit des Delta „und die spiegelglatte Wasserfülle des herrlichen Nils sah." Von hier begab er sich nach Damiette und den berühmten Natrumseen ostwärts vom Nil, die er sorgfältig in Augenschein nahm; und nachdem er die koptischen Klöster besehen, schiffte er sich auf dem Nil ein und erreichte Cairo am 16ten Mai.

In dieser Stadt blieb er einige Zeit; er hielt sich dort überhaupt, obwohl zu verschiedenenmalen, elf Monate auf, vornehmlich um, wie er in Alexandrien gethan, sich mit Fleiß auf die arabische Sprache zu legen und mit den morgenländischen Gebräuchen und Sitten bekannt zu werden: in beiden Zweigen brachte er es zum Erstaunen weit. Er erwarb sich auch eine genaue und ausgebreitete Kenntniß der verschiedenen Völkerschaften, welche Egypten bewohnen, und er wußte genau, wie das sonderbare System des widerrechtlichen Besitzes zusammenhing, welches die Beys anstatt der alten türkischen Regierung eingeführt hatten.

Am 10ten September verließ er Cairo, um nach Abyssinien zu reisen. Er segelte den Nil hinauf bis nach Theben, wo er sich einige Tage Zeit nahm, diese ehrwürdigen Ruinen, vermuthlich die ältesten auf der Welt, zu besehen, welche sich auf beiden Ufern des Stroms drei Stunden Weges erstrecken und zeigen, daß die Stadt einen Umfang von etwa 27 engl. Meilen gehabt haben muß. Noch weiter den Nil hinaufschiffend, kam er nach Assuan (Syene), der ehemaligen Grenze des römischen Reichs. Er sah hier die berühmten Nilkatarakten, welche aber kaum diesen Namen verdienen; denn weit entfernt, von ihrem Geräusch betäubt zu werden, wie die fabelhaften Nachrichten des Alterthums sagen, konnte es Browne kaum hören. Von Assuan wollte er in Nubien eindringen, aber weil zwischen den Mameluken in Ober-

egypten und einem benachbarten Häuptling Krieg ausgebrochen war, so wurde Niemand aus Egypten in dies Land eingelassen. Nach vielen fruchtlosen Versuchen sah er, daß ihm keine Hoffnung mehr blieb, dies Jahr Abyssinien zu sehen.

Tief gekränkt über die Nothwendigkeit, einen so sehnlichen Wunsch nicht erfüllen zu können, wollte er wieder nach Cairo zurück; er fuhr den Nil hinab und war schon in Dschenneh, als er sich der anziehenden Beschreibung erinnerte, welche Bruce in seinen Reisen von den großen Steinbrüchen zwischen dem gedachten Orte und dem rothen Meere in der Gegend von Cossihr giebt. Eine Reise von Dschenneh nach Cossihr war gerade damals aus mehrern Ursachen besonders gefährlich; dessen ungeachtet legte er sie wohlbehalten zurück, weil er die Klugheit hatte, sich orientalisch zu kleiden und den ganzen Aufzug eines Morgenländers anzunehmen. Seine Wißbegierde wurde überflüssig dafür belohnt. Er kam durch ungeheure Aushöhlungen, die man offenbar in den frühesten Zeitaltern gemacht hatte, und woraus nicht nur viele der großen egyptischen Denkmäler, sondern auch die zahlreichen Standbilder, Säulen und Obelisken genommen wurden, welche die Großen und Reichen des römischen Kaiserthums zur Zeit seiner Blüthe verfertigen ließen. Mit Erstaunen betrachtete er die unerschöpflichen Granit-, Porphyr- und Verde-antico-Brüche (jetzt verlassen und der Aufenthalt von Raubern und wandernden Stämmen), welche den kostbarsten Stoff zu den alten Kunstwerken hergaben, und denen das neuere Rom einige seiner vornehmsten Verzierungen zu danken hat. Bei dieser Gelegenheit wünschte er auch zu erfahren (Travels p. 142), woher der Basalt gekommen sey, dessen sich die alten egyptischen Künstler so häufig bedienten? Aber er konnte nichts Befriedigendes darüber erfahren. Weder in Egypten, noch sonst wo in Afrika fand er Basaltbrüche. Im December 1792 kehrte er nach Cairo zurück, besuchte bald darauf den See Möris und machte im folgenden Frühlinge eine Reise nach Suez und dem Berge Sinai.

Da er ganz Egypten gesehen hatte, so war nun die Frage, was für einen Weg in das Innere von Afrika er einschlagen sollte? Anfangs hatte er sich vorgesetzt, den

großen westlichen Zweig des Nils aufzusuchen. Dieser, Bahr-el-abiad und zuweilen der weiße Fluß genannt, ist viel länger als der östliche von Bruce verfolgte Arm und wurde von Browne für den wahren und echten Nil angesehen. Aber seine Quellen sind sehr entlegen, indem sie, nach Angabe der Geographen, 200 Stunden Weges südlicher als die Quellen des östlichen Zweiges sich befinden sollen; und obgleich unser Reisender eben so unternehmend als furchtlos war, so verzweifelte er doch daran, eine solche Reise durch unbekannte und wilde Länder, besonders unter einem so warmen Himmelsstriche, mit Erfolg vollenden zu können. Dies bestimmte ihn, sich auf Habesch zu beschränken und blos mit Sorgfalt und geographischer Genauigkeit dieselben Gegenden zu bereisen, welche Bruce betreten hatte, die Zuverlässigkeit seiner Angaben zu prüfen und nebenbei fernere Entdeckungen zu machen, auf welche ihn Erkundigung oder Zufall führen möchte.

Die Anarchie und Verwüstung indessen, eine Folge des Krieges, welcher seine Reise durch Nubien im vorigen Jahre gehindert hatte, dauerte nach den zuverlässigsten Nachrichten, die er einziehen konnte, immer noch fort und setzte seinem Wege durch dieses Land unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen. Auch wußte man aus unbezweifelten Versicherungen, daß eine andere Straße nach Abyssinien über das rothe Meer und Massuah damals unzugänglich war, so daß Browne kein anderes Mittel vor sich sah, als die große Sudaner *) Karavane nach Darfuhr zu begleiten, einem beträchtlichen mahomedanischen Lande, das westwärts von Habesch und nordwärts von den Quellen des weißen Flusses liegt. Er hatte einigen Grund, zu glauben, daß er von dort nach Abyssinien gelangen könnte, und möglicher Weise ließ sich Wichtiges über den unbekannten Nilarm erfahren, worauf er sein Augenmerk so sehr gerichtet hatte. Unabhängig hiervon waren die Reise auf einem neuen Wege aus Egypten in das Innere von Afrika und das Land Darfuhr, welches noch kein Europäer besucht hatte, an sich selbst anlockend, und gewährten ihm eine nicht ungegründete

*) Sudan heißt auf arabisch das Land der Negern. (Browne.)

Hoffnung, seine Wißbegierde zu befriedigen und seine Mühe zu belohnen.

Die Karavane, zu welcher Browne sich gesellte, verließ Egypten zu Anfange Mais 1793 in der heißesten Jahreszeit, wo der Thermometer mitunter im Schatten auf 116 stand, und erreichte Darfuhr nach unglaublichen Beschwerlichkeiten und Ermüdungen gegen das Ende des Julius, da eben das heftige Regenwetter eingetreten war. Gleich nach seiner Ankunft wurde Browne inne, daß er ganz falsch berichtet war über die Beschaffenheit der Regierung, welche man ihm als gelinde und duldsam beschrieben hatte. Weil der Bediente, welchen er aus Cairo mitbrachte, sich verrätherisch betrug und geheime Ränke schmiedete, vornehmlich aber wegen der angebornen Bigotterie und Gewaltthätigkeit des regierenden Fürsten, wurde er gleich von seinem ersten Eintritte ins Land an mit äußerster Härte und Strenge behandelt; und da sich dieser Umstand mit den erlittenen Reisestrapazen und den Einwirkungen der nassen Jahrszeit vereinigte, welche europäischen Naturen so furchtbar ist, so verfiel er bald in eine gefährliche und beinahe tödtliche Krankheit, von welcher er nur langsam und mit großer Noth genas.

Nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, suchte er vor allen Dingen um Erlaubniß an, das Land verlassen zu dürfen, und trat deßwegen mit einem der ersten Minister des Sultans in Unterhandlung, die jedoch zu nichts führte. Da nun zu dieser Fehlschlagung noch der üble Umstand kam, daß man ihm auf mancherlei Art die meisten seiner Habseligkeiten gestohlen hatte, so fügte er sich gelassen in sein Schicksal und schlug seine Wohnung in einer Lehmhütte zu Cobbeh, der Hauptstadt von Darfuhr, auf, wo er den Umgang der vornehmsten Einwohner suchte und sich eine solche Kenntniß der dortigen Mundart des Arabischen erwarb, daß er sich ohne Verlegenheit in ihre gesellschaftlichen Unterredungen mischen konnte.

Unterdessen erneuerte er sein Anliegen von Zeit zu Zeit und flehte über zwei Jahre am Hofe des Sultans, daß man ihm vergönnen möchte, die Stadt zu verlassen. Eine angemessene Schilderung seiner Leiden während dieser langen Gefangenschaft läßt sich hier nicht wohl geben.

Unter einem glühenden Himmel, ohne Bücher oder Gemüthsergötzung, ohne Gesellschaft, umgeben mit Gefahren und aller Hoffnung beraubt, ist es zu verwundern, daß er unter der Last solcher Trübsale nicht ganz zu Boden sank. Daß ihm noch etwas Gesundheit und Frohsinn übrig blieben; und besonders, daß er im Stande war, viele merkwürdige und gründliche Nachrichten über die Krankheiten, die Naturgeschichte, den Ackerbau, die Sitten und die Sprache des Landes, wo man ihn zurückhielt, zu sammeln, ist nur zu erklären aus der Festigkeit des Charakters und aus der unüberwindlichen Heiterkeit und Seelenstärke, die ihn eingestandenermaßen auszeichneten, und die ihn zu einer Stelle unter den vorzüglichsten Reisenden berechtigen. Um die lange Weile zu kürzen, bediente er sich unter andern eines Mittels, welches der Erwähnung werth ist. Er kaufte zwei junge Löwen und machte sie zahm. Einer von ihnen, der vier Monate alt war, als er ihn bekam, nahm fast alle Gewohnheiten eines Hundes an. Sie zu füttern; ihr Betragen und ihre Sitten zu beobachten, machte ihm viel Vergnügen, so daß die Gesellschaft dieser Thiere manchen traurigen Augenblick erträglicher machte. (Browne's Travels p. 262.)

Endlich, aus Ursachen, die ihm nicht hinlänglich erklärt wurden, vielleicht aus bloßem Eigensinne, erhielt er die gewünschte Erlaubniß, Darfuhr zu verlassen, und im Frühling 1796, nach einem erzwungenen Aufenthalte von beinahe drei Jahren reis'te er ab. Er kehrte nach Egypten zurück, sich wie zuvor der Sudaner Karavane anschließend, obschon es abermals in der heißesten Jahrszeit war. Bei seiner Ankunft in Assiut an den Ufern des Nils hatte er seit vier Monaten keine Fleischkost genossen; die ausgestandenen Bedrängnisse zogen ihm eine schwere Krankheit zu, die ihn einige Zeit aufhielt. Nach seiner Aufkunft verfügte er sich nach Cairo und blieb dort bis den folgenden December.

Im Januar 1797 schiffte er sich ein in Damiette nach der syrischen Küste, und ging, nachdem er sich in Palästina umgesehen, über Akre und Tripoli nach Aleppo. Er blieb dort einige Wochen und reis'te nach Damaskus, wo ihn der herrliche Himmelsstrich, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Reize der umliegenden

Gegend in gleichem Maße entzückten. Er blieb zwei Monate in Damascus, nahm die Ruinen von Balbec in Augenschein, ging nach Aleppo zurück und verfügte sich dann durch Kleinasien nach Constantinopel, wo er den 9ten December 1797 eintraf. In dieser Hauptstadt blieb er einige Monate und kehrte dann über Wien, Berlin und Hamburg nach England zurück. Er kam den 16ten September 1798 in London an, nachdem er beinahe sieben Jahre abwesend gewesen war.

Auf seiner Reise und auch schon, ehe er Egypten verließ, hatte er durch allerlei Zufälle einige der schätzbarsten Bemerkungen und Tabellen verloren, welche er in Afrika und besonders während seines Aufenthaltes in Darfuhr aufzeichnete. Indeß blieben ihm noch mehrere wichtige Papiere, aus denen er nun zum Drucke sammelte, was er für neu und wichtig hielt. Sein Reisewerk erschien im Frühling 1800 unter dem Titel: Travels in Africa, Egypt and Syria, from the year 1792 to 1798. Man hatte sich von diesem Werke etwas versprochen, und der Verfasser sparte keine Mühe, es, nach seinen Begriffen, dem Publicum angenehm zu machen; aber ungeachtet dieser Anstrengungen, ungeachtet der Neuheit und Wichtigkeit der darin enthaltenen Nachrichten, wurde es in England nicht wohl aufgenommen und ist hier niemals beliebt gewesen. Die Ursachen dieser schlechten Aufnahme lassen sich leicht einsehen. Die Schreibart ist abgerissen, gesucht und hin und wieder nicht ohne Ziererei: überhaupt hat das Buch, als ein Ganzes betrachtet, wenig von dem, was einen Leser festzuhalten pflegt. Es enthält einige Stellen, die den guten Geschmack beleidigen, und andere, welche anstößig sind. Es ist durchgängig mit einer gewissen Kälte und Mattigkeit geschrieben, und es fehlt ihm nicht nur an dem Geiste, womit große Unternehmungen beschrieben werden sollten, sondern auch an den malerischen Strichen, welche einer Erzählung und vornehmlich einem Reisebuche Leben und Wahrheit geben. Solche Fehler, von denen einige erheblich sind, konnte die englische Lesewelt unmöglich übersehen. Zugegeben aber, daß diese Vorwürfe Grund haben, so muß man doch auch auf der andern Seite einräumen, daß das Werk viel Neues und Schätzbares enthält. Es trägt unverkennbare Spuren von Fleiß, Gelehrsamkeit und besonderer

Gründlichkeit. Viele Angaben über Egypten, ob sie gleich nun durch die Nachrichten späterer Reisenden verdrängt worden sind, wurden damals mit großem Antheil gelesen und seine Schilderungen des innern Afrika werden nie aufhören, wichtig zu seyn. Eben der Werth und die Zuverlässigkeit dieser Nachrichten sind es, worauf das wesentliche Verdienst des Browne'schen Reisewerks beruht und was man auch von seinen Schriftstellerfähigkeiten denken mag, er hat sich ohne Widerrede einen hohen Rang unter den geographischen Entdeckern erworben. Rennell's unbedingtes und klares Zeugniß über diesen Punkt muß großes Gewicht haben *).

Sobald Browne dies Werk herausgegeben hatte, schickte er sich zu einer andern Reise an. Er ging ab aus England im Sommer 1800 und begab sich über Berlin und Wien nach Triest. Dort hielt er sich einige Zeit auf, reis'te zu Anfange des folgenden Jahres nach der Levante und besuchte Athen und Smyrna, von wo er nach Constantinopel segelte. Nach einem kleinen Aufenthalte unternahm er eine Landreise nach Antiochien und begab sich hierauf nach Cypern und Egypten. Dort blieb er eine beträchtliche Zeit und brachte den Winter meistens in Cairo zu. Im Frühlinge des folgenden Jahres (1802) schiffte er nach Soloniki und bestieg bei dieser Gelegenheit den Berg Athos. Von hier ging er über Albanien und die ionischen Inseln nach Venedig, wo er einige Monate ausruhte.

Aus Venedig reis'te er 1803 nach Sicilien, welches damals von englischen Truppen besetzt war, und besah

---

*) Rennell sagt: „Als obiger Abschnitt schon gedruckt war, hatte der Verfasser das Vergnügen, Browne's Reisen in Afrika zu lesen, ein Buch, das seiner Meinung nach zu den vorzüglichsten Werken dieser Gattung gerechnet werden muß. Es wirft großes Licht auf die Erdkunde und wird wahrscheinlich zu fernern Entdeckungen Anlaß geben, da es ein Glied zwischen Abyssinien auf der Ostseite und zwischen Bornu auf der Westseite abgiebt. Ueberdies bestätigt es zwei in diesem meinen System der afrikanischen Geographie behaupteten Sätze: nämlich 1. daß der Niger nicht in den Nil fällt; und 2. daß die entfernteste Quelle des Nils nicht in der Gegend von Abyssinien, sondern weit nach Südwesten davon zu suchen ist." Rennell's Geographical System of Herodotus. 4. p. 480.

mit Sorgfalt die vielen Alterthümer, welche diese classische Insel darbietet, so wie die sämmtlichen inneren Gegenden derselben. Er nahm auch die liparischen Eilande in Augenschein, untersuchte genau diese ganze vulkanische Gruppe und kehrte endlich ungern nach England zurück.

Sobald er sich in London ein wenig eingerichtet hatte, ordnete er die während der letzten Reise gesammelten Beobachtungen, um sie durch den Druck bekannt zu machen. Als er sich eine geraume Zeit damit beschäftigt hatte, legte er das Vorhaben der Herausgabe bei Seite, es sey nun, daß er hoffte, in der Folge eine schicklichere Gelegenheit zur Ausführung zu bekommen, oder daß er einsah, wie schwer es sey, über so oft beschriebene Länder neues Licht zu verbreiten. Aus diesen bisher unbenutzten Papieren hat Walpole, welcher auch gegenwärtige Biographie bekannt gemacht hat (deren Verfasser Mungo Park's Biograph ist, aber nicht genannt seyn will) einige in dem erwähnten zweiten Bande seiner Travels mitgetheilt und dadurch seine Meinung von ihrem Werthe ausgesprochen.

Die Zwischenräume, wo Browne nicht auf Reisen begriffen war, nützte er zur Erweiterung seiner Kenntnisse durch Bücher. Nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt seines Vaterlandes begann er gleich wieder die ehemalige Lebensart und widmete den größten Theil des Tages über angestrengten Fleiß theils der orientalischen, theils der griechischen Literatur; und zur Erholung las er Reisen. In Gesellschaft ging er wenig oder gar nicht, sein Umgang bestand blos aus Gelehrten, und mitten in der ungeheuren brittischen Residenzstadt führte er ein zurückgezogenes Stubenleben. Seine Freundschaften, besonders in spateren Jahren, gründeten sich fast immer auf gleichen Geschmack in Studien. So wurde er um diese Zeit mit dem verstorbenen Smithson Tennant bekannt. Dieser edle Mann, welcher sich Ruhm erwarb durch seine Entdeckungen in der Chemie, durch seine Kenntnisse in den höheren und den schönen Wissenschaften und durch die vorzügliche Anmuth seines Umgangs, war zwar selbst nicht in Asien gewesen, hielt aber viel auf orientalische Literatur und kannte genau die besten Reisewerke, welche von Asien handeln. Dies bewog ihn, mit Browne, den er in Ge-

sellschaft, vermuthlich bei dem Präsidenten Sir Joseph Banks, antraf, Bekanntschaft zu machen, und diese führte bald zu einem sehr freundschaftlichen Verhältniß zwischen beiden.

Der vertraute Umgang zwischen diesen beiden merkwürdigen Männern wird erwähnt in Tennant's noch ungedruckter Biographie, welche vor einigen Jahren blos seinen Freunden mitgetheilt wurde, und woraus folgende Stelle hier um desto mehr eingerückt zu werden verdient, weil sie ein unverdächtiges Zeugniß von Browne's Charakter enthält:

„Bei dem Antheil, welchen Tennant's Vorliebe für Asien an allem Orientalischen erzeugte, kann man denken, daß ihm Browne's Gesellschaft besonders willkommen war. Er fand bei diesem ausgezeichneten Reisenden nicht nur eine genaue Bekanntschaft mit den Ländern, die seine Wißbegierde so sehr anlockten, sondern auch einen ansehnlichen Vorrath von Gelehrsamkeit und Erfahrungen, verbunden mit seltener Bescheidenheit, Einfachheit der Sitten und besondrer Leutseligkeit. Oft indeß wurden die, welche Browne nicht kannten, an seinem Charakter irre. Ob es nun natürlicher Hang oder in den Morgenländern angenommene Gewohnheit war, sein Benehmen im Umgange hatte etwas sehr Kaltes und Zurückschreckendes. Sogar wenn er Tennant besuchte, dem er aufrichtig zugethan war, blieb er einige Zeit düster und in Gedanken vertieft, aber kaum hatte er seine Pfeife angezündet und ein Paar Züge gethan, als sich sein Blick aufheiterte und belebt wurde. Er fing dann an, mit der ihm eigenen Darstellungsgabe die interessanten Gegenden und Menschen zu beschreiben, die er gesehen hatte und wieder zu sehen wünschte. Mit welchem Vergnügen Tennant sich an jene Unterhaltungen erinnerte, kann man aus folgender Stelle eines Briefes schließen, den er bald nach Browne's Tode schrieb. Ich erinnere mich, sagt er, mit trauriger Ergötzung an die Noctes Arabicae, die ich oft mit ihm in dem Adelphi (einer Stadtgegend in London) zubrachte: ich ging dorthin, so oft ich mißmuthig war, oder Gesellschaft wünschte; und diese beruhigenden romantischen Abendgespräche waren mir so angenehm, daß ich, nach dem Schellen an seiner Klingel, mit vieler Aengstlichkeit

wartete und besorgte, daß er etwa ausgegangen seyn möchte."

In den Zwischenräumen seiner Reisen und während seines Aufenthalts in London verließ er den Arbeitstisch nur selten; und wenn er sich ja einmal dazu entschloß, so geschah es, um Freunde auf dem Lande zu besuchen; denn das Reisen in England behagte ihm nicht. Die wilden und romantischen Auftritte, an welche er gewöhnt war, hatten seine Einbildungskraft ergriffen, und ihm gewissermaßen eine Abneigung eingeflößt gegen das Einförmige und Geistlose, was Gewerbfleiß, Reichthum und veredelter Ackerbau der Oberfläche eines Landes zu geben pflegen. Indeß ließ er sich von Tennant überreden, 1805 oder 1806 eine Sommerreise in Irland zu machen; und er begleitete seinen Freund durch einen großen Theil dieser Insel zu Pferde, in einen langen türkischen Mantel gehüllt, wie er in Asien zu reisen gewohnt war. Er hatte sich wenig Vergnügen von diesem Ausfluge versprochen, fand ihn aber sehr angenehm. Seine Neugierde wurde gereizt durch viele auffallende und charakteristische Züge des Landes und der Bewohner desselben, welche, wie er richtig schloß, aus besonderen Umständen der Regierung und aus einem niedrigen Grade von Bildung entstehen mußten. Er dünkte sich, sagte er, in einem fremden Lande zu seyn, als er in den mittäglichen Provinzen das verwilderte Ansehen vieler Gegenden, den allgemeinen Mangel von Einfriedigungen, die ungeheuren Strecken fruchtbaren und schlecht angebauten Landes und besonders die Trägheit, die Armuth, die sorglose und lärmige Fröhlichkeit der erstaunlich überfließenden Volksmenge wahrnahm. Dessen ungeachtet konnte er nicht umhin, die malerischen Schönheiten vieler irländischen Gegenden, und besonders die zauberischen und ganz eigenthümlichen Reize der Seen bei Killarney in weit stärkeren Ausdrücken zu rühmen, als er sonst bei solchen Gelegenheiten brauchte.

So lebte er einige Jahre. Dann erwachte seine herrschende Neigung aufs neue; seine jetzige Lebensart wurde ihm zuwider und lästig und er trug sich wieder mit andern Reiseentwürfen. Seine Einbildungskraft verweilte nun natürlich wieder bei einigen der abenteuerlichen Plane, die er in seiner Jugend gemacht hatte, und er scheint

damals unter andern Willens gewesen zu seyn, bei den Directoren der ostindischen Compagnie um Erlaubniß zu einer Reise nach Thibet anzuhalten. Jedoch nach gehöriger Prüfung dieser und anderer Ideen wurde er zuletzt schlüssig, die tatarische Stadt Samarkand und die um dieselbe liegende Gegend Mittelasiens genauer zu untersuchen.

Er machte die nöthigen Anstalten zu einer langen Abwesenheit von England und reis'te ab von hier im Sommer 1812. Zuerst begab er sich nach Constantinopel und stellte von dort aus eine mühsame, obgleich vergebliche Nachsuchung an, wozu ihm Tennant gerathen hatte, um den Meteorstein zu finden, welcher nach der Parischen Marmorchronik und nach Plinius dem Aeltern (N. G. 2, 58.) zu Aegospotamos im ehemaligen Thrazien herabgefallen seyn soll. Aus Constantinopel verfügte er sich gegen das Ende des Jahres nach Smyrna, wo er den Winter zubringen wollte. Er blieb dort einige Zeit und war so glücklich, mit dem Prediger Renouard, Caplan der englischen Factorei, genau bekannt zu werden, einem Manne von Gelehrsamkeit, Verstand und ähnlichen Studien, in dessen Gesellschaft er viele glückliche Stunden verlebte, und mit dem er eine aufrichtige und herzliche Freundschaft errichtete. Er verließ Smyrna im Frühlinge 1813, reis'te nordostwärts durch Kleinasien und Armenien, blieb einige Zeit zu Erzerum, der Hauptstadt dieser Provinz, und erreichte den 1sten Junius Tabris an der persischen Grenze. Unter den wenigen Papieren, die man nach Browne's Tode fand, war nichts über diese lange und denkwürdige Reise durch ein höchst interessantes, bis jetzt nur wenig bekanntes Land aufgezeichnet, aber einige Umstände haben sich in folgenden Stellen eines seiner Briefe an Tennant erhalten:

„Um an den Ort meiner Bestimmung zu gelangen, werde ich vermuthlich einen Umweg machen müssen, erst nach Merhed und dann nach Herat; kann ich aber die Tatarei erreichen, ehe der strenge Winter eintritt, so werde ich mich glücklich schätzen. Vor dem Schnee in Bactriana und Sogdiana fürchte ich mich nicht, wenn ich einmal eine Herberge gefunden habe, aber auf offenem mit Schnee bedecktem Felde zu rasten, würde mir

nicht sehr angenehm seyn. An der Grenze sahe ich viele romantische, schöne Gegenden; überhaupt fehlt es der ganzen Reise von Erzerum hierher nicht an Anmuth. Das Ganze ist classischer Boden; fast jeder Ort wird in den alten Schriftstellern als merkwürdig erwähnt. Der vulkanische Stoff ist so häufig, daß Sestini in der Beschreibung seines Weges nach Diabekir wohl keiner Uebertreibung beschuldigt werden kann. An Trapp, Puddingstein und schwarzem Granit ist hier Ueberfluß; Eisenerz giebt es an mehreren Orten und vermuthlich würde man auch Steinkohlen finden. Mehr nach der Türkei zu sah ich, außer Kalkstein, Schiefer und Porphyr, auch Glasachat und Bimsstein. In der Gegend dieser Grenze giebt es eine Menge verschiedener Pflanzen; aber mein Verzeichniß kann auf keine Vollständigkeit Anspruch machen, da die türkische Art zu reisen dem Botanisiren äußerst ungünstig ist.

„Selbst der erhabene Ararat hat seine Majestät, meiner Meinung nach, zum Theil dem unterirdischen Feuer zu danken. Ich hatte große Lust, seinen Gipfel zu ersteigen, weil ich die Erzählungen von den fehlgeschlagenen Versuchen, ihn zu erreichen, immer für Mährchen gehalten habe. Schwer würde es allerdings seyn, denn das ist allemal der Fall, wenn man auf einen pfadlosen, hohen, mit Schnee bedeckten Berg gelangen will. Aber warum sollte es mehr Schwierigkeit damit haben, als mit dem Montperdu, oder einigen der Andes, welche mehrmals besucht worden sind? Eine Seite ist wenigstens nicht sehr steil, doch giebt es vielleicht Schluchten. Wenn ich nicht falsch berichtet bin, so kommt die Schwierigkeit eigentlich daher, daß rohe unbändige Stämme von beiden Seiten der Grenze die unteren und mittleren Gegenden desselben bewohnen. Wegweiser sind nicht zu bekommen, und wer ja den Pfad kennt, fürchtet sich vor der Gefahr, von den Bergbewohnern aufgefangen zu werden. Mir dünkt es, das Raubgesindel müßte zu Führern genommen werden, wenn man den Berg besteigen wollte, welches auf jeden Fall sehr wünschenswerth ist."

„Ein brittischer Officier befehligt in Erivan eine Anzahl berittener Kanoniere mit vier Sergeanten und den zu Nakjewan eingelernten Soldaten. Der Major

D'Arcy hat hier (in Tabris) das Obercommando, und unter ihm steht ein Officier, den er aus Indien mitgebracht hat. Die gastfreundschaftliche Aufnahme und Güte des Majors sind mir hier sehr zu Statten gekommen. Er zeichnet trefflich, und hat eine große Sammlung interessanter in verschiedenen Theilen des persischen Reiches aufgenommener Ansichten. Ich hoffe die englische Gesandtschaft nach Persien wird gelehrte Forschung befördern, und uns eine vollständige Geographie des Landes verschaffen."

Browne blieb einige Wochen bei dem Major d'Arcy und wartete bis Sir Gore Ouseley ankam. Beide bezeigten sich überaus dienstfertig gegen ihn, und der letztere ließ es an nichts fehlen, was er als Botschafter des brittischen Hofes vermochte, um ihm zur bequemen Fortsetzung seiner Reise behülflich zu seyn. Auf derselben erfuhr er durchgängig die Achtung und Freundschaft seiner Landsleute, weil nun alle gebildete Engländer in Asien seinen Namen vortheilhaft kannten und herzlich wünschten, daß er den Zweck seines mühevollen Unternehmens erreichen möchte: was der Ruf von ihm verkündigt hatte, fanden sie durch die Bekanntschaft mit ihm völlig bestätigt.

Als er zu Ende des Sommers 1813 die vorbereitenden Anstalten beendigt hatte, trat er endlich seine Reise aus Tabris an, begleitet von zwei Bedienten aus Teheran, der jetzigen Hauptstadt Persiens, von wo er sich in die Tatarei begeben wollte. Am folgenden Tage ging sein Weg mitten durch eine Abtheilung des persischen Heeres, welches 36 englische Meilen von Tabris im Lager stand. Was sich nachher zutrug, weiß man blos aus dem Zeugniß seiner Begleiter. Einige Tage darauf kehrten beide Bedienten zurück und sagten folgendes aus: Als sie beinahe den Fluß Kizel Ozan, etwa 120 engl. Meilen von Tabris, erreicht hatten, wurden sie von Straßenräubern angegriffen, welche H. Browne seitabwärts von dem Wege schleppten, ihn beraubten und ermordeten, indeß man sie, die Bedienten, entkommen ließ. Sie brachten eine zweiläufige Büchse und andere Sachen mit, von denen man wußte, daß Browne sie bei sich gehabt. Auf Sir Gore Ouseley's dringende Vorstellung wurden gleich Soldaten an den beschriebenen Ort abgeschickt, mit dem Befehl, Browne's Ueberreste herbeizubringen und den Mördern nachzuspüren. Als sie zurückkamen, meldeten sie der Re-

gierung, daß ihnen beides mißlungen sey, daß man aber Browne's Tod im geringsten nicht bezweifeln könne, indem sie Stücke seiner Kleider gefunden, welche in Constantinopel gemacht und mithin von den im persischen Reiche üblichen leicht zu unterscheiden waren. Uebrigens hätten sie keine Spuren oder Ueberbleibsel des Körpers entdecken können, welchen die Räuber also vermuthlich im Stiche gelassen und den reißenden Thieren Preis gegeben hätten. Ungeachtet dieses bei der Regierung eingegebenen Berichtes wurde aufs neue gesucht, und man brachte nach Tabris einige Reste von Browne's angeblichen Gebeinen, welche in einen Kasten von Cedernholz gelegt und mit gehörigem Anstande unweit der Stadt beerdigt wurden. Die Stelle dazu wurde glücklich gewählt, nahe bei dem Grabe des berühmten französischen Reisenden Thevenot, der etwa vor anderthalb hundert Jahren in dieser Gegend von Persien gestorben war *).

Der brittische Botschafter gab sich alle Mühe einige nähere Umstände dieses traurigen Vorfalls in Erfahrung zu bringen; aber vergebens. An der Treue der Bedienten hat man gar sehr gezweifelt, ja es fiel sogar einiger Verdacht auf die persische Regierung. Es ist gewiß, daß Browne's Ankunft in Tabris große Aufmerksamkeit erregte, und daß Leute in hohen Bedienungen nach seinen Absichten und seiner Bestimmung geforscht, und besonders gefragt hatten, ob er in Kriegsdiensten stehe, oder ein Ingenieur sey? Auch führten damals die Perser mit den Truchmenen Krieg, und es war natürlich, daß ihre Eifersucht erregt werden mußte wenn sie einen Verkehr zwischen einem europäischen, besonders dem englischen Volke und den ostwärts vom kaspischen Meere wohnenden Nationen beginnen sahen. Aber diese Umstände sind von zu geringer Bedeutung, als daß sie zu einem so argen Vorwurfe berechtigen sollten, wie aus dem erwähnten Verdachte herfließen würde; auch bedarf es keines lan-

*) Nämlich Jean Thevenot, welchen Gibbon 3, 17. „den gründlichen" nennt, welcher den Kaffee in Frankreich eingeführt haben soll, und 1667 in Persien starb. Man verwechselt ihn zuweilen mit Melchisedech Thevenot, welcher eine Sammlung von Reisebeschreibungen herausgab, aber nie in Asien war.

gen Nachdenkens darüber, was wohl der Grund zu einer so freventhaften und grausamen That unter den räuberischen, an der persischen Grenze wohnenden Völkerschaften gewesen seyn möge? Browne machte in Tabris die Anstalten zu seiner Reise ohne Verhehlung; es hatte sich auch ein Gerücht verbreitet, daß er sehr vermögend sey, und der türkische Anzug, welchen er trug, mußte ihm bei einem so bigotten und gewaltthätigen Volke, als die Perser sind, besonders verhaßt machen.

Zu den vorher beigebrachten hauptsächlichen Zügen seines Charakters fügen wir nun noch einige andre.

Von Ansehen war er schmächtig, von etwas mehr als mittlerer Größe, dunkler Gesichtsfarbe und ernsthafter, gedankenvoller Miene. Gegen Unbekannte war er zurückhaltend, kalt und morgenländisch; aber diesen Ernst legte er dann und wann ab, und den wenigen Freunden, in deren Beisein er sich auf diese Art erholte, waren seine Gesellschaft und Unterhaltung äußerst angenehm. Sein moralischer Charakter verdient das größte Lob. Er war dienstfertig und bieder, standhaft in seinen Freundschaften und oft äußerst gefällig. Ob er gleich, nach englischem Maßstabe, eben nicht reich war, so übte er doch angemeine Freigebigkeit und Großmuth. Er war vollkommen uneigennützig und von der strengsten Ehrliebe. Es ist wichtig, bei einem Reisebeschreiber und geographischen Entdecker hinzusetzen zu können, daß er auch ein Mann von gewissenhafter und unverletzlicher Wahrhaftigkeit war. Glänzende Fähigkeiten und schnelle Fassungskraft besaß er nicht, aber dafür war er unermüdet, und die Kenntnisse, wozu er Neigung fühlte, bauete er mit rastlosem Fleiße an. Ihm gebührt der Name eines Gelehrten, und er darf den vorzüglichen Orientalisten neuerer Zeit beigezählt werden. Was ihn aber vornehmlich unterschied, und worin er gewiß seines Gleichen nicht hatte, war eine genaue und innige Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen der Morgenländer, und mit den geringfügigsten Umständen ihres häuslichen Lebens, so daß er selbst ihre Gebete und ihre Art sich zu baden, kannte. Gerade diese Kenntniß, welche er sich durch lange ausdauernde Beobachtung erworben hatte, setzte ihn in den Stand, das Eigenthümliche des Morgenländers mit einer Genauigkeit und Wahrheit darzustellen, die vielleicht nur selten erreicht worden sind.

Ob er gleich in den alten Schriftstellern wohl belesen war und sie sehr schätzte, fehlte es ihm doch an Geschmack; ein Mangel, welcher seinem gelehrten Ruhme etwas Abbruch that. Wenn er schrieb, verfiel er immer ins Gesuchte und Gekünstelte, das mit seinem ganzen Wesen im Widerspruche stand. Diese gezierte Schreibart mußte natürlich sehr abstechen gegen die unanmaßende Einfachheit seines Betragens und Gesprächs. Als seine Reisen erschienen, sagte man zwar, daß ihm bei Aufzeichnung derselben ein gelehrter Freund von seltsamen Geschmacke geholfen hätte, und man setzte die Eigenthümlichkeiten des Styls auf dessen Rechnung, aber Browne's nachgelassene Papiere zeigen, daß das Gerücht keinen Grund hatte.

Eine andre von seinen Eigenheiten, die wirkliche und überspannte Eingenommenheit für die morgenländische Lebensweise, läßt sich leichter erklären. Sie gründete sich theils auf seine lange Gewohnheit unter den Orientalen zu leben, theils auf den natürlichen Ernst und die tiefe Ruhe seines Charakters. Es war nicht anders zu erwarten, als daß eine solche Stimmung und langer Umgang seiner Denkweise eine besondere Farbe geben mußten. Aber diese Ideen waren bei ihm sogar zur Ueberzeugung geworden, und hatten ihn so sehr verblendet, daß er am Ende seiner Reisebeschreibung, nach einer genauen Vergleichung der morgenländischen und europäischen Völker, in Hinsicht auf ihre Lebensweisheit, Sittlichkeit und Zufriedenheit, den Orientalen einen entschiedenen Vorzug giebt.

Der Hauptzug in seinem Charakter war aufstrebender Ehrgeiz und ein Trieb, sich durch irgend eine denkwürdige That auszuzeichnen. Bei Eröffnung seines Testaments, daß er einige Tage vor seiner Abreise aus England machte, fand man einen Zettel darin, worauf er die berühmte Stelle aus dem Pindar (Ol. I. 131. ff.) geschrieben hatte, welche den edlen Ehrgeiz und die Verachtung der Todesgefahr athmet, die unwiderstehlich zu großen Unternehmungen anspornen. Bis dahin mochten wohl selbst seine vertrautesten Freunde die wahre Stärke seines Characters nicht recht gekannt haben, weil die beständige Zurückhaltung und Kälte seines Wesens den gewaltigen Durst nach Ruhm verbargen.

Richard Brinsley Sheridan.

von

S — r.

Richard Brinsley Sheridan *).

Richard Brinsley Sheridan führte einen Namen, mit welchem die gelehrte Welt und das Publicum im Allgemeinen schon durch mehrere Inhaber vertraut geworden waren, die ihm nicht wenige Auszeichnung verschafft hatten. Der Großvater unsers Sheridan, Dr. Thomas Sheridan, war der vertrauteste Freund Swift's, in dessen Werken man mehrere Briefe und Gedichte desselben abgedruckt findet **) und sein Vater, zum Theil unter Swift's Augen aufgewachsen, dem er die Leitung seiner Erziehung zu danken hatte. Die frühere Laufbahn des ältern Sheridan war die theatralische. Er trat in Dublin, seiner Vaterstadt, so wie später in England, mit großem Beifalle in tragischen Rollen auf, und war lange Zeit der Unternehmer des Theaters in Smock-Alley in Dublin, auf welchem damals die ersten Schauspieler der drei Königreiche ihre Talente entfalteten. Unglücksfälle und Leichtsinn verwickelten indeß Sheridan bald in Verlegenheiten, welche ihn

*) Nach Watkin's memoirs of the public and private life of Sheridan. 2 Vols. London 1817. 4. Reed and Jone's Biographia Dramatical und des kurzen Memoirs am Ende des 5. Bandes von Sheridan's Speeches. London 1816. 8. 5. Vols.

**) Man hat auch eine Uebersetzung des Persius und des Philoktet des Sophokles von ihm.

endlich nöthigten, seine praktische Laufbahn aufzugeben und sich mit der Theorie der Declamation und Action zu beschäftigen, worin er mit großem Erfolge Unterricht ertheilte. Ein Werk „Theory of Elocution," welches er darüber herausgab, erlebte mehrere Auflagen, und wird noch jetzt von den Engländern sehr geschätzt *). Sein Wörterbuch der englischen Aussprache **), das mit Begierde erwartet wurde, machte bei seiner Erscheinung außerordentliches Aufsehen, als das erste in seiner Art; und wenn gleich jetzt die Grundsätze der Aussprache, welche er darin aufstellt, von denen seines Nebenbuhlers Walker größtentheils verdrängt worden sind: so wird sein Werk, der Vergleichung willen, jedem Sprachforscher immer unentbehrlich bleiben.

Richard Brinsley Sheridan ward gegen das Ende Octobers 1751 zu Dublin geboren. Seinen zweiten Vornamen erhielt er nach einem besondern Freunde der Familie, Brinsley Lord Lanesborough, dem Gouverneur der Grafschaft Cavan in Irland. Seine Mutter, eine treffliche Frau, (auch als Schriftstellerin durch den zu ihrer Zeit sehr gelesenen Roman, Sidney Biddulph, bekannt), hatte seine früheste Erziehung mit großer Sorgfalt geleitet, beklagte sich aber oft über seine ungemeine Trägheit, während sein älterer Bruder Charles schon früh bedeutende Fortschritte machte, und bereits im zwölften Jahre bei seines Vaters Redeübungen als Redner, zur Anschaulichmachung der gegebenen Regeln, auftreten mußte. Als Richards Eltern, der bedrängten Lage des Vaters wegen, in Frankreich eine Zuflucht suchen mußten, befand sich jener gerade auf der Schule zu Harrow, bei welcher der später als Kritiker so berühmt gewordene, noch jetzt lebende Dr. Parr als Unterlehrer angestellt war. Dieser hatte in dem Knaben Talente entdeckt, und durch geschickte Behandlung zu wecken angefangen; leider aber gab er zu bald seine Lehrstelle auf, um nach Cambridge zu gehen, und der Knabe erfuhr weiter keine Begünstigung.

*) Es ist auch von Löbel in das Deutsche übersetzt worden.

**) Pronouncing Dictionary. Zuerst London 1778.

Im 18. Jahre verließ Sheridan die Schule und begab sich nach Bath zu seinem Vater, der daselbst seine Rednerkunst lehrte. Hier verliebte er sich in ein Mädchen, welche damals durch ihre ausgezeichnete Schönheit und eben so großen musikalischen Talente die Aufmerksamkeit aller Besucher und Bewohner von Bath in hohem Grade erregte. Dies war Miß Linley, die Tochter eines Virtuosen, der in Bath öffentliche Concerte gab, in denen sie auftrat. Es gelang Sheridan, ihre Liebe zu gewinnen, und beide entflohen, als Sheridan's Vater nach Irland gegangen war, nach Frankreich, um sich dort zu vermählen, wo sie aber von dem Vater des Mädchens aufgefunden und nach England zurückgebracht wurden. Ein sehr hartnäckiges, zweimal erneuertes Duell, welches Sheridan mit einem unerhörten Anbeter seiner Geliebten bestand, knüpfte die Bande zwischen den beiden Liebenden noch fester; und da die Freunde der Miß Linley ihre Zustimmung zu dieser Heirath, der unbestimmten Aussichten Sheridan's wegen, nicht ertheilen wollten: so entschloß sich dieser, eine Laufbahn einzuschlagen, in welcher er, nach seinen vorhergegangenen Uebungen, sich einigen Erfolg versprechen zu können glaubte, die der Rechtsgelehrsamkeit. Zu diesem Ende ließ er sich am 6. April 1773 als Mitglied der Gesellschaft der Rechtsgelehrten des Middle Temple in London eintragen, und vermählte sich wenige Tage nachher, im 21. Jahre seines Alters, mit seiner Geliebten.

Sheridan erlaubte, nachdem er verheirathet war, seiner Gattin nicht mehr, öffentlich aufzutreten; eine Beschränkung, die weder ihr selbst willkommen war, noch die Beistimmung ihrer Familie hatte. Auch das Publicum fand, bei Sheridan's verhältnißmäßig geringem Einkommen, diesen Stolz sehr am unrechten Orte, und man tadelte ihn deßwegen allgemein. Sich ein Auskommen zu verschaffen, mußte er für die Tagesblätter arbeiten, wobei ihm seine sehr gebildete Gattin treulich beistand und sehr wesentliche Dienste leistete. Die Kümmerlichkeit dieses Erwerbes bewog Sheridan endlich, darein zu willigen, daß seine Gattin sich in sogenannten Privat-Concerten hören ließe, was von der Zeit an sowohl in London als zu Bath geschah, und wodurch Sheridan in den Stand gesetzt wurde, ein Haus zu machen, welches zwar seines eigenen Witzes und der Talente seiner Gattin wegen von den ausgezeichnetsten

Leuten häufig besucht ward, aber auch des Besitzers Haushaltung so kostbar machte, daß dessen Einnahme mit seiner Ausgabe gar bald in ein bedeutendes Mißverhältniß gerieth.

Sheridan, dem es um das Studium und die Ausübung der Rechtsgelehrsamkeit nie Ernst gewesen war, beschäftigte sich auch wenig mit dieser, dagegen aber beinahe ausschließlich mit dem Theater, für welches die Natur seiner Umgebungen schon früh eine besondere Vorliebe in ihm erweckt hatte. Die erste Frucht dieser Beschäftigung war die Erscheinung seiner Rivals (die Nebenbuhler), die im Jahre 1775 zum erstenmale aufgeführt wurden, der übertriebenen Länge des Stücks und der schlechten Darstellung der irischen Rolle (o' Trisser) wegen aber sehr gleichgültig aufgenommen wurden. Sheridan fand sich durch diesen kalten Empfang veranlaßt, das Stück zurückzunehmen, worauf es abermals aufgeführt wurde und nun allgemeinen Beifall erhielt *). Bei dieser Vorstellung ward die irische Rolle von einem gewissen Hrn. Clinch so ausgezeichnet gut dargestellt, daß Sheridan in seiner Freude darüber ihm ein eigenes Stück zu seinem Benefiz verfertigte, welches den Titel: Lt. Patrick's Day or the scheming Lieutenant (der planschmiedende Lieutenant), führt, aber sich, außer durch einige derb witzige Einfälle, durch nichts auszeichnet **).

Im nächsten Jahre (1775) erschien Sheridan's komische Oper, die Dueña, ein Stück, welches, lebendig und voll Phantasie, das Publicum so entzückte, daß es fünf und siebenzig Abende hinter einander bei vollem Hause gegeben wurde; eine Erscheinung, welche das brittische Publicum seit Gay's Tagen nicht gesehen hatte,

---

*) Es ist übersetzt und öfter auf den deutschen Bühnen aufgeführt worden, jedoch mit weit geringerem Beifall als die Lästerschule, was aber wohl mehr in der Individualität, der Charaktere, die für uns zu national sind, als in der fehlerhaften Anlage des Stücks seinen Grund hat.

**) Es ist bis jetzt noch ungedruckt.

dessen berühmte Bettleroper 65 Mal hinter einander gegeben worden war.*)

Zu Sheridan's ältesten und wärmsten Freunden gehörte Garrick, der ihn mit dem berühmten Maler Sir Joshua Reynolds bekannt machte, an dessen Tische er oft mit Goldsmith, Burke, Dr. Johnson und andern ausgezeichneten Männern zusammentraf. Unter diesen fand besonders der letztere an Sheridan's lebhafter Unterhaltung großes Gefallen, was ihn bewog, ihn zum Mitgliede des damals bestehenden literarischen Klubs vorzuschlagen, zu welchem er auch im selben Jahre erwählt wurde, und worin er sich oft durch seine heitere Laune bemerkbar machte. — Garrick war nicht allein Schauspieler, sondern auch Unternehmer des Theaters Drury-Lane, dem er lange Zeit mit großem Ruhme vorgestanden hatte. Im Jahre 1776 faßte er, dem Publicum höchst unerwartet, den Entschluß, sich gänzlich vom Theater zurückzuziehen und dessen Geschäfte niederzulegen, (wie man sagt, der Cabalen wegen, welche unter den Schauspielern herrschten, und denen er nicht länger gewachsen zu seyn glaubte.) Eben so unerwartet als sein Zurücktritt vom Theater war aber auch der bald nachher kund gewordene Uebergang seines Antheils an der Direction auf Sheridan, der, in Gemeinschaft mit Herrn James Food und Herrn Th. Lindley (seinem Schwager), das ganze Eigenthumsrecht des Theaters an sich gebracht hatte, wobei er (da ihm selbst wohl schwerlich die Mittel zur Herbeischaffung der bedeutenden Ankaufssumme von 10,000 Pf. St. zu Gebot standen) von den Herren Food und Albany Wallis mit Gelde unterstützt wurde. Garrick behielt indessen, trotz seiner öffentlich erfolgten Entfernung vom Theater, immer noch eine große Vorliebe für dasselbe, und nahm deßwegen an Sheridan's Wirksamkeit in dessen neuem Kraise einen sehr lebendigen Antheil. Dieser war verständig genug, Garrick's Rathschläge

*) Die Duenna ist, so viel wir wissen, in Deutschland wenig bekannt; das Stück möchte aber auch wohl, der Vorliebe des heutigen Publicums für spanische Namen und Sitten auf dem Theater ungeachtet, wegen seines wenigen Zusammenhanges in sich selbst, jetzt kein besonderes Glück machen.

und Erfahrung wohl zu benutzen, weßwegen er einen großen Theil seiner Zeit in dessen Gesellschaft zubrachte.

Garrick hatte sich durch seine gefällige Berücksichtigung des herrschenden Geschmacks, so wie durch sein kluges und umsichtiges Benehmen bei der Leitung der inneren Angelegenheiten des Theaters, sowohl bei dem Publicum als bei den Schauspielern sehr beliebt gemacht. Die neuen Eigenthümer von Drury-Lane schienen indeß nicht diesen Weg einschlagen und sich nur wenig Mühe geben zu wollen, jenen Ruhm zu erwerben. Ihre Uneinigkeit ward bald das allgemeine Stadtgespräch, und die getäuschte Erwartung, Sheridan's Talent, unter den jetzigen Umständen doppelt fruchtbar zu sehen, vermehrte noch die Anzahl derer, welche mit der neuen Direction unzufrieden waren. Seine Umarbeitung von Vanbrugh's anstößigem Stücke, the Relapse, unter dem Titel: a trip to Scarborrugh, beraubte dieses des Theiles von Witz, der ihm noch einiges Verdienst gegeben hatte, und Drury-Lane schien einer sehr ungünstigen Zeit entgegen zu sehen, als auf einmal eine neue Erscheinung die Unzufriedenen wieder mit ihm aussöhnte.

Am 8. May 1776 ward nämlich zum erstenmale die Lästerschule gegeben und ihr Erfolg übertraf die Erwartungen aller, welche von der bevorstehenden Aufführung unterrichtet gewesen waren. Garrick, der dem Verfasser dabei mit Rath und That an die Hand gegangen war, hatte den (auf dem englischen Theater so sehr berücksichtigten) Prolog dazu geschrieben, und nahm überhaupt an dem Schicksale des Stücks einen größeren Antheil, als er dies je bei einem andern gethan hatte. Stolz darauf, in der Wahl seines Nachfolgers so glücklich gewesen zu seyn, sprach er öffentlich von dessen Verdiensten, und gab, als ihm jemand sagte: „der Atlas, der das Theater gestützt, habe mit ihm dasselbe verlassen," zur Antwort: „nun so hat es einen zweiten Herkules gefunden, sein Amt zu übernehmen."

Der Erfolg, den dieses Stück, sobald es im Auslande, und namentlich in Deutschland, bekannt wurde, auf der Bühne hatte, ist bekannt. Scenen, wie die der Bilderauction im 3. Aufzuge, und die Entdeckung der Lady Teasle im 4., werden für das Lustspiel immer unübertroffen blei-

den und selbst, von mittelmäßigen Schauspielern dargestellt, ihre Wirkung auf das Publicum nicht verfehlen. Sheridan's Menschenkenntniß, von der er im Laufe seines politischen Lebens späterhin so oft Beweise gab, spricht sich bereits in diesem Stücke sehr genügend aus, und es leidet keinen Zweifel, daß wenn seine Bekanntschaft mit Staatsmännern und der höhere Wirkungskreis, der ihn aufnahm, ihm nicht die Muße zu dramatischen Arbeiten geraubt hätte, er die englische komische Bühne über die aller übrigen Völker erhoben haben würde. — Die Beschuldigung, daß Sheridan nicht der wahre Verfasser des Stücks sey, und für welche man darin einen Grund zu finden glaubte, daß dies das einzige ist, welches nie von ihm durch den Druck bekannt gemacht worden, dürfte sich schwerlich beweisen lassen.

Die Uebernahme des Operntheaters, zu der sich Sheridan mit Herrn Harris vereinigt hatte, machte, daß der erstere die Verwaltung von Drury-Lane einstweilen einem zuverlässigen Manne übertragen mußte, wozu er seinen Vater wählte, den seine frühere langjährige Beschäftigung mit dem Theater und die während seiner eigenen theatralischen Laufbahn eingesammelte Erfahrung als einen sehr tüchtigen Stellvertreter empfohlen. Die Strenge, mit welcher indeß dieser verschiedene eingerissene Mißbräuche abzuschaffen suchte und der Fehlgriff, ein Stück auf das Theater zu bringen, welches, zu einer Zeit, wo man gegen die zahlreichen Feinde Englands die Hülfe der Waffen bedurfte, das Militär lächerlich machte *), brachte seine Direction in übeln Ruf, so daß er nach drei Jahren sich genöthigt sah, sie wieder aufzugeben.

Garrick starb am 20sten Januar 1799 und Sheridan, der an ihm einen wahren Freund verlor, fühlte diesen Verlust sehr tief. Es war nichts natürlicher, als von Sheridan's Anhänglichkeit an den Verstorbenen eine Verherrlichung seines Andenkens zu erwarten, wie sie einem so ausgezeichneten Manne von seinem eben so ausgezeichneten Freunde gebührte. Die Monody to the memory

*) The camp, das Lager, Sheridan, dem Sohne, zugeschrieben, obgleich andere es leugnen wollen.

of Mr. Garrick (welche auf Drury=Lane von Mrs. Yates gesprochen und mit Musik begleitet wurde) aus Sheridan's Feder, entsprach indeß den hochgespannten Erwartungen des Publicums keineswegs. Von dem Gegenstande, dem die Dichtung gewidmet war, und an welchem sich nicht wenige Seiten finden ließen, welche den Antheil des Publicums erwecken und zu Rückerinnerungen an seine Verdienste Gelegenheit geben konnten, war nur wenig die Rede, während sich der Dichter in ästhetische Vergleichungen der Künste verlor, die hier nicht an ihrem Platze waren und die Zuhörer kalt ließen. Eine schöne Sprache und einige wohlgelungene Verse konnten für das Verfehlte des Ganzen nicht entschädigen und die Lesung des Gedichtes bestätigte bei den Zuhörern nur, was sie bei dessen Anhörung empfunden hatten.

Sheridan's Farce the Critic (der Kritiker), welche am 30sten October 1779 aufgeführt wurde, erfreute sich eines bessern Glücks. Daß die Hauptperson, Sir Fretful Plagiary, eine Personification des Schauspieldichters Cumberland war, bemerkte das Publicum bald und Sheridan selbst suchte diese Deutung so wenig zu widerlegen, daß er durch seinen Witz die Satire noch verstärkte. Eines Abends, als das Stück gespielt wurde und man ihm sagte, Cumberland sey unter den Zuschauern gewesen, fragte er, ob man ihn habe lachen sehen? O nein, war die Antwort. „Das ist schändlich undankbar von ihm,“ versetzte Sheridan, „denn als sein letztes Trauerspiel aufgeführt wurde, habe ich bei jedem Auftritte gelacht.“ — Daß das Stück Verdienste habe, ist nicht zu leugnen, da es indeß nur eine damalige Modethorheit schildert, so würde es auf dem deutschen Theater in einer Uebertragung schwerlich Glück machen. — Einer Pantomime, Robinson Crusoe, mag man, wenn man dem Andenken Sheridan's wohlwill, kaum als von ihm herrührend gedenken und man konnte dem Verfasser, wie dem Publicum, nichts Schmeichelhafteres sagen, als daß, wie man allgemein behauptete, das letztere vorzüglich die trefflichen Decorationen Loutherbourgs und die ausgezeichnete Darstellung bewunderte, und das Stück, neben dieser, dem Interesse des Gegenstandes seinen Beifall zu danken gehabt habe.

Sheridan würde bei seinen Talenten und der schmeichelhaften Aufnahme, welche den bessern Erzeugnissen seines dramatischen Genius zu Theil wurde, sehr bald eine unabhängige Existenz haben erlangen können, hätte nicht sein vorherrschender Hang zu einem glänzenden Leben ihn rücksichtslos gegen alle Vorschriften der Besonnenheit gemacht. Aeußerst gesellig, sah er durch seinen glänzenden Witz stets eine Menge von Besuchen, selbst der vornehmsten Stände, bei sich, und ihre Anwesenheit mußte die Unkosten seines Haushaltes bedeutend vermehren. Daß bei einer solchen Lebensart die Finanzen des unter seiner Leitung stehenden Theaters sehr bald in nicht geringe Unordnung gerathen mußten, war natürlich, und wer einen Vergleich zwischen der Verwaltung Garrick's und der seines Nachfolgers anstellte, mußte sehr bald gewahr werden, daß unter der letztern das Unternehmen sich nicht heben konnte.

Während Sheridan's dramatische Arbeiten sich in der Gunst des Publicums täglich mehr befestigten, und man ihn auf der so rühmlich betretenen Laufbahn mit raschen Schritten fortgehen zu sehen erwartete, nahm, im Gefolge der Vereinigung mehrerer Umstände, sein Geist auf einmal eine Richtung, welche für die letzte Lebenshälfte Sheridan's die entschiedene zu bleiben bestimmt war. Die Lage der Dinge in England, wo sich jetzt alle übrigen Interessen dem an dem Ausgange des wichtigen Kampfes mit den nordamerikanischen Colonien unterordneten, war ganz dazu geeignet, einem Manne von Sheridan's lebendigem Geiste und Gewalt über die Sprache die glänzendsten Aussichten zu eröffnen, falls er sich in den Strudel der Politik stürzen wollte. Daß ein Vertheidiger der Freiheit und Unabhängigkeit bei dem jetzigen Stande der Sachen mehr Gelegenheit haben würde, seine Talente zu entfalten, als ein blinder Anhänger der Minister, welche ohnehin (und namentlich der an der Spitze stehende Lord North) das Volk wider sich hatten, war vorauszusehen und daher die Wahl der Partei, zu welcher er sich schlug, natürlich. Dazu kam noch, daß Sheridan schon seit langer Zeit mit den ausgezeichnetsten Gegnern der Minister und Mitgliedern der Opposition, namentlich mit Fox und Burke, sehr vertraut gewesen war. Mit dem erstern war Sheridan durch seinen Freund, den geistreichen Lord John

Townson bekannt geworden, welcher Fox ein sehr lebendiges Bild von Sheridan's Talenten entworfen und diesen dadurch äußerst begierig gemacht hatte, Sheridan kennen zu lernen: beide sahen sich im Hause ihres gemeinschaftlichen Freundes und Fox fand sich gleich nach der ersten Unterhaltung mit Sheridan so bezaubert, daß diese Zusammenkunft den Grund zu einer Freundschaft legte, welche sich nur mit Fox's früher erfolgtem Tode endigte.

Sheridan's ausgezeichnete Gewalt über die Sprache und seine Gabe, sich über alles ohne die geringste sichtbare Anstrengung zu verbreiten, machte, daß seine Freunde nichts eifriger wünschten, als ihm den Eintritt in das Unterhaus zu verschaffen. Dies zu bewirken, ward indeß schwerer, als man es geglaubt hatte, und selbst den ausgebreiteten Verbindungen Fox's gelang es nicht, das zu erreichen, was man beabsichtigte. So ward denn Sheridan endlich gezwungen, sein Heil selbst zu versuchen, und sich um die Wahl in einem der kleineren Orte zu bewerben. Ein Versuch, sich die Stimmen der Wählenden in Honiton, Devonshire, zu sichern, wo ein Freund Sheridan's mächtig vorgearbeitet hatte, mißlang; einen bessern Erfolg hatten dagegen die Bemühungen des Candidaten in Stafford, wo er, nach einem ziemlich heißen Kampfe mit mehreren Bewerbern, gewählt ward. Daß bei dieser Wahl, wie bei vielen andern (und selbst in den neuesten Zeiten), nicht ohne die gewöhnlichen klingenden Beweggründe gewirkt worden sey, bewies eine Petition, welche kurz nach der Eröffnung des neuen Parlaments gegen die Wahl eingereicht wurde; allein es fehlte, wie gewöhnlich, an überzeugenden Beweisen und die Mitglieder für Stafford behielten ihren Platz im Parlament. Sheridan sprach bei dieser Gelegenheit zum erstenmal öffentlich im Parlament zu seiner und seiner Wähler Vertheidigung und man bemerkte, daß die Mitglieder mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten und daß alles ungewöhnlich still war.

Sheridan's erste Schritte im Parlament deuteten schon an, was in der Zukunft von seiner parlamentarischen Wirksamkeit zu erwarten seyn dürfte. Der Aufruhr von 1780 in London, bei welchem so viele Bewohner der City ihr Leben verloren und der Pöbel sich den furcht-

barsten Ausschweifungen überließ, gab ihm Gelegenheit, das Parlament auf die zu frühe Einwirkung der militärischen Gewalt in den meisten Fällen jener Art, so wie auch bei der anerkannten Nothwendigkeit dieser Maßregel in dem vorliegenden, auf die Vernachlässigung der Polizei in Westminster aufmerksam zu machen. Sein nächster Angriff war gegen die Lotterie gerichtet, als auf ein höchst schädliches, sittenverderbendes Institut, aber leider! mit eben dem Erfolge, mit welchem die Opposition noch in einer der neuesten Parlamentssitzung dagegen gestritten hat — ohne in der Sache das geringste zu ändern.

Es hätte nicht viel gefehlt, so wären Sheridan und Fox, deren Freundschaft, vor nicht gar langer Zeit entstanden, durch den Eintritt des erstern in das Parlament und die gemeinschaftliche Wirksamkeit beider doppelt befestigt worden zu seyn schien, gleich am Anfange der parlamentarischen Laufbahn Sheridan's zerfallen. Die Veranlassung dazu gab eine von Lord Beauchamp vorgeschlagene Bill, gewissen nachtheiligen Folgen der Parlamentsacte gegen heimliche Heirathen vorzubeugen, der zu Folge Heirathen, wozu die Aufgebote in Kirchen verlesen worden, welche zur Zeit der Acte (1754) noch nicht existirten, für ungültig erklärt wurden. Diese Anwendung der Acte hatte die nachtheiligsten Folgen und brachte Schande über die rechtlichsten Familien. Bei Gelegenheit dieser Bill kam überhaupt die ganze Heirathsacte zur abermaligen Berathung und Fox, welcher das Haus geneigt fand, Abänderungen darin vorzunehmen, verlor keinen Augenblick, seine Vorschläge dazu zu machen, worin er aber auf der andern Seite wieder so weit ging, daß er auch eine frühere Altersstufe *) zu einer gesetzlichen Heirath festsetzen wollte und gegen die Einrichtung sich erklärte, daß ungesetzliche Heirathen ganz ungültig seyn sollten. Gegen diese Vorschläge trat Sheridan auf und zeigte, daß die Altersbestimmung, so wie sie bisher gewesen, etwas sehr Heilsames habe und daß, wenn gleich die Heirathsacte einige abgeschmackte Clauseln enthalte, man sie

*) Das gesetzliche Alter in England war 21 Jahre für den Mann und 18 für das Mädchen, seit Fox's Vorschlag aber durchgegangen, 18 Jahre für den ersteren und 16 für die letztere.

dennoch keinesweges ganz verwerfen müsse*). Fox schien die unerwarteten Einwürfe seines Freundes mit einiger Empfindlichkeit aufzunehmen und konnte nicht umhin, einige scharfe Seitenblicke darauf zu werfen, ließ es ihm jedoch späterhin nicht weiter fühlen, daß er seinen Absichten in den Weg getreten war.

Der unglückliche Ausgang des Krieges mit Nordamerika hatte alles gegen den Premierminister, Lord North, aufgebracht: sowohl die Ministeriellen, als die Mitglieder der Opposition arbeiteten dahin, ihn vom Ruder des Staats zu entfernen und die Folge ihrer vereinten Bemühungen war, daß Lord North endlich seine Stelle aufgeben mußte. Ihm folgte im Ministerium der Marquis von Rockingham, unter welchem Sheridan die Stelle eines Unter-Staatssecretärs für das nördliche Departement erhielt, ein Amt, welches er jedoch nur eine kurze Zeit bekleidete, denn der Tod des Marquis, welcher noch in demselben Jahre (1782) erfolgte, verursachte eine so entschiedene Spaltung in dem Cabinet, daß Fox und seine Freunde sich genöthigt sahen, aus demselben auszuscheiden. Rockingham's Nachfolger war Lord Shelburne (späterhin Marquis von Lansdowne), in dessen Ministerium Pitt zuerst als Kanzler der Schatzkammer auftrat. Hier war es, wo Pitt und Sheridan zum erstenmal als Gegner einander gegenüber erschienen. Dies geschah bei Gelegenheit eines von Herrn Eden gemachten Antrages zur Vorlegung der Vollmachten für die Unterhändler des letzten Friedens. Sheridan benutzte diesen Antrag, um dadurch im Allgemeinen auf die Friedenspräliminarien zu kommen und trug am Ende selbst förmlich darauf an, daß man den Theil der Unterhandlungen dem Hause vorlege, welcher sich auf die englischen Besitzungen in Ostindien beziehe. Gegen diesen Antrag äußerte sich Pitt auf das heftigste, als dem Herkommen im Parlament durchaus zuwider, indem die Präliminarien noch nicht einmal unterzeichnet wären und gab dadurch Sheridan Gelegenheit, ihm zu sagen, daß er selbst in seinen Reden nicht die Gelassenheit beobachte, die er Andern empfehle. Noch beißender aber antwortete ihm Sheridan, als drei Tage später

*) Sheridan's Speeches Vol. I. pag. 20.

die nun unterzeichneten Präliminarien dem Hause wirklich zur Debatte vorgelegt wurden und wobei wegen der allgemeinen Erbitterung der Parteien sehr heftig gestritten wurde. Bei dieser Gelegenheit ließ sich Pitt unter andern verleiten, einige schneidende Anspielungen auf Sheridan's dramatische Arbeiten zu machen und, während er ihm über seine Talente in jener Sphäre mehreres Schmeichelhafte sagte, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß das Parlament nicht der Ort sey, wo er dergleichen anbringen könne, worauf Sheridan erwiederte: „daß er dem Herrn Pitt für die seinen Gaben gehaltene Lobrede danke und sobald er wieder eine dramatische Arbeit unternähme, sich zunächst an eine verbesserte Bearbeitung von Ben Jonson's zornigem Knaben *) in dessen Alchymisten machen werde." Diese sarkastische Bemerkung erregte das laute Gelächter des ganzen Hauses und Pitt behielt noch lange Zeit den ihm von Sheridan gegebenen Beinamen.

Kurz darauf gab Lord Shelburne seine Stelle wieder auf, Lord North trat abermals in das Ministerium und mit ihm, zu aller Erstaunen, Fox, der unter ihm Staatssecretär wurde. Sheridan's Feder blieb bei diesen Vorfällen nicht müßig. Von den Zeitschriften, welche damals herauskamen, war die eine, der Englishman, unter seiner Leitung, in dem Jesuit aber, den man ihm zuschrieb, ist, obgleich ihn der Verleger Wilkie dazu veranlaßte, keine Zeile von seiner Hand.

Im Jahr 1783 trat Sheridan mit Richard Burke, dem Recorder von Bristol, als Secretär der Schatzkammer in das Ministerium. Premierminister war, dem Namen nach, der Herzog von Portland, in der That aber die Leitung der Geschäfte in den Händen der beiden Staatssecretäre Lord North und Fox. Während indeß eine ausländische Besitzung **) die Veranlassung zu der Bildung dieses Ministeriums gewesen war, ward eine zweite der Grund zu dessen Auflösung. Fox's berühmte Bill, welche zum Zweck hatte, die Verwaltung Ostindiens der Com-

*) Pitt war damals 23 Jahre alt.

**) Nordamerika.

pagnie aus den Händen zu winden und dieselbe sieben, vom Parlamente ernannten, Commissarien zu übergeben, ward die Ursache des Sturzes der Minister; denn wenn gleich die Bill im Unterhause durchgegangen war, so ward sie doch im Oberhause verworfen und der König, der die Krone in Gefahr sah, ihrer wichtigsten Rechte durch das Parlament beraubt zu werden, entließ das Ministerium mit sichtbarer Ungnade.

Sheridan gerieth auf diese Weise abermals in die Opposition, nachdem er eine Stelle von großer Wichtigkeit nur acht Monate bekleidet, was aber, wie man sagte, mit so weniger Aufmerksamkeit auf die Geschäfte geschehen war, daß man nach seinem Abgange einen Zettel über der Thür der Schatzkammer fand, des Inhalts: „daß des Sonntags keine Anschreiben angenommen, so wie überhaupt während des übrigen Theiles der Woche keine Geschäfte betrieben würden." — Die Opposition ging nun mit allen ihren concentrirten und mithin keineswegs unbedeutenden Kräften auf den jungen Minister Pitt los, der indeß den Sturm, trotz aller ziemlich heftigen Angriffe Sheridan's und seiner Meinungsgenossen, standhaft aushielt, bis der König, dem es am Ende deutlich ward, daß die Opposition auf nichts anders ununterbrochen hinarbeite, als auf eine Entsagung seines Vorrechtes auf die Verwaltung von Indien, zu dem Entschluß kam, den ihm schon längst gegebenen Rath Lord Thurlow's zu befolgen und das Parlament aufzulösen.

Sheridan und sein Freund Monkton wurden ohne Schwierigkeit abermals für Stafford gewählt, desto schwerer ward es aber Fox, dem in Westminster der ministerielle Candidat, Sir Cecil Wray, den Rang streitig machte, einen Sitz im Parlamente zu erhalten. Sheridan bot bei dieser Gelegenheit alle seine Kräfte auf, seinem Freunde den Sieg erkämpfen zu helfen: er ging selbst umher, Stimmen für ihn zu sammeln, nahm Theil an den Committeen zu deren Gewinnung, schrieb mehrere von den Pasquinaden, welche damals in Umlauf waren und sah endlich seinen und seiner Freunde Eifer durch das Gelingen ihrer Bemühungen belohnt. Auch in dem neuen Parlament zeigte Sheridan, daß sein Eifer für die Sache der Opposition und gegen Pitt's Maßregeln nicht erkal-

et sey, und sein Witz machte seine Angriffe eben so ergötzlich für das Haus, als sie unangenehm für den Minister waren. So z. B. machte er, als Pitt's Bill, die Verwaltung von Indien betreffend, aus dem Committee vor das Haus gebracht wurde, die Bemerkung, daß 21 neue Clauseln hinzugekommen seyen, welche mit den Buchstaben a — w bezeichnet wären und setzte hinzu: „er hoffe, daß irgend ein Parlamentsglied von Geist noch drei andere hinzufügen werde, damit das Ganze ein ABC-Buch für den Minister und zum Gebrauch junger Politiker würde." Die Sitzung selbst (1784) wurde von Seiten der Opposition durch Sheridan geschlossen, der sich in eine lange und sehr in das Einzelne gehende Untersuchung über die Ausgaben und Einnahme der Civilliste einließ, wobei er aber von Herrn Rose angegriffen wurde, welcher bewies, daß das vorige Ministerium, zu dem Sheridan gehört hatte, die Civilliste um 45,000 Pfd. in Rückstand gelassen habe. Dies brachte Sheridan zum Schweigen und Fox's Erklärung, daß er mit den Geschäften der Treasury ganz unbekannt gewesen sey, gab dem Credit der Opposition einen noch größeren Stoß, so daß diese am Ende von ihren eigenen Anhängern verspottet wurde.

Um diese Zeit verlor Mrs. Sheridan ihre Schwester, Maria Linley, durch den Tod, und dies Ereigniß, welches sich zutrug in dem Augenblicke, als sie Händel's herrliche Arie: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebet," sang, machte auf Mrs. Sheridan einen tiefen Eindruck, dem sie in einer gefühlvollen Elegie Worte gab, die sich sowohl durch Sprache als durch Gedanken vor vielen andern Gedichten dieser Art auszeichnete.

Sheridan nahm bei der Wiedereröffnung des Parlaments (1785) einen thätigen Antheil an den Debatten und vorzüglich an der über die Untersuchung der Gesetzmäßigkeit von Fox's Wahl zum Parlamentsgliede für Westminster. Der nächste Gegenstand, für den er sich interessirte, war die von Pitt vorgeschlagene, dem Königreiche Irland zu bewilligende freie Theilnahme an dem Handel von England, gegen die er sich entschieden erklärte. Eine zweite Maßregel Pitt's, deren wohlthätige Wirkung für England sich schon seit einer Reihe von Jahren be-

währt hat, die Anlegung des Sinking Fund, fand an Sheridan ebenfalls einen Gegner, jedoch glücklicher Weise mit so weniger Theilnahme und Unterstützung Anderer, so daß seine Einwendungen dagegen fruchtlos blieben.

Alle diese Gelegenheiten zur Ausübung parlamentarischer Beredsamkeit würden indeß Sheridan's Ruf als Parlamentsredner schwerlich gegründet haben, hätte nicht ein höchst wichtiger Rechtsfall, dessen Entscheidung dem Parlamente anheim fiel, ihm Veranlassung gegeben, sich als einen Redner erster Größe zu zeigen. Dies war der Prozeß oder vielmehr die Anklage gegen den Generalgouverneur von Indien, Warren Hastings. Sie hatte ihren Grund hauptsächlich in den getäuschten Absichten der Opposition, welche die Regierung Ostindiens der Regierung gänzlich aus den Händen zu spielen wünschte und dies durch die von Fox, dem Haupte ihrer Partei, vorgeschlagene Indien-Bill zu bewerkstelligen suchte. Diese Bill hatte indeß, wie schon oben erwähnt, so vielen Widerspruch gefunden, daß sie am Ende den Fall Fox's nach sich zog und es war natürlich, daß, da Herrn Hastings Freunde am meisten dazu beigetragen hatten, der Nation die Augen über die schlimmen Folgen zu öffnen, welche die Annahme dieser Bill hätte nach sich ziehen können, der Haß der Opposition am meisten gegen sie und Herrn Hastings gerichtet seyn mußte. Burke war der erste, welcher, bei einer Zusammenkunft der vornehmsten Mitglieder der Opposition, gestützt auf die Nachrichten, welche er sich aus Indien zu verschaffen gewußt hatte, den Ton angab, Herrn Hastings anzuklagen; ein Plan, den jedoch Fox, nach genauer Erwägung jener Nachrichten, als unausführbar verwarf. Dies brachte Burke so sehr auf, daß er aufsprang, erklärte, er wolle die Partei der Opposition auf immer aufgeben, seine Papiere zusammenraffte und das Zimmer verließ. Seine Entfernung versetzte alle in die größte Bestürzung; man sah ein, wie nöthig es werden würde, zusammenzuhalten und Sheridan wurde beauftragt, Burke ungesäumt nachzugehen und einen Versuch zur Wiederaussöhnung zu machen. Wirklich glückte es Sheridan, Burke zu besänftigen und in den Club zurückzubringen: die Sache wurde wieder aufgenommen, mit erneuertem Eifer betrieben und man kam (obgleich alle mit dem Gegenstande ziemlich unbekannt

waren) noch an demselben Abend über die Art der Einleitung der Anklage überein. — Bei diesem allen würde indeß Sheridan selbst, wenn an ein Zurückziehen noch zu denken gewesen wäre, die Hand gern aus dem Spiele gehabt haben, weil es deutlich vorauszusehen war, daß ein so bedeutendes Unternehmen die ganzen Kräfte der Opposition in Anspruch nehmen würde. Zwar erhielt man von dem Manne, welcher mit Herrn Hastings im Rathe von Indien gesessen hatte *), jetzt aber einer seiner erbittertsten Feinde geworden war, einige Materialien; allein diese waren nicht hinreichend, bedeutende Beweise zu begründen. Burke ließ sich indeß (hauptsächlich, wie man sagt, durch die einem seiner Freunde von dem Generalgouverneur widerfahrene Behandlung angereizt, der ihn seiner schlechten Aufführung wegen aus Indien zurückgeschickt) durch nichts abschrecken, seine Nachforschungen nach Beweisen von Hastings Schuld fortzusetzen, um so den gewaltigen Angriff auf einen Mann vorzubereiten, den man in ganz Indien verehrte. Weniger überzeugt von seiner Schuld, als Burke selbst, versuchten es die Anhänger seiner Partei, als Hastings wirklich in England angelangt war, mit diesem ein Uebereinkommen zu treffen, im Fall er ihre Absichten begünstigen wolle; als aber Hastings alle ihre Anträge entschieden von der Hand wies, kehrten sie zu ihren alten Entwürfen zurück und schlossen sich nun desto inniger an Burke an.

Hastings selbst trat zuerst in die Schranken und forderte Burke auf, die Anklagen, welche er oft gegen ihn, den Abwesenden, vorgebracht, nun auch, ihm gegenüber und vor dem Hause zu wiederholen, worauf Burke mit der Antwort des Herzogs von Parma an Heinrich IV., der ihn in das Feld zu rücken aufforderte, ihm erwiederte: „er wisse sehr wohl, was er zu thun habe und brauche sich nicht von seinen Feinden darüber Regeln geben zu lassen.“ — Nach vielen Debatten über Vorlegung von Papieren u. dgl., an welchen Sheridan einen sehr thätigen Antheil nahm, kam es endlich zur wirklichen Anklage, welche, aus 23 Punkten bestehend, dem Hause förmlich vorgetragen wurde. Dies geschah zu Anfang Aprils 1786

*) Mr. Francis.

und Herr Hastings las am 1sten Mai, ebenfalls im Parlament, seine Vertheidigung dagegen ab, welche aber nicht an einem Tage beendigt wurde, sondern drei Tage dauerte. Der Haupt-Anklagepunkt über die Ungerechtigkeit des Krieges gegen die Rohillas, welchen Burke vorbrachte *), ward von dem Hause verworfen und schon erwarteten die Freunde des Herrn Hastings, daß alle übrige gegen ihn vorgebrachte dasselbe Schicksal haben würden, als zu aller Erstaunen bei Erörterung des zweiten Punkts, wegen verübter Grausamkeit gegen Tscheit Singh, den Radscha von Benares, Herr Pitt die Anklage unterstützte **). Dies war um so unerklärlicher, da Pitt zugab, daß das ursprüngliche Verfahren des Herrn Hastings gegen Tscheit Singh ganz wohl zu rechtfertigen sey und überhaupt ganz offenherzig gestand, daß er nur sehr unvollkommen mit diesen Gegenständen bekannt sey, deren Kenntniß eine große Vertrautheit mit den Grundsätzen und Gewohnheiten der Indier voraussetze. Dieses eben so unerwartete als unerklärliche Benehmen Pitt's gab der ganzen Angelegenheit auf einmal einen durchaus andern Charakter und der Opposition neuen Muth, so daß diese jetzt ganz regelmäßig mit genauer Vertheilung der Rollen den ganzen Plan des von ihr aufzuführenden politischen Drama's anzuordnen begann.

Tscheit Singh war von dem Committee des Hauses, welches jene Anklage gut geheißen hatte, für einen souveränen Fürsten angesehen worden, der mithin mit der seinem Range gebührenden Achtung behandelt und in seiner Würde kräftig geschützt werden müsse. Diese Ansicht war indeß durchaus falsch und Tscheit Singh in der That nichts weiter, als ein Vasall der Compagnie, welcher seine Besitzungen von ihr zum Lehn trug und ihr dienstbar war. Statt indessen seinen ihm gegen die Compagnie obliegenden Verpflichtungen nachzukommen, handelte er wie ein völlig souveräner Herr, beging die schändlichsten Gewaltthätigkeiten in seinem Bezirke und empörte

*) Burke's Speeches Vol. 3. pag. 252.

**) Pitt's Speeches Vol. 1. pag. 254. Fox's Speeches Vol. 3. pag. 251. Note.

sich, als ihm, wie den übrigen Vasallen der Compagnie, sein Truppencontingent abgefordert wurde, gegen die Aufforderung. Die Begums oder Prinzessinnen von Oude säumten nicht, ihn dabei auf das thätigste zu unterstützen, Leute zu seinem Dienst anzuwerben und sie im Voraus zu bezahlen, und die Empörung würde allgemein geworden seyn, hätte nicht Herr Hastings auf das schleunigste Mittel zur Dämpfung des Anfanges derselben ergriffen und wäre ihm nicht der Nabob von Oude unerschütterlich treu geblieben. Es war natürlich, daß während die Politik es an die Hand gab, die Macht dieses Mannes, der unter so bedenklichen Umständen den Engländern seine Anhänglichkeit bewiesen, bedeutend zu verstärken, die Begums dafür büßen mußten, sich gegen sie erklärt zu haben und doch ward dies sehr politisch-richtige Benehmen des Gouverneurs, dem man in Indien einzig und allein die Aufrechterhaltung der Macht der Engländer zuschrieb, der Hauptstützpunkt für die in England gegen ihn erhobenen Anklagen. Fox säumte nicht, den Hauptschlag durch eine sehr wohlberechnete Darstellung der Geschichte des Nabobs von Oude vorzubereiten, während Sheridan sich anschickte, die Geschichte der Begums in einem solchen Lichte und mit einem so großen Aufwande aller Künste der Rede vorzutragen, daß Jedermann der wahre Gesichtspunkt aus den Augen gerückt werden mußte.

Der Tag, an welchem Sheridan diese wichtige Rolle spielen sollte, rückte heran. Es war der 7te Februar 1787. Das Haus war, da man wußte, daß Sheridan an diesem Tage über den wichtigsten Anklagepunkt in dem ganzen Prozesse sprechen würde, gedrängt voll, und alles in der größten Erwartung. Endlich trat er auf: seine Rede dauerte sechstehalb Stunden, während welcher er alles anwandte, was dem menschlichen Verstande zu Gebote steht, seine Zuhörer für sich und seine Sache zu gewinnen. Wirklich gelang ihm dies in einem so außerordentlichen Grade, daß, als er nach Beendigung der Rede sich niedersetzte, das ganze Haus, Mitglieder, Pairs und Fremden, unwillkührlich in einen lauten Beifallsjubel ausbrach und seinen Gefühlen durch ein an diesem Orte ganz ungewöhnliches Zeichen, ein lautes und wiederholtes Händeklatschen, Luft machte. Von der Größe des Eindrucks mag auch das ein Beweis seyn, daß gleich

darauf der Beschluß gefaßt wurde, das Haus zu vertagen, damit die Mitglieder wieder zu sich selbst kommen könnten. Burke erklärte die Rede für das wunderbarste Meisterstück der Beredsamkeit, Gründlichkeit und des Witzes, das es je gegeben; Fox sagte laut: daß alles, was er je gehört oder gelesen, damit verglichen, zu einem Nichts würde und Pitt selbst soll gestanden haben: die Rede habe alles übertroffen, was die Beredsamkeit älterer und neuerer Zeiten aufzuweisen habe, und alles enthalten, was Genie oder Kunst nur an die Hand geben könne, das menschliche Gemüth zu bewegen und zu lenken. — Wenn diese Rede bei dem Lesen vielleicht weniger außerordentlich erscheint, so muß man bedenken, daß wir sie nur aus den Nachschriften der Geschwindschreiber besitzen, denen bei der Länge derselben gewiß sehr viel entging und die, bei der Ueberfüllung des Hauses, vielleicht ohnedies sich in ihrem Berufe sehr behindert fanden *).

Als man im Laufe des Prozesses an den siebenten Anklagepunkt, die Annahme von Bestechungen und Geschenken, gekommen war, nahm Sheridan abermals das Wort. Mit großer Klarheit legte er alle die Fälle dar, in welchen man Warren Hastings es zur Last legen konnte, für dergleichen zugänglich gewesen zu seyn, verglich den früheren Zustand Indiens mit dem, wie er es unter Herrn Hastings Verwaltung gewesen war, und wandte alle mögliche ihm zu Gebote stehende Künste der Beredsamkeit an, den Angeklagten in einem nachtheiligen Lichte erscheinen zu lassen. Noch an demselben Tage wurde ein Ausschuß ernannt, die verschiedenen noch übrigen Klageartikel vorzubereiten: Sheridan war der dritte auf der Liste. Herr Francis aber wurde, aller Bemühungen der Opposition ungeachtet, ihn mit in den Ausschuß zu bringen, einmüthig verworfen **).

*) Sie ist danach abgedruckt in Sheridan's Speeches Vol. 1. pag. 273.

**) Mr. Francis, späterhin Sir Philip Francis, war zur Zeit, als W. Hastings die Stelle des Generalgouverneurs in Indien bekleidete, Mitglied des Rathes. Er veruneinigte sich indeß mit Herrn Hastings und die Folge dieser Mißhelligkeit war ein Duell mit dem Generalgouverneur und die Rückkehr des Herrn

Die gegenwärtige Sitzung (1787) des Parlaments gab Sheridan außerdem eine Gelegenheit, seine Rednergaben bei einem andern nicht minder wichtigen Gegenstande geltend zu machen. Pitt's Lieblingsgegenstand, der mit Frankreich abzuschließende Handelsvertrag, ward von Fox mit großer Heftigkeit angegriffen und Sheridan säumte keinen Augenblick, die Gelegenheit zu benutzen, seinem Freunde einen Dienst zu erweisen und den Minister in die Enge zu treiben. Pitt, gegen den Sheridan mit den Waffen grober Personalität auftrat, benahm sich in dieser Angelegenheit mit vieler Mäßigung. — Eine Angelegenheit, die in ihren Folgen für England selbst sehr bedeutend hätte werden können, zog indeß die Augen aller Parteien bald von diesem Gegenstande ab. Der Prinz von Wales war jetzt in so bedeutende Geldverlegenheiten gerathen, daß nur das Dazwischentreten des Parlaments ihn daraus befreien konnte. Die Summe von 50,000 Pfund jährlich, welche ihm vom Parlamente bewilligt worden, reichte so wenig hin, daß er in drei Jahren, außer den 50,000 Pfd., die er auf seinen Palast, Carleton-House, verwendet, schon mehr als 100,000 Pfd. Schulden gemacht hatte. Die getäuschte Hoffnung, durch den König aus seiner Verlegenheit gerissen zu werden, verleitete den Prinzen zu dem sehr unbesonnenen Schritte, seinen Hofstaat plötzlich und auf eine sehr auffallende Art einzuschränken und diese Maßregel gab zu einem förmlichen Bruche zwischen dem Prinzen und dem Könige die Veranlassung. — Was den Prinzen vorzüglich zu einem so unverhaltnißmäßigen Aufwande verleitete, waren seine Umgebungen und namentlich der Kreis geistreicher, aber höchst leichtsinniger Menschen, in welchem der Prinz den größeren Theil seiner Zeit zubrachte. Zu diesem gehörte auch Sheridan, der ohne Zweifel alles mögliche anwandte, die Mitglieder der Opposition (von welcher der Antrag ausging) dahin zu bestimmen, im Parlamente die erforderlichen Schritte zu thun, den Prinzen durch einen unmittelbaren Anspruch an die Gerechtigkeit und

---

Francis nach England, wo er als einer der Hauptankläger des Generalgouverneurs auftrat. Man hat ihn lange für den Verfasser von Junius Briefen gehalten, aber nach seinem vor kurzem erfolgten Tode in seinen Papieren nichts gefunden, was diese Annahme rechtfertigen könnte.

Großmuth der Nation aus der Noth zu helfen. Daß Sheridan hauptsächlich die Hand im Spiele gehabt, wurde sehr bald dadurch klar, daß er allen Vorschlägen, die Sache auf eine andere Art auszugleichen, in den Weg trat und erklärte, daß der Prinz einer genauen Untersuchung seines Betragens nicht allein nicht auszuweichen gesonnen sey, sondern sie sogar wünsche, was auch später Fox, von dem Prinzen dazu bevollmächtigt, ausdrücklich erklärte. Alles dies machte einen so starken und dem Prinzen so günstigen Eindruck auf das Haus, daß Pitt, wie man sagt, am Ende ernstlich zu besorgen anfing, in die Minorität zu kommen und deßwegen dem Prinzen Vorschläge zu einer gütlichen Ausgleichung machte. Im Gefolge dieser hatte er am nächsten Tage eine Audienz in Carleton=House und noch an demselben Abend ward dem Prinzen, im Namen des Königs, eröffnet, daß, wenn der Antrag, welcher morgen von der Opposition im Parlament gemacht werden solle, zurückgenommen würde, alles zu des Prinzen Zufriedenheit ausgeglichen werden könne. Am andern Tage begann daher Alderman Newnham, welcher jenen Antrag machen sollte, damit, daß er sagte, er freue sich, dem Hause anzeigen zu können, daß sein Antrag jetzt nicht mehr nöthig sey. Sheridan benutzte indeß diese Gelegenheit, dem Prinzen eine Lobrede zu halten und besonders auf das Offene seines Betragens in dieser Angelegenheit aufmerksam zu machen.

Daß sich Sheridan im Parlamente mit den allerverschiedenartigsten Gegenständen beschäftigte, bezeugt auf der einen Seite seine Theilnahme an den Angelegenheiten, die Verwaltung von Indien betreffend, und auf der andern seine um diese Zeit gehaltene Rede gegen die Eigenthümer des Theaters von Sadler's Wells, eines der kleinern, am dem nördlichen Ende von London gelegenen, Schauspielhäuser. Während er in der ersten Sache seinen Vergleich der Plane Pitt's und For's zur bessern Regierung der brittischen Provinzen in Indien unter dem Titel: A comparative Statement of the two bills for the better government of the british possessions in India. 4. drucken ließ, widersetzte er sich der Einrichtung jenes neuen Theaters, das die Herren Wroughton und Arnold kürzlich an sich gekauft; wahrscheinlich in der geheimen Besorgniß, daß durch die Competition dieser Bühne die

Wintertheater verlieren dürften. Denn wenn Sheridan gleich im Verlauf seiner Rede es hinwarf, daß er jetzt sich wenig darum bekümmere, was in den Theatern vorginge, indem er seinen Antheil an der Verwaltung Anderen überlassen; so widersetzte er sich dennoch dem Antrage zur Eröffnung jenes Theaters so nachdrücklich, daß dieser mit einer Mehrheit von neun Stimmen verworfen ward. Kurz darauf, am 13ten Februar 1788, nahm die wirkliche Untersuchung gegen Hastings ihren Anfang. Burke und Fox hielten glänzende Reden über die Art der Führung des Prozesses: Sheridan nahm jedoch an der Streitigkeit darüber keinen Antheil. Desto mehr aber zeichnete er sich bei dem Zeugenverhör aus, bei welchem er durch die Feinheit seiner Fragen allgemeine Bewunderung erregte. Ganz vorzüglich aber machte er sein Talent dafür an einem Herrn Middleton geltend, der zur Zeit von Hastings Verwaltung brittischer Resident in Oude gewesen war. Dieses Mannes Aengstlichkeit war so groß, daß er bei jedem Verhöre verwirrter in seinen Aussagen wurde und daß man am Ende Sheridan selbst einige Schonung bei seiner Behandlung empfehlen mußte. Ganz anders als Middleton benahm sich Major Scott, ein anderer Zeuge, der seine Aussage mit großer Bestimmtheit ablegte und jede Anschuldigung von Seiten Sheridan's, daß er seine frühere Aussage wiederum verändern wolle, mit großer Entschiedenheit und Männlichkeit zurückwies. Eben so benahm sich der Oberrichter, Sir Elijah Impey, ein dritter Zeuge, der, sich auf vorgängige Beispiele und sein inneres Bewußtseyn berufend, ganz offen über seine Handlungsweise Auskunft gab.

Der 3te Junius war der große Tag, an welchem Sheridan die Zeugenaussagen über den zweiten oder Begum = Anklagepunkt zusammenstellen (sum up) sollte. Seit dem Anfange dieser merkwürdigen Rechtssache war die öffentliche Aufmerksamkeit nicht in so hohem Grade gespannt gewesen, als jetzt. Schon um acht Uhr Morgens waren alle Zugänge zu Westminster = Hall, wo die letzten Sitzungen gehalten wurden, mit Personen vom ersten Range angefüllt, worunter sich Pairinnen im Staatsanzuge befanden, welche über anderthalb Stunden unter freiem Himmel zubringen mußten, ehe die Thüren der Halle geöffnet wurden, und als dies geschah, drängte

man sich so ungestüm hinein, daß dadurch beinahe Unglücksfälle veranlaßt worden wären. Um zwei Uhr waren endlich die Lords versammelt und eine Verbeugung des Lordkanzlers gegen Herrn Sheridan gab diesem das Zeichen, anzufangen. Seine Rede war mit dem allen ausgestattet, was sein Genius aufbieten konnte, der Anklage Gewicht zu geben. Herrn Hastings Reise in das Innere der Besitzungen wurde als ein Mittel dargestellt, seine Habsucht zu befriedigen, der Umweg, den der Oberrichter, Sir Elijah Impey, genommen hatte, als er sich nach Benares zu Herrn Hastings begeben wollte, als eine unüberlegte Lustreise; kurz es blieb kein Umstand, dem der Redner nicht eine Färbung zu geben gewußt hätte, welche seinen Absichten sich anpaßte. Die Rede war am ersten Tage bei weitem noch nicht beendet. Zwei Tage hatte Sheridan schon gesprochen und war am dritten wiederum auf seinem Platze, als er plötzlich, von der großen Anstrengung übermannt, sich unwohl fühlte, inne hielt und die Halle verlassen mußte, um in die freie Luft zu gehen. Man wartete einige Zeit, daß er wieder anfangen würde, bald darauf erklärte jedoch Fox, daß Sheridan, obgleich etwas wieder zu sich gekommen, sich dennoch zu unwohl fühle, fortzufahren und die Versammlung wurde deßwegen auf eine unbestimmte Zeit vertagt. — Schon am 13ten Junius erschien indeß Sheridan wieder auf seinem Platze und der Schluß seiner Rede war wo möglich noch glänzender als der Anfang derselben gewesen war. Leider ist uns nur ein Schatten der wirklichen in dem übrig gebliebenen, was die Reporters aufgezeichnet *) und es wäre sehr zu wünschen, daß die Handschrift dieser berühmten Rede, welche sich in den Händen der Familie befinden soll, nachdem sie von dem verstorbenen Herzog von Norfolk, dem sie Herr Sheridan geliehen, schon vor mehreren Jahren diesem wieder zurückgegeben worden, einmal dem Publicum mitgetheilt würde.

Bei der Jubelfeier der Revolution (1688), welche von dem Whigclub durch ein Mittagsessen von 500 Personen in der Krone- und Anker-Tavern begangen wurde, hielt Sheridan eine sehr lebendige Rede, in welcher er

*) Sheridan's Speeches Vol. 2. pag. 55 — 127.

den Charakter des Königs Wilhelm mit glänzenden Farben schilderte und auf die Aufstellung einer Säule in Runnymede *) antrug, den Ursprung der englischen Constitution zu bezeichnen, wozu auch sogleich 1500 Pfd. unterzeichnet wurden.

Während indeß die Nation sich noch an der Erinnerung der glänzenden Tage ihrer Vorzeit erfreute, drohte schon ein neues Ungewitter über England hereinzubrechen. Der König, welcher seit einiger Zeit unpäßlich gewesen war, ward jetzt so bedenklich krank, daß man ihn für unfähig hielt, sich ferner den Regierungssorgen zu unterziehen. Dies Ereigniß machte, daß die Häupter aller Parteien nach London eilten, um, im Falle entscheidende Maßregeln getroffen werden müßten, sogleich bei der Hand zu seyn. Fox, der seiner Gesundheit willen nach Italien gereis't war, ward eiligst zurückgerufen und Sheridan, welcher schon lange die Zuneigung des Prinzen genossen hatte, gewann bei der Wahrscheinlichkeit einer Machtvergrößerung des Thronerben nicht wenig in den Augen derer, die sich zu seiner Partei bekannten. Bei diesen glänzenden Aussichten benahm sich Sheridan indeß mit großer Klugheit und nur dann erst, als Fox's rascher Eifer für den Prinzen und dessen Ernennung zum Regenten auch ihn mit fortriß und er dem Minister den Rath gab, die Opposition nicht zu reizen, das Recht zu beweisen, welches der Prinz auf jene Ernennung habe, ging er zu weit, wenn man nicht etwa glauben muß, daß seine Behauptungen sich auf höhere Ermächtigungen stützten. Daß er hier die Grenzen überschritten, welche die Klugheit vorschrieb, sah Sheridan selbst sehr bald ein und suchte deßwegen seinen Worten eine mildere Deutung zu geben, allein die Sache war geschehen: die Minister drangen jetzt auf eine förmliche Erörterung des streitigen Punktes und am 16ten December gelang es Pitt, einen Beschluß zu erhalten, wonach das Unterhaus erklärte, daß es das Recht und die Pflicht des Parlaments sey, unter diesen Umständen die nöthigen Vorkehrungen zum Ersatz der Obergewalt zu treffen. Fox, dem jetzt nichts weiter übrig blieb, als den Minister mit der Beschuldigung anzugrei-

*) Wo König Johann die Magna Charta unterzeichnete.

fen, daß sein eigner Ehrgeiz ihn verleite, den Prinzen von der Regierung entfernt zu halten, wurde in seinen Angriffen auf Pitt von Sheridan sehr eifrig unterstützt. Der Minister ließ sich indeß durch die Bewegungen der Opposition an der Ausführung seiner Ideen nicht hindern. Am 30sten December legte er dem Prinzen einen Plan vor, den er entworfen hatte, ihn im Parlamente zur Billigung vorzutragen. Nicht lange darauf erfolgte von Seiten und im Namen des Prinzen eine weitläuftige Replik, worin dieser Plan gänzlich verworfen wurde und die man Burke zuschrieb, welcher kurz vorher durch Sheridan bei dem Prinzen eingeführt worden war. Ueberhaupt zeigte sich bei allen Schritten, welche in dieser Sache gethan wurden, von Seiten der Rathgeber des Prinzen das entschiedene Bestreben, die Nothwendigkeit der Uebertragung der Regentschaft auf den Prinzen in das hellste Licht zu setzen und selbst bei den Verhören der Aerzte schien man nur wenig zu verhehlen, wie sehr es daran gelegen sey, von ihnen das Geständniß der Unheilbarkeit der Krankheit des Königs zu erhalten. Vorzüglich unangenehm ward bei dieser Tendenz der Opposition die Lage des Dr. Willis, des Arztes des Königs, zu welchem die Königin ein großes Vertrauen hegte und welchen namentlich Sheridan durch seine Fragen in große Verlegenheit setzte. Die Erklärung der Ministerialpartei, daß sie zur Beschränkung der Macht des Prinzen als Regenten vorzüglich durch die Furcht vor seinen schlechten Rathgebern bewogen würde, gab Sheridan Gelegenheit zu einer sehr lebhaften Vertheidigung der Partei, welcher anzugehören er bekannte, und namentlich des Herzogs von Portland und Fox's. Den weiteren Streitigkeiten, welche diese Erklärungen und Auseinandersetzungen hätten nach sich ziehen können, machte indeß die Genesung des Königs ein Ende. Diese erfreuliche Begebenheit befestigte aber auch zugleich den Credit der Minister, welcher dadurch noch größern Zuwachs erhielt, daß die Opposition in sich selbst in Zwiespalt gerieth, indem die kaltblütigern Mitglieder derselben diejenigen, welche mit dem Prinzen in Verbindung standen, eines unüberlegten Eifers und einer unverantwortlichen Vorschnelligkeit beschuldigten. Ganz besonders wurde dieser Vorwurf Sheridan gemacht. So gegründet er aber auch seyn mochte, so fand doch die Opposition bald, daß es ihr eigenes Interesse

erfordere, alle Zwistigkeiten zu vermeiden, welche ihre Gegner nur noch stärker und zuversichtlicher in ihren Unternehmungen machen könnten, und Sheridan blieb deßwegen im ruhigen Besitz der Stelle, welche er unter den Gegnern des Ministeriums behauptete. Welch eine hohe Meinung man übrigens von seinen rednerischen Talenten in England haben mußte, bewies der Umstand, daß eine große Menge vereinigter Mißvergnügter in Schottland sich an ihn wandte, ihre Beschwerden im Parlamente zur Sprache zu bringen. Die Beschwerdeführer waren die Bewohner der königlichen Burgflecken (Burghs), welche um eine gänzliche Reform in ihrem Verfassungssystem nachsuchten, und, wunderbar genug, sich zur Betreibung dieses Geschäfts, nicht an einen ihrer Landsleute, der mit ihren Verhältnissen weit genauer bekannt seyn mußte, sondern an einen Engländer wandten, der genöthigt war, sich mit diesen, bevor er die Sache unternahm, genauer bekannt zu machen.

Es konnte keinen grellern Gegenstand der Gesinnungen geben, als den zu dieser Zeit das Benehmen der Bewohner der beiden benachbarten Reiche, England und Frankreich, darbot. Während dort die Wiederherstellung des Königs die lebhafteste Freude im ganzen Lande verbreitete, und der Nation Gelegenheit gab, ihre Anhänglichkeit an die monarchische Verfassung auf die unzweideutigste Art an den Tag zu legen, vereinigte sich hier das Volk, dem Königsthrone die furchtbarste Erschütterung zu bereiten, die er seit Jahrhunderten erlitten hatte. Die Grundsätze, welche bei diesen Bewegungen zu Tage kamen, wurden indeß nicht allein dem besseren Theil der Bewohner Frankreichs verderblich, denn die Lockungen, welche die neuen Apostel der Freiheit darboten, waren auch für einen großen Theil des englischen Publicums so verführerisch, daß selbst bedeutende Männer den neuen Bestrebungen in Frankreich ihren Beifall nicht versagen zu können glaubten. Besonders ging diese Billigung von einem Club aus, der sich unter dem Namen der Revolution Society vereinigt hatte, worin der verstorbene Lord Stanhope den Vorsitz führte, und von welchem sogar eine Glückwünschungs-Adresse an die Nationalversammlung ergangen war, deren gute Aufnahme andere ähnliche Gesellschaften zu gleichen Schritten veranlaßte. Dabei blieb

es indessen nicht. Männer von anerkannten Talenten traten öffentlich als Vertheidiger der französischen Revolution auf, und Fox benutzte, im Jahre 1790, die erste Gelegenheit, welche sich ihm während der Debatten im Parlamente darbot, die zu den Empörern übergegangenen Garden als ein ruhmwürdiges Beispiel für das ganze Militär in Europa aufzustellen *). Sein Gegner Pitt umging in seiner Antwort diese Einmischung der französischen Händel mit großer Besonnenheit, desto offener aber wurde er von seinem Freunde Burke angegriffen, der ihm an Kenntniß der Angelegenheiten des festen Landes bei weitem überlegen war. Burke's Rede **) machte einen überaus großen Eindruck auf das Haus, und Sheridan, der dies bemerken mochte, säumte keinen Augenblick, sich Burke gegenüber zu stellen und Fox zu vertheidigen. Seine Einstimmung in alles dasjenige, was von diesem geäußert worden war, und namentlich in die Behauptung, daß die französische Revolution eben so verdienstlich sey, als die englische von 1688 (was Fox zu beweisen gesucht hatte), veranlaßte Burke in seiner Antwort auf Sheridan's Bemerkungen zu der entscheidenden Erklärung, daß von nun an in der Politik zwischen ihm und seinem Freunde Sheridan keine Gemeinschaft mehr bestehen könne, und dies vorzüglich deßwegen, weil er alle seine Gründe verdreht und in einem falschen Lichte dargestellt habe.

Diese unerwartete Spaltung machte im Unterhause ein großes Aufsehen, und die Mitglieder der Opposition eilten, alles anzuwenden, eine baldige Wiederaussöhnung zwischen den beiden Freunden zu Stande zu bringen. Zu dem Ende ward zwei Tage nach dem Vorfalle in Burlington-House in London eine Zusammenkunft der vornehmsten Oppositions-Glieder gehalten, bei welcher von 10 Uhr Abends bis 3 Uhr Morgens gesprochen oder vielmehr debattirt wurde, deren Ausgang aber die feindselige Gesinnung der beiden Männer gegen einander eher verstärkte als milderte. Zwischen Burke und Fox (welcher letztere die eigentliche Veranlassung zu dem Bruche gewe-

*) Fox's Speeches. Vol. 4. pag. 52.

**) Burke's Speeches. Vol. 3. pag. 455.

sen war) war die Spannung weniger stark; beide bewiesen einander noch immer große Achtung, ja besuchten einander wohl gelegentlich; mit Sheridan wechselte dagegen Burke seit dieser Zeit außer dem Hause nie wieder ein Wort, und vermied es sorgfältig, mit ihm irgendwo in Gesellschaft zusammenzutreffen *).

Im nächsten Jahre (1791) wurde das Parlament aufgelöst; Sheridan und sein Freund Monkton eilten daher, ihre Wiedererwählung für Stafford zu bewirken, was ihnen auch ohne Schwierigkeit gelang und wo sie sehr freundlich aufgenommen wurden. Desto mehr Mühe kostete es Fox, wieder in das Parlament zu kommen, indem er es mit einem Nebenbuhler zu thun hatte, welcher entschlossen schien, es auf das Aeußerste kommen zu lassen. Dies war Horne Tooke **), der selbst dem sich für seinen Freund sehr ernstlich verwendenden Sheridan einen solchen Schrecken eingejagt zu haben schien, daß dieser, aus Furcht vor seinen Sarkasmen, nie das Volk anzureden wagte, wenn Horne Tooke sich auf der Wahltribune befand. Dazu kam noch, daß Horne Tooke besondere Veranlassung zu haben glaubte, auf Sheridan erbittert zu seyn, indem dieser nach der Erscheinung eines Pamphlets, das Tooke in Bezug auf die angebliche Vermählung des Prinzen von Wales mit Mrs. Fitzherbert geschrieben hatte, den Verfasser, wo nicht gerade heraus, doch auf eine ziemlich verständliche Weise für einen Verläumder erklärt hatte; eine Beschuldigung, welche Tooke Sheridan nie verzieh.

Das neue Parlament sah sich bald nach seiner Zusammenberufung mit einer sehr wichtigen politischen Angelegenheit beschäftigt, an deren Erörterung die Opposition einen ungewöhnlich lebhaften Antheil nahm. Die Absichten des Cabinets von St. Petersburg gegen die Pforte

*) Mehr als der unpatriotische Vergleich beider Revolutionen hatte wohl Burke der starke Schluß von Sheridan's Rede gekränkt, worin er ihn unter andern einen Anwald des Despotismus nannte.

**) Der literarischen Welt durch seine scharfsinnigen etymologischen Untersuchungen bekannt.

waren dem englischen Ministerium schon seit längerer Zeit kein Geheimniß mehr, und die Minister hatten durch Unterhandlungen Rußland dahin zu bewegen gesucht, von seinem Vorhaben, das Gebiet seines mohammedanischen Nachbars abermals zu verkleinern, in Zeiten abzustehen. Diese Unterhandlungen waren jedoch nicht von dem erwünschten Erfolge begleitet, und England, welches jenem Beginnen nicht ruhig zusehen konnte, sah sich daher zu Kriegsrüstungen genöthigt. Daß man indeß nur dann mit Nachdruck auftreten könnte, wenn die Seemacht bedeutend verstärkt würde, war von den Ministern vorausgesetzt worden, welche daher auch sogleich auf eine Vermehrung der Marine antrugen. Diesem Vorschlage widersetzte sich die Opposition auf das heftigste und namentlich Sheridan, welcher die Einmischung Englands in die Streitigkeiten Rußlands mit der Pforte höchst als etwas Voreiliges und Unzurechtfertigendes darstellte; während er indeß nur durch Worte und die Kraft der Rede die Absichten der Minister zu vereiteln suchte, bediente sich sein Freund Fox praktischer Mittel, diesen Endzweck zu erreichen. Er schickte nämlich einen geheimen Agenten nach St. Petersburg, die Kaiserin in ihren Entwürfen gegen die Türken zu bestärken und ihr die Versicherung der Unterstützung der Opposition zu geben. Dieser Abgesandte wurde, wie sich vermuthen ließ, mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeigungen empfangen und mit Geschenken aller Art überhäuft, während Fox's Büste bestimmt ward, das Cabinet der Kaiserin zu zieren. — Wirklich erreichte auch die Opposition ihren Zweck; das englische Volk erklärte sich laut gegen den Krieg mit Rußland, und die Minister sahen sich genöthigt, eine Maßregel aufzugeben, welche, wenn man auf ihr beharrt hätte, Rußland manches zu thun verhindert haben würde, das kurz darauf von dieser Macht in Ausführung gebracht wurde. Daß es überhaupt bei diesem ganzen Manöver darauf abgesehen war, Pitt vom Ruder zu verdrängen, bedarf keines Zweifels, und würde, wenn es nicht augenscheinlich gewesen wäre, durch Sheridan's Vergleiche zwischen Pitt und Fox (die er zwar nicht bei Namen nannte, aber deutlich genug bezeichnete) klar geworden seyn. Der Plan mißlang indeß und Pitt schien durch diese Versuche der Opposition nur um so festern Fuß in seinem Wirkungskreise zu gewinnen.

Während Sheridan sich, als eine der Hauptstützen der Opposition, in ein Gewebe parlamentarischer Geschäfte verwickelt sah, nahmen seine Verbindungen mit dem Theaterwesen (und sein daran hängendes persönliches Interesse) den noch übrig gebliebenen Theil seiner Zeit in Beschlag. Das Theater Drury=Lane war nach langem, unausgesetzten Gebrauche endlich so baufällig geworden, daß Bauverständige nicht länger für die Sicherheit der Zuschauer und Schauspieler bürgen zu können glaubten, wenn nicht schnell eine Abhülfe einträte. Man entschloß sich daher, das alte Haus niederreißen zu lassen und ein neues, größeres an dessen Stelle aufzuführen. Diesen Plan in Ausführung zu bringen, wurde eine Anleihe von 150,000 Pf. St. eröffnet, welche durch 300 Actien, jede von 500 Pf. St., zusammengebracht werden sollte, die man mit 5 p. Ct. verzinste, und dieser Plan fand so allgemeinen Beifall, daß in kurzer Zeit die Actien mit 5 p. Ct. Aufgeld verkauft wurden. Von dieser Summe sollten 80,000 Pf. zum Bau verwandt, 60,000 zur Abtragung der Schulden bestimmt werden, welche auf dem Theater hafteten, und 10,000 Pf. für unvorhergesehene Ausgaben übrig bleiben. Der Bau begann, schritt aber sehr langsam fort, weil man vernachlässigt hatte, die Eigenthümer des alten Patents abzufinden, das noch aus den Zeiten Carls II. herrührte, und welche nun ihre Forderungen übermäßig hoch spannten. Mitten unter diesen Geschäften, die noch durch die Schwierigkeit vermehrt wurden, welche die Verlegung der Darstellungen auf ein anderes Theater verursachte, ward Sheridan von einem noch härteren Schlage getroffen, dem Tode seiner Gattin, welche am 28. Juni an der Abzehrung starb. Ausgezeichnet durch poetisches wie durch musikalisches Talent, wandte sie das letztere unter andern dazu an, die Dichtungen ihres Gatten in Musik zu setzen, und ihr verdankt man namentlich die Musik zu Sheridan's Robinson Crusoe und zu mehreren anderen seiner weniger bekannten poetischen Erzeugnisse.

Das Ende des Jahres 1792 fand, aller dieser Bedrängnisse ungeachtet, Sheridan wiederum auf seinem Platze im Parlamente, wenn gleich nicht mit der Rüstigkeit, welche man sonst an ihm zu bemerken gewohnt war, wozu das Drückende seiner Verhältnisse wohl nicht wenig beitragen mochte. Einen sehr lebendigen Antheil nahm er

indeß an einer Gesellschaft, welche, wie einige ähnliche, zu dieser Zeit entstandene, ihren Ursprung mehreren erhitzten Köpfen zu danken hatte, welche von der französischen Revolution das Heil der Welt erwarteten. Sie hatte sich den ominösen Namen einer Gesellschaft der Freunde des Volks beigelegt, und das Verzeichniß der Mitglieder derselben bildete ein höchst sonderbares Gemisch achtbarer Namen, wie der des Sir Philip Francis, Mr. Whitbread, Mr. Grey u. s. w., und anderer, die in weniger gutem Rufe standen, wie der des Lord Edw. Fitzgerald, Mr. Stone u. s. w. Von dieser Gesellschaft ging vor allem der Plan aus, im Parlamente einen Antrag zu der (in neueren Zeiten so häufig angeregten) Parlaments-Reform zu machen. Hr. Grey, dem der Auftrag dazu ward, entledigte sich desselben mit vielem Eifer, fand aber an Pitt einen sehr scharfsichtigen Gegner, der, wenn er gleich das Wohlthätige einer gemäßigten und wohlüberlegten Reform einräumte, doch bei diesem Vorschlage auf den Ursprung desselben zurückging und diesen in einer thörichten Nachahmungssucht französischer revolutionären Bewegungen suchte. Der Triumph der Grundsätze der Ministerialpartei ward indeß kurz nachher noch größer, als die angesehensten Mitglieder der Opposition, der Herzog von Portland und die Lords Spencer und North, zu ihr übergingen, und selbst der Prinz von Wales, bei Gelegenheit der Adresse an den König, seine Mißbilligung so aufrührerischer Meinungen und Schriften öffentlich zu erkennen gab. Sheridan nahm während dieser ganzen Sitzung an den Debatten im Hause sehr wenigen Antheil, einen desto lebhafteren aber, wie man sagt, in der Stille an der Vereitelung der Unterhandlungen zwischen Pitt und Fox, welcher erstere den letzteren in das Ministerium eintreten zu sehen wünschte, aber durch seine übertriebenen Bedingungen davon zurückgeschreckt ward.

In demselben Geiste, von welchem seit dem Anfange der französischen Revolution die Erklärungen der Opposition gegen die Maßregeln der Minister beseelt gewesen waren, war auch die Sheridans gedacht, welche er gegen den Aufruf der Miliz ablegte, der in den unruhigen Bewegungen des Volkes in mehreren Grafschaften seinen Grund hatte. Diese Erklärung führte den Redner auf die allgemeinen Schritte der Regierung gegen Frankreich, und

namentlich auf die Anstalten zu einem Kriege mit dieser Macht, die er als sehr übereilt darstellte. Als indeß die Nachricht von der Hinrichtung des Königs bekannt ward, gab die Opposition selbst, wiewohl nur zögernd, ihre Einwilligung zu den entschiedenen Maßregeln, welche man jetzt in England zu ergreifen beschloß, zumal seit dem Frankreich den Krieg erklärt hatte. Fox's Vorschlag zu einer Verbesserung (Amendement) in der Adresse an den König veranlaßte Burke zu einer äußerst heftigen Rede, worin er auch auf das Ansehen, dessen, wie er sagte, Sheridan und Fox bei der französischen revolutionären Partei genössen, nicht wenig Nachdruck legte *). Diese Rede zog eine eben so heftige Replik Sheridan's nach sich **), in welcher dieser die Stabilität der Grundsätze Burke's in ein sehr zweideutiges Licht zu setzen, und zugleich die Gräuel der französischen Revolution von den neuen Machthabern abzuwälzen und auf Rechnung der alten despotischen Regierung zu bringen suchte. In einem noch stärkern Angriffe auf Burke benutzte Sheridan den von ihm schon längst angekündigten Antrag zu einer Adresse an den König, um über alle die im Lande Statt findenden aufrührerischen Bewegungen Licht zu erhalten, wobei er so heftig und bitter gegen seinen ehemaligen Freund wurde ***), daß der Sprecher endlich dazwischen treten und Sheridan auf den eigentlichen Inhalt seines Antrags verweisen mußte. Kurz nachher erneuerte sich diese Fehde, als Burke die von dem General-Advocaten vorgeschlagene Bill zur Hinderung eines verrätherischen Briefwechsels mit Frankreich unterstützte, und dabei ziemlich bezüglich von der Correspondenz zwischen gewissen Personen in England und den Parteihäuptern in Frankreich sprach, was Sheridan zu der geradezu ausgesprochenen Aufforderung an Burke bewog, diese Leute zu nennen, wobei er ihm deutlich zu verstehen gab, daß er glaube, er sey damit gemeint. Daß ein solcher Briefwechsel bestanden habe, ist sehr wenig wahrscheinlich, indeß dürfte die Ministerialpartei wohl zu ent-

*) Burke' Speeches. Vol. 4. pag. 119.

**) Sheridan's Speeches. Vol. 3. pag. 52 sq.

***) Sheridan's Speeches. Vol. 3. pag. 99.

schuldigen gewesen seyn, wenn sie Vermuthungen der Art Raum gab, da die Häupter der Opposition bei jeder Gelegenheit die am Ruder stehenden französischen Machthaber zu vertheidigen suchten. Diese Parteilichkeit war es auch, welche Sheridan zu einem äußerst heftigen Angriffe gegen ein Memorial bewog, welches Lord Auckland, der damalige englische Gesandte im Haag, bei den General-Staaten eingereicht hatte, zu verhindern, daß irgend ein Mitglied des Convents oder des Conseil exécutif auf niederländischem Boden bleiben dürfe, und zu verlangen, daß die Königsmörder, welche sich bereits auf demselben befänden, dem Schwerte des Gesetzes übergeben werden sollten.

Die gegenwärtige Sitzung des Parlaments wurde noch dadurch merkwürdig, daß man ihr die Stiftung des Board of Agriculture oder der Behörde zur Beförderung des Ackerbaues zu danken hatte, deren Bemühungen so ersprießliche Folgen für den Wohlstand des Landes gehabt haben. Sheridan bestand, als der Antrag dazu gemacht wurde, darauf, daß das Publicum durchaus nichts dazu herzugeben haben solle, worauf man, sehr sonderbar, erwiederte, daß wenn Belohnungen für Erfindungen und Verbesserungen vom Staate gegeben, sie mehr Gewicht haben würden, als wenn sie aus einem Privat-Fond herkämen. Sheridan suchte in seiner Antwort diese Ansicht in das Lächerliche zu ziehen, gab aber dabei seinen Gegnern zu einer sehr bittern Bemerkung über ihn selbst Veranlassung; denn als er nach der Bemerkung, daß er es zum erstenmale höre, es sey eine Herabwürdigung, Belohnungen auszutheilen, zur Bestreitung dieser Behauptung die Verse anführte:

„Was man dagegen sagt,
Groß sieht es aus, wenn man zu zahlen hat,“

so wandten die Zeitungen sogleich diese Verse auf ihn an und meinten, darum müsse Sheridan einer der größten Männer seyn, da es wenige Leute gäbe, die so viel zu zahlen hätten als er.

In der nächsten Parlamentssitzung (1794) griff Sheridan die Rede vom Throne heftig an, indem er das Benehmen der französischen Regierung in Schutz nahm, am Ende aber gestehen mußte, daß England gegen die so sichtbar anwachsende Macht Frankreichs nicht gehörig gerüstet

sey. Bei dieser Gelegenheit widerfuhr ihm eine Kränkung, welche sein Leichtsinn in Aufstellung von Behauptungen, ohne den Grund dazu vorher gehörig untersucht zu haben, nicht ganz unverdienter Weise erhielt. Sheridan hatte nämlich auf den Grund eines von Falmouth von einem Unbekannten erhaltenen Briefes die Regierung einer unverantwortlichen Nachlässigkeit beschuldigt, weil sie die englischen Colonien in Nordamerika in einer völlig unbeschützten Lage lasse, dem Correspondenten aber, welcher den Namen Bluett führte, für seine Nachricht gedankt und um fernere Mittheilungen gebeten. Es fand sich indeß bei genauerer Erkundigung, daß der einzige Mensch in Falmouth, welcher den Namen Bluett führte, ein junger Seecadett von 15 Jahren war, dessen Erstaunen bei Erblickung des Briefes man sich leicht denken kann. Dieser ging unterdessen in der Stadt von Hand zu Hand, und die Bewohner machten sich nicht wenig lustig über den Streich, der von ihrem Orte aus dem weisen Parlamentsgliede gespielt worden war.

Die Folgen der französischen Revolution wurden jetzt in den vielen Auswanderungen sichtbar, welche nach allen Seiten von Frankreich aus unternommen wurden, und auch England nahm sehr viele der Flüchtlinge auf, welche sich auf ihrem vaterländischen Boden nicht mehr sicher glaubten. Der Plan der Minister, diese wiederum zum Sturze der aufkeimenden Republik zu brauchen, fand von Seiten der Opposition und namentlich Fox's und Sheridan's den heftigsten Widerstand, welche sich auch dem Subsidienvertrage mit Preußen auf das entschiedenste widersetzten. Sheridan's Behauptung bei einer andern Gelegenheit, daß um zu scharfen Maßregeln zu schreiten, die Minister selbst Nachrichten von ungesetzmäßigen Zusammenkünften erfunden hätten, brachte selbst den sonst so gelassenen Pitt in einen solchen Zorn, daß er seiner Aeußerungen willen von dem Sprecher zur Ordnung gerufen wurde. Eine gleiche Erbitterung von Seiten Sheridan's zeigte sich bei Gelegenheit des Antrages auf eine Dankadresse für Lord Hood, den Eroberer von Bastia, welche Sheridan Gelegenheit gab, auf den Abfall eines der eifrigsten Mitglieder der Opposition zu kommen (welcher in das Ministerium getreten war) und jetzt Herrn Fox als die einzige haltbare Stütze der Whigs darzustellen.

Der Bau des neuen Theaters Drury-Lane war unterdessen vollendet worden, und das Haus ward am 10. März 1794 mit einer großen Musik aus Händels Werken eröffnet, die Reihe der Darstellungen selbst aber am 21. April mit dem Trauerspiel Macbeth begonnen. Das Haus war gedrängt voll, da man eine Eröffnungsrede von Sheridan erwartete, allein seine Muse schwieg zum großen Erstaunen aller, welche überzeugt gewesen waren, daß er diese Gelegenheit, sein Interesse zu befördern, nicht ungenutzt vorüber gehen lassen würde. Dieß war um so auffallender, da Sheridan an den Angelegenheiten des Theaters noch immer vielen Antheil nahm, und namentlich einen Beweis seiner Achtung gegen den, welcher auf der Bühne, wie sie früher gewesen war, so viel Lorbeern eingeerntet hatte, David Garrick, dadurch ablegte, daß er ein Bret des alten Theaters aufbewahren und sorgfältig in den Fußboden des neuen einfügen ließ. Zu wünschen wäre es indeß gewesen, daß, während Sheridan so viel für die äußere Würde der Bühne that, er auch für die innere Verwaltung derselben besser gesorgt hätte; allein dies geschah nicht, sondern das Theater sank durch neu nach einander aufgenommene Capitale immer tiefer in Schulden und büßte dadurch das Vermögen ein, seinen Vorstellungen durch Auswahl und Vollkommenheit einen größeren Reiz zu verleihen.

In der Parlamentssitzung von 1795 trat Sheridan zuerst mit einem Antrage zur Zurücknahme der Bill wegen Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte auf, wobei er davon ausging, daß man bei der Untersuchung über die verschiedenen geheimen Gesellschaften nichts gefunden habe, was darauf hätte hinführen können, den Verdacht eines großen allgemeinen Plans zu befestigen, die bestehende Regierungsverfassung umzustürzen. Die Beschreibungen, welche er dabei von den Entdeckungen entwarf, welche man bei den Nachforschungen gemacht, wie man ein Feldlager in einer Hinterstube, ein Arsenal von neun Musketen, eine Kriegscasse von neun Pfund und einen falschen Schilling gefunden, mußten das Haus zum Lachen reizen, desto größeren Ernst bei den Zuhörern aber die Vorwürfe erregen, welche er den Ministern machte, die Anstifter aller dieser Sachen zu seyn, wobei sie keine andere Absicht hätten, als das Volk irre zu leiten und die Opposition in seinen Augen gehässig zu machen. — Bedeutsamer als die Rolle, welche Sheridan bei dieser Sache

spielte, war der Antheil, welchen er an der Berathung über die Angelegenheiten des Prinzen von Wales nahm. Als die Lage der Finanzen desselben im Jahre 1787 dem Parlamente eröffnet worden war, hatte der König bestimmt erklärt, daß nach dem, was jetzt zu deren Verbesserung geschehen, das Haus hinführo nicht wieder um eine ähnliche Aushülfe angegangen werden solle, weil der Prinz das Versprechen gegeben, sich künftig innerhalb der Schranken seines Einkommens zu halten. Dieses Versprechens ungeachtet zeigte es sich jetzt (1795), daß seit jener Zeit sich eine Schuld von nicht weniger als 60,000 Pf. St. angehäuft habe; eine Entdeckung, welche die Minister in die größte Verlegenheit setzte, indem der bevorstehenden Heirath des Prinzen willen jetzt ein Auskommen für ihn ausgemittelt werden, und er dabei von allen seinen übrigen Geldverlegenheiten frei seyn mußte. Es blieb hier also nichts weiter übrig, als eine hinlängliche Summe auszuwerfen und einen Theil derselben dazu anzuwenden, jene Schuldenmasse nach und nach abzutragen. Dieser Plan erhielt die Billigung des Prinzen, worauf Pitt sogleich den Vorschlag machte, daß der Committee, welcher die Bill darüber in Antrag bringen, diesen danach einrichten solle. Fox hatte gegen die Maßregel nichts einzuwenden, allein Sheridan begann schon bei der ersten Verlesung der Bill, auf das heftigste dagegen zu eifern und behauptete, daß die vorgeschlagene Bewilligung von 120,000 Pf. St. jährlich, unter den oben angegebenen Bedingungen das Parlament geradezu zur allmähligen Bezahlung der Schulden des Prinzen mit verbindlich mache, welche, wenn man nicht die Würde des Prinzen und der Majestät überhaupt auf das Spiel setzen wolle, sogleich und auf einmal abgetragen werden müsse. Kurz darauf, als der Minister den Antrag machte, daß im Fall des Absterbens des Prinzen die unbezahlt gebliebenen Schulden auf den consolidirten Fond kommen sollten, trat Sheridan abermals dagegen auf, und benutzte diese Gelegenheit, dem Hause über seine Verbindungen mit dem Prinzen einige nähere Aufschlüsse zu geben, wobei er sich von allem Verdacht, daß Eigennutz ihn an den Prinzen fessele, zu reinigen suchte. Es kam bei dieser Auseinandersetzung indeß eine Thatsache zum Vorschein, wodurch alle, welche in die Angelegenheit selbst verwickelt gewesen waren, auf das unangenehmste compromittirt wurden. Sheridan versicherte nämlich, daß der Prinz von dem Ver-

sprechen, sich in seinen Ausgaben beschränken zu wollen, durchaus nichts gewußt habe, wobei er zugleich behauptete, derjenige gewesen zu seyn, der dem Prinzen abgerathen, ein solches Versprechen abzulegen. Er habe dagegen einen Ersparungsplan entworfen, welcher sowohl die Billigung des Königs, als die des Prinzen erhalten, wobei ihn der letztere versichert, daß der Gedanke des Versprechens ganz aufgegeben sey. Zu seinem großen Erstaunen habe er (Sheridan) aber in der königlichen Rede dasselbe wiedergefunden, und als nachher der Prinz ihn ersucht, der Sache zu widersprechen, dies abgelehnt, weil die Rede, ehe sie gehalten, auch dem Prinzen vorgelesen worden sey, wenn gleich dieser ihn versichert, nichts darin gefunden zu haben, was sich auf ein Versprechen der Art bezöge. Sheridan's Ungestüm und Uebereilung verleiteten ihn, im Gefolge dieser Auseinandersetzung noch mehrere Aufschlüsse über sein Verhältniß zu dem Prinzen zu geben, und unter andern auszusagen, daß man, um diesen aus seiner Verlegenheit zu reißen, zu allerhand Planen seine Zuflucht genommen habe, ja sogar zu dem, in einem fremden Lande eine Anleihe für ihn zu machen; ein Plan, den man aber auf seinen (Sheridan's) Rath, als unconstitutionell, verworfen, und die bereits angefertigten Obligationen zum großen Schaden des Prinzen verbrannt habe. Hierauf habe man einen andern Ersparungsplan vorgeschlagen, und dabei den Lord Thurlow zu Rathe gezogen, der dem Prinzen an die Hand gegeben hat, sich auf einige Zeit ganz aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen und den größeren Theil seines Einkommens zur Bezahlung seiner Schulden anzuwenden. Dieser Plan sey indeß ebenfalls verworfen worden. Ueberhaupt wußte Sheridan diese Gelegenheit wahrzunehmen, das Haus zu versichern, daß er während seiner langen Bekanntschaft mit dem Prinzen nie die unbedeutendste Gunstbezeugung von ihm erhalten, und überhaupt in der letzten Zeit wenig in Carleton-House gesehen worden sey, vielleicht weil er geradezu ausgesprochen, daß der Prinz eine bestimmte Richtung in der Politik nehmen müsse. — Der Prinz vergalt indeß diese offenbare Verleugnung seines Interesses nicht auf gleiche Weise, indem er Sheridan kurz nachher die erledigte Stelle eines Schatzmeisters des Herzogthums Cornwall übertrug, welche nicht weniger als 2000 Pf. jährliches Einkommen gewährte.

Am 27sten April 1795 verheirathete sich Sheridan zum zweitenmale mit Miß Hester Ogle, einer Tochter des Dechanten von Winchester, welche mit den angesehensten Familien des Königreichs verwandt war. Aus dieser Ehe entsproß ein Sohn, Charles, so wie aus der ersten ebenfalls ein Sohn, Thomas, geboren war.

Die Art, wie das Volk den König bei seiner Hinfahrt zum Parlamente, dasselbe zu eröffnen, so wie bei seiner Rückkehr, empfing, und welche sogar in Versuche zu Angriffen auf seine Person ausartete, bewog beide Häuser unmittelbar darauf, Vorkehrungen zur Sicherung des Königs und der Regierung gegen verrätherische Anschläge zu treffen. Sheridan widersetzte sich der Bill in allen ihren Perioden und zwar mit einem solchen Aufwande von Geist und Scharfsinn, daß, wäre sein Ruf als Parlamentsredner nicht bereits gegründet gewesen, sein Auftreten in dieser Sache ihm denselben erworben haben würde. Diese Anstrengungen vermochten indeß nicht, die Annahme der Bill zu hintertreiben, welche mit einer großen Stimmenmehrheit durchging. Eben so wenig richtete Sheridan bei einer andern Gelegenheit aus, als er eine Verbesserung in der Antwort auf die Adresse des Königs vorschlug, worin derselbe dem Parlamente seine Bereitwilligkeit bezeigte, einen Frieden mit Frankreich abzuschließen, falls diese Macht friedliche Gesinnungen äußern sollte. Sheridan schlug bei dieser Gelegenheit vor, daß das Parlament alle seine Verfügungen wegen Betreibung des Krieges zurücknehmen solle *) und einige Zeit später, aus demselben Gesichtspunkte ausgehend, eine Untersuchung wegen der Landung der französischen Ausgewanderten in Quiberon anzustellen, deren Mißglücken er allein den englischen Ministern zur Last legte. Der unangenehme Eindruck, welchen die Sprache Sheridans bei diesen und mehreren früheren, größtentheils mit starken Persönlichkeiten gewürzten, Reden hervorgebracht hatte, wurde auf einige Zeit durch seine launige Behandlung des Vorschlages eines Herrn Dent zu einer neuen Hundetaxe verwischt. „In Hinsicht auf die Bill selbst,“ sagte er, „müsse er gestehen, daß er nie eine gefunden, welche

*) Sheridan's Speeches Vol. 4. pag. 194.

sonderbarer abgefaßt sey, denn statt dieselbe ganz einfach eine Taxbill zu nennen, heiße sie, „„eine Bill zur wirksamen Beschützung der Personen und des Eigenthums der Unterthanen Sr. Majestät gegen das Uebel, welches durch Vermehrung der Hunde entstehe, dadurch, daß besagte Hunde und deren Haltung einer Abgabe unterworfen würden,““ so daß, während man bisher geglaubt, daß Hunde das Eigenthum besser als Wächter schützten, man jetzt werde annehmen müssen, daß alle Diebereien von Hunden herrührten. In der Einleitung finde man eine ähnliche Sprache wieder, denn sie beginne also: „„da mancherlei Gefahren, Unfälle und Unbequemlichkeiten (eine herrliche Steigerung!) dem Vieh und anderem Eigenthum der Unterthanen Sr. Majestät zugestoßen und begegnet wären.““ Nun habe er (Sheridan) aber nie gehört, daß irgend eine Art Eigenthum außer dem Vieh von der Wasserscheu befallen sey, dem Urheber der Bill müßten aber nothwendig toll gewordene Möbel, gebissene und bellende Eßtische u. s. w. vorgekommen seyn, weil er sonst seinen Antrag nicht so eingekleidet haben würde.“ In diesem Tone fuhr Sheridan fort, die Bill lächerlich zu machen, die auch, ohne weiter viele wesentliche Gründe dagegen anzuführen, einmüthig verworfen wurde *). — Am 20sten Mai 1796 wurde das Parlament aufgelöst. Sheridan indessen von den Wählern zu Stafford, wo er sich sehr beliebt zu machen gewußt hatte, ohne Schwierigkeit als ihr Repräsentant bestätigt.

Um diese Zeit beschäftigte eine der wichtigsten neueren literarischen Entdeckungen das gelehrte Publicum von England beinahe ausschließlich. Es kamen nämlich auf einmal mehrere noch unbekannte Handschriften Shakespeare's zum Vorschein mit mehreren Papieren, dessen Familie betreffend. Ein gewisser Herr Samuel Ireland, welcher sich im Besitz derselben befand, ließ dieselben jedermann sehen und die gelehrtesten Männer des Königreichs trugen kein Bedenken, den Fund für echt zu erklaren. Unter diesen Handschriften befand sich auch ein vollständiges Exemplar des Trauerspiels König Lear und ein bisher

*) Sheridan's Speeches Vol. 4. p. 252. Die ganze Rede ist wirklich höchst ergötzlich zu lesen.

noch unbekanntes aus der angelsächsischen Geschichte entlehntes Stück Vortigern and Rawena. Ueber dieses letztere entspann sich eine Unterhandlung zwischen den Eigenthümern des Theaters Drury-Lane und dem Besitzer der Handschriften und man wurde nach einigem Hin- und Herreden darüber einig, daß Sheridan 300 Pfd. St. für das Manuscript zahlen und die Einnahme der ersten 60 Vorstellungen nach Abzug der Kosten gleichmäßig zwischen dem Theater und Herrn Ireland getheilt werden solle. Am Tage der Aufführung war das Haus gedrängt voll, allein man hatte bereits von mehreren Seiten Verdacht gegen die Echtheit des Stückes geschöpft, der auch während der Darstellung wuchs, bis Herr Kemble, welcher den Vortigern darstellte, durch die emphatische Declamation einer einzigen Stelle dem ganzen Spiel ein Ende machte. Diese Stelle enthielt nämlich eine bombastische Schilderung des Todes, die weder der Schauspieler ohne Lachen hersagen, noch die Zuhörer ohne ähnliche Empfindung anhören konnten. Der Betrug kam auf diese Weise an das Licht und wurde auch kurz darauf von dem jüngern Ireland (der damals, als er den Vortigern schrieb, noch nicht achtzehn Jahre alt war) eingestanden.

Sheridan's Witz fand in der nächsten Sitzung des Parlaments abermals einen weiten Tummelplatz. Die Lage der Dinge, welche gegen das Ende des Jahres 1796 ein sehr beunruhigendes Ansehen angenommen hatte, wozu außerdem noch die Furcht vor einer Landung der Franzosen in England kam, hatte auf den öffentlichen Credit einen so nachtheiligen Einfluß, und beunruhigte Alles so sehr, daß jeder Einzelne so viel Geld als möglich anzuhäufen suchte und die Bank nach allen Seiten Baarzahlungen machen mußte. Die Directoren derselben sahen sich deßhalb genöthigt, im Einverständniß mit der Regierung, Maßregeln zu ergreifen, den übeln Folgen eines solchen Andranges zuvorzukommen und es erschien ein Cabinetsbefehl, daß alle weitere Baarzahlungen der Bank eingestellt werden sollten, bis man dem Parlament die Sache zur Entscheidung vorgelegt habe. Diesem Befehle folgte eine Botschaft des Königs an das Haus, im Gefolge welcher Herr Pitt auf Bildung eines geheimen Ausschusses zur Untersuchung der Bankangelegenheiten antrug. Daß die Opposition diese Schritte nicht unbeachtet lassen

würde, war vorauszusehen und Fox der erste, welcher auftrat und darin einen neuen Beweis der hoffnungslosen Lage der Nation sehen wollte. Sheridan griff, wie gewöhnlich, die Minister mit den Waffen des Witzes an und sprach dabei von der Bank „als einer ältlichen Dame in der City, welche bisher eines großen Credits genossen und lange Zeit in gutem Ruf gestanden, jetzt aber einen Fehltritt gethan habe, der sich nicht füglich entschuldigen lasse. Sie sey nämlich unglücklicher Weise in schlechte Gesellschaft gerathen und habe sich in eine zu große Vertraulichkeit mit dem Westende der Stadt eingelassen. Der junge Mann, welcher alle Künste der Ueberredung angewandt, die alte Dame zu verführen, habe indessen dabei eine so starke Blöße gegeben, daß die Matrone, wenn sie, dadurch gewarnt, noch bei Zeiten diese Verbindung aufgäbe, vielleicht Hoffnung haben dürfte, ihren verlornen Credit wieder zu gewinnen und ihren Ruf wieder herzustellen *).“

Der große Aufstand auf der Flotte, welcher seit langer Zeit im Geheimen vorbereitet zu seyn schien, aber erst dann ausbrach, als die bei Portsmouth versammelte Flotte in See gehen sollte, zog jetzt die Aufmerksamkeit der ganzen Nation auf sich. Als man durch Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Abgeordneten der Matrosen den weiteren Folgen des Aufstandes vorzubeugen gesucht hatte, zeigten sich Spuren einer ähnlichen und noch übleren Stimmung auf den in der Nore liegenden Schiffen, so daß man endlich zu kräftigen Maßregeln schreiten und die Bogen an der Mündung der Thames wegnehmen lassen mußte, das Auslaufen der Schiffe zu verhindern. Die Opposition ließ diese kritische Zeit nicht ungenützt vorübergehen, die Minister zu tadeln, daß sie die Sache (welche erst einige Tage nach ihrer Entstehung dem Hause mitgetheilt wurde) nicht früher vor das Parlament gebracht haben und Sheridan vereinigte seine Stimme mit der der übrigen, auf das Fehlerhafte in dem Betragen der Minister aufmerksam zu machen. Zu gleicher Zeit ließ er sich aber mit großer Mißbilligung über das Benehmen der englischen Seeleute in dieser Angelegenheit aus und erklärte

*) Sheridan's Speeches Vol. 4. pag. 370.

geradezu, er sey überzeugt, daß es geheime Anstifter dieses Aufruhrs gebe, welche die Matrosen verführt, die Schritte zu thun, welche sie gethan hätten. Diese Erklärung ward von den Abgeordneten der Unzufriedenen mit großem Mißfallen aufgenommen, und diese ließen sogleich in Portsmouth eine Schrift dagegen drucken, welche Sheridan, sobald er sie erhalten, im Parlamente vorlas und in sehr starken Ausdrücken commentirte. Noch stärker aber erklärte er sich am folgenden Tage, als über die königliche Botschaft, nach welcher strenge Maßregeln gegen die Aufrührer ergriffen werden sollten, berathschlagt wurde und sagte unter andern, daß die Ursache dieser ganzen Empörung in einem eingewurzelten Geiste des Ungehorsams liege, welcher jetzt an die Stelle der männlichen und rechtlichen Gesinnungen getreten, von denen sonst die englische Marine beseelt gewesen sey. Die Art, wie sich Sheridan bei dieser Gelegenheit benahm, erwarb ihm sowohl in als außer dem Parlament allgemeinen Beifall und gewann ihm selbst die Achtung derjenigen, welche in politischer Hinsicht verschiedenen Grundsätzen huldigten.

Auf eine ähnliche rühmliche Art zeichnete sich Sheridan in der nächsten Parlamentssitzung (1798) aus, als dem Hause durch eine königliche Botschaft angezeigt wurde, daß die Franzosen damit umgingen, eine Landung in England zu versuchen. Nachdem er die Lauheit gerügt, mit welcher die Nachricht von der vorhabenden Unternehmung des Feindes aufgenommen worden, versicherte er, daß er fest überzeugt sey, daß, sobald ein Tropfen englischen Blutes geflossen, die englische Tapferkeit sogleich bereit seyn würde, diesen zu rächen. In einer kraftigen mit wahrer demosthenischer Beredsamkeit ausgestatteten Rede schilderte er die Gefahren, von welchen ein Einfall eines solchen Feindes für das Wohl des englischen Volkes begleitet seyn würde und erklärte sich sofort als ein Gegner aller derjenigen, welche, ehe sie an die Vertreibung des Feindes und den Widerstand, welcher demselben geleistet werden müßte, dächten, auf den Sturz der Minister sännen *). Diese meisterhafte Rede vermochte sogar,

*) Sheridan's Speeches Vol. 4. pag. 465.

Pitt einige unbedingte Aeußerungen des Beifalls zu entlocken, wobei er jedoch zu gleicher Zeit das Haus auf die verwerfliche Gesinnung mancher Individuen im Lande aufmerksam machte, welche mit dem Feinde in genauer Verbindung ständen und denselben Republikanismus in ihr eigenes Vaterland einzuführen trachteten, welcher in Frankreich herrsche, weßwegen auch die Feinde ihrem Heere durch die Versicherung Muth einzuflößen suchten, daß es auf eine allgemeine Mitwirkung in England rechnen könne *). — Seine Abneigung gegen die Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte und gegen alle gerichtliche Maßregeln gegen politische Verbrecher bewies Sheridan sehr deutlich bei dem Prozesse des, wegen Hochverraths angeklagten, berüchtigten Arthur O'Connor, für den er vor Gericht ein sehr vortheilhaftes Zeugniß ablegte, so wie er späterhin, als der Graf von Thanet und Herr Fergusson angeklagt wurden, dem O'Connor bei seiner Entweichung behülflich gewesen zu seyn, an deren Vertheidigung einen sehr lebhaften Antheil nahm.

Die Gefahr, in welcher durch die französische Invasion Irland geschwebt hatte, von Großbritannien losgerissen zu werden, hatte die aufgeklärten Staatsmänner in beiden Häusern des irischen Parlaments von der Nothwendigkeit überführt, zweckmäßige Maßregeln zur baldigen und festen Vereinigung jenes Königreichs mit dem Hauptlande zu ergreifen. Pitt ging in diese Plane sogleich und willig ein und schon am 22sten Januar 1799 ward das Haus durch eine königliche Botschaft auf einen entscheidenden Schritt in dieser Angelegenheit vorbereitet. Sheridan widersetzte sich der Maßregel auf das Lebhafteste und mit einer Menge von Gründen, welche indeß nicht verhindern konnten, daß jene, und zwar mit einer großen Stimmenmehrheit, durchging und die Grundlage zu der späterhin förmlich erfolgten Vereinigung der beiden Königreiche wurde.

Eine lang fortgesetzte angelegentliche Beschäftigung mit den Angelegenheiten der Nation hatte Sheridan's alte Anhänglichkeit an das Theater und seine Vorliebe

*) Pitt's Speeches Vol. 2. pag. 418.

für dramatische Arbeiten wohl einschläfern, aber nicht ersticken können. Nach einem langen Zwischenraume trat er daher jetzt mit einem neuen Werke seiner Feder hervor. Dies war eine Umarbeitung des Kotzebue'schen Schauspiels, die Sonnenjungfrau, unter dem Titel Pizarro. Sie machte nicht allein auf der Bühne außerordentliches Glück, sondern erlebte auch im Druck die unerhörte Zahl von 29 Auflagen, jede von 1000 Exemplaren, obgleich das Original zu derselben Zeit auch von anderer Hand übersetzt erschien. Ganz vorzüglichen Eindruck machte in diesem Stücke eine Stelle (deren Bezug auf die Zeitereignisse niemandem entgehen konnte), worin nämlich Rolla die Gefahren des feindlichen Einfalls, die von dem Feinde schon begangenen Grausamkeiten schildert, auf die Tugend des eigenen Monarchen aufmerksam macht und alle zur gemeinsamen Vertheidigung des Vaterlandes auffordert. Diese Rede war von Sheridan eingeschaltet worden und man will behaupten, daß wörtliche Wiederholungen mehrerer Stellen seiner Rede gegen Hastings darin vorkommen (?).

Im Jahre 1800 hatte Sheridan Gelegenheit, bei der Debatte über das Mißlingen der Expedition gegen Holland einige sehr gegründete Bemerkungen über die Ansicht einfließen zu lassen, nach welcher man die Marine als einen Aufbewahrungsort für alle Arten schlechten Gesindels betrachte, woraus der Nachtheil entstehe, daß in demselben durch diesen Auswurf des Volks nichts als Schaden angerichtet würde. (Wie nöthig es wäre, diesen Grundsatz, der noch jetzt in voller Kraft zu bestehen scheint, zu bekämpfen, wird um so deutlicher, wenn man sieht, wie viele Verbrechen von Leuten begangen werden, die auf der Flotte dienen oder gedient haben und von denen nur ein sehr geringer Theil das Seeleben freiwillig zum Beruf erwählt hat!) — Sheridan's Loyalität, welche bei Gelegenheiten, wo sie nicht blos durch die Rede, sondern auch durch die That und nicht blos innerhalb der Grenzen des parlamentarischen Wirkens, sondern im öffentlichen Leben überhaupt sich zu zeigen Raum hatte, immer sehr deutlich hervortrat, zeigte sich abermals in einem sehr vortheilhaften Lichte bei dem bekannten Mordversuche, welcher am 15ten Mai im Theater Drury-Lane von einem gewissen Hatfield gegen den König unter-

nommen wurde. Sobald der Mörder ergriffen worden war, brachte man ihn in ein besonderes Zimmer im Schauspielhause, wo Sheridan gemeinschaftlich mit einer obrigkeitlichen Person ihn sogleich verhörte und ihn nachher selbst nach dem Cold-Bath-Fields-Gefängnisse bringen half.

Der Friede mit Frankreich, welchen man so oft als unumgänglich nothwendig zur Erhaltung des politischen Daseyns Englands geschildert hatte, ward endlich geschlossen. Die Freude darüber in London war groß und Sheridan nach der Eröffnung des Parlaments der erste, welcher sich darüber äußerte, wobei er einige bittere, vielleicht nicht ganz ungegründete, Bemerkungen über die wenig ehrenvollen Bedingungen des Friedens mit einfließen ließ. — Einen sehr vortheilhaften Verkauf seines Antheils an Drury-Lane für 25,000 Pfd. an Herrn Richardson, welcher um diese Zeit abgeschlossen wurde, hatte Sheridan vorzüglich seiner Kunst zu danken, alles zu vergrößern, womit er nur irgend zu thun hatte; denn daß dieser Handel für den Käufer eben nicht der vortheilhafteste gewesen sey, zeigte die Folge, als Richardson sich des geringen Ertrages des Unternehmens willen in bedeutende Schwierigkeiten verwickelt sah. Bei dieser Gelegenheit kam überhaupt manches die Verwaltung des Theaters Betreffende an den Tag, indem es jetzt klar wurde, daß, bis zur gänzlichen Abzahlung der Schulden des Theaters, die Herren Ford und Hammersley (Banquiers) die tägliche Einnahme empfingen; eine Einrichtung, gegen deren längere Fortdauer vor Gericht Viele Einwendungen machten. Eine tiefer eingehende Untersuchung zeigte ferner, daß Sheridan's Angelegenheiten in Bezug auf das Theater sich in der allergrößten Verwirrung befanden, wozu am meisten wohl seine eigene Nachlässigkeit beitragen mochte, von der man ein auffallendes Beispiel an einem Factum sehen kann, welches jetzt gleichfalls an den Tag kam. Es ergab sich nämlich, daß der Herzog von Bedford an das Theater 8000 Pfd. St. zu fordern habe, die nicht aufzubringen wären und derentwegen man in großer Verlegenheit sey, da der Gläubiger, wenn die Sache nicht in einer Woche abgemacht wäre, gedroht habe, die Möbel des Theaters verkaufen zu lassen. In seiner Antwort auf diese Rechtsdarstellung sagte Sheridan,

er müsse gestehen, daß er sich allerdings einer Nachlässigkeit schuldig gemacht: er habe nämlich dem Herzog einige Sicherheit wegen seiner Forderung zu geben, aber auch deren zu haben gewünscht und sich deßwegen an den Herzog gewandt, um die Vergünstigung, den Grundzins auf 10 Pfd. von jeder Tageseinnahme zu stellen, was der Herzog auch zugestanden habe. Ein Jahr nachher habe er, da es ihn gewundert, keine schriftliche Bescheinigung der Uebereinkunft erhalten zu haben, sich an den Geschäftsführer des Herzogs gewandt, der ihn versichert, daß die Antwort auf seinen Vorschlag schon vor einem Jahre gegeben worden, worauf er auf seinem Schreibtische nachgesehen und den Brief wirklich uneröffnet darauf gefunden habe.

Nach der Auflösung des Parlaments im Sommer dieses Jahres (1802) wurde Sheridan abermals mit Herrn Monkton für Stafford gewählt. Bei der Eröffnung der Sitzungen im Winter ereignete sich ein Umstand, welcher im Hause zu vielem Gelächter und außer demselben zu nicht wenigen Witzeleien Anlaß gab. Es traf sich nämlich, daß Pitt und Sheridan zusammen an den Tisch traten, den gewöhnlichen Eid abzulegen. Als es zum Bezahlen kam, fand es sich, daß Pitt kein Geld bei sich hatte und so sah er sich denn genöthigt, von seinem alten Gegner zwei Schillinge zu borgen.

Wie voreilig man bei dem Abschlusse des Friedens von Amiens zu Werke gegangen sey, zeigte sich schon kurz nach demselben; kaum hatte nämlich das Parlament seine Glückwünsche über die Einstellung der Feindseligkeiten abzustatten Gelegenheit gehabt, als es bereits wieder aufgefordert ward, für die Herbeischaffung der nöthigen Mittel zur Vertheidigung des Landes gegen die erneuerten Angriffe des Feindes zu sorgen. Buonaparte war es indessen nicht geglückt, allen Mitgliedern der Opposition die vortheilhafte Meinung von sich einzuflößen, welche er Herrn Fox beigebracht hatte, während dieser zu Paris sich von dem ersten Consul durch leere Floskeln und Schmeicheleien bethören und verleiten ließ, den Ver-

sicherungen seiner friedlichen Gesinnung den unbedingtesten Glauben beizumessen, warnte Sheridan in einer Rede, welche er sehr bald nach der Eröffnung des neuen Parlaments hielt, die Mitglieder vor der französischen Regierung und deren Hinterlist, und so sehr er sonst Buonaparte und dessen Beuehmen gegen England in Schutz zu nehmen gesucht hatte, so sehr bemühte er sich jetzt, das Parlament zu überzeugen, daß er von seinem Irrthume zurückgekommen sey und die Sachen nun aus ihrem wahren Gesichtspunkte betrachte. Von dieser Ansicht ausgehend, schilderte er mit hinreißender Beredsamkeit und den stärksten Farben die eigentlichen Absichten Buonaparte's, wie er durch allgemein aufgestellte menschenfreundliche Grundsätze, an welche er selbst nicht glaube, die Klügeren zu berücken suche, und wie sein ganzes Treiben nur dahin gerichtet sey, auch England, gleich den übrigen schon unterworfenen Ländern, zu unterjochen. Mit Bedauern fügte er hinzu, sehe er sich genöthigt, zu erklären, daß seine Ansicht in diesem Falle von der seines Freundes Fox gänzlich abgehe; denn obgleich er, wie dieser, wünsche, daß man den Krieg vermeiden möge: so sey er doch nicht mit ihm über die Mittel einig, durch welche dieser erreicht werden müsse, und der Meinung, daß Buonaparte's Beispiel nur dazu da sey, um die Völker zur Einigkeit zu führen *). — Eben so patriotisch als in diesen Aeußerungen zeigte sich Sheridan auch bei seiner Vertheidigung des Freiwilligensystems gegen Windham, welcher darin mehr Schein, als wirklichen Schutz zu finden glaubte. Im Laufe dieser Rede legte er ein ganz besonderes Gewicht auf die Nothwendigkeit der Einigkeit aller Parteien in dieser bedenklichen Zeit, die er mit den dringendsten Gründen empfahl und schloß damit, daß er auf eine Danksagung an die verschiedenen Corps der Freiwilligen und auf Eintragung derselben in die Tagebücher des Hauses antrug. Dieser Antrag führte den Redner zugleich auf das Erbieten des Prinzen von Wales, im Falle eines feindlichen Einfalles ein Commando zu übernehmen,

*) Siehe diese ganze herrliche Rede, welche den sprechendsten Beweis für Sheridan's ungemeines Rednertalent abgiebt, in seinen Speeches Vol. 5. pag. 209 — 226.

welches Anerbieten indeß der König anzunehmen nicht für gut fand. Sheridan suchte bei Erwähnung dieses Vorfalls allen Mißdeutungen zuvorzukommen und erklärte, daß der Prinz eher als Gemeiner in die Reihen getreten seyn, als zu irgend einer Uneinigkeit Veranlassung gegeben haben würde. Der Briefwechsel, der in Folge jenes Anerbietens geführt wurde, erregte damals im Publicum große Aufmerksamkeit, ja er wurde sogar in den Zeitungen bekannt gemacht; auf wessen Veranlassung, erfuhr man nicht. Man vermuthete, daß Sheridan an der Abfassung der Briefe des Prinzen großen Antheil gehabt und die Art, auf welche die ganze Angelegenheit zur officiellen Kenntniß des Unterhauses gebracht wurde, bestärkte in der Vermuthung, daß er es sey, der auch zu dem obenerwähnten Abdrucke behülflich gewesen. — Einige Tage nachher wurde ein Antrag zur Ernennung eines Ausschusses gemacht, welcher eine Untersuchung der Geldangelegenheiten des Prinzen vornehmen sollte, „um den Prinzen in den Stand zu setzen, wieder mit der Würde und in dem Glanze zu erscheinen, welcher seinem Stande gebühre.“ Als hierbei von einigen Mitgliedern die Bemerkung gemacht wurde, daß dies durchaus nicht nothwendig sey und Rang und Pracht nur unwichtige Aeußerlichkeiten wären, gerieth Sheridan sehr in Wärme und vertheidigte zugleich mit großem Witze die Sache des Aeußern, indem er unter andern sagte, dann könne eben so gut der Sprecher des Hauses, wenn er sich, dem Könige die Adresse zu überreichen, nach St. James verfügte, statt in der Staatskutsche zu fahren und von einem großen Gefolge der Mitglieder in ihren Staatswagen begleitet zu werden, in einem warmen Ueberrock und, als Auszeichnung, mit einem Regenschirme versehen, dahin gehen und der Lord Mayor, statt in der Staatsbarke von den Zunftherren begleitet, nach Westminsterhall zu fahren, sich auf einem einfachen Boote dahin rudern lassen und statt nach der Guildhall zu einem Diner von Schildkröten hinzufahren, auf dem Rückwege in Dolly's Chop-House *) einsprechen und dort ein Beefsteack essen.“

*) Dolly's (Dörothchen's) Chophaus war ein damals sehr berühmtes Eßhaus, wo man warmes Frühstück haben konnte.

Sonderbar war es, daß Sheridan das Addington'sche Ministerium, welches an die Stelle desjenigen trat, das Pitt geführt hatte, auf alle Weise in Schutz zu nehmen schien; ein Benehmen, welches um so mehr auffallen mußte, da es mit dem seines Freundes Fox in offenbarem Widerspruche stand, der Addington's Ministerium nur als einen Schatten des Pitt'schen angesehen wissen wollte. Ob Sheridan durch jenes Benehmen sich einen Weg in das Cabinet bahnen, oder, wie er selbst späterhin zu seiner Rechtfertigung anführte, nur die Rückkehr Pitt's in dasselbe zu verhindern suchen wollte, bleibt unentschieden. Wenn dies letztere indeß wirklich Sheridan's Zweck war, so mußte er seine Plane bald vereitelt sehen, denn die Majorität des neuen Ministeriums nahm so schnell ab, daß Addington und seine Amtsgehülfen um ihre Entlassung nachsuchen mußten und Pitt (1804) wieder auf seinen Platz zurücktrat. Sheridan schien durch dies Ereigniß seine ganze frühere Animosität gegen die Ministerialpartei wieder erhalten zu haben, und suchte gleich anfangs die weniger bedeutende Stimmenmehrheit, welche Pitt in der ersten Zeit seines neuen Ministeriums, der verschiedenen im Parlamente herrschenden Parteien wegen, hatte, gegen den Minister zu benutzen, was ihm jedoch nicht gelang. Wahrscheinlich trug zur Erregung der übeln Laune Sheridan's auch der Umstand bei, daß sein Sohn, der als Bewerber für Leskeard in Cornwall aufgetreten war, trotz aller Bemühungen seines Vaters nicht gewählt wurde, sondern seinem glücklichern Nebenbuhler, Herrn Huskisson, das Feld räumen mußte. Für diesen Unfall ward indeß Sheridan noch in demselben Jahre (1804) durch eine Gunstbezeigung des Prinzen von Wales entschädigt, welcher, da Lord Lake das ihm nach dem Tode des Generals Eliot übertragene Amt eines Generaleinnehmers des Herzogthums Cornwall, seiner Dienstverhältnisse in Indien wegen, nicht annehmen konnte, Sheridan dazu ernannte, das Amt bis zur Rückkehr des Lords zu verwalten. Als dieser nach England zurückkam, gab Sheridan, wie er sich anheischig gemacht, den Posten auf, erhielt ihn aber, da Lord Lake im J. 1808 starb, auf Lebenszeit.

Nach der Vertagung des Parlaments im Sommer 1804 brachte Sheridan einige Monate in Schottland zu,

wo sein Sohn, Thomas, unter dem Grafen Moira eine Militärstelle bekleidete. Die Aufnahme, welche der berühmte Redner überall da fand, wo er durchreis'te, war ungemein schmeichelhaft für ihn und er sprach später noch sehr oft sowohl unter Freunden, als öffentlich mit großer Genugthuung davon.

In dem Augenblicke, wo die Opposition damit umging, ihre mit großem Erfolge gekrönten Angriffe gegen Lord Melville auch auf Pitt auszudehnen, setzte der Tod dieses ausgezeichneten Staatsmannes, der am 23sten Januar 1806 erfolgte, seine Gegner auf einmal in den Besitz der Gewalt, nach welcher sie so lange getrachtet hatten. Höchst wahrscheinlich würde der König das neue Ministerium sehr gern aus andern Bestandtheilen gebildet haben, allein Lord Grenville's entschiedene Schritte ließen keine Wahl übrig, und so entstand denn unter seiner Leitung eine neue Administration. Sheridan's Erwartungen bei diesen Veränderungen waren, auf seiner langen Dienstzeit beruhend, nicht wenig gespannt und er hatte sich Hoffnung gemacht, die Stelle eines Präsidenten des Board of Controul für die Angelegenheiten von Ostindien zu erhalten; als aber diese Aussichten verschwanden und Fox selbst seinen Credit nicht wagen zu wollen schien, seines Freundes Zwecke zu befördern, nahm er das Amt eines Schatzmeisters der Marine an. Da er durch seinen Eintritt in das Cabinet seinen Sitz im Parlamente verlor, so mußte er abermals gewählt werden, was auch wiederum von Stafford ohne allen Widerstand geschah; seine letzte Wahl für diesen Ort, den er 25 Jahre lang im Parlamente vertreten hatte. In seiner neuen Stelle zeichnete sich Sheridan weniger durch den Glanz seiner Beredsamkeit, als durch den der Feste aus, die er gab, so wie das ganze Ministerium, zu dem er gehörte, den Geist der Geselligkeit in einem hohen Grade empfangen zu haben schien, indem ein Gastmahl das andere drängte. Diese Fröhlichkeit ward indessen bei Sheridan sehr bald durch ein Paar Trauerfälle gedämpft, welche ihm sehr schmerzlich waren, indem er nämlich kurz hinter einander seinen Bruder, Charles Francis Sheridan, und seinen vieljährigen vertrauten Freund, Fox (13ten September

1806), durch den Tod verlor. Mit dem ersteren (welcher früher Unterstaatssecretär für das Kriegsdepartement in Irland gewesen war) hatte Sheridan, seiner Grundsätze willen, welche von den seinigen ganz abgingen, nie in gutem Verhältniß gelebt, in desto besserem aber mit dem letztern, wenn auch nicht bis auf die letzte Zeit, wo es, wie man sagte, weniger innig gewesen seyn sollte. Indeß wurde, als die Verwandten und Freunde Fox's sein Leichenbegängniß öffentlich zu veranstalten beschlossen hatten, Sheridan die ganze Anordnung desselben übertragen, so wie er auch dabei, als einer der Hauptleidtragenden, an der Spitze der Freiwilligen von Somerset-House erschien.

Nach Fox's Tode wurden sogleich von den Wählern von Westminster Versammlungen zur Bestimmung seines Nachfolgers gehalten und viele Stimmen erhoben sich für Sheridan, mit dessen Grundsätzen die Wählenden einverstanden waren und dessen Wünsche in dieser Hinsicht man aus seinen Aeußerungen kennen zu lernen geglaubt hatte. Ganz unvermuthet fand sich indeß ein Mitbewerber in der Person des Lords Percy, der von dem Herzog von Northumberland unterstützt wurde und auf dessen Seite sich alsbald das ganze Ministerium neigte. Sheridan's Freunde ließen sich indeß durch die Erscheinung dieses neuen Candidaten nicht abschrecken und in einer glänzenden Versammlung der Wähler in der Kron- und Anker-Taverne, wo Herr Dennis O'Brien Lord Percy vorschlug, erklärte sich die Mehrheit sehr bestimmt für Sheridan, der indeß, nachdem er seinem verewigten Freunde Fox eine sehr warme Lobrede gehalten, von der Bewerbung um die Stelle feierlich zurücktrat, weil seine Dankbarkeit gegen seine Stafforder Freunde es nicht zulasse, als Stellvertreter eines andern Ortes zu erscheinen. Diese Rede, in welcher sich der männliche Sinn, mit welchem Sheridan seine einmal angenommenen Grundsätze zu vertheidigen pflegte, deutlich aussprach, bestimmte indeß die Zuhörer noch mehr dazu, auf ihrem Vorsatze zu beharren, Sheridan zu wählen; nichts desto weniger blieb aber am Ende Lord Percy der glückliche Candidat, der jedoch seinen Sitz gar nicht einnahm, da das Parlament kurz

darauf aufgelöst wurde. Bei der nächsten Wahl schien indeß Sheridan der Versuchung nicht widerstehen zu können, für die zweite Stadt des Reichs zum Stellvertreter gewählt zu werden, was ihm auch nach einem sehr harten Kampfe gelang *), wodurch er aber die Zuneigung seiner Staffordер Freunde ganz einbüßte. Denn als sein Sohn, den er nach Stafford geschickt hatte, sich um die bisher von seinem Vater bekleidete Stelle zu bewerben, dahin kam, ward er sehr kalt aufgenommen und erreichte seinen Zweck nicht. Des ältern Sheridan's Bemühungen waren indeß an einen Gegenstand von kurzer Dauer verschwendet gewesen, denn ein dem Monarchen mißfälliger Schritt, welchen das Ministerium that **), hatte zur Folge, daß dieses entlassen wurde und dieser Maßregel schloß sich die Auflösung des Parlamentes an.

Sheridan's Bemühungen, in das neue Parlament als Stellvertreter derselben Stadt zu kommen, für welche er erst vor kurzem einen so harten Kampf bestanden hatte, wurden nicht mit dem Erfolge gekrönt, welchen das Auftreten eines so beliebten Candidaten hätte erwarten lassen sollen und obgleich er den großen Haufen der Wähler durch seinen Witz und seine unverändert gute Laune sehr zu seinen Gunsten eingenommen hatte, so trugen dennoch seine Nebenbuhler, Sir Francis Burdett und Lord Cochrane, den Sieg davon. Die Demüthigung, welche er bei dieser seiner eigenen Angelegenheit erfuhr,

*) Sheridan erhielt dabei von einem Schlächter, der zur Gegenpartei gehörte, mit einem Markknochen einen so gewaltigen Schlag auf den Rücken, daß er mehrere Tage lang gar nicht vor den Wählern erscheinen konnte. Wie sehr übrigens seiner (Sheridan's) Partei daran lag, ihn gewählt zu sehen, sieht man daraus, daß, als ein Ausschuß gewählt wurde, Sheridan's Ausgaben bei der Wahl zu bestreiten, der Herzog von Queensberry allein einen Wechsel von 1000 Pfd. St. einschickte.

**) In der Angelegenheit der Emancipation der Katholiken.

ward ihm durch die Behandlung seines Sohnes noch fühlbarer, welchem die Bürger von Stafford, als sie von seiner Annäherung an die Stadt hörten, entgegen gingen, ihm die Pferde vom Wagen spannten, diesen auf den Weg nach London zogen und dem Candidaten dann eine glückliche Reise zu seinem Vater wünschten! — Durch Privatinteresse gelang es indessen dem älteren Sheridan endlich, einen Sitz im Parlamente zu erhalten, indem er, während der Streit um die Stelle für Westminster noch fortdauerte, für Ilchester gewählt wurde. Eine andere seiner Persönlichkeit mehr schmeichelnde Genugthuung war die, daß er von dem Prinzen Regenten, der es wußte, daß das Räumen der Amtswohnung, welche Sheridan als Schatzmeister der Marine inne gehabt hatte, diesem bedeutende Weitläuftigkeiten verursachen mußte, ihm das sogenannte rothe Haus, welches an den königlichen Palast in Pall-Mall stößt, mit den sämmtlichen darin befindlichen zierlichen Möbeln zum Geschenk machte.

In diesem Parlamente (1808) trat Sheridan wiederum auf der so lange rühmlich von ihm behaupteten Stelle, als Mitglied der Opposition, auf. Am ausgezeichnetsten erschien er, als er zum Theil gegen den Willen seiner Parteigenossen das Haus zur kräftigen Unterstützung Spaniens aufforderte und prophetischen Geistes die Krisis, welche hier herannahe, als eine der wichtigsten schilderte, die es geben könne *). Noch ein anderer Umstand gesellte sich indeß dazu, die bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede merkwürdig zu machen. Die Deputirten der spanischen Junta waren nämlich, kurz nachdem Sheridan seine Absicht erwähnt, auf Berathung wegen der spanischen Angelegenheiten anzutragen, in England angekommen. Herr Canning, als Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, hatte sie an demselben Abende, wo im Parlamente über jenen Gegenstand berathschlagt werden sollte, zum Essen eingeladen; da er aber

*) Sheridan's Speeches Vol. 5. pag. 359.

bei einer solchen Berathung nicht füglich abwesend seyn konnte, und Sheridan sich geweigert hatte, seinen Antrag aufzuschieben; so übernahm Sir Arthur Wellesley (der jetzige Herzog von Wellington) es, auf Cannings Bitten, den Wirth zu machen und man kann sich denken, daß die Unterhaltung für beide Theile großes Interesse haben mußte. Sheridan spielte in dem früheren Theile seiner Rede auf diesen Umstand an und warf den Wink hin, wie sehr genugthuend es für die edlen Fremden seyn müsse, der Gesellschaft jenes tapfern Kriegers zu genießen, da dieser vielleicht dazu bestimmt sey, an der Spitze seiner Landsleute die Sache Spaniens zu verfechten. — Sonderbar genug stach gegen diese Lobrede auf diesen Wellesley die Schilderung ab, welche der Redner kurz darauf von dem Zustande Ostindiens unter der Verwaltung seines Bruders, des Marquis, entwarf *), welche Schilderung er, nachdem er eine Parallele zwischen der Lage der Dinge in Indien vor der Ankunft des Marquis und nachher gezogen, mit den starken Worten schloß: „Kurz, das Ergebniß der Verwaltung des edlen Lords war dies: daß, als er nach Indien kam, er Großbritannien ohne einen Feind fand, und als er zurückkehrte, es ohne einen Freund zurückließ!“

Ein großes Unglück, welches Sheridan um diese Zeit traf, war der Brand des Theaters von Drury-Lane, welches am 24sten Februar 1809 um elf Uhr Abends in Flammen aufging. Sheridan war, als sich dies zutrug, gerade im Parlamente, wo, als der Unfall bekannt wurde, einige Mitglieder aus Achtung für ihn sogleich eine Aufhebung der Sitzung vorschlugen, worauf aber Sheridan, obgleich augenscheinlich von der Nachricht sehr angegriffen, mit männlicher Fassung erklärte, daß er das Unglück, wie schwer es ihn auch treffen möge, doch nicht für bedeutend genug halte, daß deßwegen die Geschäfte der Gesetzgebung unterbrochen werden dürften. Kurz nachher verließ er indeß das Haus und da er bei

*) Sheridan's Speeches. Vol. 5. pag. 371.

seiner Ankunft auf der Brandstätte fand, daß keine Rettung mehr möglich sey, so ließ er sich bewegen, sich nach dem Piazza = Caffee = Hause im Coventgarden zu begeben, wo mehrere Personen von erstem Range ihm ihr Beileid bezeugten. Sheridan's Benehmen bei diesem Unglücke war so kaltblütig und besonnen, als möglich, und er bedauerte nichts mehr, als dadurch die bei dem Theater angestellten Leute außer Brod und in Verlegenheit gesetzt zu sehen. Der Verlust wurde im Ganzen auf 300,000 Pf. St. angeschlagen, wovon nur 35,000 Pf. versichert waren, welche sogleich von dem Herzog von Bedford als Grundherrn in Beschlag genommen wurden. Man sagte, daß Sheridan, außer seinem allgemeinen Verluste bei diesem Brande, auch mehrere einzelne Sachen von Werth eingebüßt habe, z. B. zwei Pianoforte's, welche seiner ersten Frau zugehört hatten; eine sehr schöne Schlageuhr, einst Garrick's Eigenthum, die auf 700 Pf. geschätzt wurde; eine Orgel, welche einst Händel besessen hatte, 800 Pfd. werth und das ganze zierliche Ameublement, welches bei der Veränderung des Ministeriums aus seiner Amtswohnung in Somerset = House nach dem Theater gebracht worden war.

Die Schauspieler hielten gleich nach dem Brande eine Zusammenkunft, sich über das zu berathschlagen, was sie thun sollten, indessen geschah nichts bis zum 1. März, wo Sheridan ihnen erklärte, daß er ihnen überlasse, denjenigen Entschluß zu ergreifen, den sie am vortheilhaftesten für sich finden würden. Dies bewog sie, sich mit dem Eigenthümer des Opernhauses in Unterhandlungen einzulassen, von dem sie am Ende die Erlaubniß erhielten, drei Abende auf dem Operntheater spielen zu dürfen, wodurch sie eine sehr reichliche Einnahme erhielten, zumal da Mad. Catalani sie freiwillig mit ihrem Talent unterstützte. Sheridan und sein Sohn wurden nicht minder großmüthig vom Publicum unterstützt, und die Subscription, welche für sie eröffnet wurde, betrug, da mehrere Mitglieder der königl. Familie und Personen von höchstem Range sich dafür interessirten, in kurzem über 10,000 Pfund.

Was Sheridan's Bedrängniß jedoch sehr vermehrte, war der Plan mehrerer Personen von Bedeutung, ein drittes großes englisches Theater in der Hauptstadt zu gründen. Dieser Plan versetzte die Inhaber der alten königlichen Patente in eine so große Unruhe, daß sie sich alsbald vereinigten, sich dieser Neuerung aus allen Kräften zu widersetzen und deßwegen bei dem Staatsrath, an welchen sich jene Personen gewandt hatten, mit einer Vorstellung gegen die Entwürfe derselben einkamen; ja Sheridan wirkte sich sogar eine Audienz bei dem Könige in Windsor aus, der aber jede Einmischung in die Sache von der Hand wies, da sie dem Staatsrath bereits vorgelegt sey. Nachdem man von beiden Seiten durch die Zeitungen gegen einander gestritten, kam es endlich zur gerichtlichen Entscheidung, welche für Sheridan und die übrigen Inhaber der alten Patente günstig ausfiel. Ein zweiter Versuch jener Partei, ihr Gesuch bei dem Parlamente durchzusetzen, mißlang ebenfalls, wogegen es Sheridan glückte, eine Bill durch beide Häuser zu bringen, das Theater von Drury-Lane auf Subscription wieder zu erbauen und die Eigenthümer zu einem Verein zu machen. Der Bau des Theaters wurde indeß erst gegen Ende des folgenden Jahres (1810) beschlossen, wo dem Prinzen Regenten das Ergebniß der Berathungen des Ausschusses vorgelegt wurde, aus welchen hervorging, daß die Summe von 400,000 Pfund Sterling zum Wiederaufbaue des Schauspielhauses wirklich unterzeichnet waren und 45,000 Pfund davon zum Auskaufe des alten Patents bestimmt werden sollten, wovon Sheridan die Hälfte erhalten und alle Ansprüche auf die Unternehmung aufgeben, die andere Hälfte aber zu gleichen Theilen zwischen den Wittwen der ältern Eigenthümer Linley und Richardson und Herrn Thomas Sheridan getheilt werden sollte. — So endigte sich Sheridan's dramatische Laufbahn, die ohne Zweifel rühmlicher für ihn ausgefallen seyn würde, hätte er es über sich vermögen können, Ordnung und Sparsamkeit in seine Verwaltung des Theaters zu bringen.

Der Unfall, welcher Drury-Lane betroffen, hielt, durch die daraus entspringenden Geschäfte, Sheridan lange von seinen parlamentarischen Verrichtungen ab, so daß ein

ganzes Jahr hindurch sein Name in den Jahrbüchern des Hauses nicht gefunden wird. Der erste Antrag, mit welchem er nach dieser Zeit auftrat, war der zur größern Ausdehnung der Freiheit der Zuhörer bei den parlamentarischen Berathungen, wobei er indeß nicht durchdrang. Mit diesem stand, wenn auch nicht in unmittelbarer, doch in entfernter Beziehung, seine Verwendung für einen jungen Mann, welchen die jungen Rechtsgelehrten von Lincoln's-Inn nur deßwegen als Studenten zuzulassen sich geweigert hatten, weil er Reporter *) für eine Zeitung sey. Sheridan, an den sich der Abgewiesene gewandt hatte, nahm sich seiner mit großem Eifer an, und war wirklich so glücklich, das Hinderniß aus dem Wege zu räumen.

Die Krankheit des Königs, welche in diese Zeit (1810) fiel, war diesmal so entschieden bedenklich, daß seine fernere Theilnahme an den Geschäften der Regierung unmöglich ward und man darauf denken mußte, sie andern Händen zu übergeben. Sheridan hatte hier abermals Gelegenheit, die Festigkeit seiner Grundsätze und die Unveränderlichkeit seiner Ansichten an den Tag zu legen, indem er die von dem irischen Parlamente bei dem frühern ähnlichen Ereignisse vorgeschlagene Maßregel empfahl, dem Prinzen von Wales die Regentschaft anzutragen, bis der König im Stande seyn würde, die Regierung wieder selbst zu übernehmen. Sein Vorschlag ging durch, und der Prinz erlaubte sich nicht, die geringste Veränderung in einem Ministerium vorzunehmen, welches das Zutrauen seines Vaters genossen hatte; ein Benehmen, welches freilich den Erwartungen der Opposition nicht entsprach, die sich geschmeichelt hatte, bei dieser Regierungsveränderung einen bedeutenden Einfluß zu erlangen. Sheridan behielt indeß nach wie vor die Gunst des Prinzen und ordnete bei den Feierlichkeiten, welche kurz nach dem Antritte der Regentschaft Statt fanden, alles das an, was auf die Form derselben Bezug hatte, zu großer Zufriedenheit des Prinzen und seiner Brüder.

*) Nachschreiber der Debatten u. s. w.

Die Ermordung des Premierministers, Herrn Perceval, am 11ten Mai 1812 erfuhr Sheridan in Stafford, wo er sich befand, seinen Einfluß zur abermaligen Bewirkung seiner Wahl bei dem nächstfolgenden Parlamente geltend zu machen. Die Behandlung, welche ihm daselbst widerfuhr, war höchst ehrenvoll: der Beifall der Wähler, welchen man ihm schon früher von Stafford aus durch eine von 800 Personen unterzeichnete Adresse zu erkennen gegeben hatte, wurde jetzt durch die Beschlüsse einer ausdrücklich dazu berufenen Versammlung bestätigt und man gab Sheridan ein glänzendes Mittagsmahl, nach welchem er, der zu erwartenden Veränderungen wegen, sogleich nach London aufbrach. Bei seiner Ankunft fand er, daß man mit Anordnung einer neuen Administration beschäftigt sey; ein Geschäft, welches namentlich dem Marquis Wellesley aufgetragen worden war. Die Parteien, welche dabei ein Interesse hatten, konnten sich indeß so wenig vereinigen, daß dem Prinzen am Ende nichts weiter übrig blieb, als die alten Minister wieder zu berufen *). Sheridan gerieth bei dieser Gelegenheit in ein sehr ungünstiges Licht, indem seine Partei ihn geradezu beschuldigte, durch seine Rathschläge bei dem Prinzen es dahin gebracht zu haben, daß der Bruch zwischen den zu Ministern bestimmten Mitgliedern der Opposition und den übrigen Rathgebern des Prinzen noch erweitert worden sey, und daß, wäre er nicht gewesen, die ganze Sache sich noch würde haben einrichten lassen. Seine Rechtfertigung, die er im Parlamente vortrug, half ihm zu nichts und der Morning-Chronicle, welcher sonst sein eifrigster Lobredner gewesen war, sprach, wenn auch in versteckten Ausdrücken, doch deutlich genug für die mit der Sache Vertrauten, das Verdammungsurtheil über ihn aus. Weitern unangenehmen Anspielungen, an denen es gewiß nicht gefehlt haben würde, entging er durch die Schließung des Parlaments, mit welcher auch er seine politische

*) Man sagte, daß vorzüglich die Lords Grey und Grenville daran Schuld gewesen seyn sollen, daß kein neues Ministerium gebildet werden konnte, weil sie auch die königl. Hausbedientenstellen neu besetzt wissen wollten.

Laufbahn beschloß, welche er mit einer der besten von ihm gehaltenen Reden über die von Frankreich gemachten Friedenseröffnungen auf das glänzendste beendigte. Whitbread hatte nämlich am Abend vorher die Minister auf das heftigste getadelt, weil sie die von der französischen Regierung gemachten Vorschläge nicht annehmen wollten: Sheridan machte ihm Vorwürfe darüber, nahm diese Gelegenheit wahr, seine Ansicht von Buonaparte's Charakter zu entwickeln und ein getreues Bild dieses Kronräubers zu entwerfen und schloß, nachdem er zu einem mannhaften Widerstande ermahnt, mit diesen Worten, den letzten, die von ihm im Parlament gesprochen wurden: „aber sollten wir fallen und nach unserm Fall ein unparteiischer Geschichtschreiber aufstehen, so werden seine Worte die seyn müssen: England fiel und mit ihm die beste Sicherheit für die Wohlthaten des menschlichen Lebens und nicht die für seine Macht, seinen Ruhm, seine Ehre und seine Freiheit allein, sondern für die der ganzen gesitteten Welt *)!"

Kurz darauf ward das Parlament aufgelöst. Sheridan gab sich abermals Mühe, die Stelle für Stafford zu erhalten, was ihm aber, der ihm im Frühlinge daselbst gewordenen Ehrenbezeigungen ungeachtet, nicht gelang. Seine Bewerbungen in andern Orten waren ebenfalls ohne Erfolg.

Die letzten Jahre des Lebens Sheridans glichen einem trüben Abend nach einem, wenn auch nicht ganz wolkenfreien, doch größtentheils von hellen Sonnenblicken erleuchteten Tage. Seine Vermögensumstände waren zerrütteter als je, seine politischen Anhänger und Freunde hatten sich von ihm zurückgezogen und er war, den Verfolgungen seiner zahlreichen Gläubiger zu entgehen, genöthigt, den größern Theil des Tages in Kaffeehäusern zuzubringen, wo er nur noch leichtere Gelegenheit fand, seine ohnehin schon entschiedene Vorliebe für den Genuß

*) Hansard's parliamentary Debatts. Vol. 23. pag. 1136.

starker Getränke zu befriedigen *). Diese Lebensart brachte ihn bald an den Rand des Grabes: seine Kräfte nahmen ab, es stellten sich Zeichen der Wassersucht ein, und diese endigte am 7ten Julius 1816 im 65sten Jahre seines Alters sein Leben.

Sein Leichenbegängniß war ehrenvoll und dem Range eines so ausgezeichneten Mannes angemessen. In dem Trauergefolge befanden sich die Herzoge von York und Sussex, so wie mehrere vom ersten Adel: die Zipfel des Leichentuches wurden von dem Herzog von Bedford, dem Grafen Mulgrave, Lord Holland, dem Grafen Lauderdale, dem Bischof von London und dem Lord Robert Spencer getragen. Sonderbar ist es, daß sich nur mit Mühe ein Ruheplatz für Sheridan in der Westminsterabtei fand; er ist in dem sogenannten Dichterwinkel neben den Gebeinen Addison's, Garrick's und Cumberland's beerdigt und sein Grab deckt ein von seinem Freunde, Peter Moore, ihm errichteter Stein mit der einfachen Inschrift:

Richard Brinsley Sheridan
geb. 1751,
gest. den 7ten Julius 1816.
Dieser Marmor ist der Zoll seines treuen Freundes
Peter Moore.

Sheridan hinterließ zwei Söhne, den einen aus der ersten, den andern aus der zweiten Ehe. Thomas, der ältere, war eine Zeit lang Director des Theaters Drury-Lane, späterhin Adjutant des Grafen Moira in Schottland und General-Musterungsmeister in Irland.

*) Selbst in dieser Zeit, wo er, wie man behaupten will, nur selten ganz unberauscht war, entschlüpften ihm noch einzelne witzige Einfälle. Als er eines Abends spät aus einem Kaffeehause kam, fiel er zu Boden. Vorübergehende hoben ihn, da er vom Rausche überwältigt nicht aufstehen konnte, auf, fragten ihn um seinen Namen und Wohnung und erhielten von ihm zur Antwort: er sey — Wilberforce!

Spuren der Abzehrung, die er von seiner Mutter geerbt, nöthigten ihn, ein wärmeres Klima zu suchen, weßwegen er sich um eine Anstellung auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung bewarb, wo er sich noch jetzt befindet. Der jüngere, Charles Francis, studirt in Cambridge, wo er sich durch seine poetischen Arbeiten bereits mehrere akademische Ehrenbezeigungen erworben hat.

Gedruckt in der Hofbuchdruckerei
zu Altenburg.

Zeitgenossen.

Sechsten Bandes

dritte Abtheilung.

Arthur Young.

Aus gedruckten Nachrichten

von

L — m

Arthur Young.*)

„Die Welt verdankt Young's Bemühungen für die Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse mehr als irgend einem andern Schriftsteller," sagt der Irländer Kirwan, und wenn auch seine großen Verdienste um praktische Landwirthschaft hauptsächlich auf sein Vaterland sich beschränkten, so hatte er doch auch durch seine Schriften, besonders durch seine landwirthschaftlichen Reisen, die sich als Meisterstücke in ihrer Art auszeichnen, und seine Annalen des Ackerbaues, selbst im fernsten Auslande so großen Ruhm erworben, daß einst zu gleicher Zeit Zöglinge aus Rußland, Frankreich, Amerika, Neapel, Polen, Sicilien und Portugal auf seinem Landgute zu Bradfield lebten, die von ihren Regierungen unterhalten wurden, um sich zu Landwirthen zu bilden. Während eines langen Lebens widmete er alle Hülfsmittel eines höchst kräftigen Verstandes einem großen Gegenstande. In seinen zahlreichen Schriften, die sich auch durch Lebhaftigkeit der Gedanken und eine Neigung zu politischen Betrachtungen auszeichnen, findet man nicht nur überall den gründlichen Landwirth, sondern auch in andern Fächern, die weit außerhalb des Kreises seiner Studien liegen, einen Mann von unbefangenem, oft höchst treffendem Urtheile.

*) Nach dem, aus Young's eigenen Mittheilungen geschöpftem Biographical Memoir, von seinem Arzte, J. A. Paris, im 18. Stücke (Julius 1820) des Quarterly Journal of Science, Literature and the arts.

Er stammte von einer achtbaren Familie, die seit mehr als zweihundert Jahren auf ihrem Landgute zu Bradfield in der Grafschaft Suffolk gelebt hatte, und ward am 7. September 1741 zu London geboren. Sein Vater war Stiftsherr in Canterbury, Pfarrer in Bradfield Combust, Bradfield St. Clair und Exning, und Kaplan des berühmten Sprechers im Unterhause, Arthur Onslow; ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, bekannt durch seine, im Jahr 1734 erschienene, und auch ins Deutsche übersetzte Schrift über die Entstellung der Religion durch Abgötterei.*) Sein ältester Bruder, gleichfalls ein Theolog und Stiftsherr zu Worcester, starb im Jahre 1786 an den Folgen eines Sturzes, als er mit dem verstorbenen König auf der Jagd war.

Arthur erhielt den ersten Unterricht in der Schule zu Lavenham, ungefähr eine Meile von Bradfield, wohin er im Jahre 1748 kam, und wenn nicht die zärtliche Mutter anders verfügt hätte, so würde er von hier auf die Schule zu Eton und später auf die Universität gekommen sein, um sich, wie sein älterer Bruder, zu einem Gelehrten zu bilden. Er empfahl sich früh durch ungemeine Geistesanlagen und unermüdete Thätigkeit, welche seine künftige Auszeichnung ankündigten. Als er nach zehn Jahren die Schule verließ, kam er in ein Handelshaus zu Lynn in der Grafschaft Norfolk, weil er nach dem Wunsche seiner Mutter sich zum Kaufmann bilden und mit seinem Schwager, Tomlinson in London, in Geschäftsverbindung treten sollte. Der frühe Tod seiner Schwester vereitelte diesen Entwurf. Young bedauerte oft, daß man das Lehrgeld, welches sein Vater für ihn bezahlen mußte, nicht zu seiner weitern Ausbildung in einer Gelehrtenschule angewandt hatte; es könnte aber wohl sein, daß gerade der Bildungsgang, worauf er durch äußere Umstände geführt wurde, seinem Geiste eine eigenthümliche Richtung gegeben und ihn zu selbstständiger Entwickelung seines geistigen Vermögens gebracht hätte.

---

*) Mit einer Vorrede von Baumgarten. Berlin 1749.

Während seines Aufenthalts in Lynn scheint er seine Zeit zwischen Tanzen und Lesen getheilt zu haben. Er war ein sehr angenehmer junger Mann, und so beliebt bei allen seinen Bekannten, daß man ihn in jeder Gesellschaft gern sah; aber die Lockungen eines zerstreuungsvollen Lebens störten nie die würdigern Genüsse, die ihm das Lernen gewährten. Er las mit unermüdeter Begierde jedes Buch, das er sich verschaffen konnte, und da sein Taschengeld nicht reichlich war, so entschloß er sich, seine Hülfsmittel durch schriftstellerischen Erwerb zu vermehren. Er begann seine Laufbahn im siebzehnten Jahre mit einer Flugschrift: Der Kriegsschauplatz in Nord-Amerika, wofür sein Buchhändler in London ihm zehn Pfund Sterling in Büchern bewilligte. Durch diesen guten Erfolg ermuntert, schrieb er verschiedene andere Bücher, worunter auch vier längst vergessene Romane (der schöne Amerikaner, Karl Beaufort, Lucie Walson, Julie Benson) waren, und erhielt für jedes eine Bücherlieferung. Er verlor bald nach seiner Ankunft in Lynn, im Jahre 1759, seinen Vater. Im Jahre 1761 mußte er nach einem Blutsturz die heißen Bäder in Bristol gebrauchen, wo er durch seine Geschicklichkeit im Schachspiele mit Sir Charles Howard bekannt wurde, der ihm eine Kornetstelle in seinem Regimente anbot. Seine Mutter aber, sein treuer Schutzengel bei allen Gelegenheiten der Art, die ihn von seinem eigentlichen Berufswege ablocken wollten, war dagegen, und Young mußte diesen Lieblingsentwurf aufgeben. Im Anfange des folgenden Jahres begann er eine Zeitschrift unter dem umfassenden Titel: Allgemeines Museum, aber Dr. Johnson, den er um Beiträge bat, ermahnte ihn so dringend, sein Unternehmen aufzugeben, daß er nach der Herausgabe von sechs Stücken die Schrift den Buchhändlern überließ. Im Jahre 1763 kam er von London zu seiner Mutter nach Bradfield zurück, ohne alle Aussicht auf eine Versorgung oder Anstellung, und so lange seine Mutter lebte, bestanden seine Einkünfte in dem unbedeutenden Ertrage eines kleinen Pachtgutes von 20 Morgen. Sie wünschte sehr, ihn bei sich zu haben, und da die Pachtzeit ihres eigenen Gutes von 80 Morgen der Erlöschung nahe war, so drang sie lebhaft in ihn, den Anbau des Landgutes zu übernehmen. Der Vorschlag war so einstimmig mit seinen Nei-

gungen und Wünschen, daß er ihn unbedenklich annahm. Jung, lebhaft und noch ganz unbekannt mit allen Einzelheiten, die der Landwirth kennen muß, hätte er leicht unter goldnen Träumen von Verbesserungen, große Summen wegwerfen können, zumal da er eine ungeduldige Begierde hatte, Versuche anzustellen, ohne zu wissen, was zum Gelingen derselben vorausgesetzt wurde, oder welche Täuschungen bei der Ausführung möglich waren.

Im Jahre 1764 begann er einen Briefwechsel in der Zeitschrift: Museum rusticum, seine ersten landwirthschaftlichen Versuche. Im folgenden Jahre sammelte er diese Briefe und ließ sie als Anhang seiner Landwirthschaftlichen Briefe (Farmer's letters) wieder abdrucken, worin er verschiedene, mit dem Landbau in Verbindung stehende Gegenstände sehr geschickt behandelt, und unter andern über die Vortheile einer allgemeinen Kornausfuhr und das Gleichgewicht zwischen Ackerbau und Manufacturthätigkeit spricht, indem er die Behauptung vertheidigt, daß der Ackerbau die höchste Blüthe, welche die Anbaufähigkeit des Bodens gestattet, erreicht haben müsse, bevor Manufacturerzeugnisse Gegenstände des Handels werden könnten. In demselben Jahre heirathete er Fräulein Martha Allen aus Lynn, die aus einer sehr achtbaren Familie stammte. Sie besaß so viele äußere Reize, so viel Geistesbildung und ein so vortreffliches Herz, daß sie eine passende Lebensgefährtin für Young zu sein schien, und dennoch war diese Verbindung nichts weniger als glücklich; aber die Art, wie der englische Lebensbeschreiber, dessen Nachrichten hier benutzt werden, jeder Erläuterung der Veranlassungen dieses unglücklichen Ereignisses ausweicht, und einen undurchdringlichen Schleier über die häusliche Geschichte seines Freundes wirft, läßt es zweifelhaft, ob irgend eine Schuld auf Young gefallen sei, oder bloß äußere Umstände einen verderblichen Einfluß gehabt haben. Dieß letzte mag mehr oder minder der Fall gewesen sein, wie man vermuthen muß, wenn er den Umstand, daß Young gleich nach seiner Verheirathung wieder zu seiner Mutter nach Bradfield gekommen sei, mit der Bemerkung berichtet, eine solche Familienmischung sei nie geeignet, Eintracht zu gründen.

Nahrungssorgen mochten auch dazu beitragen, die zarte Blüthe des häuslichen Glückes zu verletzen. Sie veranlaßten Young zwei Jahr später, die Verwaltung eines ansehnlichen Landgutes in Essex zu übernehmen; aber der Versuch mißlang, und Young wurde durch unvorhergesehne Umstände und den Mangel an Vermögen in so große Verlegenheiten verwickelt, daß er mit Aufopferung einer Geldsumme einen andern Landmann bewegen mußte, ihm die Pachtung abzunehmen, und diesen Nachfolger, dem es nicht an Mitteln fehlte, begünstigte hier das Glück in kurzer Zeit. Young schrieb hier seine politischen Versuche über den gegenwärtigen Zustand des brittischen Reiches, die aber erst 1772 im Drucke erschienen. Als er das Gut aufgegeben hatte, suchte er eine andere Pachtung. Er machte in dieser Absicht eine Reise, auf welcher er den Stoff zu seiner Schrift: Reise von sechs Wochen durch die südlichen Grafschaften — sammelte. Dieses Buch war aber der beste Ertrag seiner Wanderung, denn das Landgut in Hertford, das er auf den Rath eines Bekannten pachtete, hatte sie Beide über die Beschaffenheit des Bodens, den sie in einer ungewöhnlich günstigen Zeit sahen, völlig getäuscht. Neun Jahre quälte er sich, diesen Wolfsrachen zu nähren, wie er sich ausdrückt. Alle Erfahrungen und Kenntnisse, die er sich durch Reisen und Uebung erworben hatte, waren auf dem hungrigen Boden gänzlich verloren. Aber warum wählte er nicht ein entschieden gutes Land? Die Wohnhäuser, sagt er, waren auf sehr vielen, sonst ganz passenden Landgütern, die ich sah, armselige Hütten.

Seine Reise von sechs Wochen gewann großen Beifall. Er erhielt verschiedene dringende Einladungen, andere Bezirke in landwirthschaftlicher Hinsicht zu bereisen, und seine Beobachtungen auf ähnliche Art bekannt zu machen. Dieß bewog ihn, im Jahr 1768 eine Reise durch Nord-England zu unternehmen, und die schätzbare Ausbeute seiner Untersuchungen war ein neues Werk von vier Bänden, das ungemein viel Beifall fand. Ein Jahr später äußerte er seine Ansicht über die freie Kornausfuhr. Seine Reise durch das östliche England, im Jahre 1770, beschrieb er gleichfalls in vier Bänden. Sie ist die letzte und vorzüglichste

seiner landwirthschaftlichen Reisen durch England. *) Diese Schriften hatten einen großen, weit verbreiteten Einfluß auf die Verbesserung des englischen Ackerbaues. Die Neigung zu landwirthschaftlichen Unternehmungen wurde allgemein, und man hat nicht mit Unrecht gesagt, Youngs Schriften hätten Einzelnen mehr Schaden und dem Gemeinwesen größern Vortheil gebracht, als die Werke irgend eines andern Schriftstellers. Sie sind eine reiche Fundgrube für den praktischen Landwirth, und geben zugleich die wichtigsten Belehrungen über Gegenstände der Staatswirthschaft. Die umständliche Beschreibung aller Wirthschaftsanstalten, die Young auf einer Reise von 4000 englischen Meilen sah, und die Versuche zahlreicher Landwirthe brachten eine Menge nützlicher Kenntnisse in Umlauf; die Geschicklichkeit und Wahrhaftigkeit, womit er die Mängel aller landwirthschaftlichen Systeme schildert, gab eine sichere Grundlage für die fortdauernde Veredlung des Bodens, und die Vergleichung der Wirkungen des in verschiedenen Gegenden üblichen verschiedenartigen Landbaues verschaffte dem Gutsbesitzer eine nützliche Belehrung, ohne die Mühe eines Versuches, und Kenntniß von Gewinn und Verlust, ohne die Beschwerden und die Irrthümer einer Berechnung. Die sorgfältigen Nachrichten, welche er über die, in verschiedenen Gegenden als vortheilhaft erprobten Landbauarten mittheilt, wirkten wohlthätig, und landwirthschaftliche Ortkunde ward allgemein. Vorzüglich wichtig waren seine praktischen Belehrungen über richtigen Fruchtwechsel, worüber seine Vorgänger nichts gesagt hatten, und er selber hielt diese bei weitem für die nützlichste Ausbeute seiner Reisen, und glaubte, daß es die wohlthätigste Wirkung seiner Schriften sei, den Landmann auf jenen wichtigen, aber vernachläßigten Gegenstand aufmerksam gemacht zu haben.

Im Jahre 1770 gab er zwei neue Werke heraus: die Landwirthschaft (Rural economy) und Experimentale Landbaukunde (Course of experimental agriculture) und in dieser letzten Schrift eine

*) Deutsch. Leipzig 1772 — 75. 4 Bde. 8.

genaue Nachricht von allen, während eines Zeitraumes von fünf Jahren auf ungefähr 300 Morgen Landes von verschiedener Beschaffenheit, vorgenommenen landwirthschaftlichen Arbeiten. Dieses letzte Werk hat bei manchem Guten, z. B. der durch Erfahrungen unterstützten Behauptung, daß in den meisten Fällen ein dichteres Säen nothwendig ist, und den Belehrungen über das richtige Verhältniß zwischen dem Landbau und der Düngererzeugung, doch auch viele Mängel, die Young selbst so gut kannte, daß er oft die übereilte Herausgabe dieser Schrift bedauerte und in seinen letzten Lebensjahren jedes Exemplar, das er auftreiben konnte, vernichtete. Im Jahre 1771 gab er, außer seinem Vorschlage zu einer Volkszählung, seinen Kalender für Landwirthe heraus, der mehrere Auflagen erlebte. Seine landwirthschaftlichen Briefe wurden in der dritten Ausgabe mit einem vierten Bande vermehrt, worin er die Vortheile darthut, welche für die großen Landeigenthümer aus der Verbesserung ihrer Güter entstehen, und die Bemerkung macht, sie würden auf diese Weise ihre Einkünfte so sehr vermehren, daß sie nicht mehr nöthig hätten, bei den Ministern Stellen und in der Altstadt London Weiber zu suchen.

Dieser schriftstellerischen Thätigkeit ungeachtet, waren seine Einkünfte noch immer so wenig hinlänglich zu seinen Ausgaben, daß er um das Jahr 1773 den Bericht über die Parlaments-Verhandlungen für die Morgenpost übernahm. Er widmete diesem Geschäfte mehrere Jahre. Jeden Sonnabend ging er nach Vollendung seiner Wochenarbeit auf sein Landgut, siebzehn englische Meilen von London, und kehrte regelmäßig jeden Montag früh zurück. Es war die mühevollste Zeit seines Lebens. „Ich arbeitete," sagt er, „mehr gleich einem Kohlenträger, wiewohl ohne seinen Lohn, als wie ein Mann, der aus vorherrschendem Antriebe handelt." Im Jahre 1774 erschien seine Politische Arithmetik, ein Werk, das auch im Auslande Aufsehn erregte und in mehrere Sprachen*) übersetzt wurde. Einen Beitrag zur Geschichte der literarischen Betriebsamkeit gibt uns die von ihm selbst aufgezeich-

*) Deutsch, Königsberg 1777. 8.

nete Nachricht, daß während des neunjährigen Zeitraumes von 1766 bis 1775 seine sämmtlichen Schriften ihm 3000 Pf. Sterlinge eingetragen haben.

In den Jahren 1776 und 1777 bereisete er Irland, wo ihm der damalige Statthalter, Lord Harcourt, die freundlichste Unterstützung gewährte. Die treffliche Beschreibung dieser Reise*) (Tour in Ireland) erschien 1780 und gab, wie Maria Edgeworth sagt, die erste treue Schilderung ihrer Landsleute. Das Hauptverdienst derselben aber besteht in einem reichen Schatze landwirthschaftlicher und statistischer Nachrichten über die natürlichen Hülfsmittel des Landes, und Young hat dadurch wesentlich beigetragen, den Zustand und das Glück des Volkes zu verbessern. Er zeigte die Nachtheile verschiedener Verwaltungsmaßregeln so auffallend, daß die Regierung aufmerksam darauf wurde, z. B. die Ungereimtheit der auf die Landzufuhr des Getreides nach Dublin gesetzten Belohnung, welche bald nachher auch abgeschafft wurde, wodurch der Staat jährlich 80,000 Pf. Sterl. ersparte. Vortrefflich sind seine Bemerkungen über die Strafgesetze gegen die Catholiken. Es sind nicht Gesetze gegen den Glauben, sagt er, sondern gegen die Betriebsamkeit des Landes.

Einige Zeit nachher ging er mit dem Gedanken um, nach Amerika auszuwandern, seine Mutter aber versagte ihm durchaus ihre Einwilligung. Er erweiterte seitdem nach und nach den Kreis seiner landwirthschaftlichen Thätigkeit, und war so eifrig, sich mit allen Einzelheiten des Landbaues bekannt zu machen, daß er selber Hand an den Pflug legte. Zu derselben Zeit, wo er seine körperlichen Kräfte anstrengte, war sein Geist eben so thätig. Er beschäftigte sich besonders mit der mühsamen chemischen Untersuchung verschiedener Arten des Bodens, und mit Vergleichung der Ergebnisse zahlreicher Versuche über den Kartoffelbau. Seine Bekanntschaft mit dem berühmten Priestley, der einige Jahre früher durch die aufgefundene Darstellung der sogenannten dephlogistisirten Luft

*) Deutsch. Leipzig 1780. 2 Bde. 8. und im 4ten Bande der Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen.

(des Sauerstoffgases) eine neue Epoche in der Chemie begründet hatte, erweckte in ihm eine lebhafte Neigung zur pneumatischen Chemie, und es ist nicht zu verwundern, daß ein Mann, der gewohnt war, die Beschaffenheit des Bodens bloß von der Verbindung der Theile und deren Dichtigkeit abzuleiten, durch Priestley's Entdeckungen sich in eine neue Welt versetzt finden und zu neuen Untersuchungen gereizt werden mußte.

Im Jahre 1784 begann er seine einflußreiche Zeitschrift: Annalen des Ackerbaues,*) die er erst in seinem hohen Alter, als seine Blindheit ihn von literarischen Arbeiten abzog, mit dem 45sten Bande schloß. Es lag gleich von Anfang in seinem Plane, jeder Mittheilung, die nicht der Name des Einsenders verbürgte, die Aufnahme zu versagen. Er erhielt Beiträge von den ausgezeichnetsten Männern in Europa, und selbst von dem König von England, der unter dem Namen Ralph Robinson das schöne Gut des geschickten Landwirthes Ducket in Petersham, das er oft besuchte, im 7. Bande beschrieb. Der König war ein eifriger Leser dieses Werkes. Während Young auf dem festen Lande sich aufhielt, erschien ein Aufsatz von dem Grafen von Orford im 11. Bande: Ueber das System des Universums — der anstößig gefunden wurde. Der König las ihn mit dem Ausrufe: „Wie, wollen die Annalen des Ackerbaues zur Verbreitung des Unglaubens dienen? Wenn das ist, verliere ich eine meiner stärksten Stützen." Späterhin wurde die Sache erläutert, und der König war zufrieden. Young's eigene Beiträge gehören zu den gehaltreichsten, und zeigen uns oft die anziehende Eigenthümlichkeit seiner Darstellung; zumal wenn er von den Freuden landwirthschaftlicher Beschäftigungen spricht, ist er begeistert.

Im Jahre 1785 verlor er seine Mutter, an welcher er stets mit inniger Zuneigung und Dankbarkeit hing. Zwei Jahre später ließ der Graf de la Rochefoucauld ihn durch Herrn Lazowski zu einer Reise in die Pyrenäen einladen. Young hatte längst gewünscht,

*) Die 3 ersten Bände übersetzt von Hahnemann, mit Anm. von Riem. Leipzig 1790 — 1802.

Frankreich zu sehen, um den Zustand des Landes mit eigenen Augen zu beobachten, da er in keinem französischen Werke eine erschöpfende Belehrung darüber gefunden. Er nahm den Vorschlag an und kehrte im folgenden Winter nach England zurück. Hier war man eben mit einem Gesetzvorschlage zur Beschränkung der Wollausfuhr, in der vorgeblichen Absicht, die heimliche Ausfuhr brittischer Wolle nach Frankreich zu verhüten, eifrig beschäftigt. Young glaubte, es sei bloß die Absicht der Manufacturisten, durch drückende Beschränkungen die Wollpreise niederzuhalten, und er arbeitete dem Entwurfe entgegen; aber es gelang seinem Eifer nur, einige der schädlichsten Bestimmungen des Gesetzvorschlages zu mäßigen. Die Manufacturisten waren höchst erbittert gegen ihn, und in Norwich wurde sogar sein Bildniß verbrannt.

Im Sommer des Jahres 1788 ging er zum zweiten Mal nach Frankreich, und ungeachtet sein Pferd gleich zu Anfang der Reise blind wurde, so machte er doch einen Weg von 1700 englischen Meilen mit ihm und brachte es glücklich nach Bradfield zurück. Er fand jedoch seine Kenntniß Frankreichs, noch so unvollständig, daß er im Sommer 1789 eine dritte Reise antrat, die er in einem einspännigen Wagen machte, da er es früher zu unbequem gefunden hatte, Proben von merkwürdigen Erdarten, Wolle, und Manufacturerzeugnissen zu Pferde fortzuschaffen. Auf diesen drei Reisen besuchte er alle Theile Frankreichs, und war Zeuge der ersten Ereignisse der Revolution zu Paris, wo er bei dem Herzog de la Rochefoucauld-Liancourt wohnte. Er sah ferner den größten Theil der Lombardei, deren Weiden dem Landwirthe so anziehend sind, und besuchte Florenz. Auf seiner ersten Reise sah er auch ein Stück von Spanien. Erst im Jahr 1792 erschien die Beschreibung dieser Reisen (Travels during the years 1787, 1788 and 1789 undertaken more particularly with a view of ascertaining the cultivation, wealth, resources, and national prosperity of the kingdom of France) die einer der schätzbarsten Beiträge zur Kunde Frankreichs sind. Das Werk*) besteht aus zwei Abtheilungen; die

*) Die deutsche Uebersetzung, die E. A. W. Zimmermann mit Anmerkungen, und Sotzmann mit einer Karte,

erste enthält das Tagebuch, die zweite umfaßt des Verfassers Bemerkungen über den Zustand des Landes, im Augenblicke des Ueberganges vom Alten zum Neuen, und bietet dem Landwirthe, dem Statistiker und dem Staatsmann einen Schatz von Belehrungen dar. Das Tagebuch ist in einem leichten, ja oft nachläßigen Style geschrieben, aber Youngs Erzählungen sind so umständlich und offenherzig, und es belebt sie ein so munterer Ton, daß man ihn gern begleitet, an seinen Verlegenheiten Antheil nimmt, mit ihm über die Thorheiten lacht, die er wahrnimmt, und alle seine Vergnügungen theilt. Besonders anziehend und dem Geschichtschreiber willkommen, sind in dieser Abtheilung viele einzelne Züge zur Kenntniß der Denkart des Volkes, seiner Erwartungen und Ansichten in jenem Zeitpunkte, und es zeugt für Young's feine Beobachtungsgabe, daß er mehrere Ereignisse der Revolution voraus gesehen hat.

Bald nach der Rückkehr von seiner dritten Reise durch Frankreich machte er die ersten Versuche mit dem Anbau künstlicher Gräser, deren Samen er mit den Händen sammelte und aussäete, besonders des Knaulgrases (Dactylus glomeratus) und des Kammgrases (Cynosurus cristatus), die er zuerst einführte. Er begann einen Briefwechsel mit Washington, den er späterhin sammelte: „Briefe Sr. Excellenz des Gen. Washington an Arthur Young, enthaltend eine Nachricht von seiner Landwirthschaft, seinen Meinungen über verschiedene den Ackerbau betreffende Fragen und viele auf die Landwirthschaft in den vereinigten Staaten sich beziehende Umstände." Um diese Zeit erhielt er vom Könige von England einen Stähr von spanischer Zucht, worüber er große Freude hatte. „Wie viele Millionen Menschen, sagt er, würden lächeln, wenn ich ihnen als ein beachtenswerthes Ereigniß erzählte, daß der Beherrscher eines großen Reiches einem Landwirthe einen Stähr ge-

welche die alte und neue Eintheilung Frankreichs, die Verschiedenheit des Bodens und die nördlichen Grenzen des Oel- Mais- und Weinbaues darstellt, begleitet erschien 1793-1795 in 3 Bänden zu Berlin.



schenkt habe. Es gibt nur zu viele Menschen in der Welt, die glauben, Kriegsruhm sei der beste Gegenstand für den Ehrgeiz eines Fürsten, die für Königsverdienst kein anderes Maß haben, als geschlachtete Millionen, Räubereien und Plünderungen, mit dem Namen Siege und Eroberungen beehrt, die jede friedliche und ruhige Thätigkeit derjenigen für unziemlich halten, die nach dem Namen der Großen streben und unwürdig der Menschen, die zu Herrschern der Welt geboren sind. Ich glaube aber, es kommt mit schnellen Schritten die Zeit, welche alles in einem ganz andern Licht zeigen, welche Tugenden, die man zeither bewundert hat, brandmarken, und das Andenken eines Fürsten darum höher achten wird, weil er einem Landwirthe einen Stähr schenkte, als weil er ein Zepter schwang, dem man an der Themse wie am Ganges gehorchte."

Die Stimmung, die in den ersten Jahren der französischen Revolution, in England sich verbreitete gab Young Anlaß zu seiner Flugschrift: „Frankreich's Beispiel, eine Warnung für Großbritannien."*) Er vertheidigte mit Wärme die Grundsätze, worauf das Gemeinwesen in England beruht, und verurtheilte die Grundsätze des unruhigen Frankreichs, deren Verwerflichkeit er durch die Schrecknisse, welche mit der Umwandlung verbunden waren, zu beweisen suchte. Diese Schrift machte einen lebhaften Eindruck und Young erhielt Dankbezeigungen von mehreren patriotischen Gesellschaften des Landes; aber desto bitterer waren die Vorwürfe, welche die Anhänger der entgegen gesetzten Partei ihm machten. Man beschuldigte ihn der Wandelbarkeit und des Abfalls von früher bekannten Grundsätzen, und zeigte ihm die Stellen in seiner Reise durch Frankreich, wo er als Freund der Revolution gesprochen hatte. Er antwortete, die Revolution vor dem 10. August sei von der Revolution nach diesem Tage so verschieden als Licht von Finsterniß, und so deutlich unterschieden in Grundsatz und Ausübung, als Freiheit und Sklaverei. Der Mann, welcher der Staatsumwälzung

*) Deutsch. Hannover 1794.

in beiden Zeiträumen Beifall gebe, müsse entweder unredlich oder wandelbar sein, unredlich in seiner Billigung vor jener Zeit, wandelbar in seiner Billigung der spätern Zeit. Er sei also nicht wandelbar sondern beharrlich und einstimmig mit sich selber, und dieselben Grundsätze, welche ihn bewogen hätten, die Revolution in ihrem Anfang zu billigen, die Grundsätze wahrer Freiheit, hätten ihn vermocht, sie nach dem 10. August zu verabscheuen. Der Vorwurf der Wandelbarkeit, oder wohl gar schlimmerer Gesinnung, treffe daher diejenigen, welche nach jener Zeit ihre Meinung nicht geändert und die Republik so gut als das beschränkte Königthum gebilligt hätten. Von dem höhern Standpunkte, von welchem wir jetzt die Revolution in ihrem Wesen und nach ihren Folgen mit hellerm Blicke übersehen, wollen wir den wohlmeinenden Mann darum nicht gering achten, weil er auf einem niedrigern mit so vielen Andern in der Meinung befangen war, daß die zufälligen verderblichen Folgen der Revolution aus dem Wesen dieser Umwandlung hervor gegangen wären. — Bemerkenswerth ist, daß Young in jener Flugschrift zuerst eine Landwehr-Reiterei empfahl, welche später Yeomanry cavalry (Freisaßen-Reiterei) genannt wurde. Er trat auch selber unter die freiwilligen Landsvertheidiger.

Einige Zeit nachher konnte er, bei seinem eifrigen Hange zu Versuchen, einer Gelegenheit nicht widerstehen, die sich ihm darbot, den lange gehegten Entwurf auszuführen, einen ansehnlichen Strich wüsten Landes anzubauen. Er kaufte eine Wüstung von 4400 Morgen in Yorkshire. Aber es war anders beschlossen, und es öffnete sich ihm eine neue Laufbahn. Die Ackerbau-Gesellschaft (Board of agriculture) wurde im August 1793 gestiftet, und Young sogleich zu ihrem Secretär ernannt. Man hat sehr zuversichtlich, aber mit Unrecht behauptet, die Regierung habe ihm diese Stelle als Belohnung für seine Flugschrift über die französische Revolution gegeben. Er war ohne Zweifel vor allen Andern so ganz dazu geeignet, daß die Anerkennung seines glänzenden Verdienstes ein weit einfacherer, wahrscheinlicherer Grund seiner Beförderung ist, als jene unbillige Voraussetzung. „Die Wahl zu einer so achtbaren Stelle, wo die Gelegenheit nicht fehlen konnte, der

guten Sache des Pfluges einige kleine Dienste zu leisten," sagt er, „konnte ich nicht ausschlagen, wiewohl die Besoldung — 400 Pf. Sterl. nebst freier Wohnung — für einen auf dem Lande angesiedelten Mann nicht der Reiz sein konnte, wovon meine jakobinischen Freunde gesprochen haben. Wie veränderlich ist das Loos des Menschenlebens! Ich hoffte der einsame Gebieter über 4000 Morgen Landes zu sein, in der stärkenden Luft zwischen hohen Felsen und Gießbächen zu leben, umgeben von einer kleinen Schöpfung, die nach und nach sich gebildet hätte, von einer Wüste, wo neuer Anbau lachen, das Haselhuhn fleißigen Bewohnern weichen, und zwei Grashalme aufschießen sollten, während vorher nicht ein einziger gewachsen war, und nun sitze ich da hinter einem Tische in dem rauchigen Whitehall. Die Gesellschaft hat Reize, das ist wahr, aber auch die Einsamkeit hat deren für einen beschäftigten Geist. Doch, der Würfel liegt, und im bildlichen Sinne stehe ich ja noch immer mit dem Fuße in der Furche."

Im Jahre 1794 veranlaßte er die Ackerbau-Gesellschaft, Nachrichten zu statistischen Beschreibungen der Grafschaften Englands zu sammeln, und er gab bald nachher den Bericht über die Grafschaft Suffolk heraus, dem nach und nach ähnliche über Lincoln, Norfolk, Hertford, Essex und Oxford folgten. Alle diese Berichte haben das Gepräge, das seine Schriften auszeichnet. Im Jahre 1795 gab er zwei politische Flugschriften: „Rettung der Verfassung ohne Umwandlung," und „Ansicht des jetzigen Zustandes von Frankreich" heraus. Zwei Jahre später ward er von dem Tode seiner jüngsten und geliebtesten Tochter tief erschüttert, und es war seitdem eine auffallende Veränderung in seinen Lebensgewohnheiten und seiner Geistesrichtung sichtbar. Der Tod ist unter jeder Gestalt ein furchtbarer Erinnerer, aber noch schreckender ist sein Bild, wenn er seine Opfer aus den Reihen der Jugend und Schönheit holt. Young wendete von nun an seine Gedanken auf diejenigen Angelegenheiten der Religion, die er zeither unter den Beschäftigungen eines arbeitvollen Lebens weniger beachtet hatte. Er wurde durch manche Zweifel und Bedenklichkeiten über den Zustand unserer Seele in einem künftigen Leben nicht wenig gestört; und bei seinem regen Forschungstriebe ge-

wohnt, keinem Zweifel ruhig zuzusehen, eröffnete er einen Briefwechsel mit einigen der ausgezeichnetsten Gottesgelehrten, unter welchen besonders der ehrwürdige Bryant ihm oft schrieb. Die Schrift des wackern Wilberforce über praktisches Christenthum, scheint aber mehr als irgend ein anderer Beistand beigetragen zu haben, seine streitenden Meinungen zu beruhigen, und es bildete sich in seinem Gemüthe jenes Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit, das den Abend seines Lebens vergoldete, und ihn in seinen letzten Tagen der Finsterniß und Kränklichkeit erheiterte. Diese Veränderung in seinen Gewohnheiten und Meinungen störte jedoch keinesweges den Eifer, womit er seine Lieblingsbeschäftigungen verfolgte. Im Jahre 1798 schrieb er über die öffentliche Stimmung, zwei Jahre später über die Theurung, und zu derselben Zeit machte er verschiedene Reisen, um die Wirkungen der Theilung von Gemeinegütern zu untersuchen, worüber er in den Annalen des Ackerbaues Bericht gab. Im Jahre 1804 erhielt er von der literarischen Gesellschaft zu Bath (Bath and West of England Society) die Bedfordische Denkmünze für eine Abhandlung über die Natur und Eigenschaften der Düngungsmittel, worin er viele neue und schätzbare Thatsachen niedergelegt hatte.

Im folgenden Jahre ersuchte ihn der russische Gesandte, Graf Novosilsoff, einen Mann zu empfehlen, der eine statistische Uebersicht der Statthalterschaft Moskwa, nach dem Muster der Berichte über die englischen Grafschaften, zu entwerfen im Stande sei. Young's Sohn reisete nach Rußland und vollendete die verlangte Arbeit, aber wegen des nachtheiligen Wechselkurses konnte er das Geld, das er als Belohnung für seine Bemühungen erhielt, nicht ohne bedeutende Aufopferung nach England bringen, und sah sich daher genöthigt, es zum Ankaufe eines Landgutes in der Krimm zu verwenden, wo er sich niederließ. Dieses Gut, von 10,000 Morgen des trefflichsten Landes, wo einst General Schütz, der damalige Eigenthümer, die Kaiserin Katharina und den Fürsten Potemkin auf ihrer Reise durch die Krimm bewirthete, liegt nicht weit von Kargos und ist, wie Pallas in seiner Reise durch Süd-Rußland sagt, das erste seit der Eroberung der Krimm regelmäßig angebaute Land.

2 *

Im Jahre 1808 erhielt Young von der Ackerbau-Gesellschaft eine goldne Denkmünze „für vieljährige treue Dienste im Landbau." Einige Zeit nachher ward seine Thätigkeit durch eine Augenkrankheit gehemmt, es zeigte sich ein anfangender Staar, und er war bald nicht mehr im Stande, sich die gewöhnliche Bewegung zu machen. Die Störung seiner Verdauungskräfte, die eine Folge davon war, führte ohne Zweifel die unglückliche Krankheit herbei, die sein Leben endigte. Sonderbar, daß er während seines ganzen Lebens, das den Segen ungestörter Gesundheit genoß, gerade die beiden Krankheiten, Blindheit und Steinschmerzen, am meisten fürchtete, die ihn im hohen Alter trafen. Seine Blindheit, die nach einer unglücklichen Operation im Jahre 1811 unheilbar blieb, raubte zwar dem Landbau einen thätigen Arbeiter, aber die umfassenden Kenntnisse und das gesunde Urtheil des erfahrnen Mannes gaben dem Staatswirthe fortdauernd den schätzbarsten Beistand, und er ward über verschiedene Angelegenheiten, welche die Aufmerksamkeit des Parlaments beschäftigten, zu Rathe gezogen. Er hielt mehrere Vorträge in der Ackerbau-Gesellschaft, wovon einige späterhin gedruckt wurden. Die Gewohnheiten eines thätigen Lebens, wodurch er sich immer ausgezeichnet hatte, verließen ihn auch in jenen Unglückstagen nicht. Er stand jeden Morgen um 5 Uhr auf, und ließ sich regelmäßig die neuen Schriften vorlesen, die zu seinem Studienkreise gehörten. Er beschäftigte sich mit einem umfassenden theoretisch-praktischen Werke über den Ackerbau; das alle während eines Zeitraumes von 50 Jahren von ihm gemachten Versuche und Beobachtungen enthielt. Die vollendete Handschrift hinterließ er seinem Sohne und seiner Tochter, und wahrscheinlich wird sie nach der Rückkehr des erstern aus Rußland gedruckt werden. Er lebte in seinem Alter häufig auf seinem Landgute, und lange wird sein Andenken unter den dankbaren Bewohnern der Umgegend leben, die zahlreiche Beweise seiner Güte und wohlwollenden Gesinnung empfingen. Sein Haus war immer den Dürftigen offen, und selten gab er Rath und Anweisung ohne ein Geschenk, um den Bittenden desto besser zur Befolgung des Rathes in Stand zu setzen. Sein Landhaus war an jedem Sonntagabend mit Landleuten angefüllt, welchen er die Gebete der englischen Kirche vorsagte, worauf er sie mit passenden Ermahnungen entließ.

Die Krankheit, woran er starb, verrieth sich erst wenige Tage vor seinem Tode als Steinbeschwerde, ein Umstand, der bei der Leichenöffnung befriedigend erklärt wurde. Es war keine dauernde Erleichterung des unheilbaren Uebels zu hoffen, aber die angewandten Mittel gaben doch so viel Linderung, daß er ohne den mindesten Argwohn über die Beschaffenheit seiner Krankheit starb. Fromme Ergebung erheiterte ihn in seinen letzten Tagen, und nicht ein Klagelaut kam aus seinem Munde. Er starb am 12. April 1820 in seinem Hause zu London, als er eben ein Glas Limonade getrunken und sich nach seiner Versicherung ganz ruhig und leicht gefühlt hatte. Seine Ueberreste ruhen in einer Gruft auf dem Kirchhofe zu Bradfield.

Henri Gregoire.

Von

D — g.

Henri Gregoire,

französischer Bischof und Staatsmann

(geboren zu Veho bei Lüneville, den 4. December 1750).

Der Mann, den eine Partei in Frankreich nicht ohne Grund als einen vormaligen, wüthenden und blutdürstigen Königsfeind haßt, und den eine andere Partei, oder vielmehr Europa, mit noch mehr Grund als einen edeln Menschenfreund lobpreiset; der Mann, der so großen Einfluß auf die neue Zeitepoche gehabt hat, daß Frankreich ihm einige seiner vortrefflichen Einrichtungen verdankt; der Mann, der zu den wenigen gehört, welche der Glanz und die Macht eines furchtbaren Despoten nie hat bestechen können, und dessen sonderbares Schicksal es war, daß in seinem 70sten Jahre sein Name noch ganz Frankreich erschüttern, und zum Vorwande der Nothwendigkeit, die bürgerliche Freiheit einzuschränken, dienen mußte: dieser Mann wird ohne Zweifel eine bedeutende Stelle in der Geschichte der begonnenen europäischen Staats-Verbesserung einnehmen, und verdient daher auch von seinen Zeitgenossen gekannt zu werden so wie er ist, nicht wie bittere Feinde oder enthusiastische Freunde ihn schildern.

Von beiden gleichmäßig entfernt, will ich versuchen, nach den Gesetzen der unerschütterlichen Gerechtigkeit (so viel sie mir einleuchten), und wie die Nachwelt wahrscheinlich urtheilen wird, Gregoire's Thaten und Charakter darzustellen. Das Böse, das er gestiftet, soll in seiner

ganzen Blöße gezeigt werden, nicht weil es von leidenschaftlichen Menschen als böse verschrieen wird, sondern weil es wirklich die ewige Gerechtigkeit verletzt hat. Um desto mehr wird es mir vergönnt sein, das mannigfaltige Gute, das er der Menschheit geleistet, ins gehörige Licht zu stellen, und die hohen Ansprüche darzulegen, die er auf die Dankbarkeit aller gebildeten Völker hat. Mehr Gefallen würde freilich die Schilderung eines zusammenhängenden Charakters erregen, eines Ideals, wie es seine Feinde oder seine Lobredner entworfen haben. Allein ein solches Bild würde der Wahrheit zuwiderlaufen; in den häufigen Staatsumwälzungen der letzten 30 Jahre ist es, in Frankreich wenigstens, fast keinem Staatsmanne gelungen, unverbrüchlich in seinen Grundsätzen, Meinungen und Handlungen, und consequent mit sich selbst zu bleiben. Die ersten Stürme waren zu heftig und folgten einander zu schnell, als daß die Menschen nicht hätten ihre Fassung verlieren und aus ihrem Charakter treten sollen, zu welchem sie bei ruhigerer Zeit allmählig wieder zurückkehrten. Der französische Charakter nimmt nur allzu leicht die Bewegung der äußern Umgebung an, und giebt ihrem Eindrucke nach, ohne es zu merken. Diese große Reizbarkeit und Beweglichkeit des Gemüthes darf nicht außer Acht gelassen werden, wenn es darauf ankömmt, einen Charakter zu beurtheilen, der sich bei außerordentlichen Umständen auch auf eine außerordentliche Weise geäußert hat, damit man nicht ganz dem Menschen zur Last lege, was zum Theil auf Rechnung der äußern vorübergehenden Umstände kommen muß.

Und welcher Franzose besäße wohl in einem höheren Grade diese Reizbarkeit des Gemüthes, diese Lebhaftigkeit der Phantasie, diese Sinnes-Beweglichkeit, als Gregoire, der in dieser Hinsicht wie der wahre Repräsentant des französischen Charakters betrachtet werden kann? Kein Staatsmann hat mit solchem Feuer die Erscheinung einer völligen Staatsumwälzung aufgegriffen und sie nach seinen Wünschen und Begierden zu lenken gesucht; keiner hat sich so unermüdlich mitten unter den Trümmern bewegt, um das eingefallene Staatsgebäude nach einem Plane wieder aufzuführen, der bisher nur in Büchern vorhanden gewesen war; keiner hat so vielfache populäre Begriffe und Vorschläge in Umlauf gesetzt; mit einem Worte, keiner

hat so rastlos eine neue Ordnung der Dinge, nicht blos in Frankreich, sondern in die menschliche Gesellschaft überhaupt einzuführen gesucht, als Gregoire. Wahrscheinlich würde sich ein solcher Charakter auch ohne die Revolution aus der Dunkelheit einen Weg ins helle Tageslicht gebahnt und sich auf einen höhern Standpunkt und in einen weitern Wirkungskreis geschwungen haben; aber nur die unerhörten Begebenheiten des letzten Jahrzehends des 18. Jahrhunderts vermochten es, denselben so plötzlich zu entfalten. Daß er nicht zum bloßen Dorfgeistlichen bestimmt wäre, hatte er schon als Pfarrer zu Embermenil durch seine, von der Akademie zu Metz gekrönte Preisschrift, über die Mittel, den Zustand der Juden zu verbessern, ziemlich deutlich bewiesen. *) In diesem Versuche liegt der Keim zu der Staatsreformation, wozu Gregoire in der Folge berufen ward; doch ahnete die Akademie zu Metz wohl nicht, daß der Dorfpfarrer, dessen Vorschläge zur Verbesserung des Schicksals der Juden sie im Jahr 1788 krönte, schon einige Jahre hernach das Schicksal des gesammten fran-

*) Diese Schrift, welche folgenden Titel führt: Essai sur la régénération physique, morale et politique des juifs. Metz 1789 mit dem Motto: Dedisti nos tanquam oves escarum, et in gentibus dispersisti nos. Psalm. 43, ist vielleicht das beste Werk Gregoire's. In keiner seiner späterhin erschienenen Schriften ist, wie in dieser, wahre Beredsamkeit mit solcher weit umfassenden Sachkenntniß in vielseitiger Ansicht der Dinge gepaart; in keiner hat, wie mich dünkt, Gregoire sich wie in dieser Preisschrift als wahrer Schriftsteller gezeigt. Der Eingang könnte beinahe als Muster der hohen Beredsamkeit gelten. Der Verfasser geht mit großen Schritten die Geschichte des jüdischen Volkes durch, zeigt die schrecklichen Verfolgungen, die es gelitten, den Einfluß dieser Verfolgungen und der Auswanderungen auf den moralischen und bürgerlichen Zustand desselben, verschweigt keinen der treffenden Vorwürfe, welche es sich durch sein Betragen zugezogen hat, zeigt aber, daß seine moralischen Gebrechen eine nothwendige Folge der ungerechten und grausamen Behandlung sind, welche ihnen von Seiten der Christen stets zu Theil geworden ist. Er widerlegt Michaelis, welcher behauptet hatte, die geistliche und moralische Verfassung der Juden werde stets allen Verbesserungsplanen ein unübersteigliches Hinderniß entgegen setzen. Gregoire will, man solle sie allmählig vom Handel ab und andern bürgerlichen Beschäftigungen zuwenden, und ihnen dann alle Rechte andrer Bürger zugestehen, so zwar daß kein Unterschied zwischen Juden und

zösischen Volkes umändern und zu künftigen größern Umwälzungen Samen in die Welt streuen würde, den wir jetzt allmählig aufkeimen und Frucht tragen sehen. Noch

---

Christen vor dem Gesetze mehr vorhanden sei. Daß sie aber in der Handelsfreiheit beschränkt werden müßten, darauf besteht er aus dem Grunde, weil sie, wenn sie alle andere Rechte besäßen, mit ihrem unermüdlichen Handelsgeiste und ihrer unersättlichen Geldgier bald alles Gut der Christen an sich ziehen, und im Besitze des Nationalreichthums sein würden. Besonders soll man scharfe Maaßregeln gegen ihren Wuchergeist nehmen, und ihnen deshalb sogar die Fähigkeit untersagen, Schuldverschreibungen anzunehmen und umzusetzen. Er gesteht daß die Regeneration des jüdischen Volks mit großen Schwierigkeiten verknüpft sei; wären sie milde, so würde dies Geschäft weit leichter sein, weil man blos auf einem reinen Boden den Samen zu streuen habe. Sie trügen aber eine erworbene Unwissenheit bei sich, welche ihren Verstand verdorben hätte; denn durch eine sonderbare Fügung sei das hartgläubigste Volk der Welt auch zugleich das leichtgläubigste, und nichts sei erniedrigender für den menschlichen Verstand, als die unsinnigen Träumereien ihrer ältern Rabbiner. Deshalb hätten sich auch so wenig Juden als Schriftsteller ausgezeichnet; man treffe wenig originelle Köpfe unter ihnen an; Vorurtheile drückten sie dergestalt darnieder, daß sie sich selten eignen Eingebungen überließen, sondern sich mit erborgten Ideen umhertrügen. Was den Text und die Commentare ihrer ältern geistlichen Schriften betreffe, so sollte man glauben, die Leichtgläubigkeit habe der Dummheit aufgetragen, dieselben abzufaßen; il semble que la crédulité ait chargé la bêtise de les rédiger. Ein gewisser Reisende habe Juden auf dem Parnassusberge pflügend angetroffen; dieses sei aber auch der einzige Gebrauch, den sie von dem Musensitze machten. Natürlich gesteht Gregoire, daß es mehrere ehrenvolle Ausnahmen gebe. Würde die von ihm vorgeschlagene Regeneration des jüdischen Volkes ins Werk gesetzt, so würde man zuerst zwei Classen Juden bekommen; die eine würde aus solchen, die gänzlich der Unwissenheit ergeben, im Pfuhle der Vorurtheile steckten, und die andre aus Leuten bestehen, welche sich zur Höhe ihres Jahrhunderts emporhüben, und über die Irrthümer schwebten; letztere würden sich beeifern, mit uns Hand ans Werk zu legen, entweder aus Menschenliebe, um alle ihre Mitbrüder der Wohlthaten des Gesetzes theilhaftig zu machen, oder aus Eigenliebe, um die Hindernisse, die sie selbst beseitigt hätten, in ein helleres Licht zu stellen, und in unsern Augen den Abstand bemerkbarer zu machen, welche sie von einer entarteten Horde trennen würde. Unter den vielen Stellen dieses Werkes, welche angeführt zu werden verdienten, sollen

weniger hatte es die Akademie zu Nancy vermuthen können, daß der junge Lehrer, dessen Lob der Dichtkunst im Jahre 1773 von ihr gekrönt wurde, 20 Jahre darauf einer der Richter seines eignen Königs sein würde.

---

hier nur zwei ausgezogen werden. Die eine steht in dem 4. Capitel, welches betitelt ist: Betrachtungen über den moralischen Charakter der Juden. Hier heißt es: „Anstatt den, die Juden von uns trennenden Abstand zu füllen, hat man ihn vergrößert; anstatt ihnen Mittel an die Hand zu geben, zur eignen Aufklärung und Verbesserung, hat man ihnen alle Zugänge des Tugend- und Ehrentempels verschlossen. Was konnte aus dem vom Despotismus erdrückten, von den Gesetzen verbannten, mit Schmach überhäuften, vom Hasse gequälten Juden werden? Er konnte nicht aus seiner Hütte treten, ohne seinen Feinden zu begegnen, ohne beschimpft zu werden. Die Sonne erleuchtete nur seine Schmerzen; da er ein Opfer der Meinung war, so hatte er an öffentlicher Achtung nichts zu gewinnen, noch zu verlieren, auch dann nicht, wenn er sich bekehrte, weil man weder an seine Redlichkeit noch an Jugend glauben wollte. Weil er verachtet wurde, ist er verächtlich geworden; an seiner Stelle würden wir vielleicht noch schlimmer geworden sein. Shaftesbury bemerkt, daß die Juden von Natur verschlossen und melancholisch sind. Bei Leuten welche stets mit Schrecken umgeben sind, ist dies auch sehr natürlich; daher rührt jener falsche Blick, jenes gezwungene, furchtsame Wesen, was sich auf ihrem Gesichte und in allen ihren Gebehrden ausdrückt. Ihre Furcht ist eine Frucht der Sklaverei, das Elend hat ihr Herz entartet, die Verzweiflung hat bei ihnen Widerwillen gegen uns erregt, und sie zur Rache verleitet. Dies ist die natürliche Abkunft mancher Laster, und der fast unfehlbare Gang der Natur in ähnlichem Falle."

Mit folgenden Worten beschließt Gregoire seine Schrift: „Ihr, die ihr allen Neuerungen feind seid, läugnet den Erfolg nicht ab, ehe ihr den Versuch gemacht habt. Eine mürrische Stimmung kann doch unmöglich verlangen, daß schon gleich anfangs die Umwälzung als ganz vollendet erscheine, und daß der erste Schritt zum Ziele bringt. Haltet euch nicht bei kleinen Unbequemlichkeiten auf; sollten die Menschen nie solche Plane annehmen, die gar keine Unbequemlichkeit mit sich führen, so würden sie sich nie zu etwas entschließen. Wünschen wir uns Glück, daß wir einige Fürsten zu Zeitgenossen haben, die man loben kann, ohne ihnen zu schmeicheln, das heißt, ohne sich selbst zu erniedrigen; (unter diesen führt er auch Ludwig XVI. an) laßt uns hoffen, daß die von der Humanität

Doch hatte er, selbst in seiner Dorfpfarre, die Lothringer von seinen ungemeinen Anlagen zu überzeugen gewußt, und wurde daher bei Zusammenberufung der Generalstaaten im J. 1789 zum Abgeordneten der Geistlichkeit des Bailliage Nancy erwählt. Kaum hatte er in dieser Versammlung Platz genommen, als sich auch schon seine energische Lebhaftigkeit mit einer Schnelle entwickelte, die wahrscheinlich zu dem Stoße beigetragen hat, den das Staatsschiff bekam, und welcher das Scheitern desselben bewirkte. Wie wäre es möglich gewesen, bei so ungestümen Segeln die rechte Bahn zu halten und die Klippen zu vermeiden? Wer die außerordentliche Thätigkeit Gregoire's in jenen Tagen beobachtete, hätte glauben sollen, er sei, belastet mit allen in der Welt gemachten Entwür-

---

eingeflößten, von der Nothwendigkeit gerathenen, und von der Religion unterstützten Vorschläge auch bald auf die Unterstützung der Obrigkeiten rechnen können. O Nationen, seit 18 Jahrhunderten tretet ihr die Trümmer Israels mit Füßen! Die göttliche Rache verhängt ihre Strafe über sie; aber ist euch das Strafamt übergeben worden? Die Wuth eurer Väter hat in dieser verlaßenen Heerde ihre Schlachtopfer ausgesucht; was für eine Behandlung behaltet ihr den Lämmern vor, die der Schlachtbank entflohen sind, und sich in eure Arme werfen? Ist es genug ihnen das Leben zu lassen, und sie alles desjenigen zu berauben, was es erträglich machen kann? Wird euer Haß das Erbtheil eurer Kinder ausmachen? Beurtheilt jenes Volk nur nach dem, was es in der Folge sein wird, und wollt ihr von neuem die begangenen Verbrechen der Juden und ihr jetziges Verderbniß betrachten, so sei es mir, um euer Werk zu beweinen. Ihr seid die Urheber ihrer Laster; so werdet dann auch die Urheber ihrer Tugenden; traget eure Schuld, und die Schuld eurer Voreltern ab. Ein neues Jahrhundert wird beginnen; mögen die Palmen der Humanität den Eingang desselben schmücken, und möge die Nachwelt sich über die Vereinigung eurer Herzen zu erfreuen haben. Die Juden sind Mitglieder jener allgemeinen Familie, welche zwischen allen Völkern Brüderschaft halten soll; über Euch wie über sie, wirft die Offenbarung ihren majestätischen Schleier. Kinder eines und desselben Vaters, entfernt allen Vorwand der Abneigung eurer Brüder, die einst mit euch nur eine Vereinigung ausmachen werden; öffnet ihnen einen Zufluchtsort wo sie ruhig ihr Haupt niederlegen, und ihre Thränen trocknen können; und möge endlich der Jude in dem Christen einen zärtlichen Mitbürger und einen Freund umarmen!"

fen zum Guten, in den Generalstaaten angekommen, und er schütte alles zusammen aus seinem Schooße aus, in der Furcht, es möchte etwas davon verloren gehen. Seine Wirksamkeit in jenen Staaten war so groß, daß die Biographie Mühe hat, ihm zu folgen und alles aufzuzeichnen, was Gregoire's brennender Geist vorgebracht hat.

Sein Scharfblick ließ ihn gleich bei den ersten Sitzungen vorhersehen, daß es sich hier um eine gänzliche Staatsverbesserung handele; deshalb drang er heftig darauf, die Geistlichkeit, wozu er gehörte, sollte nicht abgesondert berathschlagen, sondern sich mit dem Mittelstande, das heißt mit der Bürgerschaft, dem wahren Kerne des Staates, vereinigen. Die eingeschränkte Denkungsart der hohen Geistlichkeit weigerte sich zu dieser Herablassung. Nun drang Gregoire in die untere Geistlichkeit, sich von der höheren zu trennen und mit dem Volke gemeinschaftlich zu handeln; und da nur wenige sich zu ihm gesellten, so ging er mit diesen Wenigen zum Mittelstande über, unterzeichnete den bekannten „patriotischen Eidschwur" im Saale des Ballspiels zu Versailles, und gewann in Zeit von einigen Tagen eine Popularität, welcher sich die Mehrzahl der Geistlichkeit keineswegs zu erfreuen hatte. Als der Hof vergeblich Truppen in Bewegung setzte, um der Nationalversammlung Furcht einzujagen, rief er energisch aus: „Willigten die Franzosen jetzt dazu ein, sich in Ketten schmieden zu lassen, so würden sie ein Schandfleck des menschlichen Geschlechts und die Hefe der Völker werden." Auch war Gregoire einer derjenigen gewesen, die nach der königl. Sitzung am 23. Juni unbeweglich sitzen geblieben waren, anstatt sich ständeweise zu versammeln, wie man es ihnen hatte befehlen wollen. Eben so unerschrockenen Muthes war er im Juli, als man den Mitgliedern der liberalen Partei in der Nationalversammlung sogar mit Ermordung drohte, und manche nicht mehr zu erscheinen wagten. „Laßt uns," rief er aus, „dem uns umgebenden Volke zeigen, daß wir keinen Schrecken kennen. Man will die Freiheit im Aufkeimen ersticken; aber wir werden sie retten, sollten wir uns auch unter den Trümmern dieses Saals müssen begraben lassen."

Am Tage der Einnahme der Bastille drang er auf Ernennung einer Commission, welche die Vergehen

der Minister untersuchen und aufdecken sollte; denn schon beschuldigten sich der Hof und das Volk wechselseitiger Vergehen, und verdienten auch beide diesen Vorwurf; ersterer vorzüglich, weil er niedrige Absichten durch Feigheit ins Werk zu setzen suchte.

Unter den vielen Vorschlägen, die Gregoire in den folgenden Tagen that, waren einige heilsam und freisinnig, andere unbedachtsam und sogar ungerecht. Er forderte die Versammlung auf, die Lage der Juden zu bessern; verlangte, daß nebst den Rechten der Menschen auch ihre Pflichten gelehrt werden sollten, that auf die Vorrechte der Geistlichkeit Verzicht, läugnete dem Könige das Recht ab, Theil an der Gesetzgebung zu nehmen, wofern es ihm die Nation nicht ausdrücklich einräume, wies ihm eine blos ausübende Gewalt an, wie einem Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten, widersetzte sich dem absoluten Veto, wodurch zu jener Zeit allerdings jedweder Vorschlag zur Verbesserung hätte vernichtet werden können, und wollte nicht einmal zugeben, daß die Minister eine Rechtfertigung des Veto vorläsen, unter dem sonderbaren Vorwande, daß, wenn dieses Vorlesen auf die Versammlung einwirken sollte, es gefährlich, und im entgegengesetzten Falle unnütz sein würde; ein sophistischer Grund, womit man stets einen Gegner verhindern kann, seine Meinung zu erklären.

Bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe von Voltaire's Werken, welche der Nationalversammlung sollte gewdmet werden, verlangte er, man sollte zuerst untersuchen, ob diese Ausgabe auch von allen das Herz verderbenden Stellen gereinigt worden sei. Gegen Voltaire äußerte er sich überhaupt bei mehreren Gelegenheiten feindselig. So warf er ihm unter andern vor, er habe seine Schriften durch niedrige Schmeicheleien gegen Fürsten und Höflinge besudelt.

Vielleicht vermuthete Mancher, welcher Gregoire mit solcher Heftigkeit den Thron angreifen sah, er werde auch den Altar untergraben und stürzen; allein hierin fand man sich getäuscht. Gregoire blieb beständig ein Vertheidiger des geistlichen Standes, und griff nur die Mißbräuche der priesterlichen Macht an. Mit vieler

Wärme bestand er auf die Verbesserung des Zustandes der untern Klerisei, nämlich der Stadt- und Landpfarrer, die auch stets in Frankreich der achtungswertheste Theil dieses Standes gewesen sind. Er widersetzte sich keineswegs dem Einziehen der geistlichen Güter, und gab zu, daß der Klerus nicht Eigenthümer, sondern bloß Verwalter derselben sei; daß aber die Nation das Recht habe, nach Eigendünken darüber zu verfügen, dieß bestritt er mit triftigen Gründen. Sollten einmal die Güter eingezogen werden, so wäre es, meinte er, der Billigkeit gemäß, sie den Familien zurückzugeben, welche die Geistlichkeit damit beschenkt hätten, besonders denjenigen, welche jetzt in Dürftigkeit lebten, und, wo dieses nicht wohl thunlich wäre, die Einkünfte der Güter zum Unterhalte der Geistlichkeit zu verwenden. Auch bestritt er bei Erörterung des Vorschlages zu einem Wahlgesetze, eine Bedingung der Wahlfähigkeit, welche den Besitz irgend eines Gutes erforderte; er fürchtete, durch eine solche Bedingung möchte die Geistlichkeit gänzlich von der Nationalrepräsentation ausgeschlossen werden; für die Landpfarrer verlangte er nicht bloß ein Jahrgehalt, sondern auch liegende Gründe, und schrieb eine eigene Abhandlung darüber, die er der Ackerbaugesellschaft übergab, da er diesen Gegenstand besonders in Hinsicht der Verbesserung des Ackerbaues berücksichtigt hatte. Sogar auch die Klöster und andere geistliche Anstalten wollte er nicht ganz aufgehoben wissen; diejenigen, welche der Gelehrsamkeit oder dem Ackerbau nützlich wären, sollte man beibehalten, und die Klostergeistlichen bloß dazu anhalten, die Jugend nach constitutionellen Grundsätzen zu unterrichten.

Eben so wenig stimmte er unbeschränkt der Erklärung der Versammlung bei, daß die Franzosen keine Obermacht irgend eines fremden Bischofs oder Erzbischofs mehr anerkennen würden. Diese wichtige Erklärung machte mit einem Male der päpstlichen Gewalt in Frankreich ein Ende. Gregoire äußerte seine Furcht, ein so bestimmter Entschluß möchte zu einem Kirchen-Schismus Anlaß geben, und schlug den Beisatz vor: ohne dadurch die päpstliche Gewalt zu bevortheilen, wodurch der Satz seinen Sinn verloren haben würde. Die Wiedereinsetzung der Gemeinden in

ihr altes Recht, ihre Bischöfe zu wählen, genehmigte er, wie auch die freie Ernennung eines Archidiaconus für jedweden Distrikt. Somit übten die Gemeinden Frankreichs nun wieder ein Recht aus, welches in den ersten christlichen Jahrhunderten alle Gemeinden des Christenthums ausgeübt hatten; dasjenige nämlich, ihre geistlichen Vorsteher zu ernennen, welches ihnen späterhin, wie so manche andere Rechte, von den Fürsten entrissen worden ist.

Auf Gregoire warfen mehrere Gemeinden zu gleicher Zeit ihr Augenmerk; zu Blois und zu le Mans wurde er an einem und demselben Tage zum Bischofe ernannt; er zog den ersten dieser Sprengel vor, und hat immer den Titel: Bischof zu Blois, beibehalten. Mit Recht konnte er auf eine Auszeichnung stolz sein, die er keiner Fürstengunst, keiner Hof-Intrigue, sondern seinem persönlichen Ansehen verdankte.

Daß er der erste neue Bischof war, welcher den Bürgereid leistete, ist allgemein bekannt; doch begnügte er sich nicht damit, der Geistlichkeit mit seinem Beispiele vorzugehen; er suchte sie auch durch Vernunftgründe zur Nachahmung zu bewegen, und schrieb deshalb seine merkwürdige Abhandlung über die Pflicht der Geistlichkeit, sich durch den von der Regierung geforderten Eid zur Beobachtung der neuen Staatsgesetze verbindlich zu machen. Leider fanden diese Gründe wenig Eingang bei einer Klasse, welche sich durch die neue Ordnung der Dinge ihres vorigen Reichthums und Einflusses beraubt sah, und dieselbe daher bitter haßte. Es wurde zur Gewissenssache, keinen Eid zu leisten, und vorgebliche Religionspflicht, selbst mit Aufopferung alles leiblichen Wohles, den weltlichen Gesetzen vorzuziehen. Der fanatische Widerstand der Geistlichkeit und das unkluge päpstliche Breve wider die constitutionellen Priester entrüstete Regierung und Volk, und zog eine heftige Verfolgung nach sich, die für das Wohl des Vaterlandes die unseligsten Folgen hatte. Vielleicht würde die Geistlichkeit den Umsturz des Staatsgebäudes verhindert haben, wenn sie Einsicht und Klugheit genug besessen hätte, um sich zur Seite der Constitutionellen zu schlagen und sich, Gregoire's Beispiel zufolge, nach einer neuen Ord-

nung der Dinge zu bequemen, die sie nicht im Stande war zu zernichten, und welche ihr ein neues Ansehen hätte verschaffen können.

Gregoire that alles, was er vermochte, um das Gewissen der Geistlichen aufzuklären und zu beruhigen. In der merkwürdigen Sitzung am 26. December, als er an der Spitze der constitutionellen Geistlichen den Bürgereid leistete, sagte er unter anderm: „Man kann es nicht läugnen, daß viele ehrwürdige Geistliche, deren Vaterlandsliebe nicht zweifelhaft ist, große Angst empfinden, weil sie fürchten, die französische Constitution möge mit den Grundsätzen des Katholicismus unverträglich sein. Wir sind eben so unverbrüchlich den Religions- als den Staatsgesetzen zugethan. Mit dem Priesterthum bekleidet, werden wir fortfahren, dasselbe durch unsern Wandel zu ehren; der göttlichen Religion unterworfen, werden wir beständig ihre Verkünder sein; sogar Märtyrer derselben würden wir werden, wenn es erforderlich wäre. Aber nach der reiflichsten und ernstlichsten Erforschung erklären wir, daß wir nichts bemerken, was die heilige Wahrheit, die wir glauben und lehren sollen, verletzen könne, und daß nichts unsre Eidesleistung aufhalten darf." Lauter Beifall erscholl, als er zuerst den Schwur that, den bürgerlichen Gesetzen gemäß zu handeln. Seine Schrift über die Pflicht der Eidesleistung fand Widerspruch; dieß veranlaßte ihn, bald darauf eine Vertheidigung derselben herauszugeben, die freilich nur bei denjenigen Beifall und Eingang fand, welche im Voraus von der Nothwendigkeit des Bürgereides überzeugt gewesen waren, indeß sie Gregoire's Gegner im geistlichen Stande mehr aufbrachte als überzeugte.

Kurz nach dieser feierlichen Eidesleistung, welche in den damaligen Umständen ein so wichtiger Schritt war, daß sie Gregoire und die übrigen constitutionellen Priester auf immer von der nicht schwörenden Geistlichkeit trennte, ernannte ihn die Nationalversammlung zum Präsidenten (18. Jan. 1791). In vielfacher Hinsicht hatte er schon damals das allgemeine Wohl zu befördern gesucht. Mit ächtem Bürgersinn hatte er verlangt, der Reiche wie der Arme sollte das Wahlrecht bekommen,

ohne Rücksicht auf Vermögen; für die portugiesischen, spanischen und deutschen Juden in Frankreich forderte und erhielt er das Bürgerrecht; und mit Wärme schilderte er die Lage der Neger in den französischen Kolonien, und drang darauf, daß die politische Scheidewand, welche sie von den Weißen trennte, allmählig aufgehoben werden sollte. Hiezu hatte er im J. 1790 die Gemüther durch sein Sendschreiben an die Philanthropen vorzubereiten gesucht. Schon in diesem Schreiben klagt er über die Schmähschriften, die gegen ihn in Frankreich, zu Frankfurt und zu St. Domingo erschienen, erklärt aber, daß er die Sache der Bedrängten nimmer verlassen werde. Die portugiesischen Juden erließen ein öffentliches Dankschreiben an ihn wegen seiner edelmüthigen Vertheidigung ihrer Rechte.

Als in einigen Provinzen die Bauern angefangen hatten, die Landgüter zu plündern und zu zerstören, verlangte er mit Recht, man sollte an alle Obrigkeiten schreiben, um ihnen das Mißvergnügen der Nationalversammlung auszudrücken, und sie zu verpflichten, den Landleuten den wahren Sinn ihrer Decrete zu erklären; und als ein demagogischer Redner, Foucaut, behauptete, es sei nützlich, das Volk in seiner Rohheit zu lassen, zeigte Gregoire im Gegentheile, wie nöthig es sei, dasselbe zu unterweisen, und wie Freiheit und Aufklärung Hand in Hand gehen müßten.

Ein andermal drang er auf die Austrocknung der Sümpfe in Frankreich, damit nach so ungeheuren Verschwendungen die Staatsgelder doch auch einmal zu etwas Nützlichem verwendet würden. Mit Nachdruck erhob er sich wider eine Schenkung von 800,000 Franken, welche die Polignacsche Familie sich von Ludwig XVI. hatte ausfertigen lassen, unter dem Scheine einer Entschädigung für verlorne Feudalrechte, und bestand auf die Zurückerstattung dieser Summe; ein Vorschlag, der als Zusatz dem Decrete über die Zurückgabe der Baronie Fenestranges beigefügt wurde. Als die aristokratische Regierung des Freburger Cantons zwei Anführer eines Volksaufstandes, welcher die ihm geraubte Freiheit wieder forderte, verrätherisch ergriffen und auf die Galeeren nach Frankreich geschickt hatte, legte Gregoire das

gehässige Betragen jener republikanischen Despoten dar, verlangte die Freilassung der beiden Gefangenen und die Abschaffung des Gebrauches, von fremden kleinen Regierungen zugeschickte, wahre oder vorgebliche Verbrecher auf französischen Galeeren anzunehmen, welches ebenfalls von der Versammlung beschlossen wurde. In einer andern Sitzung klagte er über das willkührliche Betragen fremder Regierungen, welche französische Bürger in Festungen einsperrten, ohne sie richten zu lassen. Das in einem constitutionellen Staate so wichtige Petitionsrecht fand auch an Gregoire einen eifrigen Vertheidiger: dieses Recht stünde, so bewies er, allen Bürgern zu; den bedrängten, damit sie den Schutz der öffentlichen Macht anflehen, und den andern, damit sie ihr Rath geben könnten.

Die Rechte der Schwarzen und Mulatten vertheidigte er im Jahr 1791 mit unablässigem Eifer. Er war die Seele der Gesellschaft der Negerfreunde, zu welchen auch la Rochefoucault und Lafayette gehörten, und arbeitete unaufhörlich derjenigen Partei entgegen, welche geneigt war, die auf den Pflanzungen Gebornen in einer Art von Vormundschaft zu halten. Nach heftigen und langen Debatten, worin er alle Einwürfe und unzureichenden Vorschläge beseitigt hatte, drang am 15. Mai der Gesetzesvorschlag durch, welcher den von freien Vätern und Müttern erzeugten Mulatten und Negern in den Kolonieen alle Rechte wirklicher Bürger gab. Er erließ im folgenden Monat ein Sendschreiben an sie, worin er zu ihnen sagte: „Freunde! Ihr waret Menschen, jetzt seid Ihr Bürger, und in eure vollen Rechte wieder eingesetzt. Von nun an werdet Ihr an der Volks-Souveränetät Theil nehmen. Das Decret vom 15. Mai ist keine Gnade; denn Gnade ist Vorrecht, und Vorrecht Ungerechtigkeit. Was die Versammlung für Euch gethan hat, wird das Band, das Euch mit dem Mutterlande verbindet, fester knüpfen. — Würdet Ihr von Frankreich abtrünnig, so würdet Ihr die schlechtesten und gehässigsten Menschen sein. Eines Tages werden die schwarzen Abgeordneten über den Ocean herüber kommen und in der Nationalversammlung ihren Platz einnehmen, und mit uns schwören, unter unsern Gesetzen zu leben und zu sterben. Eines Tages wird

die Sonne bei uns keine andere Menschen als freie erleuchten, und die Strahlen des lichtverbreitenden Gestirns werden nicht mehr auf Ketten und Sklaven fallen. Zwar hat die National-Versammlung letztere noch nicht Eures Schicksales theilhaftig gemacht, weil Bürger-Rechte, wenn man sie allzu unvermuthet denjenigen ertheilte, die noch nicht die Bürger-Pflichten kennen, vielleicht für sie ein gefährliches Geschenk sein würden. Allein vergesset nicht, daß sie, wie Ihr frei und gleich geboren worden, und frei und gleich bleiben. Wir haben Eure Drangsale gelindert. So lindert dann auch diejenigen der unglücklichen Schlachtopfer des Geizes, welche Eure Felder mit ihrem Schweiße, und oft mit ihren Thränen benetzen. Möge das Leben für die Sklaven keine Qual mehr sein; sühnet durch Eure Wohlthaten an sie die Verbrechen Europa's aus u. s. w."

So menschenfreundlich schrieb Gregoire im Juni 1791. Am Ende dieses Monats erfolgte die Flucht der königl. Familie, ihre Festhaltung, und ihre gezwungene Rückkehr nach Paris. Die Nationalversammlung konnte bei einer so wichtigen Begebenheit nicht gleichgültig bleiben. Sie hätte bedenken sollen, daß eben jene Flucht, welche freilich, wenn sie gelungen wäre, das Reich in den Abgrund der Anarchie gestürzt haben würde, ein augenscheinlicher Beweis der beklagenswerthen Lage der königl. Familie war, und daß die Nothwendigkeit es erheischte, den Thron wenigstens sicher zu stellen. Allein die Demagogie hatte schon Mittel ersonnen, den unbedachtsamen Schritt des Königs zu seinem Verderben zu wenden. Während über einen so ernsthaften Gegenstand debattirt wurde, bestieg Gregoire die Rednerbühne, und sagte mit lebhaftem Tone: „Ich höre um mich her sagen, es stehe einem Priester nicht an, eine solche Frage abzuhandeln; dieß soll mich nicht abhalten. Man hat gesagt, der König könnte nicht vor Gericht geführt werden, und wenn es auch thunlich wäre, so hätte, um ihn zu richten, ein Gesetz vor der Begehung seines Verbrechens vorhanden sein müssen. Haben Sie denn vergessen, daß das gemeine Wohl das oberste Gesetz ist? Nun verlangt aber das gemeine Wohl, daß die Verbrechen wider die öffentliche Freiheit gerügt werden. Man wiederholt unauf-

hörlich, der Thron werde herabgewürdigt, wenn der König nicht unverletzlich sei; es ist, als wenn man sagte, daß ein Mensch herabgewürdigt wird, weil das Gesetz ihn bestraft, wenn er schuldig ist. Kann der König die Wohlthat eines Gesetzes, das er hat vernichten wollen, einer Constitution, zu deren Feind er sich aufgeworfen hat, anrufen? Ich schließe mit dem Vorschlage, daß die Wohlcorporationen wieder in Thätigkeit gesetzt werden, um Deputirte zu wählen, und daß ein Nationalconvent ernannt werde, um Ludwig XVI. zu richten."

Wie leicht wäre es gewesen, das unmoralische, das ungerechte, ja das unpolitische eines solchen Vorschlages zu zeigen, wenn nicht die Leidenschaft sich der Gemüther schon bemächtiget hätte! Einige Tage zuvor hatte Gregoire an die Bewohner seines Sprengels ein Sendschreiben gerichtet, worin er sie zwar zur Ruhe und zum Gehorsam gegen die Gesetze ermahnt, aber zu gleicher Zeit heftig gegen Ludwig's XVI. Betragen eifert, und von den Plänen der Aristokraten schreibt, die in ihre alten Rechte, welche die Vernunft Usurpationen nenne, bald wieder einzutreten hoffen.

Gregoire war also einer der ersten, welche es wagten, sich an die Person des Königs zu vergreifen, und zu einer verabscheuungswürdigen Maaßregel Anlaß gaben, welche die schrecklichsten Auftritte der neuen Geschichte nach sich gezogen hat. Und dieß geschah zu derselben Zeit, als die National-Versammlung die Constitution beendigte, worin des Königs Person als heilig und unverletzlich erklärt wurde! Am 3. September ward diese Constitution vollendet, und am 14. vom Könige im Schooße der Versammlung feierlich angenommen, wodurch sie also für Regent und Unterthan ein heiliges Gesetz wurde.

Gregoire erließ ein neues Sendschreiben; es war an die künftigen Deputirten gerichtet, und hatte den Zweck ihnen das Gute und das Mangelhafte was in der constituirenden Versammlung beschlossen worden war, vor Augen zu stellen, und ihre Aufmerksamkeit auf den Weg zu richten, den die künftige Versammlung einzuschlagen

habe. In der Gesellschaft der Constitutionsfreunde, worin er den Vorsitz führte, hielt er zu der Zeit bei Gelegenheit der Glückwünsche, welche die constitutionellen Privatgesellschaften den ausgezeichnetesten Mitgliedern der Nationalversammlung wegen ihres festen patriotischen Betragens darbrachten, eine Dankrede, worin er unter andern sagte: „Diejenigen Deputirten, welche die Nation für seine Vertheidiger anerkannt, haben unaufhörlich gegen die heftigen Angriffe auf die Constitution gekämpft, und hat ihr Bestreben auch nicht immer glücklichen Erfolg gehabt, so sind sie doch ohne Gewissensvorwürfe vom Kampfplatze abgetreten. Sanft würde es für sie gewesen sein, ihr Leben für das Wohl ihres Vaterlandes aufzuopfern; ein Opfer, das ihnen nicht das mindeste gekostet haben würde. Wird Frankreich nur frei, so hegen sie keinen andern Wunsch für ihr Vaterland mehr; denn Glück und Tugend keimen stets unter den Fußtapfen der Freiheit auf."

Einige Tage darauf war er in seinem Sprengel. Hier schaltete er in einer Predigt beim Todtenamte des Maire von Etampes eine wüthende Diatribe ein. „Ehemals," so sprach er als Bischof auf der Kanzel, „erschollen unsre Tempel von Gesängen, wenn in einem Kriege, den man unternommen hatte, um die Schwelgerei oder den Ehrgeiz eines Königs zu sättigen, einige tausend Menschen erschlagen worden waren; ehemals verordnet man öffentliche Gebete, wenn die Fruchtbarkeit einer Königin dem Staate ein neues Wesen versprach, um ihn zu verschlingen, oder wenn ein Henker des Volkes am Ende seiner Laufbahn fürchtete, dem Vater des menschlichen Geschlechtes von seinen Verbrechen wider die Menschheit Rechenschaft ablegen zu müssen... Die Franzosen haben nur einen Herrn mehr, nämlich Gott; wehe demjenigen, welcher einen andern anerkennen wollte! Sogar der König, als erster Abgeordneter der Nation, ist dem Gesetze des Souveräns unterworfen. Denn der König gehört dem Volke an; das Volk gehört nur sich selbst an... In jedem Jahrhundert wechseln sich ein hundert Räuber einander ab, um die Menschheit zu quälen; sie wälzen sich einer nach dem andern im Kothe der Schwelgerei, oder baden sich im Blute der Nation." — Er soll in eben dieser Predigt ausgerufen haben: „O

wie gern wollte ich mein Haupt dem Henkerbeile hingeben, wenn das Haupt des letzten Tyrannen neben dem meinigen hinfallen könnte." Mit eben der Ausgelassenheit eines fanatischen Königsverfolgers, hatte er in Paris bei Gelegenheit einer Fahnenweihe an die Nationalgarde eine Predigt gerichtet, welche den lebhaftesten Eindruck gemacht hatte, und die er auf allgemeines Verlangen zum zweiten male hatte halten müssen.

Nach dem grausamen Gemetzel im Tuilerienschlosse am 10. August hielt er nochmals eine heftige Predigt wider alle Könige der Erde, über den Text: nolite confidere in principibus, und beweinte das Schicksal der Völker, welche seit 15 Jahrhunderten eine Beute von 10 Familien wären, die sich über das Elend der Menschen ergötzten, und sich mit ihren Thränen tränkten.

Alle Departements schritten nun zu den Deputirtenwahlen; Gregoire wurde in seinem Bisthume zum Repräsentanten des Loire- und Char-Departements ernannt, und begab sich zu dem furchtbaren Nationalconvente, welches auf seinen Vorschlag den König Frankreichs richten sollte. Schon in der ersten Sitzung, am 20. Sept. stimmte er den wüthendsten Jacobinern bei. Nachdem die Volks-Souveränetät als Grundsatz anerkannt worden war, schlugen Couthon, Collot d'Herbois u. a. die Abschaffung der Königswürde vor. Eine so gewaltsame Maaßregel schien manchen zu bedenklich, und es wurde gerathen, die Entscheidung zu vertagen. Aber Gregoire rief mit wilder Stimme aus: „Nein, niemand unter uns wird je vorschlagen, in Frankreich die verderbliche Race der Könige beizubehalten. Es ist Zeit, die Freunde der Freiheit zu beruhigen, und den Talisman zu zerstören dessen magische Kraft noch viele Menschen bezaubern könnte. Ich verlange also, daß Ihr durch ein feierliches Gesetz die Abschaffung der Königswürde bestätiget!" — Obschon diese kühne Rede den Enthusiasmus der Mehrheit erregte, so meinten doch noch einige, man sollte nicht so rasch verfahren. Aber Gregoire rief eben so fanatisch als zuvor: „Wozu bedarf es einer Ueberlegung, wenn alle in ihren Gedanken übereinstimmen? Könige sind in der moralischen Ordnung, was Ungeheuer in der physischen sind. Die Höfe sind Werkstätten der Verbrechen,

und Schlupfwinkel der Tyrannen. Die Geschichte der Könige ist der Martyrolog der Völker. Sobald wir alle von dieser Wahrheit überzeugt sind, was brauchen wir denn noch zu überlegen? Ich verlange daß über meinen Vorschlag abgestimmt werde! Gregoire's Fanatismus zog die noch schwankende Versammlung mit sich hin, und auf der Stelle wurde unter dem Geschreie: Es lebe die Republik! die Königswürde abgeschafft."

Mit diesem Beschluße wuchs die Gefahr des bedauernswerthen Königs augenscheinlich, und es war nicht zu bezweifeln, daß diejenigen, welche mit solchem Ungestüme die Königswürde zernichtet hatten, auch des Königs Person nicht länger schonen würden. Die verhängnißvolle Frage, was mit dem letzten Beherrscher Frankreichs anzufangen sei, konnte also nicht lange unerörtert bleiben. Am 15. November wurde über die Unverletzlichkeit des Königs berathschlagt. Auch hier brach Gregoire mit seinem Hasse gegen den König los. „Die Nachwelt," rief er aus, „wird sich vielleicht darüber wundern, daß man eine Frage daraus habe machen können, ob eine Nation ihren ersten Diener richten kann; allein schon vor 16 Monaten habe ich auf dieser Rednerbühne bewiesen, daß Ludwig XVI. gerichtet werden könne; ich hatte die Ehre zu der geringen Classe der Patrioten zu gehören, welche ohne Erfolg gegen die Masse der Räuber in der constituirenden Versammlung kämpfte; Spottgeschrei war die Belohnung meines Muthes. Bürger! ich vertheidige heute dieselbe Sache; vergebens spricht man Ihnen von der Unverletzlichkeit des Königs. Es muß doch überall, wo es ein Vergehen gibt, auch eine Strafe geben. Nachdem ich die Grundsätze erläutert habe, gehe ich zur Anwendung über. Von jeher war das Königthum für mich ein Gegenstand des Abscheues. Aber Ludwig XVI. ist nicht mehr damit bekleidet. Ich entferne alle Feindseligkeit gegen ihn, um ihn unparteiisch zu richten. Zudem hat er so sehr verdient, verachtet zu werden, daß für den Haß kein Platz mehr übrig ist. Wer hat sich mit mehr Keckheit über Eidschwüre hinausgesetzt? Im diesem Saale, ja hier sagte ich zu den Gesetzgebern: er wird alles beschwören, und nichts halten. Welche Vorhersagung ist je besser in Erfüllung gegangen? Dieser würdige Abkömmling Ludwig's XI.

kam ohne dazu einzuladen zu sein, und sagte zur Versammlung, die gefährlichsten Feinde des Staates wären diejenigen, welche Zweifel über seine Redlichkeit verbreiteten; und darauf kehrte er in seinen monarchischen Schlupfwinkel, in jenes Schloß, den Sammelplatz aller Verbrecher zurück, ging mit Jezabel und seinem Hofe zu Rathe, und brütete alle Art von Treulosigkeit aus... Und dieser Mann sollte nicht richtbar sein! Die Geschichte wird ihn mit einem Zuge abbilden können: Tausende von Menschen wurden in den Tuilerien erwürgt, der Kanonendonner verkündigte ein schreckliches Gemetzel, und hier in diesem Saale aß er! Ich schließe mit dem Antrage, daß Ludwig XVI. gerichtet werde!" — Jedoch sagte er in eben dieser Sitzung. „Auch ich mißbillige die Todesstrafe, und hoffe daß dieses Ueberbleibsel von Barbarei aus unsern Gesetzen verschwinden wird. Es genügt der Gesellschaft, daß der Verbrecher nicht mehr schaden kann... Ludwig Capet wird der Wohlthat des Gesetzes theilhaftig werden, wenn Sie die Todesstrafe abschaffen. Sie werden ihn dann zur Existenz verdammen."

Er wollte, wie es scheint, in seinem fürchterlichen Hasse noch eine Art von Mäßigung beibehalten, und den König nicht zum Tode, sondern zu einer eben so empörenden Strafe, den Galeeren verdammen. Diese anscheinliche Milderung, die noch verächtlicher war, als die Todesstrafe selbst, fand bei den Jacobinern keinen Beifall; aber die Einleitung des königl. Criminalprocesses wurde kurz darauf beschlossen und zur Ausführung gebracht.

Gregoire wohnte demselben nicht bei. Nachdem ihn der National-Convent am 16. October zum Präsidenten ernannt hatte, in welcher Eigenschaft er zwei Deputationen, eine Savoyische oder wie sie pomphaft genannt wurde, Allobrogische, und eine der englischen Demagogen, öffentlich zu empfangen hatte, wurde ihm die Abstattung des Berichts über die vorgeschlagene Vereinigung Savoyens mit Frankreich aufgetragen. Er fand diese Vereinigung für beide Länder sehr zuträglich, und auf seinen Bericht wurde sie gesetzmäßig beschlossen. Diese erste Erweiterung des französischen Gebietes gab in der Folge Lust zu beträchtlichern Erwerbungen; und

es ist zu bewundern, daß Gregoire zwar den einstweiligen Nutzen, nicht aber die weitern Folgen eines solchen Systems vorher sah, besonders in so weit die Unabhängigkeit andrer Völker dadurch gefährdet wurde. Zwei Tage darauf ward er mit drei andern Deputirten nach Savoyen abgesandt, um das neue Montblanc-Departement einzurichten. Während dieser Sendung begann zu Paris Ludwigs XVI. Criminal-Proceß. Sobald als die Nachricht davon nach Savoyen kam, beeilten sich die Commissarien, zu welchen Gregoire gehörte, folgendes Schreiben an den Nationalconvent abzusenden: „Wir vernahmen aus den öffentlichen Blättern, daß der Nationalconvent morgen über Ludwig Capets Schicksal entscheiden wird. Da wir an Euren Berathschlagungen keinen Theil nehmen können, allein uns durch bedachtsames Lesen der gedruckten Stücke und durch die Kenntniß unterrichtet haben, die jeder von uns seit langer Zeit von den ununterbrochenen Verräthereien jenes treulosen Königs erworben hat, so halten wir es für eine Pflicht aller Deputirten, ihre Meinung öffentlich zu verkünden, und für eine Feigheit, wenn wir unsre Entfernung dazu benutzten, uns dieser Obliegenheit zu entziehen. Wir erklären also, daß unsre Wünsche auf Ludwig Capets Verdammung ohne Appellation an das Volk gehen. Diese Wünsche sprechen wir mit innigster Ueberzeugung aus, fern von der Bewegung, hier wo sich die Wahrheit unvermischt zeigt, und in der Nähe des Piemontesischen Tyrannen."

Zwar hat Gregoire in der Folge eingewendet, daß dieses freiwillige Abstimmen nicht die Todesstrafe ausspreche; daß die Worte Verdammung zum Tode zwar in dem Concepte des Briefes gestanden hätten, daß er aber als Geistlicher geglaubt hätte, keine Todesstrafe beschließen zu können, und daher jene Worte habe ausstreichen lassen. Allein wie nichtig erscheint eine solche Entschuldigung, wenn man den Bericht liest, den eben jene Commissarien kurz darauf an den Nationalconvent erließen, und worin folgende abscheuliche Stelle vorkömmt: „Unter die Gründe, welche den Patriotismus in dieser Gegend (Savoyen) erkältet oder lauer gemacht haben, muß man das Betragen des Nationalconvents rechnen. Gesetzgeber! Indem ihr Europa

durch die Länge eurer Debatten in Betreff eines Tyrannen, den man sich hätte beeilen sollen, auf's Schaffot zu senden, gewissermaaßen noch royalisirt habet, habt ihr den Feinden der Republik Muth gegeben, die Vernunft zum Seufzen gebracht, und durch das Aergerniß eurer Berathschlagung Frankreich, und besonders die Armeen unwillig gemacht." Also nicht allein traten diese Commissarien dem Todesurtheile bei, sondern sie rechneten es dem Nationalconvente zum Vorwurfe, und sogar zum Vergehen an, daß er einigen Schein rechtlicher Formen bei diesem Processe beobachtet habe.

Nicht weniger verabscheuungswürdig sind die Aeußerungen Gregoire's in einer demogogischen Schrift über die Freiheitsbäume, die er einige Zeit hernach herausgab. Er wirft darin den Engländern vor, daß sie noch jährlich die Hinrichtung König Karls I. betrauern, „indeß wir," setzt er grausam hinzu, „durch Triumphgesänge die Epoche feiern, da der Tyrann das Schaffot bestiegen hat." Er hofft, daß die Engländer auch endlich mit der Keule der Wahrheit die Räuber des St. James Cabinettes erschlagen, und auf die blutigen Leichname der Tyrannei den Freiheitsbaum aufpflanzen werden, welcher nur dann gedeihen kann, wenn er mit Königsblut begossen wird.

Marat, Robespierre und alle die Ungeheuer, welche die Schreckenszeit hervor gebracht und verschlungen hat, haben nie kannibalischere Gesinnungen und Gefühle geäußert, als diese. Eben so empörend ist der blutdürstige Wunsch, den Gregoire in einem Berichte an den Nationalconvent um dieselbe Zeit aussprach. Indem er Beispiele einer unvernünftigen Zerstörungssucht anführte, klagte er, daß man aus blindem Eifer einen Kupferstich zerrissen hätte, welcher die Hinrichtung des englischen Königs Karl I. vorstellte, und fügte die schauderhaften Worte hinzu: „Wollte Gott, daß die Kupferstecherei uns nach der Wirklichkeit alle Köpfe der Könige so darstellte!"

Hätte Gregoire so gehandelt wie er sprach, und in dem Revolutionssturm sein Leben geendigt, so würde

sein Name mit denjenigen der Bösewichter jener Zeit zur Nachwelt übergegangen sein, und nicht mehr davon getrennt werden. Aber nicht ohne Trost ist es für die Menschheit, daß er in der Zukunft dahin gelangte, durch große, der bürgerlichen Gesellschaft geleistete Dienste, die Schandflecken seines Betragens zwar nicht auszulöschen, doch wenigstens so zu bedecken, daß sie von den meisten schon übersehen wurden, als unerwartete Umstände sie wieder lebhaft zum Vorschein brachten.

In dem Jahre, welches durch die Hinrichtung des königl. Paares so blutig in der Revolutionsgeschichte bezeichnet wurde, bestieg Gregoire häufig die Rednerbühne, und that Vorschläge, stattete Berichte ab, oder antwortete auf Reden, die seinen Meinungen gemäß oder zuwider waren. Am 1. Juni als eine Faction sich durch Machtstreiche dem Nationalconvent furchtbar machte, hatte er den Vorsitz in dieser Versammlung, und hielt eine Rede über die am vorigen Tage begangenen Gewaltthätigkeiten. Späterhin verlangte er die Abschaffung eines Theils der bischöflichen Vicarien, und bewirkte die Aufhebung der Prämien, wodurch man bisher zum Sklavenhandel aufgemuntert hatte. Einige lobende Ausdrücke Barreres über Ludwig XII. wollte er nicht im Protocoll erwähnt haben, weil er leicht beweisen könnte, daß dieser sogenannte Vater des Volkes die Geißel desselben gewesen sei. Bei der Erörterung der Frage über die republicanische Erziehung, stimmte er für den gemeinschaftlichen Unterricht, nur war er nicht der Meinung Robespierres, daß man die Kinder den Eltern entreißen müsse, um sie in Staatsanstalten erziehen zu lassen.

Der Nationalconvent hatte ihn zum Mitgliede der Commission des öffentlichen Unterrichts ernannt; in dieser Eigenschaft stattete er mehrere merkwürdige Berichte ab, wovon sogleich die Rede sein soll.

Zuvor verdient noch die Sitzung des Nationalconvents vom 7. September eine Erwähnung. An diesem Tage erschien Gobel, der constitutionelle Bischof von Paris, und die andern Geistlichen, welche zum Convente

gehörten, in der Versammlung, legten ihre Priesterwürde nieder, und schwuren den Katholicismus als eine Charlatanerie ab, mit den Worten, sie wollten keinen andern Kultus als denjenigen der Freiheit, und keine andre Religion als den Patriotismus mehr haben. Gregoire war von diesem entscheidenden Schritte zuvor nicht benachrichtigt worden, und die Abschwörung war schon geschehen, als er in die Versammlung trat. So bald als er erfahren hatte, was vorgefallen war, bestieg er die Rednerbühne, und sagte: „Ich komme so eben zur Sitzung, und vernehme daß mehrere Bischöfe abgedankt haben. Will man bloß auf den Fanatismus Verzicht leisten, so thut man Recht; auch ich habe ihn sters bekämpft; die Beweise davon stehen in meinen Schriften, welche alle voll von Haß wider Könige und Aberglauben sind. Aber man erkläre nur die Worte Aberglauben und Fanatismus, so wird man sehen, daß sie mit der Religion nichts gemein haben. Man spricht von patriotischen Opfern, die man bringen müsse. Will man die bischöflichen Einkünfte darunter verstehen, so lasse ich sie ohne Bedauern fahren; was aber die Religion betrifft, so gehört dieser Punkt nicht vor euren Gerichtshof, und ihr habt kein Recht sie anzugreifen. Ich bin Katholik aus Ueberzeugung und Gefühl, und Priester aus eignem Antriebe; das Volk hat mich zum Bischofe auserschen; ich habe eingewilliget, die Bürde des Bischofthums zu einer Zeit zu tragen, da sie mit Mühseligkeiten umringt war; man hat mich gequält, um sie auf mich zu nehmen; jetzt quält man mich, um sie wieder abzulegen. Allein diese Abdankung wird man nicht von mir erzwingen. Ich habe mich bestrebt in meinem Sprengel Gutes zu thun, indem ich nach Grundsätzen handelte, die mir heilig sind, und die ihr mir nicht rauben könnt. Ich bleibe Bischof, um auch noch fernerhin Gutes stiften zu können, und berufe mich auf die Freiheit des Gottesdienstes."

Aber der Mann der so eifrig zum Sturze des Königthums beigetragen hatte, mußte nun erfahren, daß dadurch auch die andern ehrwürdigen Einrichtungen ihre Kraft verloren hatten. Der katholische Gottesdienst wurde abgeschafft, und schon am dritten Tage nach jener Sitzung ward in der Kathedralkirche zu Paris das erste Fest der Vernunft gefeiert. Doch soll Gregoire stets

seine geistlichen Kleider getragen haben. Wegen seines Widerstandes in Betreff der Abschaffung des katholischen Kultus wurde er heftig angefeindet. Schon während der Sitzung hatte ein wildes Geschrei seine Rede begleitet; sie wurde in den öffentlichen Blättern, wie Gregoire in einer seiner letzten Flugschriften versichert, mit Fleiß entstellt, Drohungen wurden gegen ihn in den Zeitungen ausgesprochen, und auf den Gassen angeschlagen; ja mehrere Monate lang wollten manche Deputirten nicht mehr neben ihm im Convente sitzen. Ohne das große Ansehen, das er sich bei den damaligen Factionen durch seinen Königshaß erworben hatte, wäre sein Leben um diese Zeit sehr gefährdet worden. Dennoch legte er sich durch seine Anhänglichkeit an den katholischen Gottesdienst, den er stets die Religion nannte, bei keiner Partei Gunst ein. Die nicht constitutionelle Geistlichkeit haßte ihn wegen seines Jacobinismus; die constitutionelle warf ihm eine blinde Vorliebe an veraltete Ceremonie vor; und derjenige Theil der Nation, welcher eine gänzliche Umstaltung der bürgerlichen sowohl als geistlichen Verhältnisse von der Revolution erwartete, fand sich in der Hoffnung betrogen, daß Gregoire die Reformation des Gottesdienstes einleiten würde. Vielleicht hätte eine solche Reformation, zu jener Zeit vorgeschlagen, und etwa im Geiste der Lutherischen angelegt, aber ohne Zwang und ohne Verfolgung, die wahre Religion aufrecht erhalten, und den Grund zu einem neuen religiösen Zustand in Frankreich geworfen, der noch jetzt von manchen Vernünftigen sehnlich verlangt wird. Wie sehr man damals ein solches Bedürfniß fühlte, bewies einige Zeit hernach die schnelle Aufnahme des Theophilanthropismus.

Mannigfaltig und interessant waren die Vorschläge, die Gregoire im Namen der Commission des öffentlichen Unterrichts that, obschon nicht alle leicht auszuführen waren. So schlug er vor, jene Commission sollte beauftragt werden, alle Züge von Tugend und Menschenliebe während der Revolution zu sammeln, wogegen ein Deputirter ausrief, solch' ein Gedanke stände einem Manne, welcher die Revolution habe christianisiren wollen, übel an. Nach Gregoire's Rathe ward eine Anweisung zur Herbstsaat unter das Landvolk vertheilt; auch wollte

er in jedem Departemente eine landwirthschaftliche Anstalt errichtet wissen, worin sich eine Niederlage verbesserten Ackergeräthes, nützlicher Vegetabilien und Thiere, und die besten landwirthschaftlichen Verfahren befinden sollten. Er hielt zugleich darum an, daß die Gebeine des geschätzten Ackerbau-Schriftstellers, Olivier de Serres, sollten im Pantheon beigesetzt werden, da ein solcher Mann diese Ehre mehr verdiente, als der Hofschranze Voltaire. „Mit dem Pfluge," hieß es in seiner Rede, „muß man die Pläne der Verräther des Vaterlandes zernichten. So lange als die Franzosen in der Hervorbringung der Lebensmittel hinter andern Völkern zurück blieben, würden sie nothwendigerweise von ihnen abhangen. Mit einem guten Erziehungs- und Ackerbau-Plane hätte man alles; denn wehe dem Volke, welches seine Macht und sein Glück nicht auf die Bebauung seines Bodens, und auf die Bildung seiner Vernunft gründete!" Nach seinem Rathe wurde eine Summe von 150,000 Fr. zur Unterhaltung der öffentlichen Pflanzengärten bestimmt. Die Aufhebung der Akademien schlug er unter der Bedingung vor, daß sie in andrer Gestalt wieder errichtet würden, und alle Zweige des menschlichen Wissens umfassen sollten; welches auch späterhin durch die Errichtung des National-Instituts geschehen ist. Eben so forderte und erhielt er im Namen der Commission 300,000 Fr. als Aufmunterung, Belohnung und Jahrgehalt für Gelehrte und Künstler; doch sollte man, rieth er, diejenigen von dieser Wohlthat ausschließen, welche sonst in den Vorzimmern der Großen herumschlichen, und jetzt ihren Ehrgeiz unter der republicanischen Maske verbärgen, wie auch diejenigen, die durch ihr Betragen die Majestät der Sitten beleidigten.

In einer andern Sitzung verlangte er, daß es den Gelehrten und Künstlern, welche mancherlei Aemter beim öffentlichen Unterrichte hätten, vergönnt sein sollte, auch mehrere Gehälter zu empfangen. Auf Gregoire's Verlangen wurde das vortreffliche Längen-Büreau (bureau des longitudes) und das Conservatorium der Künste und Handwerke errichtet. Ueber letzteres entwarf er einen weitumfassenden Plan, der aber, wie vorher zu sehen war, nicht ganz zur Ausführung gekommen ist. Jenes Conservatorium sollte nemlich Muster von Werkzeugen

aller mechanischen Künste, Darstellungen aller Fabrikanstalten, Abbildungen aller Maschinen und Werkzeuge des Landbaues, Muster aller Produkte des französischen und des fremden Kunstfleißes, ferner eine Büchersammlung über die mechanischen Verfahrungsarten enthalten. Ein großer Theil dieser vorgeschlagenen Anstalt ist in Paris zu Stande gekommen, aber kein vollständiges Ganze, welches auch sehr schwer zu erreichen sein würde. Solch eine Anstalt, behauptete er, würde nicht allein die Handwerker und Fabrikanten, sondern auch die Künstler und Theoretiker belehren; der Kunstfleiß sei eins der wirksamsten Mittel, um der Sitten-Ausschweifung und allen Lastern, den Kindern der Faulheit vorzubeugen; die Freiheit könne nur zwei Stützpunkte haben, Aufklärung und Tugend; man würde Verräther an dem Heile des Volkes werden, wenn man ihm nicht stets wiederholte, daß Unwissenheit und Immoralität Geschwüre sind, welche die Republik aufzehren; Sitten und National-Wohlstand würden große Fortschritte thun, wenn man die Frauen allmählig an diejenigen Arbeiten gewöhnte, welche sich mit ihrer körperlichen Beschaffenheit vertragen."

Ein sonderbares literarisches Denkmal jener Epoche ist Gregoire's Bericht über die Nothwendigkeit und Mittel, die Provinzial-Sprachen (Patois) zu zernichten, und den Gebrauch der französischen Sprache allgemein zu verbreiten. Mancherlei Neuerungen werden hier mit großer Gelehrsamkeit, und dem eignen Republicaner-Tone jener Zeit vorgeschlagen. Frankreich machte zwar in Hinsicht der Freiheit den Vordertrab der Völker aus; jedoch in Hinsicht der Sprachen sei es noch ein babylonischer Thurm. Eine allgemeine Sprache in Europa einzuführen, sei wohl nicht möglich; dennoch könne man die Sprache eines einzigen Volkes einförmig machen, ein solches Unternehmen sei der französischen Nation würdig, welche alle Zweige der gesellschaftlichen Organisation centralisire. Schon sei die Auferstehung Frankreichs zu Stande gekommen, nur die Rückkehr zur Freiheit habe noch manches Hinderniß zu beseitigen. Alle Mitglieder des Souveräns (unter diesem Namen verstand Gregoire das Volk) seien zur Versorgung aller Aemter berechtigt; deshalb sei es zu wünschen, daß alle sie, einer nach dem andern besorgen, und dann zu ihrer Handarbeit zurückkehren könnten. Wenn nun aber

manche Bürger weder lesen noch schreiben, noch sich französisch ausdrücken könnten, so würden bald die sogenannten Comme il faut-Leute die Oberhand wieder bekommen, und somit würde die Unwissenheit in der Landessprache das gesellschaftliche Glück stören oder die Gleichheit zernichten. Ferner müsse das Volk die Gesetze kennen, um sie bestätigen und beobachten zu können; nie herrsche eine solche Unwissenheit in dieser Hinsicht, daß in einigen Gemeinden das Wort Decret als gleichbedeutend mit Verhaftungsbefehle angesehen worde, und daß sie z. B. den Ausdruck: Decret in Betreff der vormaligen Adelichen, für einen Aufruf gehalten hätten, sie todt zu schlagen. Die Provinzialsprachen pflanzten Irrthümer und Vorurtheile fort, auf den Grenzen geben sie den Feinden nur Mittel an die Hand, mit den Bewohnern in Einverständniß zu treten; nicht weniger seien sie ein Hinderniß bei der Verbesserung des Ackerbaues. Folglich, um die mechanischen Künste revolutioniren zu können, müsse man Einförmigkeit in ihre technische Sprache bringen. Zwar behaupte man, die Kenntniß der französischen Sprache könne zum Sittenverderbniß der Landleute beitragen; dieß sei unter der alten Regierung möglich gewesen, da Adeliche, Priester und üppige Städtebewohner Lakeien und Kammerjungfern vom Lande gezogen, und sie demselben verdorben zurückgegeben hätten; allein die müßigen Casten seien nunmehr alle verschwunden, die Stände seien einander gleich gemacht, und die Glücksumstände einander näher gebracht worden. Frankreich mache nunmehr eine große Familie aus, in welcher es keinen Sammelplatz der Ueppigkeit und Faulheit mehr geben werde. Um nun alle Wahrheiten, Talente und Tugenden entwickeln, alle Vorurtheile vertilgen, alle Bürger mit der National-Masse verschmelzen, den Mechanismus und die Bewegung der Staatsmaschine vereinfachen und erleichtern zu können, müsse eine und dieselbe Sprache überall herrschen. Die Zeit werde die übrigen Verbesserungen in Gebräuchen und Sitten herbeiführen, z. B. im Grüßen durch das lästige Hutabnehmen u. s. w. Man solle kleine patriotische Schriften unter das Volk verbreiten; ihm auf eben diesem Wege die Grundsätze der Witterungskunde und Naturlehre beibringen, wobei man sich am füglichsten der Einkleidung in Gespräche bedienen könne. Gute Zeitungen könnten auch nützlich auf das Volk wirken. Patriotische und geschichtliche Lieder seien nicht zu

4 *

vernachlässigen, damit unter dem Strohdache und auf dem Felde die Stimme der Freude, der Tugend und der Vaterlandsliebe den Landleuten ihre Mühseligkeit versüßen könne. Von der Bühne solle man diejenigen Stücke entfernen, worin die Sprache und die Sitten der Landleute lächerlich gemacht werden; dieß sei eine Beschimpfung für die Landbewohner, und müsse aus einen republicanischen Staate verbannt werden. Man solle auch die Inschriften auf den Schilden und vor den Buden verbessern, damit die Sprach- und Schreibfehler nicht mehr den Fremden zum Spotte dienen könnten. In einigen Schweizercantonen müsse ein junger Mann, wenn er sich verheirathen wolle, beweisen, daß er völlig bewaffnet sei, und bei den Römern habe man, um das Stadtrecht zu erhalten, müssen Lesen und Schreiben können; eben so könne man es ja auch den französischen Bürgern zur Pflicht machen, Lesen, Schreiben und die Nationalsprache zu verstehen." Am Schlusse dieser Rede legt er den Abriß eines großen Plans dar, dessen Ausführung des Nationalconventes würdig sei, desjenigen nämlich, die französische Sprache zu revolutioniren. „Die Unvollkommenheit der Sprache sei ein Quell vieler Irrthümer, und eine Sprache vervollkommnen, heiße, wie Michaelis sage, die Grundlage der Weisheit einer Nation vermehren. Es gehöre nunmehr zur Politik, eine neue Sprachlehre und ein neues Wörterbuch zu verfertigen. Der franzöf. Sprache fehle es an einer bestimmten Syntax und Prosodie, an Beugungssylben u. s. w.; sie habe unter der Regierung verdorbener Hofleute die Furchtsamkeit der Sklaven angenommen. Es sei nöthig diesen Mängeln abzuhelfen, und aus der Sprache ein Ganzes zu bilden, das man nicht wieder umändern könne, ohne die republicanischen Grundsätze anzutasten. Schon hätten mehrere Wörter, z. B. Souverain, durch die Revolution ihre eigenthümliche Bedeutung wieder erhalten; alle andern müßte man einer neuen Durchsicht unterwerfen; synonime Ausdrücke machten den Reichthum einer Sprache nicht aus; gäbe es dergleichen, so müßten es die Wörter, Monarchie und Laster, Republik und Tugend, sein; die häufigen Ausnahmen von den Regeln müßten aus der Sprache verbannt werden; die fehlenden Wörter müsse man aus den fremden Sprachen ergänzen, nach dem Beispiele der Engländer, bei denen kein fremdes Wort leichtern Eingang gefunden habe als perfidiousness." Solche gehässige Aeuße-

rungen gegen die Engländer gehörten damals zum französischen Patriotismus, wie sie auch noch jetzt wohl als Beweise desselben gelten; Gregoire's Berichte sind voll davon. Er schloß mit dem Antrage, der Nationalconvent sollte diejenigen Bürger, welche die Theorie der Sprache studirt hätten, einladen, zur Vervollkommnung der französischen beizutragen, und alle Bürger überhaupt, den Gebrauch derselben allgemein zu machen, oder wie Gregoire sagt, zu universalisiren.

Nach diesem weitläufigen Bericht ließ der Nationalconvent ein Decret ergehen, welches der Commission des öffentlichen Unterrichts auftrug, die besten Mittel zur Abfassung einer neuen Sprachlehre und eines neuen Wörterbuchs anzuzeigen, und welches befahl, Gregoire's Bericht sollte den Obrigkeiten, den Volksversammlungen und allen Gemeinden der Republik zugeschickt werden.

Es war jedoch leichter, den Staat als die Sprache zu revolutioniren; nichts wichtiges erfolgte daher auf jenen Befehl. Das Wörterbuch wurde zwar mit einer Menge neuer Worte versehen; allein da die meisten auf damalige Gebräuche, Einrichtungen und Begriffe beruhten, und vielmehr eine Wortvermehrung als einen Wortreichthum ausmachten, so sind sie größtentheils wieder untergegangen. Auch die verschiedenen Provinzialsprachen sind geblieben, wiewohl die Conscription nicht wenig beigetragen hat, ihren Gebrauch zu vermindern.

Eine größere und nützlichere Wirkung hatten die mit vieler Wärme und Liebe zur Kunst und Wissenschaft abgefaßten Berichte Gregoire's wider die Zerstörungswuth in jenen Schreckenstagen. Schon deßhalb sind diese Berichte interessant, weil sie eine Menge von Thatsachen aufzählen, welche den damals herrschenden blinden und rohen Fanatismus schildern. Gregoire erhebt sich darin mit Energie und Kühnheit gegen die Zerstörung oder Zerstreuung der Büchersammlungen, und gegen das Zerschlagen und Verderben der Bildhauerstücke, Gemählde und Alterthümer. Er eifert gegen diejenigen, welche die Gelehrten unter dem abgeschmackten Vorwande verfolgten, daß Genie und Aristocratismus eines und dasselbe wäre, und welche sogar behaupteten, Republicaner müßten alle Wissenschaft verachten. „So habe Robespierre unter dem Vorwande, die

Franzosen zu Spartanern zu machen, Iloten aus ihnen machen wollen." Beigängig klagte Gregoire über die Vernachlässigung des Unterrichts.

Auf seinen ersten Bericht erließ der Nationalconvent ein Decret, welches das Zerstören oder Verderben öffentlicher Denkmäler unter zweijähriger Zuchthausstrafe verbot, und allen Bürgern anbefahl, die zu den Nationalsammlungen gehörigen Handschriften, Bücher u. s. w. in Zeit von einem Monate wieder herbeizubringen. Gregoire's Bericht wurde an alle Obrigkeiten geschickt; da er aber noch nicht hinlänglich wirkte, so stattete er einen zweiten und dritten ab. In dem letzten ist schon der rauhe Republikanerton zum Theile verschwunden, und es kommen darin heftige Stellen wider die Ausschweifungen der Revolution vor. Der Berichterstatter dringt darauf, daß die Obrigkeiten angehalten werden mögen, für die Aufbewahrung der Kunstwerke zu sorgen, und er macht mehrere Orte namhaft, wo diese Sorgfalt vernachlässigt werde. Folgende merkwürdige Stelle beschließt diesen letzten Bericht. „Laßt uns allen Freunden der Wissenschaft und Freiheit unsre Arme öffnen; laßt uns alle Talente, alle freien Gesellschaften aufmuntern, welche der Mittelmäßigkeit die Thür schließen, und sie nur dem Genie öffnen. Anstatt der elenden Bildsäulen von Gyps, anstatt jener theuren Spielwerke, laßt uns alle Künstler zur Ausführung von Werken herbeirufen, die einen großen Charakter haben, und einfach wie die Natur, schön und dauerhaft wie sie sind. Laßt uns Colonien von Reisenden in entfernte Gegenden senden, damit sie dort den Namen Frankreichs beliebt machen, und uns dagegen naturhistorische, industrielle und wissenschaftliche Reichthümer zurückbringen. Viele unter Euch wissen vielleicht nicht, daß unsre Nation in dem Vaterlande der alten, durch ihre Sternkunde so berühmten Chaldäer, zu Bagdad nämlich, eine Sternwarte, Bücher und Instrumente besitzt. Beauchamp, welcher daselbst tausend interessante Beobachtungen angestellt hat, lebt nun in der Dunkelheit, in einer Gemeinde der Ober-Saone; möge er zu seiner Sternwarte zurückkehren, und auf dem Wege Eure Anrede an die Franzosen, welche jetzt arabisch gedruckt wird, austheilen. Das Gefühl des Guten und Schönen ist mit der Redlichkeit des Herzens enge verbunden. So laßt dann freigebig Samen ausstreuen, welcher dazu geeignet ist,

Wissenschaften und Sitten wieder aufzurichten. An Tugend und Aufklärung hat ein Volk niemals Ueberfluß, und unglücklicherweise fehlt es uns noch am nothwendigen."

Auf diesen Bericht, der keinen bestimmten Vorschlag enthielt, beschloß der Nationalconvent bloß, daß derselbe den Obrigkeiten zugesandt werden sollte. In einer zu jener Zeit erschienenen Schrift wird Gregoire allein der Ruhm beigemessen, die Meisterstücke der Kunst den Händen der republicanischen Vandalen entrissen zu haben. *)

In einem andern Berichte schlug er vor, auf den Siegeln und auch auf den Münzen die Sinnbilder der Freiheit darzustellen, damit die geliebten Zeichen der republikanischen Freiheit auf dem ganzen Erdboden herum gehen möchten. Er klagte über die an Nationalgütern begangene Verheerung, und erhob sich gegen die Verschwendungen öffentlicher Verwalter. „Die Art, wie man bei dergleichen Verwaltungen zu verfahren pflegt," sagte er, „ist gerade das Entgegengesetzte einer wohlgeordneten Haushaltung. Wenn man Euch sagt, 10 Thaler mehr oder weniger seien eine Kleinigkeit für den öffentlichen Schatz, so stellt man sich an, als ob man vergesse, daß, um diese 10 Thaler herbeizubringen, eine arme Wittwe, ein Hausvater ihren Schweiß vergossen haben, und daß diese leichten Ausgaben, wenn sie zusammen kommen, eine ungeheure Masse ausmachen." Ein andermal klagte er über die Mißbräuche an der Briefpost.

---

*) Qui peut calculer le degré de reconnaissance que lui doivent les sciences et l'humanité, lorsque dans ce foyer de passions violentes et exaopérées, ou tout était sacrifié à l'ambition ou aux vengeances des partis opposés, Grégoire montant à la tribune, venait y adoucir les âmes et y captiver les esprits par des idées conservatrices, ou par des sentimens de bienveillance publique? Qui pourrait lui contester la gloire d'avoir arraché des mains du vandalisme révolutionnaire les monumens et les chefs d'oeuvre du génie dont la France s'honore, d'avoir rappelé à l'émulation et à la confiance tant de savans et d'artistes utiles, prêts à tomber dans le découragement, ou à porter loin de leur patrie le tribut de leurs veilles et de leurs talens?"
Collection des Portraits des personnages célèbres de la revolution. Paris 1796. Tom. IV.

In derselben Session verlangte er, der blutdürstige Carrier sollte in Anklagestand versetzt werden. Er reichte als einen Beweis königlicher Tyrannei eine vorgebliche Urkunde dar, worin König Karl IX. einen Edelmann belohnt, weil er den Connetable de Mouy meuchelmörderisch erschossen habe. Nach einem Aufstande, als Freron Maßregeln zur öffentlichen Sicherheit vorschlug, rief Gregoire ziemlich despotisch aus: „Schnell und stark durchgreifen, ist ein Heilmittel in der Revolution." Einer seiner Lobredner versichert, er habe dabei auch Gerechtigkeit anempfohlen. Jedoch, obschon er sich zu Gunsten des schnellen und starken Durchgreifens ausgesprochen hatte, so bestand er nichts desto weniger im Nationalconvente auf der Nothwendigkeit, Mitleid gegen die alten gefangenen Priester zu hegen, die man unbarmherziger Weise auf den Pontons zu Rochefort zusammengepreßt hatte. Er eiferte wider diese grausame Behandlung, und verlangte ihre Freiheit, welche auch bewilligt wurde.

Er vertheidigte seinen nachherigen Freund Lanjuinais, dessen Republikanismus verdächtig geworden war; er drang auf Freiheit des Gottesdienstes, und tadelte die Obrigkeit, welche die Feier des Sonntags auf den Decadi verlegen wollte, wider den Geist der kirchlichen Gesetze; wodurch er sich von einem Redner den Vorwurf zuzog, daß er als Bischof und nicht als Gesetzgeber zu denken scheine.

Als die Freiheit des Gottesdienstes vom Convent als Gesetz ausgerufen worden war, ließ er einen Hirtenbrief an seinen Sprengel ergehen, worin er sagte, daß, wenn man auch diejenigen, die sich durch Revolutionsgräuel furchtbar gemacht haben, nicht achten könne, man ihnen nichtsdestoweniger Gutes thun müsse, um sie durch Gewissensbisse und Reue zur Tugend zurückzuführen. In einem andern Hirtenbriefe, den er nebst vier andern constitutionellen Bischöfen unterschrieb, um Danksagungsgebete wegen der Siege der republikanischen Armee zu verordnen, hieß es: Der Triumph der Freiheit und Gleichheit sei auch der Triumph der evangelischen Grundsätze. In der Folge kam ein sogenanntes Nationalconcilium zu Stande, welches die Vereinigung der geschwornen und ungeschwornen Geistlichkeit bewirken sollte.

Allein zu einer solchen Vereinigung waren die Gemüther damals noch nicht reif. Gregoire hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, und stattete einen Bericht über die Arbeiten der vereinigten Bischöfe ab; jedoch weiter kam auch nichts zuwege.

Bei der Erörterung der Charte der Menschenrechte im Nationalconvente hatte er mehrmals zu Gunsten der liberalen Grundsätze das Wort geführt. Vor ihrer Trennung hatte die Versammlung noch das Costüm der künftigen gesetzgebenden Körper bestimmen wollen. Gregoire's Muster dazu waren vor allen am meisten genehmigt worden.

Am Ende Octobers 1795 endigte der berüchtigte Nationalconvent, unter dessen Regierung alle möglichen Gräuel geübt worden waren, seine Sitzungen, nachdem er noch zuletzt dem Staate eine neue Verfassung gegeben hatte; und hiemit verlor Gregoire seinen Einfluß auf die Gesetzgebung; doch blieb er deshalb nicht minder thätig. Als das National-Institut errichtet wurde, ernannte ihn die Regierung zum Mitgliede desselben, und einer der ersten Aufsätze, den er in dieser gelehrten Gesellschaft vorlas, war die Lobschrift auf den berühmten spanischen Bischof Las Casas, dem einzigen Menschenfreunde, welcher sich den Grausamkeiten seiner Landsleute bei der Unterjochung der Bewohner Amerika's widersetzte.

Er trat nun in den Rath der Fünfhundert; er that hier nur eine vergebliche Motion zu Gunsten des zur Deportation verurtheilten Simeon's. Nach Einführung des Consulats ward er zum Mitgliede des gesetzgebenden Corps, und dann zum Präsidenten desselben ernannt; doch ist aus dieser Periode nichts von ihm merkwürdig, als daß er bei einer Deputation an die Consuln eine Rede hielt, worin er die heißesten Wünsche für das Wohl und den Ruhm des französischen Volkes, den Frieden und das Aufblühen der Republik aussprach. Auf Buonaparte hatte er Anfangs, wie ganz Frankreich, große Hoffnungen gebaut, die aber bald verschwanden. Gregoire gehörte damals zu einer kleinen Gesellschaft, welche sich bei der Wittwe des berühmten Helvetius zu Auteuil versammelte. Bei den Unterhandlungen über das Concordat wurde er zu Rathe ge-

zogen, und äußerte sich gegen den Plan desselben, besonders gegen den ihm unpolitisch scheinenden Artikel, worin der Papst den Verkauf der geistlichen Güter als gültig anerkennen sollte. Der Plan ward nichtsdestoweniger durchgesetzt, und Gregoire erhielt nun, wie alle andern constitutionellen Bischöfe, ein päpstliches Sendschreiben, oder vielmehr einen harten Befehl, sein bischöfliches Amt niederzulegen. Er erzählt in einem spätern Werke, als in der Folge das päpstliche Archiv von Rom nach Paris gebracht worden sei, habe er das Originalconcept jenes Sendschreibens gesucht, aber statt dessen ein in weit mildern Ausdrücken abgefaßtes gefunden, welches bei der Ausfertigung muß verfälscht worden sein. Er gehorchte nun zwar dem Papste, gab ihm aber in einem Schreiben dreist zu erkennen, daß er seine bischöfliche Ernennung vom Volke stets als gesetzlich und rechtmäßig geschehen betrachten würde. Es war bei dieser Gelegenheit auf Befehl der Regierung wiederum ein Nationalconcilium zusammengetreten; Gregoire hielt vor demselben eine Rede, worin er noch eine sehr warme Anhänglichkeit an die republikanische Staatsverfassung aussprach, sich zu Gunsten der Volkssouveränetät äußerte, und die nicht geschwornen Priester bat, sich mit den geschwornen zu versöhnen und zu vereinigen.

Als unter Buonaparte's Regierung der Erhaltungssenat gebildet wurde, ward Gregoire, auf wiederholten Vorschlag des gesetzgebenden Corps und des Tribunats, zum Mitgliede desselben ernannt, obschon Buonaparte anfangs nicht hatte einwilligen wollen. Er bekam auch den Grafentitel und die Auszeichnung eines Commandanten der Ehrenlegion. Wie sich der Grafentitel mit Gregoire's entschiedenen republikanischen Gesinnungen habe vertragen können, ist Manchem nicht klar geworden; auch haben seine Feinde ihm diesen Widerspruch oft und bitter vorgeworfen. Indessen muß man bemerken, daß er jenen Titel bisher fast nimmer geführt hat.

Während der zwölfjährigen Dauer jenes stummen Senats war Gregoire's politische Thätigkeit ganz gelähmt; jedoch wird es ihm mit Recht zum Verdienst angerechnet, daß er zu der kleinen Anzahl von Männern gehörte, die sich durch den Glanz des kaiserlichen Thrones nicht verblen=

den ließen, noch sich zu seinen Sklaven herabwürdigten. Keine der kriechenden Schmeicheleien, wodurch sich so manche sonst ausgezeichnete Senatoren entehrten, ist aus Gregoire's Munde geflossen. Ob er sich den gewaltsamen Maßregeln des Despoten durch Reden widersetzt habe, ist nicht bekannt geworden, da die Verhandlungen des Senats nie gedruckt wurden; aber es scheint gewiß zu sein, daß er mit Lanjuinais, Lambrechts und einigen andern rechtschaffenen Männern wider mehrere Machtstreiche gestimmt hat. Er selbst führte unter den von ihm bei der Stimmung mißbilligten Maßregeln folgende an: den Adel, die Kaiserwürde, die Besitznahme des Kirchenstaates, die Ehescheidung, die Conscriptionen.

Da seine Stimme gegen die mächtigen Riesenschritte des Despotismus nichts vermochte, so zog er sich auch beinahe ganz von den öffentlichen Geschäften zurück, und suchte sich dagegen durch nützliche Schriften ein dauerndes Verdienst zu stiften. Den Negern, deren Sache er mit so vielem Eifer seit dem Anfange der Revolution vertheidigt hatte, wollte er noch dadurch einen Dienst leisten, daß er durch Beispiele zu beweisen suchte, wie wenig sie in Hinsicht der Geistesgaben hinter den andern Menschenracen zurückständen, da man bisher ihre Sklaverei damit hatte entschuldigen wollen, daß man behauptete, sie wären keiner völligen Geistesbildung fähig, und müßten folglich wie unmündige Kinder oder gar wie vernunftlose Geschöpfe behandelt werden. Gregoire hatte mit vielem Fleiße alle von Negern und Mulatten geschriebenen Werke gesammelt, und er besitzt in diesem Fache eine vermuthlich einzige Bibliothek. Aus dieser theilt er in seiner Schrift: Ueber die Literatur der Neger, das Wichtigste mit, und legt bei dieser Gelegenheit wiederum, zu Gunsten der beleidigten Menschenrechte, den Europäern das beklagenswerthe Schicksal der Sklaven ans Herz. Mit Härte ward er hierüber in den damaligen, dem Despotismus ergebenen Tageblättern angegriffen, und als einer der Urheber der schrecklichen Neger-Revolution auf St. Domingo vor dem Publikum angeklagt. Die Gerechtigkeit nennt aber schon lange seinen Namen neben demjenigen der Wilberforce und Clarkson e, und die Neger sprechen ihn mit Verehrung aus. Schon im Anfang der Regierung Buonaparte's, als derselbe einen Rath zu sich berufen hatte,

wozu auch Gregoire gehörte, um die besten Mittel ausfindig zu machen, wieder zum Besitz der St. Domingo-Insel zu gelangen, und Jeder seinen Unterjochungsplan mitgetheilt hatte, rief Gregoire aus: „Wenn alle diese Herren die Farbe ihrer Haut veränderten, so würden sie bald eine ganz andere Sprache führen," worüber Buonaparte mit Kälte geäußert haben soll: „Ich sehe wohl, daß Sie nie Ihre Gesinnung ändern wollen;" und indem er sich von ihm wendete: „Dieser Mann wird immer nur ein Mann bleiben."

Ein anderes Werk, das ihn in seiner politischen Muße beschäftigte, waren seine Forschungen über die Gelehrten, welche zu Portroyal gelebt haben. Obschon die Jansenistischen Lehren längst aufgehört haben, eine besondere Sekte oder Kirche zu bilden, so besteht doch noch in Frankreich eine kleine Anzahl von Männern, welche den strengen Grundsätzen der Jansenisten anhängen und in ihren Sitten dieselben rühmlich nachahmen. Zu diesen gehören Gregoire, Lanjuinais und einige andere. Der Bischof von Blois mußte also mit Gemüthlichkeit das Leben der Gelehrten schildern, welche aus der berühmten Schule zu Portroyal hervorgegangen waren. Eben so natürlich war es, daß er bei der Erzählung ihrer Lebensbegebenheiten des Despotismus Ludwigs XIV. erwähnte, welcher sie hatte verfolgen lassen. Diese Stelle soll Buonaparte als eine Anspielung auf sein eigenes Betragen angesehen haben. Gregoire's Schrift wurde daher von den sklavischen Journalisten scharf gerügt; bei dieser Veranlassung ward auch die Beschuldigung wieder vorgebracht, daß Gregoire einer der Jacobiner gewesen sei, welche für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt hätten. Schon um die Zeit der Abschließung der Concordats war diese Beschuldigung ziemlich laut geworden, und hatte einen Freund Gregoire's, den Bischof von St. Claude, Moïse, bewogen, eine Widerlegung derselben zu versuchen. Diese Widerlegungsschrift wurde zur Beantwortung der journalistischen Angriffe wieder abgedruckt, ohne jedoch viele Personen zu überzeugen.

Andere Schriften wurden von Gregoire vorbereitet, und erschienen einige Jahre später. Eine Reise, die er gegen das Jahr 1812 nach Deutschland und Eng-

land unternahm, über deren Zweck er sich aber bisher nicht öffentlich erklärt hat, verhinderte ihn eine Zeit lang an aller Theilnahme an den Beschlüssen eines schwachen und verächtlichen Senats, welcher, mit Titeln, Ordensbändern und Pensionen beladen, das Vaterland der Eigenmacht eines Einzigen preisgab. Als aber bei der Einnahme der Stadt Paris die verbündeten Mächte Buonaparte vom Throne gestoßen hatten, und dem Senat das wichtige Geschäft oblag, Frankreich eine constitutionelle Staatsverfassung zu geben, so stand auch Gregoire wieder auf seinem Posten, und in dieser wichtigen Epoche betrug er sich auf eine so musterhafte Art, daß sie ihm den immerwährenden Dank der französischen Nation zuziehen muß. Er war einer der ersten gewesen, welche für Buonaparte's Absetzung gestimmt hatten; jedoch während ein Theil der Staatsmänner aus Scham oder Bestürzung ihre Fassung verloren, indeß andere im Taumel ihrer Freude sich blindlings in die Arme der königlichen Familie werfen wollten, trat Gregoire der geringen Anzahl von Männern bei, welche fühlten, wie entscheidend der ihnen vergönnte kurze Zwischenraum zwischen zwei Regierungen für die Freiheit des Vaterlandes wäre, und wie viel darauf ankäme, die Grenzen der königlichen Macht genau zu bestimmen, ehe die Schmeichelei der Höflinge dem künftigen Regenten das ganze Königreich unbedingt übergäbe. Während also in Eile ein Constitutionsprojekt entworfen wurde, welches Ludwig XVIII. bei seiner Ankunft zur Annahme sollte vorgelegt werden, schlug Gregoire vor, man sollte bloß erklären, Frankreich erkenne ein Mitglied der vorigen königlichen Dynastie als Herrscher an, und werde ihm eine Constitution vorlegen, sobald sie entworfen sein würde. Dieser Vorschlag, der allerdings nicht ohne Gefahr gewesen wäre, wurde nicht angenommen, sondern man setzte geschwind eine Constitution auf, und verlangte, diese sollte vom Könige genehmigt werden. Die Senatoren hatten in einem Artikel die Beibehaltung ihres Gehaltes als Grundsatz der Staatsverfassung angesetzt; dieß war hinreichend, um ihnen den Spott und den Unwillen der Nation zuzuziehen. Auch verwarf der König ihre Constitution, und ließ dagegen von seinen Ministern eine neue entwerfen. Den Zwischenraum benutzte Gregoire, ein Wort zu seiner Zeit hören zu lassen, und gab deßhalb seine kurze, aber kernigte Schrift,

über die französische Constitution vom Jahr 1814, heraus, die in Zeit von einigen Wochen dreimal aufgelegt wurde und eine sehr lebhafte Sensation erregte. Diese kräftige Flugschrift ist ganz im Geiste der alten Whigs gedacht, und entwickelt die ächten Grundsätze, worauf die constitutionelle Freiheit eines Volkes muß gebaut werden, wobei er sehr scharfsinnig alle Mängel der vom Senate entworfenen Constitution aufdeckt. Er gesteht, daß er diese Urkunde mit unterzeichnet habe, weil man allen Senatoren anbefohlen habe, sie zu unterzeichnen; er habe gehorcht, wie er gehorchen würde, wenn er zu Konstantinopel oder zu Teheran lebte; allein Gehorsam sei noch keine Billigung. Er wundert sich über den Leichtsinn seiner Landsleute, welche ein so wichtiges Geschäft, als die Begründung der bürgerlichen Freiheit ist, in Zeit von einigen Tagen abfertigen, und einem Regenten sogleich alle Gewalt übergeben wollen, ohne an die Zukunft zu denken. Er läugnet nicht, daß ihm noch die republikanische Regierung den Vorzug vor der monarchischen zu verdienen scheine. „Jemanden, der aus Gesinnung und Gefühl ein Republikaner ist," sagt er, „ist es vergönnt, zu glauben, daß das Föderativ-System, wie es in der Schweiz und in den vereinigten Freistaaten besteht, auch in andern Ländern könne eingerichtet werden, und daß die Monarchie nicht die vollkommenste Regierungsart sei; allein ein guter Bürger muß sich erinnern, daß Solon den Atheniensern nicht die besten, sondern die ihrem Charakter angemessensten Gesetze gab." In eben diesem Sinne sagt er kurz darauf: „Das Wort Souverän, welches in unsern Wörterbüchern schlecht erklärt wird, kann nur auf die Nation passen; denn eine Nation gehört nur sich selbst an. Die Souveränetät ist für sie ein wesentliches unveräußerliches Eigenthum, welches nie einem Individium noch einer Familie angehören kann. Aus diesem Grundsatze fließt die Wahrheit, daß alle öffentlichen Verrichtungen, von den letzten an bis zu den höchsten fürs gemeine Beste angeordnet sind. Folglich sind Könige, Prinzen, Senatoren, Richter, u. s. w. alle vom Volke angesetzt, und verantwortlich, und können im Nothfalle wieder abgesetzt werden. Erklärt, zum Wohle des Staates, eine Constitution den Monarchen als unverletzlich, so überträgt sie die Last der Verantwortlichkeit auf seine Minister, weil die Nation, die eben so unverletzlich

ist, ihre Bürgschaft doch irgend wo finden muß. Dieß hat England, welches in so mancher Hinsicht den gesellschaftlichen Zustand vervollkommet hat, wohl eingesehen, da es das Recht des Widerstandes als gesetzlich anerkannt hat, um dadurch ohne Erschütterung den Mißbräuchen der Macht vorzubeugen. Auch Spanien, welches bei einer Verheerung durch einen himmelschreienden Krieg seine vorige Energie wieder gefunden hat, ist davon überzeugt, da es vorn in seiner Verfassungsurkunde den Grundsatz der Souveränetät ausspricht, wie es unsre erste Constitutionen gethan hatten. Warum wollte man sich denn weigern, denselben Grundsatz in der eben entworfenen Urkunde einzuschließen? Man antwortet mir, dieser Grundsatz sei eine Abstraction, ein metaphysisches Wesen. So drückte man sich auch unter der eben geendigten Regierung aus; die Freunde der Freiheit hießen damas Ideologen. Zwar übt die Nation dadurch schon ihr Recht aus, daß sie frei einen Monarchen herbeiruft; allein es ist doch immerhin gut, wenn man dem Volke einen Grundsatz einprägt, woran es leider nicht viel denkt, zumal da gewisse Leute es sich ämsig angelegen sein lassen, denselben in Vergessenheit zu bringen."

Eben so geht er alle andern Grundsätze einer ächt liberalen Verfassung durch, wie die französische Nation das Recht hatte, eine aufzusetzen. Die königliche Gewalt beschränkt er sehr vorsichtig; so z. B. meint er, müsse nicht der König allein, sondern die ganze Regierung, die Mitglieder der Ober-Kammer ernennen; in keinem Falle müsse dem König das Recht zustehen, den Gang der Gesetze aufzuhalten. Auf die Preßfreiheit dringt er billig als auf einen Hauptpunkt der Verfassung. „Senatoren!" ruft er aus, „so eben habt ihr die Druckfreiheit proclamirt, und am folgenden Tage ist schon die Censur eingeführt! Will man sich denn über Grundsätze, und über das Publikum muthwillig hinaussetzen? Ich weiß es wohl, man führt Scheingründe an, um diese Maßregel zu entschuldigen. Eine neue Reaction beginnt in diesem Augenblicke; feige Libellisten werfen mit Verläumdungen um sich, rufen die Zwietracht an, bringen verjährten Haß wieder zum Aufleben, und verbreiten nach allen Seiten hin ihr Gift, Schmähungen und Lügen. Ist dieß eine von den Bösen aufgelegte Kopfsteuer, so könnte ich mich allerdings dar-

über beklagen, daß ich übersteuert worden bin; allein deshalb werde ich doch nicht minder behaupten, daß die Preßfreiheit nicht allein geachtet, sondern auch verbürgt werden muß, und daß ein Gesetz wider die Mißbräuche dieser Freiheit nur die wirklich begangenen, nicht aber die noch zu begehenden bestrafen darf. Wenn jemand beleidigt oder verläumdet worden ist, so kömmt das Gesetz der Moral zu Hülfe, um die Ehre der Bürgers zu rächen, welcher dessen Stütze anruft; ungereimt würde es aber seyn, wenn das Gesetz das Reden verbieten wollte, um das Uebelreden zu verhüten. Eben so verhält es sich mit den Gesetzen über die Preßfreiheit; sie können sich nur über das gedruckte, nicht aber über das noch zu druckende erstrecken. Eine Censur über Schriften ansetzen, die noch nicht das Tageslicht erblickt haben, heißt den Mund mit einem Schlosse verschließen, damit man keinen Mißbrauch mit der Sprache treiben könne."

Ein Mann, der solche Begriffe von der constitutionellen Freiheit hatte, mußte auch Gewicht darauf legen, daß die Verfassungsurkunde, wornach Frankreich regiert werden sollte, vom Volke angenommen, nicht aber ihm aufgedrungen würde. Er zeigte also in eben dieser Schrift, wie ungereimt es wäre, den König zu proclamiren, ehe noch das Volk die neue Verfassung angenommen habe, da es ja das Recht besitze, dieselbe zu verwerfen, wenn sie ihm nicht gefiele. Aber alle diese und andere patriotischen Aeußerungen wurden in dem damaligen Wirrwarr der Staatsbegebenheiten überschrieen. Blinde oder gar feile Schriftsteller beschuldigten Gregoire des Jacobinismus, weshalb er auch in der Vorrede zur 3. Auflage seiner Schrift sehr über die an ihn gerichteten Schmähungen klagt. Der König setzte sich selbst ein, und gab Frankreich eine Verfassung die allerdings auf freisinnigen Grundsätzen beruhte, aber doch den Freiheitsfreunden noch manches zu wünschen übrig ließ, und ganz ohne Zuthun der Nation abgefaßt worden war.

Dieser Verfassung gemäß wurde der Senat in eine Pairskammer umgeschaffen, und Gregoire nebst mehrern andern davon ausgeschlossen. Obschon nach dem königlichen Versprechen das Gehalt der abgesetzten Senatoren auch künftighin gezahlt werden sollte, so hörte diese Zahlung

doch beinahe gänzlich auf, und erst späterhin auf wiederholtes öffentliches Bemerken mehrerer Staatsmänner wurde dabei mit größerer Pünktlichkeit zu Werke gegangen. In der Zeit seiner nunmehrigen Muße ließ Gregoire mehrere Werke erscheinen, als die Abhandlung über die religiösen Sekten, die historischen Forschungen über die barmherzigen Brüdergemeinden, die Abhandlung über den Zustand der Dienstbarkeit bei den alten und neuern, die Schrift über die Brüderschaft der Brückenbauer, und zuletzt seinen geschichtlichen Versuch über die Freiheiten der Gallikanischen Kirche. Das mißliche Concordat vom Jahre 1817, in welchem der päpstliche Stuhl so klug seinen Vortheil bedacht hatte, und welches Frankreich in die Zeiten König Franz I. zurückführte, mußte Gregoire wie alle Vertheidiger der Gallikanischen Kirche empören. Er entwarf daher mit vieler Gelehrsamkeit die Geschichte dieser Freiheiten, und zeigte, wie die französische Geistlichkeit stets eine gewisse Unabhängigkeit vom Papste behauptet, und sich gegen die römischen Eingriffe in ihre Rechte vertheidigt habe; er geht dabei die Geschichte der verschiedenen Concordate durch, und legt besonders die Mängel des letztern an den Tag. Dieses an Thatsachen so reiche Werk, welchem sogar Gregoire's Feinde Gerechtigkeit wiederfahren lassen, kann als das Handbuch der französischen Clerisei betrachtet werden, und es ist keineswegs zu verwundern, daß es zu Rom in den Index librorum prohibitorum eingetragen worden ist, während es zu Paris zum zweiten Male aufgelegt wurde. Gregoire hat das Verdienst, daß sein darin ausgesprochenes Urtheil wider das letzte Concordat sehr viel zur Verwerfung der päpstlichen Anmaßungen beigetragen hat, indem es den Staatsmännern und dem Publikum die Augen öffnete, über die schädlichen Folgen einer unzeitigen Nachgiebigkeit. Die Abfassung und Herausgabe eines solchen Werkes ist keineswegs der mindeste Dienst, den Gregoire seinem Vaterlande geleistet hat. Während der dreimonatlichen Usurpation im Jahre 1815, bei welcher mehrere ausgezeichnete Anhänger des Republikanismus plötzlich ihre Grundsätze vergaßen, und sich Buonaparte in die Arme warfen, war Gregoire fast der einzige, der unerschütterlich in seiner vorigen Denkungsart verharrte; als der Usurpator zum Scheine der Achtung

für die öffentliche Meinung die Stimmen des Volks zu seiner Wiederernennung als Kaiser sammeln ließ, hatte Gregoire den Muth, in das Protocoll des Instituts, der einzigen Corporation, wozu er noch gehörte, ein bestimmtes Nein eintragen zu lassen. Unbedeutend war nach Buonaparte's Abdankung, seine an die Deputirtenkammer gerichtete Bitte, um sie dahin zu vermögen, die Abschaffung des Sklavenhandels in der neuen Constitution ausdrücklich festzusetzen. Eine Kammer die nicht einmal mehr über Frankreich zu verordnen hatte, geschweige dann übers Meer, konnte in dieser Hinsicht nichts ausrichten. Man sieht jedoch hieraus, wie unablässig Gregoire mit dem Schicksale der Neger beschäftigt war. Christoph, das Oberhaupt des sogenannten Königreiches Hayti hat ihm mehrmals geschrieben, und mit ihm in Briefwechsel zu treten gewünscht; allein da Gregoire nicht vergessen konnte, wie grausam dieses Oberhaupt gegen die Weißen verfahren hat, und wie despotisch er noch die Schwarzen beherrscht, so soll er dessen Briefe nie beantwortet haben.

Nach der Rückkehr des Königs im Jahre 1815 wurde auch das Institut de France anders eingerichtet, und Gregoire nebst einigen andern Mitgliedern davon ausgeschlossen.

Wir stehen nun an einem der wichtigsten Zeitpunkte in dem Leben Gregoire's; an demjenigen nämlich, in welchem er nach einem langen Privatleben wieder auf den öffentlichen Schauplatz der Staatsgeschäfte berufen, aber von einer heftigen Partei mit der größten Unbändigkeit zurückgetrieben wurde; eine Begebenheit, bei welcher alle Parteien ohne Ueberlegung zu handeln, und blos der Leidenschaft Gehör zu geben schienen. Sollte Nemesis über Gregoire wegen seiner in der Revolution übertriebenen Grundsätze eine Strafe haben verhängen wollen, so war gewiß dieser Vorfall ganz dazu geeignet, seine Uebertreibung in das grellste Licht zu stellen.

Um dem allzeit thätigen ministeriellen Einfluße auf die Deputirtenwahlen in den Departements entgegen zu arbeiten, hatte sich in Paris ein freisinniger Verein gebildet, welcher mit den Liberalen in der Provinz in Verbindung stand und die Wahlen auf unabhängige Männer und geschickte

Redner zu lenken suchte. Dieser Verein hatte unter andern auf Gregoire sein Augenmerk gerichtet. Allerdings besaß Gregoire viele der wichtigen Eigenschaften, die in jenem Augenblicke mehr noch als sonst empfehlungswürdig waren, nämlich eine, von allem ministeriellen Einflusse unabhängige Lage, eine ungemeine Character-Festigkeit, und Unerschütterlichkeit in den liberalen Grundsätzen, eine große Gewandtheit im Reden und im Widerlegen arglistiger Einwendungen, dabei eine tiefe Gelehrsamkeit und Kenntniß der geistlichen Angelegenheiten. Andernseits aber hätte die liberale Partei bedenken sollen, wie gefährlich es sei, einen Mann in die National-Versammlung zu bringen, der sich durch seine wüthende Verfolgung gegen einen verlassenen und aller Hülfe beraubten König bei einem großen Theil der Nation verhaßt gemacht hatte, und wie empörend es sei, diesen Mann in eine solche Lage zu versetzen, daß er dem Bruder und Nachfolger dieses Königs unter die Augen treten, und ihm Treue schwören müsse.

Er wurde im Herbste 1819 den Wahlherren des Isères-Departements, welches sich stets den republikanischen Grundsätzen geneigter bewiesen hatte als andre Departements des Königreichs, vorgeschlagen,*) und von denselben zum Deputirten ernannt. Diese Wahl brachte in Frankreich die Wirkung eines Donnerschlages hervor. Kaum war die Nachricht davon in Paris angelangt, als

---

*) In einer Schrift, Notice sur Henri Gregoire par I. Lavand 1819, welche zu diesem Zwecke gedruckt wurde, heißt es: „Habitans de l'Isère, Grégoire est digne d'être votre député; et par un heureux retour, vous ê tes digne qu'il se charge de vos instructions et de vos plaintes; vous fûtes au premier rang des departemens qui réclamèrent leurs droits et qui voulurent la liberté!... Vous vous montrez encore pénetrés de son amour; la persécution ne vous a point abaltus; Grégoire, comme vous, a été persécuté; mais la générosité de son coeur peut pardonner à ses ennemis plus d'injures et d'outrages qu'ils ne pourront jamais lui en faire. Son énergie est en quelque sorte, retrempée par le malheur. La vertu, l'amour des hommes, de la liberté et de la patrie ont depuis si long tems élévé son âme, que fidèle à lui-même, il se surpassera dans les nouveaux devoirs que vous allez lui imposer."

auch alle Zeitungen der ultraroyalistischen Partei sich in bittere Schmähungen gegen den alten Königsfeind ergossen, und ämsig alle gehässigen Aeußerungen, die ihm im Nationalconvente entfallen waren, aus der Vergessenheit wieder hervorzogen. Schon kurz vor der Wahl waren kurze Schmähschriften gegen ihn unter die Wahlherren ausgetheilt worden, um den Lobschriften entgegen zu wirken, welche die Liberalen eben so freigebig ausgestreut hatten. Und nicht allein Gregoire's Wahl wurde in jenen Zeitungen angegriffen, sondern sogar auch das Gesetz, nach welchem er gewahlt worden war. „Hier seht ihr," riefen sie erbittert dem Ministerium zu, das bisher zwischen Liberale und Ultras zu schreiten gestrebt hatte, „hier seht ihr, wohin euer Gesetz und eure Nachgiebigkeit gegen die Liberalen führt! Zur Belohnung eurer Wohlgewogenheit schicken sie euch einen Königsmörder als Deputirten zu, und wofern ihr noch eine Zeit lang auf dieser Bahn fortwandelt, werdet ihr bald einen neuen Nationalconvent euch gegenüber stehen sehen."

Merkwürdig waren in dieser Hinsicht die Aeußerungen Chateaubriand's, des ausgezeichnetsten Schriftstellers dieser Partei. „Die Ministeriellen freuen sich," sagte er in einem langen Aufsatze über die neuen Wahlen, „über das sehr verbreitete Gerücht, daß G r e g o i r e, mit seinem Triumphe zufrieden, auf seine Ernennung Verzicht leistet. Andere behaupten, Graf Decazes (damaliger Hauptminister) habe diesem Deputirten den höflichsten Brief geschrieben, um ihn zu bitten, seine Entlassung einzureichen, und um ihm dagegen eine Belohnung dieses Opfers zu versprechen. Das fehlte noch, daß die Minister Gregoire's Barmherzigkeit anfleheten, und die Verlängerung ihrer politischen Macht der Verachtung oder dem Mitleid eines königsmörderischen Priesters verdankten. Allein von der Annahme oder der Weigerung eines Deputirten hängen unsere Uebel nicht ab; nein! sie rühren von dem Gesetze her, welches nicht den königsmörderischen Deputirten, sondern die Gesinnungen dieses Candidaten krönt; von dem Gesetze, welches 112 Wahlherren erschaffen oder auffinden kann, die entschlossen sind, Ludwig XVIII. den Richter Ludwig's XVI. zuzusenden. Gregoire leistete Ludwig XVI. den Schwur der Treue; hat er diesen Schwur gehalten? wird er denjenigen halten, den er Ludwig XVIII. leisten wird? wie

wird er in der Deputirtenkammer aufzustehen wagen? wie wird er, die Hand in des Königs Hände legend, die drei Worte aussprechen: ich schwöre es! Er ist der erste, der auf die Versetzung des gekrönten Gerechten in den Anklagezustand gedrungen hat; er ist der erste gewesen, welcher die Abschaffung der Monarchie verlangt hat. Kann er, ohne seinen Grundsätzen ungetreu zu werden, den Bruder desjenigen, dessen Kopf er gefordert und erhalten hat, als König anerkennen? Allein hüten wir uns, den Abbé Gregoire anzuklagen. Laßt uns vielmehr das Ministerium und sein schreckliches Gesetz, laßt uns vielmehr den Geist des Schwindels und des Irrthums anklagen, welcher einflußreiche Männer dahin gebracht hat, daß sie Ludwig XVIII. Fouché zum Minister gaben. Nicht Gregoire hat die Minister aufgesucht, die Minister haben im Gegentheile ihn aufgesucht; die von ihnen eingeführte Ordnung der Dinge ist es, welche den Convents-Deputirten in seinen alten Wirkungskreis zurückführt. Hätte man die Meinungen des Abbé Gregoire nicht wieder vorgebracht, so würde er in der Welt allein stehen geblieben sein, im Genusse der Privateigenschaften und Talente, womit ihn der Himmel mag bescheert haben. Seine Grundsätze erregen Entsetzen; allein ihr waret nicht seine Richter, seitdem ihm die Charte verziehen hat. Hättet ihr ihn bei Seite gelassen, und ihn nicht durch die Gewalt und das unvermeidliche Resultat eurer Systeme aus der Dunkelheit hervorgezogen, so würde er seine übrigen Tage in Frieden zugebracht haben, wofern Friede in seinem Gewissen wohnen kann. Niemand würde das Recht gehabt haben, sein Leben auszuforschen und ihn zu quälen. Man behauptet, der Abbé Gregoire opfere alle Morgen die Hostie ohne Makel mit derselben Hand, womit er seinen König umbrachte; möge er durch dieses doppelte Opfer, durch das Verdienst des am Kreuze und auf dem Gerüste vergossenen Blutes erlöset werden!"

Das Ministerium war nicht wenig erschrocken, zumal da auch ein Theil des Hofes gegen dasselbe aufstand; es begann zu schwanken, die liberale Bahn zu verlassen und sich der ultraroyalistischen Partei zu nähern. Gregoire hatte sich bei seiner Wahl ganz unthätig verhalten; keinen Wunsch, keine Aeußerung hatte er laut werden lassen, und nicht einmal die Briefe derjenigen Wahlherren beantwortet,

welche seine Gesinnungen hatten zuvor erfahren wollen. Diese Unthätigkeit war allerdings klug, allein die Klugheit hätte ihm noch ein andres Betragen einflößen sollen. Wie konnte er glauben, er dürfte nach einer so gehässigen Königsverfolgung unter einer königl. Regierung wieder ungestraft in eine National-Versammlung treten? Reife Ueberlegung hätte ihn überzeugen sollen, daß ein bescheidenes Entferntbleiben von einem so gefährlichen Schauplatze die Rolle sei, die ihm am besten anstehe. Nur allzu leicht gab er hingegen den dringenden Bitten der liberalen Partei, dem Wahne seinem Vaterlande noch nützen zu können, und vielleicht auch einer geschmeichelten Eigenliebe nach, und erließ ein Sendschreiben an die Wahlherren des Isère-Departements. In dieser Schrift sucht er sich besonders gegen die wüthenden Angriffe seiner Feinde zu vertheidigen; er läugnet daß er für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt habe; wenn er und andre sich zu einer gewissen Zeit so heftig gegen das Königthum geäußert hätten, so wäre dieß daher gekommen, weil zu jener Zeit das Wort Königthum den Begriff von uneingeschränkter Gewalt in sich faßte, die mit der Tyrannei nahe verwandt sei, und dahin führe; jetzt aber, da eine Verfassung der Freiheit und dem Eigenthumsrechte zur Bürgschaft diene, thue der Name nichts mehr zur Sache, und man könne unter solchen Umständen zu Paris und Stockholm eben so politisch-orthodox sein, wie zu Buenos-Ayres oder Philadelphia. Auch hätten die Copisten in den Regierungbureaux fremdartige Stellen in seinen Reden eingeschoben, welches er seither nicht bemerkt hätte, weil er die gedruckten Reden nicht geöffnet hätte. Er erinnert noch wie er stets im Nationalconvente die Religion in Schutz genommen, und dafür von den damaligen Ultras gehaßt worden sei, wie er späterhin gegen Buonaparte's neue Verfassung gestimmt habe, u. s. f. Er beschließt mit dem Versprechen, daß er dem Mandate seiner Wahlherren stets getreu bleiben, und seines Alters ungeachtet, seine Pflicht als Volksvertreter redlich erfüllen werde. Er sagt zuletzt: „Religion, Tugend, Freiheit, Wissenschaft, Freundschaft, diese sind die Gegenstände, die stets mein Herz und meinen Geist beschäftigt haben, und so werde ich bis zum Grabe bleiben, das mich bald aufnehmen wird."

Heftige Antworten erfolgten auf sein Sendschreiben, und diese Antworten zogen eben so heftige Widerlegungen

und Schmähschriften nach sich. Ohne Mühe zeigten Gregoire's Feinde das Nichtige seiner Entschuldigungen in Betreff seiner grausamen Reden gegen das Königthum. Zu der Zeit als er dasselbe so heftig verfolgt hatte, war es keine willkührliche Gewalt mehr wie er behauptete, denn die constituirende Versammlung hatte dieselbe eingeschränkt; also zerstörte ja Gregoire selbst das Werk, zu dessen Errichtung er beigetragen hatte, und worauf die Wohlfahrt des Staates ruhen sollte. Daß Copisten sich sollten erdreistet haben, Gregoire's Reden zu verfälschen, ist nicht im mindesten wahrscheinlich; zu dem haben sie gewiß nicht Gregoire's Schriften verfälscht, worin dieselben gehässigen Ausdrücke vorkommen. In diesem Punkte ist die Wahrheit so offenbar, daß seine Freunde, so oft sie ihn haben vertheidigen wollen, nur ihren Gegnern seine schwache Seite bloßgestellt haben. So sagten sie unter andern, seine Verirrungen beständen nur in Phrasen; aber welche Phrasen! und wie schrecklich waren solche blutdürstige Aeußerungen, zu einer Zeit, da von den Reden zu den Handlungen ein so geringer Abstand war, und da die Lasterhaften so geringer Aufmunterung bedurften, um dasjenige ins Werk zu setzen, was Gregoire auf der Rednerbühne anrieth! Besser wäre es gewesen, seine Freunde und Feinde hätten über diesen Punkt geschwiegen; erstere, weil sie mit aller Beredsamkeit nicht vermögend waren, eine unmoralische Handlung zu vertheidigen, und letztere, weil es die Ruhe des Staates als Pflicht gebot, die in der Revolution begangenen Vergehen, keiner noch lebenden Person öffentlich vorzuwerfen.

Allein je näher der Tag kam, an welchem die Sitzungen der beiden Kammern beginnen sollten, desto heftiger und bitterer wurden auch die Schmähungen auf den Bischof von Blois in den ultraroyalistischen Blättern. Es wurden in denselben, wie im Ministerium und in der Ultra-Partei, ämsig alle Vorwände aufgesucht, um ihn von der Deputirtenkammer entfernt zu halten; einmal bemerkte man Unregelmäßigkeit in seiner Ernennung; ein andermal behauptete man, sein Betragen in der Revolution sei schon ein hinreichender Grund, um ihn von einer Versammlung der Volksrepräsentanten unter einer königl. Regierung auszuschließen. Die liberalen Blätter ergriffen mit Wärme seine Partei; die Gemüther wurden täglich erhitzter, und

Gregoire's Ernennung zum Volksdeputirten, wurde die Hauptangelegenheit in Frankreich.

Endlich eröffnete der König mit einer feierlichen Rede die Sitzungen der beiden Kammern. Alle Deputirte pflegen zu dieser Sitzung durch ein Circularschreiben vom Hofe eingeladen zu werden. Gregoire bekam keines, und es war sogar am Eingange des Pallastes Befehl gegeben worden, ihn nicht einzulassen, falls er erschiene. Noch blieb ein wichtiger Punkt zu berichtigen übrig, ehe der Bischof von Blois als Deputirter in der Kammer seinen Eidschwur ablegen, und seinen Platz einnehmen konnte. Es mußte die Gültigkeit seiner Wahl, wie derjenigen der übrigen jüngst erkannten, nach den vorhandenen Gesetzen geprüft werden. Auf diese Untersuchung stützten die Ultras ihre ganze Hoffnung. Die Commission der Kammer, welche mit derselben beauftragt worden war, fand auch bald einen hinlänglichen Grund, die Wahl Gregoire's als ungültig zu erklären, da nach dem Gesetze die Hälfte der Deputirten eines Departements ihren Wohnsitz in demselben haben müssen, und Gregoire nicht im Isère-Departement, sondern in Paris wohnte. Mit diesem gesetzmäßigen Grunde wollten sich jedoch die Ultras, welche in der Commission saßen, nicht begnügen, sondern sie fanden einen andern, auf welchen sie mehr Gewicht legen wollten, als auf erstern; dieß war der Grund der Unwürdigkeit (indignité). Auf diesen Grund sollte nicht allein seine Ausschließung, sondern sogar seine Verstoßung aus der Kammer gestützt werden. Die Sitzung, worin der Bericht über diesen Punkt in der Kammer abgestattet werden sollte, erregte allgemeine Erwartung in Paris, und das Gedränge der Neugierigen vor dem Palais-Bourbon war außerordentlich. Herr Becquey, der, als öffentlicher Beamter, zu den Ministeriellen gehörte, hatte den Bericht abzustatten; er bewies, daß von den vier im Isère-Departement ernannten Deputirten, nur einer der drei zuerst erwählten seinen Wohnsitz in jenem Departemente habe, daß es folglich nothwendig gewesen wäre, als vierten Deputirten, einen in Departemente ansässigen Mann zu wählen, und daß nöthig Gregoires Ernennung ungültig sei. „Dieser Grund," setzte er hinzu, „erhebt die Commission der Unannehmlichkeit, einen andern anführen zu müssen, und eine Frage aufzuwerfen, die seit Gregoire's Ernennung alle Gemüther beschäftigt; eine Frage welche die allgemeine Moral

angeht, und mit der traurigsten Begebenheit in Verbindung steht, da sie an das schreckliche Verbrechen erinnert, welches die Nation noch jährlich in den Tempeln betrauert. Wir begnügen uns damit, den Wunsch zu hegen, daß die Kammer nie genöthigt werden möge, über die Personen zu berathschlagen, und die freien Handlungen der Wahlcollegien zu untersuchen. Laßt uns hoffen, daß die Wahlherrn Frankreichs durch die bekannt gewordene öffentliche Meinung sich haben warnen lassen, und künftighin in ihren Wahlen die Würde der Krone und das National-Gefühl berücksichtigen werden."

Ein verworrnes Geschrei erhob sich von allen Seiten, nachdem der Bericht erstattet war. Die liberale Partei, welche sah, daß die Ultras vor Begierde brannten, die Frage der Unwürdigkeit zu erörtern, verlangten mit vieler Heftigkeit, es sollte sogleich über den Bericht abgestimmt werden. So schnell wollten jedoch die Ultras die Sache nicht abfertigen, zuförderst wollten sie ihren Unwillen gegen Gregoire und seine Wähler auslassen. Nach langer stürmischen Verwirrung bestieg Lainé, einer der leidenschaftlichsten und beredsamsten Sachwalter der monarchischen Partei, die Rednerbühne, und rief: „Ein ewiges, unveränderliches, im Herzen der Redlichen gegrabenes Gesetz, schließt Gregoire von unsrer Versammlung aus. Dieses Gesetz hieß zu allen Zeiten Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit; in Frankreich heißt es auch noch Ehrgefühl. Es ist wahr, daß Ludwig XVIII. das Vergessen des Vergangenen anbefohlen hat; allein wer hat Gregoire denn verfolgt? wer störte ihn im Besitze seiner Titel, seines Vermögens, seiner Freiheit? Ist er es nicht, welcher, das Gesetz der Vergessenheit verschmähend, Zwietracht unter seine Mitbürger säet, und darauf besteht, an die Thür dieser Versammlung klopfen zu wollen?.. Einen solchen Deputirten zulaßen, würde heißen Königthum und Freiheit in Gefahr bringen. Es ist ein Grundsatz unsrer Constitution, daß keine Freiheit ohne die Einigkeit der drei Mächte, König, Pairskammer und Deputirtenkammer vorhanden sein kann. Würdigte man eine derselben durch Einführung unreiner Bestandtheile herab, so würde man sie alle drei herabwürdigen, oder mit andern Worten, die Freiheit in Gefahr setzen, und die Königswürde verspotten... Wir müssen die Schmach, die man dem Königthume und der Freiheit

hat anthun wollen, entweder verlöschen oder bekräftigen; zwischen diesen beiden Handlungen kann die Wahl nicht zweifelhaft sein; ich bin überzeugt, daß ihr alle euer Vaterland hinlänglich liebet, um dem vierten Deputirten des Isère-Departements eure Bewilligung zu versagen; und wer hätte dann das Recht oder die Verwegenheit sich darüber zu beklagen? Die Wähler mußten ja wissen, was daraus folgen würde; wer nicht angenommen werden konnte, durfte auch nicht gewählt werden; nun kann derjenige, welchen Gesetze zurückstoßen, die nicht geschrieben zu werden brauchen, um gültig zu sein, nicht angenommen werden. Es ist kein Ausweg vorhanden: entweder muß dieser Mann sich vor der regierenden Majestät, oder unsre Regentenfamilie sich vor ihm zurückziehen... Einige furchtsame Seelen meinen, Eure Entscheidung könne ein gefährliches Beispiel werden. Hierauf erwidere ich mit der Bitte, man möge doch die Folgen von Gregoires Aufnahme bedenken."

Lainé's Rede, wovon diese Stellen nur ein Auszug sind, erhielt rauschenden Beifall von den Ultras und Ministeriellen. Die Liberalen verlangten nun auch gehört zu werden. In einer schlau angelegten sehr gemäßigten Rede zeigte Benjamin Constant, der König habe ja selbst ein edles Beispiel der Nachsicht mit dem Vergangenen gegeben, indem er einen der Königsmörder (Fouché) nicht allein in Gnaden aufgenommen, sondern sogar zum Cabinetsminister gewählt habe; so habe Ludwig XVI. Bruder die Pflicht der Vergessenheit geübt; so habe er gezeigt, wie man sich gegen diejenigen, welche in der Revolution irgend eine Rolle gespielt haben, benehmen sollte, damit die Ruhe des Staates nicht durch unkluge Verfolgungen gestört würde.

Als demungeachtet einige Redner der Ultra-Partei ungestüm darauf drangen, Gregoire sollte als ein Unwürdiger und Königsmörder verstoßen werden, stand Manuel auf, und sagte: „Ich will nicht die Absichten der Redner ergrübeln, die vor mir gesprochen haben; aber wohl weiß ich, daß der Euch gethane Vorschlag dahin strebt, Euch zu einem ungeheuren Machtstreiche zu verleiten, und zu Werkzeugen der Tyrannei und Contre-Revolution zu brauchen. Wäre es nicht in

der That eine offenbare Usurpation, wenn die Kammer die Ansprüche der Candidaten auf das Vertrauen der Wählenden beurtheilen wollte? was würde alsdann aus der Wahlfreiheit werden? Zu Grunde würde sie gehen, sobald als ihr euch ermessen wolltet, die Beweggründe der Wähler zu erforschen. Was für ein Zutrauen würden die Wahlcorporationen haben können, wenn ihr auch als Oberhof aufstelltet, um über ihr Verfahren zu entscheiden? Und in welcher Zeit geschieht dieß? Eben da die Nation noch in dem Wahlgesetze eine hinreichende Gewährleistung wider die Eingriffe der Macht zu finden wähnt. Soll ihr auch dieses letzte Unterpfand der Freiheit entzogen werden, so muß sie ja wohl anderswo Hülfsmittel suchen... Wer hat nicht in unsrer Revolution gelitten? wer war dabei nicht handelnd oder leidend? Als der König der Epoche unsers Unglücks ein Ziel steckte, so durfte er keine Erinnerungen fortleben lassen, welche unsre Ruhe gefährden konnten. Zeigt euch also klug, und zerstört nicht das Gute, das der König hervorzubringen wußte. Wer kann sagen, wo diese Ausscheidungs-Wuth uns hinführen würde? Seht wo ihr schon jetzt stehet! Gregoire hat nicht grade für den Tod Ludwig XVI. gestimmt; sondern nur erklärt, er billigte die Abstimmung; und ihr behandelt ihn als einen Königsmörder! Bedenket doch, daß als dieses Unglück sich ereignete, eine Menge, mit Unterschriften bezeichneten Adressen dem Nationalconvente zu jener Abstimmung Glück wünschten!.. Ihr sprechet von Aergerniß; aber was für ein größeres Aergerniß kann es geben, als wenn man die Gesetze, und sogar die Verfassungsurkunde mit Füßen tritt?"

Auf diese klugen Vorstellungen erwiderten die Ultras mit nicht geringerer Heftigkeit und Ueberwallung als zuvor. Nach langen äußerst stürmischen Debatten ward Gregoire's Ausschließung unter fürchterlichem Lärm beschlossen oder eigentlich ausgeschrieen. Die Ultras ließen ihr Vive le Roi! erschallen, indeß die gemäßigten Liberalen vorhersahen, daß eine solche Verletzung der Wahlfreiheit nicht ohne Folgen bleiben würde, und daß die monarchischen Leute diesen Sieg ihrer Partei bald benutzen würden. In der That wurden noch in derselben Session Preßfreiheit, persönliche Freiheit, Wahlgesetz, kurz alle

bisherigen Rechte der Nation von jener Partei angegriffen, und wo nicht ganz zerstört, doch einstweilen niedergedrückt oder entstellt. Lainé mußte in den liberalen Blättern den Vorwurf vernehmen, er, der so eifrig einen ehemaligen Jacobiner aus der Versammlung gestoßen habe, sei selbst in der Schreckenszeit mit der rothen Mütze bedeckt, auf der Richterbank erblickt worden.

Vor der oben erwähnten merkwürdigen Sitzung war Gregoire mit Besuchen, Bitten und Vorschlägen aller Art belästiget worden. Von den Liberalen hatten ihn einige dringend gebeten, er möchte aus freien Stücken seine Entlassung eingeben, damit unangenehme Erörterungen vermieden werden könnten. Dieß hatte er beharrlich verweigert, wie er es auch schon den Ministeriellen verweigert hatte, die ihn durch Versprechen und Vorstellungen zu diesem Schritte hatten verleiten wollen. Andre Liberale hatten verlangt, er solle dreist mit ihnen in der Kammer erscheinen, seinen Anklägern unter die Augen treten, und sein Sitzungsrecht vertheidigen. Auch dieß hatte er abgeschlagen; vermuthlich würde er auch nicht einmal bis ins Innere des Saales haben gelangen können.

In einem zweiten Sendschreiben an die Wahlherren des Isère-Departements, das er am 1. Januar 1820 erließ, erwähnt er die mannigfaltigen Vorstellungen, die ihm waren gemacht worden; klagt über die Spione, Angeber und Verläumder, womit die Bürger umgeben seien, wiederholt, was er schon in andern Flugschriften zu Gunsten seines Betragens während der Revolution gesagt hatte; und zeigt, daß diejenigen, welche sich so ämsig des Heiles der Monarchie annehmen, im Grunde nur Anhänger der alten Vorrechte sind, und zum Theile selbst in der Revolution gehässige Rollen gespielt haben. In seinen Ausdrücken behält er wenig Schonung für diejenigen bei, die ihn in einer öffentlichen Versammlung auch ohne Schonung behandelt hatten, und beruft sich, wie er bei allen andern Gelegenheiten gethan, auf sein reines Gewissen. Die Undankbarkeit der Menschen, sagt er, müsse niemand abhalten, seine Pflicht gegen sie zu erfüllen; man müsse seinen Nächsten lieben, von welcher Gesichtsfarbe, Nation oder Religion er auch sein möge. Der Patriotismus sei im Grunde nichts anders, als die Nächstenliebe.

„Diese Bemerkungen," fährt er fort, „richte ich vorzüglich an die Jugend, welche, von dem Safte der Freiheit durchdrungen, uns Hoffnung giebt, daß sie das Erbtheil, dessen Eroberung uns so theure Opfer gekostet hat, erhalten, vermehren und künftigen Geschlechtern treu überliefern werde. Was für Ereignisse die Zukunft uns auch immer aufbehalten mag, so laßt uns nicht vergessen, daß wir, indem wir unsere Rechte vertheidigen, auch diejenigen der Nachkommenschaft in Schutz nehmen, gegen welche wir ebenfalls Pflichten zu erfüllen haben; denn auch die Geschlechter, die noch nicht da sind, und erst, wenn wir schon im Grabe schlafen werden, ans Leben kommen sollen, gehören zu der großen Familie. Wir stipuliren sogar für die fremden Völker, welche sonst mit Eifersucht, jetzt mit brüderlicher Gesinnung den Ausgang eines Kampfes erwarten, worin Unklugheit und Uebelwollen uns hineingezogen haben. Ich muß gestehen, daß ich eine europäische Verschwörung wider die Freiheit fürchte; allein die Völker stehen da mit der Urkunde der Natur und der Gerechtigkeit in der Hand. Eine allgemeine Bewegung zum Fortschreiten ist dem Geiste in den beiden Welten mitgetheilt worden. Tugend, Muth und Aufklärung können unserm alten Europa den Glanz der Jugend wiedergeben; diese glückliche Verwandlung würde ohne Stöße und ohne Umsturz der Dinge und Personen vor sich gehen, wenn eine solidere Erziehung die allzuvernachläßigte Bildung des Herzens besser mit der Verstandes-Entwickelung in Einklang brächte, und die Gefahr einer zügellosen Freiheit abwendete, welche das Grab der wahren Freiheit sein würde, wenn der Nationalcharakter, dem man oft nicht ohne Grund Unstätigkeit in seiner Denkungsart vorgeworfen hat, seine Flüchtigkeit ablegte, und endlich mit der richtigen Kenntniß der wahren Grundsätze eine unverbrüchliche Beharrlichkeit in der Vertheidigung derselben verbände. Diese Charakterlosigkeit an Beamten ist stets ein Unglück."

Am Schlusse seines Sendschreibens wendet sich Gregoire mit folgenden Worten an die Wahlherren des Isère-Departements: „In meinem Lebenslaufe habe ich mich mit einem Vorrathe an tröstlichen und ehrenvollen Erinnerungen versorgt. Dieser Schatz ist durch eure Wahl noch vermehrt worden. Ein Staatsstreich entfernt

mich von dem Posten, wo Andere mit mehr Talent, aber nicht mit mehr Eifer die Rechte der großen Familie und diejenigen eines Landes vertheidigen werden, das unter die ersten gehört, welche die Fackel der Freiheit angezündet haben. Gebe der Himmel, daß dieser Staatsstreich nicht auf seine Urheber zurückfalle, und nicht das Schicksal unsers unglücklichen Vaterlandes noch verschlimmere. Aber dadurch sind die Bande der Hochachtung und Zuneigung, die mich an Euch knüpfen, nicht zerrissen. Theilet diese meine Gefühle euren Mitbürgern mit. Die Gegend, worin ich zuerst das Tageslicht erblickt habe; alle diejenigen, womit geistliche und weltliche Verhältnisse mich in Verbindung gesetzt haben, stellen sich lebhaft meinen Gedanken dar, und so lange ich einen Lebenshauch besitzen werde, soll bei der Erinnerung an die Meurthe- und Isère-Departements eine sanfte Rührung mein Herz bewegen."

Zwar wurde der Entschluß der Deputirtenkammer in einigen Blättern als ungültig erklärt, weil die Berathschlagung überschrieen worden sei, und einige Anhänger Gregoire's schlugen ihn von neuem dem Isère-Departemente zum Deputirten vor,*) wie einst der bekannte **Wilkes** von der Londner Bürgerschaft dem Parlamente wieder zugeschickt wurde, das ihn ausgestoßen hatte. Allein die angesehensten Liberalen unter-

*) „De même qu'au sénat, il n'entrera à la chambre que par réélection; c'est à vous, Electeurs de l'Isère, à faire ressortir son nom de l'urne électorale; frappez, frappez pour lui à la porte de la chambre, et les Troyens même qui se cachaient naguère sous l'habit des grecs, ouvriront. Faites pour lui ce qu'il fit pour les autres. Il demanda à la convention le rappel de Lanjuinais et des autres victimes du 31. Mai, faites pour lui ce que d'autres firent par estime pour son mérite et son caractère, malades, ils se firent porter au Sénat pour lui donner leur voix. Que les timides prennent courage; que les malades et les convalescens se fassent porter au milieu de l'assemblée électorale; que tous en appellent à leur patriotisme, et qu'ils renomment Grégoire!"

Appel aux contemporains, à la postérité, et plus particulièrement aux électeurs de l'Isère, sur l'élection d'Henri Grégoire, par I. Lavaud. Paris 1820.

stützten diesen Vorschlag keineswegs; auch mochten die Wahlherren ihre Uebereilung wohl eingesehen haben; denn sie wählten nunmehr einen andern Deputirten.

Hiemit ist Gregoire's politische Laufbahn wahrscheinlich geschlossen. Seines hohen Alters ungeachtet, arbeitet er noch thätig an literarischen Werken. und hat sich in der letzten Zeit unter andern der Beiwirkung an einer freisinnigen Zeitschrift: La chronique religieuse, ämsig angenommen. Die Ultras scheinen ihn allmählig vergessen und in Ruhe lassen zu wollen, seitdem sie es dahin gebracht haben, ihn von der Theilnahme am Staatsgeschäfte auszuschließen, und seitdem sie den Vorwand seiner Ernennung geschickt dazu benutzt haben, um das Wahlgesetz abändern zu lassen. Sogar Minister haben sich nicht gescheut, Gregoire's Ernennung als warnendes Beispiel anzuführen, zu der Zeit, als sie mit den Ultras gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, um die eben befestigte bürgerliche Freiheit wieder zu zerrütten.

Wenn man, abgesehen von allen politischen Verhältnissen, Gregoire bloß als Menschen und Gelehrten betrachtet, so erscheint sein Bild stets in dem vortheilhaftesten Lichte. Das Alter hat nicht den mindesten Einfluß auf sein lebhaftes Gemüth ausgeübt. Sein für alles Gute stets empfänglicher, für das gemeinschaftliche Wohl stets sorgender Geist ist in unaufhörlicher Beschäftigung. Die Milde seines Charakters, die strenge Reinheit seiner Sitten, die Wärme seiner Phantasie und die ihm angeborne Urbanität, dann sein Scharfsinn und seine große Belesenheit verbreiten über seinen Umgang eine außerordentliche Anmuth; weshalb auch alle Fremden, die in Paris nach der Bekanntschaft mit berühmten Männern streben, sich vorzugsweise an ihn hängen: alle werden von ihm mit liebenswürdiger Zuneigung empfangen, und wohl kein Pariser Gelehrter ist persönlich, so wie er, in ganz Europa bekannt. Lady Morgan erzählt in ihrem Werke über Frankreich, ein würdevoller Prälat, mit der Sprache eines Brutus oder eines Hampden, wäre ihr als eine sonderbare Erscheinung aufgefallen, und sie hätte ihn mehrmals gefragt, welche früheren Eindrücke dem Bischofe von Blois den Geist eines Cato oder eines

Russell eingehaucht hätten; worauf er stets mit der Einfalt eines Klausners geantwortet hätte: „Mein Herz und die heilige Schrift sind immer meine Führer gewesen; ersteres hat mich gelehrt, mit den Unterdrückten Mitleid zu haben; und alle meine Gedanken und Grundsätze über die Freiheit habe ich in letzterer gefunden.“

Gregoire ist ein hagerer Mann von schlankem Wuchse; in seinem Gesicht sind seine kleinen Augen mit der hervorspringenden kurzen Stirn besonders bemerkbar; sein äußerst reinlicher geistlicher Anzug steht ihm sehr wohl an; aus seinem Gespräch und sogar aus dem frömmelnden Tone seiner Rede erkennt man übrigens sehr bald seinen Stand. Als Schriftsteller hat er vor vielen andern Franzosen den Vorzug, daß er mit der fremden Literatur vertrauter ist als sie, besonders im geistlichen Fache, wozu sein ausgebreiteter Briefwechsel mit fremden Gelehrten nicht wenig beiträgt. Sein Vortrag hat mehr Kraft als Eleganz; seine Gedanken verrathen mehr einen hellen Verstand als einen tiefsinnigen Denker; auch ist er selten über einen gewissen Kreis von Gedanken hinausgegangen, die er mehr oder weniger fast in allen seinen Schriften wiederholt; doch sind sie noch nicht überflüssig geworden, da es noch eine Menge vorurtheilvoller Menschen giebt, denen sie nicht als Wahrheiten einleuchten wollen. Ueberhaupt scheint Gregoire sich stets bestrebt zu haben, durch seine Schriften vielmehr nützlich zu werden, als Gefallen zu erregen. Seine in der Revolution geschriebenen Werke tragen das Gepräge der Geistesunbändigkeit jener Zeit; nach diesen darf man ihn nicht als Schriftsteller beurtheilen, obschon sich gerade in diesen seine Phantasie am glühendsten zeigt.

Als Reformator der Staatsverfassung seines Vaterlandes und des gesellschaftlichen Zustandes überhaupt ist er zu sehr dem Katholicismus ergeben geblieben; doch wohl mehr aus Charakterfestigkeit oder Ueberzeugung als aus Eigennutz; denn selbst unter seinen Standesgenossen hat ihm diese Anhänglichkeit an den römischen Cultus wenig Freunde erworben, und die Geistlichkeit nicht abgehalten, ihn anzufeinden, weil sie ihn stets als einen der Urheber der Abschaffung geistlicher Vorrechte betrachtet. Die ultramontanische Partei kann es ihm vollends

nicht vergeben, daß er stets den päpstlichen Anmaßungen entgegen gearbeitet hat.*) Allein das Geschrei seiner Feinde hat ihn nimmer von seiner Bahn abgeschreckt. „Die wahren Menschenfreunde," sagt er in einer seiner früheſten Schriften, „sinnen nur darauf, wie sie nützlich werden können; sie setzen sich aller Art von Verfolgung aus, um den Sieg der großen Grundsätze der Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit zu befördern, welche die Natur uns einprägt und die Religion heiliget, und ohne welche die Menschen bald ins Elend versinken, und die Staaten zerfallen."

---

*) Unter einem Bildnisse, das ihn vorstellte, hatte man folgende Verse gesetzt:

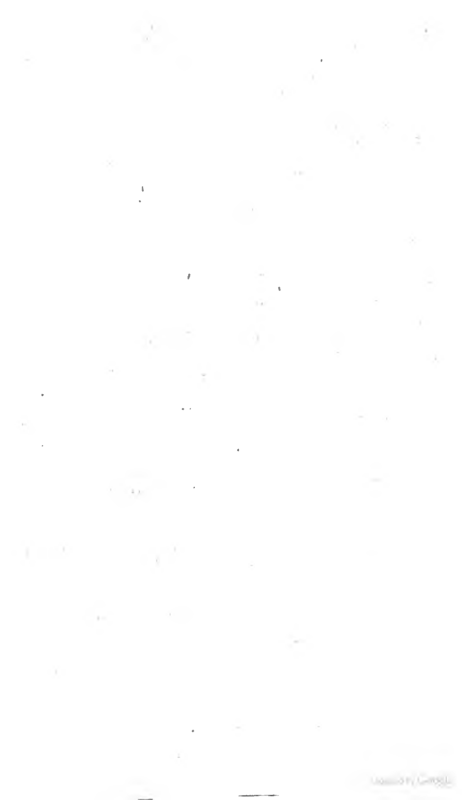
Des droits sacrés de l'homme intègre défenseur
D' une secte hypocrite il méprise l'euvie,
Et fidèle à la loi que lui dicte son coeur,
Jl croit servir son Dieu, lorsqu'il sert sa patrie.

Und unter einem andern nachstehende Verse:

Cet utile miuistre, exemple des pasteurs,
A la religion joint la philosophie;
Respectez, vains prélats, sa rare modestie,
Ses vertus font rougir vos superbes grandeurs.

Wogegen seine Feinde ihm folgende Inschrift dichteten:

Grégoire, comte, prêtre et député
Nobles ne veut, pape, ni royauté.



Carl Theodor von Dalberg

Fürst-Primas des Rheinischen Bundes und
Großherzog zu Frankfurt.

Von

August Krämer.

Carl Theodor von Dalberg

Fürst-Primas des Rheinischen Bundes und Großherzog zu Frankfurt.

Das Geschlecht der Dalberge, in den frühesten Familienurkunden auch Thalburge, Dalburge genannt, ist eines der ältesten und edelsten deutschen Geschlechter, das im Staate und in der Kirche von jeher die angesehensten Würden bekleidet hat. Bekannt ist der jedesmalige Ausruf des kaiserlichen Herolds bei den ehemaligen deutschen Kaiser-Krönungen: ist kein Dalberg da? —! War ein Sprößling dieses uralten Hauses vorhanden, so trat er jetzt vor, und empfing von dem gekrönten Kaiser vor allen übrigen anwesenden deutschen Rittern den ersten Ritterschlag, zum Beweise: wie sehr dieses Geschlecht der Dalberge schon in den grauesten Zeiten des Alterthums als eines der ersten, verdienstvollesten und vorzüglichsten des deutschen Vaterlandes anerkannt war. So wußten die herrlichen Ahnen dieses Hauses den Ruhm ihres Geschlechts auch in ihren Nachfolgern zu verewigen, und die ausgezeichneten Thaten derselben fanden selbst vor der Majestät des deutschen Kaiserthrones vor allen andern Geschlechtern bei jeder Kaiserkrönung die öffentliche dankbare Anerkennung.

Das Geschlecht der Freiherren von Dalberg, ehemaligen Kämmeren von Worms, theilt sich in zwei Linien, nämlich in die Dalberg-Hernsheimer Linie, und in die Linie Dalberg-Dalberg. Die alten Stammgüter und Besitzungen derselben, von welchen sie

auch den Namen haben, liegen größtentheils auf dem linken Rheinufer, in dem Rheinkreise des Königreichs Baiern in der Nähe der Städte Speyer und Worms. In den frühesten Zeiten Deutschlands, im Jahre 969 finden wir schon einen Freiherrn von Dalburg, und bei der wachsenden Macht des Hauses Habsburg, treten die Dalberge als Stützen desselben auf. Im Jahre 1353 erlosch dieses Geschlecht der Dalberge in der letzten weiblichen Blüthe desselben, in der Greta von Dalberg. Diese heurathete im Jahre 1330 den Ritter Gerhard, Kämmerer von Worms, worauf die Dalbergischen Besitzungen und der Name Dalberg an die Kämmerer von Worms fielen. Von dieser Greta von Dalberg und ihrem Gemahl Gerhard stammt das jetzt blühende Dalbergische Geschlecht ab. Einem Kämmerer Diether von Dalberg wurde im Jahre 1514 ein Rechtsbuch zugeeignet, so wie im Jahre 1521 die Uebersetzung einer geistlichen Rede des Bischofs Gregor. Ausgezeichnete Männer des Dalbergischen Geschlechts waren der Bischof und Kämmerer von Worms Johann von Dalberg, gebohren 1445, gestorben 1503, welcher in dieser berühmten Familie als ein großer Beschützer der Künste und Wissenschaften hervorragt, und dessen verdienstvolles Leben und Wirken uns der Geheime-Rath Zapf trefflich geschildert hat*). Er stiftete, von dem berühmten Conrad Celtes aufgemuntert, die sogenannte rheinische gelehrte Gesellschaft, die auch von Celtes, dem Veranlasser derselben die Celtische genannt wurde; ihr Hauptsitz war die Stadt Heidelberg, und Bischof Johann von Dalberg ihr Vorsteher. Nicht minder merkwürdig in der Geschichte des Dalbergischen Geschlechts sind Heribert von Dalberg, gewesener Erzbischof und Churfürst zu Kölln (starb 1023); Wolfgang von Dalberg, Erzbischof und Churfürst zu Mainz (st. 1601); Adolph von Dalberg, Fürstabt zu Fulda, welcher daselbst im Jahre 1734 eine katholische Universität stiftete, und sehr viel für die Pflege der Wissenschaften gethan hat; Friedrich Anton von Dalberg, gewesener Churmainzischer Hofraths-Präsident (st. 1705);

*) G. W. Zapf über das Leben und die Verdienste Johann von Dalberg's, ehemaligen Bischofs zu Worms u. s. w. Augsburg 1789. S. 20.

Philipp Franz Eberhard von Dalberg, Präsident des kaiserlichen Reichskammergerichts zu Wetzlar, (st. 1692) u. s. w. Am merkwürdigsten in dem uralten Stamme der Dalberge ist aber Carl Theodor, dessen ehrwürdigem Andenken diese biographische Darstellung ausschließlich gewidmet ist *).

Wir gehen nach dieser kurzen geschichtlichen Einleitung nunmehr zu ihm selbst über:

Carl Theodor Anton Maria, Reichsfreiherr von Dalberg, lezter Churfürst von Mainz. und Churerzkanzler, späterhin Fürst-Primas der rheinischen Conföderation, und Großherzog von Frankfurt stammt ab von dem Geschlechte der Dalberge, Hernsheimer Linie, und ist gebohren am 8. Februar 1744 auf dem Stammschlosse Hernsheim bei Worms. Sein Vater war der verdienstvolle Reichsfreiherr Franz Heinrich von Dalberg, churfürstlich-mainzischer Geheimerath, Statthalter von Worms, und Burggraf zu Friedberg.

Carl Theodor hatte folgende Geschwister:

a. Wolfgang Heribert, Reichsfreiherr von Dalberg, geb. 1749, ehemals churpfalz-baierischer Oberappellations-Gerichts-Präsident zu Mannheim, nach dem Uebergang der Rheinpfalz an das Großherzogthum Baden aber badischer Staatsminister, von Kaiser Leopold II. bei der Krönung zu Frankfurt zum ersten Reichsritter geschlagen, starb zu Mannheim im Jahre 1806. Er war ein großer Gönner und Beschützer der Wissenschaften und Künste, und ihm verdankt Mannheim sehr viel. Die dortige deutsche Gesellschaft erhielt durch ihn ein neues Leben, und lange Zeit war er ihr Präsident; das Mannheimer Theater brachte er durch seine Thätigkeit, und seine einsichtsvolle

*) Classisch für die Geschichte des Dalbergischen Geschlechts ist folgendes Werk: Genealogische und historische Beschreibung der Herrn Kämmerer von Worms, Herrn von Dalberg, von Nikolao Bickard, des hohen Domstiftes zu Mainz Genealogisten. Mainz. Fol.

Leitung auf eine so hohe Stufe der Kunst, daß es lange Jahre als die erste Pflanzschule Deutschlands für die dramatische Kunst dankbar anerkannt wurde, und jene Zierden der deutschen Bühne, wie Iffland, Beil, Beck u. a. daraus hervorgingen. Seine vielen Schriften, besonders seine herrlichen Leistungen für die Bühne finden wir bei Meusel angegeben *).

b. Johann Friedrich Hugo, Reichsfreiherr von Dalberg, geb. 16. Mai 1760, gewesener Domkapitular von Trier, Worms und Speyer, lebte theils bei seinem Bruder Carl Theodor (damals Statthalter zu Erfurt); theils bei seiner Schwester Antoinette zu Aschaffenburg. Er war, wiewohl körperlich etwas mißgebildet, ein höchst ausgezeichneter geistvoller Mann, ein tiefer Kenner der Tonkunst, die er meisterhaft ausübte. Seine Forschungen über die Aesthetik und Archäologie der Musik werden allen Verehrern der Tonkunst stets classisch bleiben. In seinem Privatleben war er einfach, bescheiden, und von so vielen Seiten höchst verehrungswürdig; dabei war er so gefällig und zuvorkommend, daß wir uns noch jetzt seiner mit dankbaren Empfindungen erinnern. In der Pflege der Musen, und im Umgange mit seinen edlen Geschwistern, besonders mit seiner Schwester Antoinette, fand er seinen Himmel auf dieser Erde Er starb zu Aschaffenburg im Jahre 1813. Seine gelehrten Forschungen finden wir größtentheils bei Meusel verzeichnet **).

c. Antoinette, Freifrau von Dalberg, geb. 11. Januar 1757, Stiftsdame zu St. Marin im Kapitel zu Kölln, seit vielen Jahren zu Aschaffenburg wohnhaft, ist von sämtlichen Geschwistern des verstorbenen Großherzogs Carl Theodor noch allein am Leben.

Wolfgang Heribert hinterließ drei Kinder, deren wir zur Vervollständigung dieser Genealogie des Dalber-

*) Meusel's gelehrtes Deutschland. Bd. 2. S. 11. 12.

**) Meusel's g. D. Bd. 2. S. 9.

gischen Geschlechts, Hernsheimer Linie, gleichfalls gedenken müssen, nemlich:

a. Emmerich Joseph, vormals Reichsfreiherr, jetzt Herzog von Dalberg, geb. 30. Mai 1773, und gegenwärtig der einzige männliche Sprößling der Linie Dalberg-Hernsheim. Er erhielt seine erste Erziehung in seinem väterlichen Hause, unter der Leitung eines Herrn Helwig, und die Versammlungen so vieler ausgezeichneter gebildeter Männer, bei seinem Vater zu Mannheim, wirkten höchst vortheilhaft für die Entwickelung seiner glänzenden Geistesfähigkeiten. Er gieng hierauf mit seinem Hofmeister Eckhart auf die Universität Göttingen, machte nach zurückgelegter akademischer Laufbahn mehrere Reisen zu seinem Onkel Carl Theodor nach Erfurt, ferner nach Wien, Regensburg u. s. w. Als die Rheinpfalz an Baden fiel, trat er, wie sein Vater, in badische Dienste, wurde großherzoglich badischer Gesandter bei Napoleon zu Paris, und von demselben (den 14. October 1810) zum Herzog von Dalberg erhoben, nachdem er bereits früher die badischen Dienste verlassen, und wegen seiner älterlichen Stammgüter, die auf dem linken Rheinufer, mithin in dem damaligen Frankreich lagen, das deutsche Staatsbürgerrecht mit dem französischen vertauscht hatte. Bei dem Einzug der alliirten Monarchen zu Paris war er ein Mitglied der, von dem französischen Senat am 1. April 1814 aufgestellten provisorischen Regierung, gieng hierauf als zweiter kön. französischer Gesandter zu dem Congresse nach Wien, und wurde im Jahr 1816 als französischer Ambassadeur bei dem königlich sardinischen Hofe zu Turin angestellt. Er ist ein Staatsmann von großen ausgezeichneten Eigenschaften, und ein würdiger Abkömmling des berühmten Dalbergischen Geschlechts. Im Jahre 1808 vermählte er sich mit Pelina, Gräfin von Brignole aus Genua. Ob aus dieser Ehe Kinder vorhanden sind, ist uns unbekannt.

b. Franziska, Freifrau von Dalberg, geb. 7. Junius 1777, Gemahlin des königlich baierschen Herrn Staats- und Finanzministers Freiherrn von Lerchenfeld; lebt zu München.

c. Maria Anna, Freifrau von Dalberg, geb. den 27. September 1778, vermählt in erster Ehe mit Franz Carl Grafen von der Leyen und Hohengeroldseck; nach dessen Absterben zum zweitenmal vermählt mit dem großherzoglich badischen Herrn Obersilberkämmerer, Freiherrn von Venningen; lebt theils in Mannheim theils in Carlsruhe.

Diese sind die Abkömmlinge des edlen Dalbergischen Geschlechts, Hernsheimer Linie.

Die Linie Dalberg-Dalberg blüht gegenwärtig noch in zwei Familien, mit acht Gliedern fort, nemlich:

a. die Linie von Friedrich Franz Carl, Kämmerer von Worms, Freiherr von und zu Dalberg, geb. den 21. März 1751; er war ehemals großherzoglich frankfurtischer und fürstlich primatischer Geheimerath, und ist jetzt der Aelteste des Geschlechts. Er wurde bei der Kaiserkrönung Franz II. zu Frankfurt von diesem Monarchen zum ersten Reichsritter geschlagen, und ist vermählt mit Marie Anne, Freifrau von Greifenklau zu Vollraths; er wohnt gegenwärtig zu Aschaffenburg, und hat zwei Söhne und zwei Töchter.

b. die Linie von Carl Alexander, Freiherr von und zu Dalberg; geb. den 4. Febr. 1775, vormals großherzoglich frankfurtischer und fürstlich primatischer Kammerherr, vermählt im Jahr 1806 mit Johanna, Freifrau von Sturmfeder; wohnt gleichfalls zu Aschaffenburg *).

Wir haben es für zweckmäßig erachtet, diese genealogische Darstellung des uralten berühmten Dalbergischen Geschlechts unsern Lesern vorlegen zu müssen, und

*) Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie, fünfte Aufl. Bd. 3. S. 9.

kehren jetzt zu dem merkwürdigsten Abkömmling dieses Geschlechts, zu dem Fürsten-Primas und Großherzog Carl Theodor von Dalberg selbst zurück.

Seine ersten Jugendjahre verlebte Carl Theodor zu Mainz, unter den Augen seines Vater, welcher mit nicht zu ermüdender Sorgfalt seine Erziehung leitete, und ihn mit den trefflichsten Lehrern versah. Er gieng hierauf nach den Universitäten Göttingen und Heidelberg, schrieb auf letzterer Universität nach beendigter akademischer Laufbahn eine Dissertation, die wir am Schluße bei dem Verzeichniß seiner Schriften angeben werden, und wurde Doctor beider Rechte. Von Heidelberg kehrte Carl Theodor in das väterliche Haus nach Mainz zurück, und dieser Aufenthalt wurde nur durch verschiedene Reisen unterbrochen, die er dem Wunsche seines Vaters zufolge, in verschiedene Gegenden Deutschlands, und an mehrere deutsche Höfe anstellte.

Dem Vater, als Sprößling eines so alten erhabenen Geschlechts lag es sehr am Herzen, seinem ältesten Sohne Carl Theodor, eine solche Laufbahn zu eröffnen, die sowohl dem Glanze des Hauses Dalberg, als auch den ausgezeichneten Eigenschaften des Sohnes angemessen wäre. Diese schöne Hoffnung glaubte er nur in der Kirche erreichen zu können, und widmete daher seinen Sohn Carl Theodor mit dessen Einwilligung dem geistlichen Stande; der junge Dalberg wurde jetzt Domicellar in dem Erzstifte Mainz, und den Hochstiftern Würzburg und Worms, späterhin in dem erstern Capitularherr, und in den beiden andern Domherr. In Mainz arbeitete Dalberg schon im jugendlichen Alter an der Seite der, um dem Churstaat so verdienten Staatsmänner Groschlag und Benzel, wurde in dieser großen Schule der Staatsverwaltung mit der Behandlung der Geschäfte vertraut, und zuletzt dem churfürstlichen Ministerium selbst als Mitarbeiter beigegeben. Auch der ehemalige österreichische Staatsminister und Statthalter der Lombardey, Graf von Firmian, wirkte höchst vortheilhaft auf die Ausbildung Dalberg's, und stand bis zu seinem Tode mit ihm in Briefwechsel. Zu Würzburg erwarb sich Dalberg als Domscholastikus, Rektor der Universität, und Schulrath unter der Regierung des unvergeßlichen Fürstbischofs Carl

Ludwig von Erthal, gleichfalls bleibende Verdienste um das Erziehungswesen, die noch jetzt reife Früchte tragen *).

Der damalige Churfürst von Mainz, Friedrich Carl Joseph bemerkte bald die großen Geistesfähigkeiten Dalberg's, suchte diesen hoffnungsvollen jungen Mann daher auszuzeichnen, und beehrte ihn mit seinem Vertrauen. Im Jahre 1772 wurde Dalberg zum wirklichen Geheimenrath und zum Statthalter von Erfurt ernannt, und dadurch nunmehr in die Geschäftswelt als Staatsmann selbst eingeführt. In die Blüthe dieser Zeit fällt die Erscheinung seiner ersten classischen Schrift: Betrachtungen über das Universum, Erfurt 1777, mit welcher er auf eine so glänzende Weise in die schriftstellerische Welt eintrat, und welche den ungetheilten Beifall in ganz Deutschland erhielt. Wir werden auf diese Schrift am Schlusse dieses biographischen Gemäldes zurück kommen.

Als Statthalter zu Erfurt entwickelte Dalberg seine vielen Kenntnisse auf eine sehr gemeinnützige Weise, und groß sind die Verdienste, die er sich hier in seinen Lorberkranz wand. Der kleine Staat Erfurt, eingeengt zwischen die Gebiete von Sachsen-Gotha, Sachsen-Weimar, Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt stand in so vielseitigen, oft unangenehmen Berührungen zu seinen Nachbarn, und doch wußte Dalberg mit allen eine ungestörte Eintracht zu erhalten, und dem kleinen Staate durch seine weise Leitung überall Achtung und gerechte Anerkennung zu erwerben. Er besuchte häufig das Hoflager des geistvollen Herzogs Ernst von Gotha (gest. den 20. April 1804), das deutsche Athen, Weimar u. s. w. und von diesem Zeitpunkte an datirt sich auch seine persönliche Bekanntschaft und Freundschaft mit den Heroen der neuesten deutschen Literatur, mit Wieland, Herder, Schiller und Göthe, welche den, durch Schriften, Thaten und Wandel höchst ausgezeichneten Dalberg, liebe-

*) F. K. Felder's Gelehrten-Lexicon der katholischen Geistlichkeit Deutschland's und der Schweiz. Landshut, 1817. Bd. 1. S. 130. u. f.

voll in ihren Kreis einführten, und durch ihren lehrreichen Umgang, seinen Geist immer mit neuen Ideen und Ansichten befruchteten, die er rastlos bis zu ihrer Entwickelung verfolgte, wie das Verzeichniß seiner gelehrten Forschungen angeben wird.

Doch, wir wenden uns zu ihm als Statthalter von Erfurt, und hier finden wir ihn, als den regen unermüdeten Beförderer des bürgerlichen Wohlstandes, der mit Vaterliebe seine Untergebenen umschließt, und in ihrem Glücke nur das seinige findet. Er hat sich dort das schönste Denkmal gestiftet, was einem Sterblichen hienieden zu Theil werden kann: er schied mit dem Segen und der lauten Rührung dieser dankbaren Bürger aus ihrer Mitte. Groß sind seine Verdienste um Erfurt, durch weise Gesetze, die er gab, durch strenge Handhabung des Rechts, durch Begünstigung der Landwirthschaft, der Gewerbe und des Handels. Nicht die Prämien waren es, wodurch er dort den Keim zu so manchem Guten legte, sondern seine väterliche Sorgfalt, mit welcher er die Hindernisse zu entfernen, und die Industrie seiner Bürger auf eine höhere Stufe zu leiten wußte. Eben so thätig finden wir ihn in der Aufmunterung der Wissenschaften und Künste, indem er die Erfurter Akademie nützlicher Wissenschaften, welche aus Mangel an Unterstützung sich in einen engen Kreis zurückzuziehen genöthigt war, durch ausgemittelte Fonds in ein neues Leben hervor rief; überall Verbindungen mit berühmten Gelehrten anknüpfte, die veraltete Verfassung derselben in eine, dem Zeitgeiste gemäße umschuf, und nicht blos ihr Präsident, sondern auch eines ihrer fleißigsten Mitglieder wurde, das bei den meisten Sitzungen seinen Collegen Ausarbeitungen über interessante Gegenstände mittheilte, die wir in den Schriften dieser gelehrten Gesellschaft abgedruckt finden*). Sein Wohnhaus, die sogenannte Statthalterei, war der Sammelplatz aller Gebildeten der Stadt, und der Umgebungen; kein Gelehrter oder Künstler ging durch Erfurt, ohne an Dalberg's Thüre freundlich anzuklopfen, und ihn, den Kenner und Beschützer der Wissen-

*) Acta acad. electoral. mogunt. scient. util. Erford. de anno 1757 usque ad annum 1806. 22 Bände.

schaften mit hoher Achtung zu begrüßen. Die geistreichen Unterhaltungen in dem Dalbergischen Hause, die Lichtfunken, die von dem Besitzer ausgingen, die innige Theilnahme, welche sein Herz für alles Edle und Gute hegte, wirkten beglückend und segenbringend für alle Stände. Liebe brachte er allen Menschen entgegen, Liebe und Verehrung erhielt er von ihnen zurück; man nenne dem Erfurter den Namen: Dalberg, und sein Herz lößt sich in eine süße Wehmuth auf.

Im Jahre 1787 wurde in dem Domcapitel zu Mainz zur Wahl eines Coadjutors und Nachfolgers des damals regierenden Churfürsten Friedrich Carl Joseph geschritten. Wie bei allen Wahlen geistlicher Fürsten, besonders der geistlichen Churfürsten, die Kabinette von Wien und Berlin nicht gleichgültig seyn konnten, so war es auch jetzt wieder der Fall. Der Churfürst Friedrich Carl Joseph wünschte zu seinem Coadjutor und Nachfolger, den damaligen Domherrn des hohen Erzstiftes Mainz, Christian Carl Ludwig Freiherrn von Dienheim, Domicellar zu Speyer, des Ritterstiftes St. Ferutii zu Bleidenstadt Capitularherrn, und churmainzischen Hoffkammerpräsidenten; der österreichische und preußische Hof waren aber diesem Candidaten abgeneigt, und erklärten sich mehr für den Statthalter zu Erfurt Carl von Dalberg, der im südlichen und nördlichen Deutschland eines sehr ausgezeichneten vortheilhaften Rufes genoß. Andere Candidaten waren der Domprobst Damian Friedrich Graf von der Leyen und Hohengeroldseck, und der, späterhin zum Fürstbischof von Würzburg erwählte Domherr und Dechant Georg Carl Franz, Freiherr von Fechenbach, damaliger Statthalter zu Mainz. Da Dalberg eine so mächtige Unterstützung für sich hatte, und viele Stimmen im Capitel sich für ihn erklärten, so konnte der Churfürst Friedrich Carl Joseph mit den zwölf Stimmen für seinen Candidaten von Dienheim nicht durchdringen; auch Fechenbach renuncirte auf die erhaltenen wenigen Stimmen zu Gunsten Dalberg's, und jetzt trat der Churfürst selbst auf Dalberg's Seite. Dieser wurde daher noch in der Nacht vom 5. Junius 1787 beinahe einstimmig zum Coadjutor und Nachfolger in dem Churfürstenthum Mainz, und am 18. Junius

dieses Jahres zum Coadjutor in dem Hochstifte Worms erwählt, und proclamirt*).

Als Coadjutor führte Dalberg die Statthalterschaft zu Erfurt noch immer fort, und diese praktische Regentenschule weihte ihn immer mehr und mehr in die Regierungskunst ein, um künftig mit kräftiger Hand die Leitung des Churstaates Mainz und des Hochstiftes Worms zu übernehmen. Er machte von hier aus eine Reise nach Wien, und wurde bei dieser Gelegenheit dem kaiserlichen Hofe auch persönlich auf das Vortheilhafteste bekannt.

In die Periode dieses Aufenthalts zu Erfurt fällt der Briefwechsel, welchen Carl von Dalberg mit dem unvergeßlichen, für alles Gute und Nützliche glühenden Kaiser Joseph II. über die innern Angelegenheiten Deutschlands führte, und welcher zum Zweck hatte, das so vielseitig getheilte Interesse der deutschen Fürsten in einen Brennpunkt zu vereinigen, und dadurch die Kraft und Würde der deutschen Nation zu erheben, und zu befestigen. Es ist Schade für die Geschichte seines politischen Lebens, daß dieser Brief Dalberg's nicht bekannt gemacht worden ist, der gewiß sehr heilsame weise Vorschläge für die Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes enthielt, wie uns schon die Antwort des erhabenen edlen Kaisers belehrt. Wir können nicht umhin, diese Antwort unsern Lesern zur Würdigung des Dalbergischen Bestrebens hier wörtlich mitzutheilen:

Wien, den 13. Julius 1787.

„Ich habe, mein lieber Baron! mit vielem Vergnügen Ihr Schreiben durch den Grafen von Trautmannsdorf erhalten. Recht gern nehme ich das Anerbieten an, welches Sie mir machen: Ihre Ansichten über die Mittel mir mitzutheilen, um das allgemeine Wohl Deutschlands zu erzielen, unsers gemeinschaftlichen Va-

*) Biographie des hommes vivants. Paris, 1817. Tom. II, p. 282. Die, in diesem Werke angegebenen Notizen sind jedoch nicht ganz vollständig.

terlandes, das ich gerne so nenne, weil ich es liebe, und stolz darauf bin, ein Deutscher zu seyn. Wir haben darin eine völlig gleiche Denkungsart, und ich glaube, wenn Alle so dächten, und gerecht wären, so würde man sich nicht beklagen, einen Obern zu haben, wie ich bin, so wie ich Ihnen versichere, daß ich mich sehr glücklich fühlte, wenn alle Churfürsten und Fürsten so dächten, wie Sie, mein lieber Coadjutor, den ich der Kenntniß und wiederholten Beweise wegen, die ich von der Rechtlichkeit Ihres Charakters und Ihrer Einsicht habe, achte und liebe. Gleich Ihnen habe ich mich öfters beschäftigt, darüber nachzusinnen, was unser Vaterland glücklich machen könnte; ich bin ganz einstimmig mit Ihnen, daß nur ein enges Band des Kaisers mit dem deutschen Staatskörper und seinen Mitstaaten das einzige Mittel sey; aber bis dahin zu kommen, — hierin liegt der Stein der Weisen. Er ist um so schwerer zu finden, da es darauf ankömmt, die verschiedenen Interessen zu vereinen, besonders der Untergebungen, die vorsätzlich die Angelegenheiten Deutschlands verwirren, und sie zu einer, wahrhaft unerträglichen Pedanterei machen, um die Fürsten abzuschrecken, ihre Angelegenheiten durch sich selbst zu betrachten, um sie über ihre eigenen Interessen zu verblenden, sie in Abhängigkeit zu erhalten, und sich nothwendig zu machen; indem man Mährchen aller Gattungen erfinnt, abgeschmackte Ideen ausbreitet, die man erdichtet, ihnen glauben macht, und wornach man sie zu handeln bewegt, als ob es die wahrsten Thatsachen wären. In jeder Gesellschaft, von welcher Art sie sey, muß ein, Allen gemeinschaftliches Objekt vorhanden seyn, aber das Wort: Patriotism, dessen man sich so gemeinlich bedient, sollte ausschließlich auch eine reelle Bedeutung haben, während das Interesse des Augenblicks, die Eitelkeit der Personen, politische Intriguen, Verbindungen bilden, und Besorgniße, rege machen, denen man, selbst bis zu den juridischen Entscheidungen unter Einzelnen, Alles unterwerfen möchte. Wenn unsere guten deutschen Mitpatrioten sich wenigstens eine patriotische Denkungsart geben könnten, wenn sie weder Gallomanie noch Anglomanie, weder Prussiomanie, noch Austromanie hätten, sondern eine Ansicht, die ihnen eigen wäre, nicht von Andern erborgt; wenn sie wenigstens selbst sehen, und ihre Interessen prüfen wollten, während sie meistens nur das Echo einiger elenden Pedanten und Intrikanten

sind. Ihnen, mein lieber Baron! ist dieses rühmliche Unternehmen einzig aufbewahret, und wenn es Ihnen mißlingt, dann muß man ihm auf immer entsagen; denn zum erstenmale sehe ich zu meinem großen Vergnügen ganz Deutschland auf einen Punkt vereinigt, nemlich in seiner Ansicht über Ihre Person. Alle verschiedenen Partheien lassen Ihrem Charakter und Ihren Einsichten Gerechtigkeit widerfahren, während Sie der Schrecken der Brausköpfe, der Intrikanten und Pedanten sind.

Glauben Sie daher, daß ich mit aller Aufrichtigkeit und Achtung bin

Mein lieber Baron

Ihr wohlgeneigter

Joseph." *)

Wer kann diesen schönen Brief lesen, ohne nicht von inniger Verehrung gegen den unvergeßlichen Kaiser, und den biedern Dalberg durchdrungen zu werden! — Man denke sich beide als Regenten auf ihren Thronen, den Kaiser als Oberhaupt des deutschen Reichs, Dalberg als Churerzkanzler und ersten Churfürsten, jeden von dem Wunsche beseelt, das Wohl des deutschen Staatenbundes zu befördern, — welche glückliche Folgen würde diese seltene Harmonie edler großherziger Gesinnungen der ersten Fürsten des Bundes für Deutschland gehabt haben! — — Doch beiden vortrefflichen Fürsten waren härtere Prüfungen vorbehalten. Joseph unterlag im Kampfe mit seinen eigenen Unterthanen, deren Wohlfart er mit unermüdender Anstrengung zu befördern und zu erhöhen suchte, die aber für seine großen Pläne noch nicht reif waren; Dalberg unterlag als ein Opfer einer fremden listigen Politik, die, wie ein Polyp ihn mit tausend Netzen umspann, ihn, der stets das Gute bezweckte, zu Verirrungen, zu falschen Maßregeln hinriß, und zwar in einer sturmbewegten, gefahrvollen Periode, wo der menschlichen Verirrungen und

*) Frankfurter Oberpostamts-Zeitung. Jahrgang 1819. No. 346.

Mißgriffe so viele geschahen. In ruhigeren, friedlichen Zeiten, unter glücklicheren Auspicien würden beide Regenten als Sterne erster Größe am Himmel der Geschichte glänzen; aber ein feindseliger Genius wies ihnen eine Bahn an, die sie nur unter Dornen wandern konnten*).

Wir kehren zu Dalberg zurück.

Carl Theodor stand jetzt theils durch seine persönlichen ausgezeichneten Eigenschaften, theils als künftiger Churfürst von Mainz und Erzkanzler des deutschen Reichs auf einer so hohen Stufe, daß er die Aufmerksamkeit des Inn- und Auslandes auf sich zog; dennoch begünstigte ihn das Glück noch mehr, und hob ihn von Würde zu Würde empor. Am 3. Februar 1788 erfolgte zu Mainz seine feierliche Einsetzung als Priester. Am 18. Junius 1788 wurde er zum Coadjutor des Fürstbischofs von Constanz, Max Christoph, Reichsfreiherrn von Rodt ernannt, und zugleich am 31. August 1788 zu Bamberg als Erzbischof von Tarsus consecrirt; am 15. October 1797 traf ihn gleichfalls die Wahl zum Probsten des Domcapitels zu Würzburg. So vereinigten sich überall die begünstigendsten Umstände, um diesen hoffnungsvollen Mann von Stufe zu Stufe weiter zu führen, und ihm künftig als Regenten einen großen ausgebreiteten Wirkungskreis zu eröffnen.

Indessen war aber bereits im Jahre 1789 die französische Revolution ausgebrochen, eine Revolution, wie die Welt noch keine sah. Es galt jetzt bei der Nähe des Churstaates Mainz an Frankreichs furchtbaren Gränzen entweder schnell und besonnen stets die besten richtigsten Maßregeln zu ergreifen, und sie mit Kraft und Nach-

---

*) Der Verleger der Zeitgenossen, Buchhändler Brockhaus, hat im literarischen Wochenblatt, Jahrg. 1820, Beilage zu No. 49. die Herausgabe von 49 Briefen des verewigten Kaisers Joseph II. angekündigt, auf welche wir alle Verehrer dieses Monarchen aufmerksam machen.

druck durchsetzen zu können, oder im Kampfe mit einem überlegenen feindlichen Geschick rühmlich unterzugehen. Erfahrne, im Dienste ergraute Staatsmänner und Feldherren konnten dieses schwere Problem nicht lösen; auch Carl Theodor war als Regent, wie sein Vorfahrer Friedrich Carl Joseph, dieser großen schwierigen Aufgabe nicht gewachsen; er fand in dem Verhängniß, das über ihn und über so viele andere Fürsten Deutschlands hereinbrach, seinen Untergang. Zu mächtig stand ihm, und ganz Deutschland ein Koloß gegenüber, der mit jedem Jahre an Riesenkraft zunahm, bis er unter dem Weltstürmer Napoleon seinen höchsten Gipfel erreichte. Wie richtig der treffliche Dalberg die, unserm deutschen Vaterlande aus dem Westen von Europa, aus Frankreich drohende Gefahr erkannte, wie sehr er auf Energie in Deutschland, auf eine, der französischen ähnliche allgemeine Nationalbewaffnung drang, damit unser glückliches schönes Vaterland nicht im Sturme dieser Revolution zu Grunde gehe, beweiset seine Abstimmung auf dem Reichstag zu Regensburg, die er schon als Coadjutor von Mainz am 20. März 1797 übergab. Wir finden uns veranlaßt, sie als ein Actenstück zur Rechtfertigung seiner edlen Gesinnungen hier wörtlich mitzutheilen:

„Das Wesentliche der Eröffnung des erzherzoglich österreichischen Directorialgesandten, des Herrn Baron von Fahnenberg, deren Mittheilung mir ein wahres Vergnügen machte, war mir schon vorher bekannt, und ich eröffne, ohne einer andern bessern Meinung vorgreifen zu wollen, hiermit meine freimüthigen Gedanken darüber."

„Eine innigere und bestimmtere Vereinigung der Reichsstände mit ihrem erhabenen Oberhaupte ist nützlich, und sehr zu wünschen. Sehr löblich ist es, sich mit deren Zustandebringung zu beschäftigen, wenn man nur im Laufe der Unterhandlungen die Bemerkung jenes römischen Senators nicht vergißt: dum deliberatur Romae, perit Saguntum; (während man in Rom berathschlagt, geht Sagunt zu Grunde). In dem Augenblick einer dringenden Gefahr ist weit mehr die Frage, sich durch Unternehmungen thätig zu beweisen, als sich mit Berathschlagungen und Unterhandlungen aufzuhalten; in einer solchen Krise kömmt Alles darauf an, daß alle Kräfte sich dem Willen eines

Einzigen unterwerfen. In ähnlichen Umständen gehorchte die römische Republik einem Dictator, Amerika seinem Washington. Erzherzog Carl sey der Retter Deutschlands; der baiersche, schwäbische, fränkische, oberrheinische Kreis stehen unter seinen Befehlen, alles gehorche ihm. Alle Kassen, alle Fruchtböden seyen ihm offen. Dies alles bewirkt man nicht durch langsame Unterhandlung. Die verfassungsmäßige Form, und der daraus herfließende Geschäftsgang verdienen alle Rücksicht; sie sind aber nur auf ruhigere Zeiten berechnet. In der Gefahr eines nahe bevorstehenden Umsturzes ist der Beifall wahrer deutscher Patrioten, und die stillschweigende Billigung rechtschaffener Männer hinreichend, um diejenigen Mittel als rechtmäßig zu gebrauchen, welche allein die öffentliche Sache retten können: und wenn es nicht anders seyn kann, so biete der Erzherzog die Mannschaft in Masse auf, und taub bei den Klagen einiger Uebelgesinnten, und den furchtsamen Bedenklichkeiten einiger Kurzsichtigen, ergreife er das Ruder, um das Schiff aus dem Schiffbruch zu retten. Wenn Mack in Italien und der Erzherzog Carl in Deutschland diese Energie nicht entfalten, so ist zu befürchten, daß die Franzosen im Laufe dieses Jahres dem Staats-System von ganz Europa den Todesstoß versetzen werden. Ohne die Energie des Wallenstein hätte Gustav Adolph im dreißigjährigen Kriege ganz Deutschland erobert. Es ist wahr, Wallenstein mißbrauchte zuweilen diese Energie; der Erzherzog wird sie aber nicht mißbrauchen. Die oben genannten vier Kreise enthalten wenigstens fünf Millionen Einwohner, welche die, von den Franzosen begangenen Ausschweifungen kennen und verabscheuen. Diese Menschenmasse würde in Vertheidigung ihres Heerds, unter einem solchen Anführer, hinreichend seyn, ihrer Wuth zu widerstehen; Deutschland und das politische System von Europa werden gerettet seyn... Dies ist meine Meinung, und ich werde den geringen Einfluß, den ich etwa haben könnte, nützen, um diese Wahrheiten einleuchtend zu machen rc." *).

Carl von Dalberg."

---

*) Europäische Annalen. Jahrgang 1797 2. Band. S. 107. 108.

So dachte und sprach Carl von Dalberg schon als Coadjutor von Mainz im Jahre 1797 über die Folgen der französischen Staatsumwälzung für Deutschland, und ganz Europa; so dachte er bis zu jenem Augenblick, wo der großherzige Fürst, von jedem schützenden Beistand verlassen, und nur auf sich allein, und seine Selbsterhaltung zurückgeführt, jetzt, so wie viele andere Fürsten Deutschlands sich vor dem eisernen Willen eines gewaltigen Eroberers beugen mußte, der wie ein Lavastrom sich über alle Länder Europas verheerend ergoß, und den die vereinten Armeen der mächtigsten Regenten unsers Welttheils erst nach langen blutigen Kämpfen, in den Jahren 1813 — 1815 bändigen, und in den Staub werfen konnten. Mit blutendem Herzen sah er bereits als Coadjutor, wie seine berühmte Stadt Mainz, der Sitz seines hohen Domcapitels und der churfürstlichen Regierung mit dem ganzen jenseitigen Bezirke des Churstaates an Frankreich abgetreten werden mußte, ohne je die Hoffnung nähren zu dürfen, daß diese entrissene Perle des Churfürstenthums wieder an ihn zurückkehren werde; nirgend war ein fester Damm in Deutschland aufgeführt, um unser Vaterland gegen fernere Beraubungen seiner schönsten Provinzen, und Einverleibung derselben mit Frankreich zu schützen, überall gebot die Uebermacht Frankreichs, und wir gutmüthigen Deutschen mußten es ruhig mit ansehen, wie eine fremde, durch ihre Erpressungen uns verhaßte, durch ihre gleißnerischen Grundsätze uns verächtliche Regierung dictatorisch bei der Reichsdeputation zu Regensburg im Jahre 1802 und 1803 unser geliebtes, in der Geschichte hochberühmtes Vaterland zerstückelte, uralte ehrwürdige Throne frevelhaft niederriß, Provinzen des deutschen Staatenbundes willkührlich mit sich vereinigte, und so unser eigenes Grab grub. Welche andere Erwartungen waren aber auch zu hegen, da seit dem, zwischen Frankreich und Preußen am 5. April 1795 zu Basel erfolgten Separatfrieden nach und nach Hessen-Cassel, Baiern, Würtemberg, Baden u. s. w. durch eigene, mit Frankreich unter großen Opfern abgeschlossene Friedensschlüsse sich von der gemeinschaftlichen Sache in einem, sie alle verderbenden Kriege loszusagen gezwungen waren, weil unter dem furchtbaren feindlichen Drucke, der auf Deutschland lastete, keine Aussicht einer bessern Zukunft mehr aufblühen konnte.

Deutschlands Einheit und Energie war ja ohnehin schon längst gesunken, das alte Gebäude der Reichsverfassung morsch geworden; jeder deutsche Reichsstand mußte in diesen Zeiten der allgemeinen Noth nur an seine eigene Selbsterhaltung denken, unbekümmert um das Loos seiner Mitstände. So weit waren wir durch Frankreichs listige Politik: Divide et impera, und durch den Andrang seiner unwiderstehlichen Legionen, die das Mark Deutschlands aussogen, gebracht worden. Noch einmal blickte der Geist Carls des Großen auf sein geliebtes Deutschland nieder, aber er erkannte es in dieser fürchterlichen Zerrüttung nicht mehr.

Ehe noch diese, für Deutschland so folgereiche Reichsdeputation zu Regensburg ihre Sitzungen eröffnen, die Zerstücklung des Vaterlandes, die Auflösung so vieler alten ehrwürdigen Bande zwischen Regenten und Unterthanen beginnen konnte, starb der Churerzkanzler und erster Churfürst Deutschlands Friedrich Carl Joseph, am 25. Julius 1802 zu Aschaffenburg, nachdem er bereits seinen ganzen, jenseit des Rheins gelegenen Churstaat an Frankreich hatte abtreten müssen. Der edle bedauernswürdige Fürst nahm wenigstens noch den Trost mit in sein Grab, die Zerstücklung Deutschlands, die Aufhebung so vieler geistlichen Fürstenthümer, Reichsstifter und Corporationen nicht unter seinen Augen vorgehen zu sehen, die er doch nie hätte verhindern können. Mit welchen Empfindungen er bei dem damaligen traurigen Zustande Deutschlands aus dieser Welt scheiden mußte, wird ein, für das Vaterland glühendes und gefühlvolles Herz leicht errathen.

Ihm folgte jetzt in der Regierung des Ueberrestes des mainzischen Churstaates unser Carl Theodor von Dalberg, und nicht leicht wird ein Regent die Regierung über sein Land unter ungünstigeren, unglücklicheren Umständen angetreten haben, als Carl von Dalberg. Beinahe seines ganzen Churstaates beraubt, blieben ihm blos noch das Fürstenthum Aschaffenburg, die Stadt Erfurt mit ihrem Gebiete, und das Eichsfeld, letzteres bekanntlich ein armes, von der Natur stiefmütterlich begabtes Land; im Jahre 1799 war indessen Carl von

Dalberg nach dem Tode des Fürstbischofs von Constanz Max Christoph in der Regierung dieses Bisthums succedirt, nachdem er bereits früher mit dem alten Churstaat Mainz auch das Bisthum Worms, dessen Coadjutor er gleichfalls war, an Frankreich mußte abtreten sehen.

Am 24. August 1802 begann die erste Sitzung der außerordentlichen Reichsdeputation zu Regensburg, um die Verluste, welche die meisten weltlichen Reichsfürsten durch erzwungene Abtretungen einzelner Provinzen an Frankreich erlitten hatten, wieder mit Gewinn von den geistlichen Fürstenthümern, Stiftern, Abteien und Corporationen zu entnehmen, und sich auf Kosten dieser gleichfalls rechtmäßigen Besitzer zu entschädigen. Wir übergehen die Geschichte dieser traurigen Zerstücklung Deutschlands, deren Folgen, so viel auch von einzelnen weltlichen deutschen Fürsten für die neu erworbenen geistlichen Besitzungen geschehen ist, dennoch noch jetzt in manchen derselben sehr fühlbar sind, weil durch den Uebergang derselben an weltliche Staaten, und deren größeren Bedürfnisse die Abgaben und Lasten dieser neuen Unterthanen großen Theils vermehrt wurden. Es wäre Verrath an dem Adel, an den heiligsten Gefühlen der Menschheit, die dankbare Liebe tadeln zu wollen, welche manche Unterthanen geistlicher Fürsten noch jetzt für ihre ehemaligen Landesherren in ihrem Herzen hegen. Liebe geht nicht durch den kalten Federstrich der Politik, sondern durch Wohlthaten hervor, und es ist ein himmlisches Geschenk der Vorsehung an alle weltliche Regenten, mit dem neu erworbenen Lande auch diese Liebe der Unterthanen durch Wohlthaten zu erwerben.

Die Reichtsdeputation zu Regensburg, unter dem Vorsitze des churerzkanzlerischen Directorial-Gesandten, des in den Annalen Deutschlands stets ruhmwürdig fortlebenden Freiherrn von Albini*) sah bald die Nothwendigkeit ein, den Churerzkanzler und ersten Churfürsten des deutschen Staatenbundes für die vielen erlittenen

*) Eine sehr schön geschriebene Biographie dieses hochverdienten Mannes findet sich in den Zeitgenossen 10tes Heft, Seite 5 — 32.

Verluste so zu entschädigen, daß derselbe, wo nicht für den ganzen Theil, doch wenigstens für den größten Theil desselben sicher gestellt würde. Der Churstaat Mainz betrug beim Anfang der französischen Revolution 169¼ Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 350,000 Seelen, und 2 Millionen Gulden Einkünften. Was erhielt aber der Churfürst und Churerzkanzler Dalberg dagegen?—!— nicht einmal die Hälfte seines Verlustes wurde ihm ersetzt, während die übrigen weltlichen deutschen Fürsten ihre Verluste doppelt und dreifach zurück erhielten. Man denke an die ungeheuern Entschädigungen, die Preußen, Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Cassel zugesprochen wurden, und vergleiche sie mit der churerzkanzlerischen Entschädigung. Der §. 25. des Deputations-Recesses vom 25. Februar 1803 sagt nemlich *): „Der Stuhl zu Mainz wird auf die Domkirche zu Regensburg übertragen. Die Würde eines Churfürsten, Reichserzkanzlers, Metropolitan-Erzbischofs und Primas von Deutschland bleiben auf ewige Zeiten damit vereinigt. Seine Metropolitan-Gerichtsbarkeit erstreckt sich in Zukunft über alle, auf der rechten Rheinseite liegenden Theile der ehemaligen geistlichen Provinzen von Mainz, Trier und Kölln, jedoch mit Ausnahme der königlich preußischen Staaten; ingleichen über die salzburgische Provinz, soweit sich dieselbe über die, mit Pfalzbaiern vereinigten Länder ausdehnt."

„Was das Weltliche betrifft; so wird die Ausstattung des Churfürsten Erzkanzlers zuförderst auf die Fürstenthümer Aschaffenburg und Regensburg begründet. Jenes begreift das Oberamt Aschaffenburg in seiner gegenwärtigen Vollständigkeit und Ausdehnung; sodann die Aemter Aufenau, Lohr, Orb mit den Salzwerken, Prozelten, Klingenberg auf der rechten Seite des Mains, und das würzburgische Amt Aurach im Sinngrunde. Dieses besteht aus dem bisherigen Bisthume Regensburg, sammt der Stadt dieses Namens, und alles, was davon abhängt, mit den darin befindlichen mittelbaren und unmittelbaren Stiftern, Abteien und Klöstern, namentlich:

*) Gaspari der Deputations-Receß. B. 2. §. 25. S. 221. — 224.

St. Emmeran, Ober-Münster und Nieder-Münster, alles nach den dermalen bestehenden Verhältnissen gegen Baiern."

„Ferner gehören zu dieser Ausstattung: die Reichsstadt Wetzlar in der Eigenschaft einer Grafschaft, und mit voller Landeshoheit, wie auch alle Stifter, Abteien und Klöster, die in den benannten Fürstenthümern und der Grafschaft gelegen sind. Auch das Haus Kompostell zu Frankfurt, und alle Proprietäten, Besitzungen und Einkünfte, welche dem mainzischen Domcapitel, außer den, dem Könige von Preußen, den Landgrafen von Hessen-Cassel und Darmstadt, den Fürsten von Nassau-Usingen und Leiningen angewiesenen Aemtern, zugestanden haben, und von denselben genossen worden sind."

„Der Ertrag der hier oben benannten Gegenstände ist zu 600,050 Gulden angeschlagen."

„Die Ergänzung der, dem Churfürsten Erzkanzler bestimmten Entschädigung von einer Million Gulden wird durch Anweisung auf das §. 39. erwähnte Schiffarts-Octroi bewerkstelliget. Mittlerweile, bis dieses Octroi in Vollzug gesetzt ist, sollen die Zölle der rechten Rheinseite, mit deren Einnahme seit dem 1. December 1802 fortgefahren worden, zur Entrichtung der besagten Entschädigungs-Ergänzung dienen. Der Churfürst Erzkanzler wird sich desfalls mit den Fürsten benehmen, im Namen derer diese Zölle angenommen worden sind. Wenn sich nach Berichtigung der ihm zukommenden Ergänzung hieran noch ein hinreichender Ueberschuß ergibt, so soll derselbe zu verhältnißmäßiger Bestreitung der §§. 9. 14. 17. 19 und 20. enthaltenen Anweisungen verwendet werden."

„Der Churfürst Erzkanzler wird fernerhin, nach den Statuten seiner alten Metropolitankirche gewählt werden."

„Den Städten Regensburg und Wetzlar wird eine unbedingte Neutralität, selbst in Reichskriegen, zugesichert, indem jene der Sitz des Reichstags, diese des Reichskammergerichts ist."

So sah es jetzt mit der churerzkanzlerischen Entschädigung für einen verlornen blühenden Chur-

staat, für eine Einbuße von zwei Millionen Gulden jährlicher Einkünfte, ohne die gleichfalls verlornen Bisthümer Constanz und Worms in Anschlag zu bringen, aus; nicht einmal an Land wußte man bei dem Ueberschusse, was man den weltlichen Fürsten zutheilte, soviel zu erübrigen, um diesen Verlust auszugleichen, man wieß den bescheidenen, sich nicht hervor drängenden Dalberg zu mehr als dem Drittheile seiner Einkünfte auf eine höchst ungewisse, und tausend Unannehmlichkeiten und Reibungen ausgesetzte Einnahme, auf die Rheinschiffarts-Octroi an. Und dennoch schwieg Dalberg, begnügte sich als Churerzkanzler Deutschlands mit dieser, nicht einmal halben Entschädigung für den erlittenen großen Verlust, und gab so, wie immer in seinem Leben, auch jetzt das schönste Beispiel einer edlen Resignation auf Vortheile für sich selbst. Ihm lag damals mehr am Herzen, Eintracht unter den verschiedenen deutschen Fürsten zu erhalten, und ihre, oft zu weit ausgedehnten Ansprüche auf Entschädigungen zufrieden zu stellen, als für sich selbst auf einen Gewinn, oder wenigstens eine volle Schadloshaltung Bedacht zu nehmen. Wie unwidersprechlich wahr unsere Behauptung, vorzüglich in Beziehung auf die Rheinschiffarts-Octroi sey, beweißt schon der Umstand auf das überzeugendste, daß von der Rheinschiffarts-Octroi über sechsmalhunderttausend Gulden an den Fürsten Dalberg von den verschiedenen verpflichteten Regierungen unbezahlt geblieben sind, die zwar jetzt in die Erbschaftsmasse des verstorbenen Fürsten Dalberg gehören, aber wohl schwerlich jemals ganz beigetrieben werden können. War dieses eine Entschädigung für den ersten Churfürsten Deutschlands, der mehr als die Hälfte seines vorigen Churstaates und seiner Einkünfte verlor! Einige Jahre später erhielt er erst Frankfurt, Fulda und Hanau, für welche dann Regensburg an Baiern fiel.

Doch, der gute unvergleichliche Dalberg trat mit zufriedener heiterer Seele am 25. Julius 1802 zu Aschaffenburg, und am 1. December d. J. zu Regensburg die Regierung seiner Besitzungen an, und hat sich von diesem Momente ein unvergängliches Denkmal der Liebe und Dankbarkeit in den Herzen seiner Unter-

thanen gestiftet. Obwohl in einer kriegerischen höchst gefahrvollen Zeit auf den Fürstenthron erhoben, war es ihm, dem es mehr galt, glückliche, als viele Unterthanen zu haben, jetzt sein erstes und heiligstes Bestreben, als Regent mit Vaterliebe die hohen Verpflichtungen zu erfüllen, zu welchen ihn die Vorsehung berufen hatte. Sein segenvolles Andenken wirkt noch jetzt in so vielen wohlthätigen Schöpfungen von ihm fort, und wir würden das edelste Gefühl des Menschen, die Dankbarkeit unterdrücken, wenn wir diese gerechte Anerkennung dessen, was Dalberg uns war, nicht laut bekennen dürften. Was ein verehrter Kanzelredner schon öffentlich gesagt hat, daß die, dem Fürsten Dalberg nachfolgenden Regierungen nur da fortbauten, wo er bereits den Grundstein gelegt hatte, ist eine Wahrheit, die freimüthig zu bekennen, eine Pflicht ist*); und wir verletzen keineswegs die, unsern gegenwärtigen Regierungen gebührende Ehrfurcht, wenn wir uns jetzt noch dankbar der Wohlthaten erinnern, die ein früherer Regent uns erwiesen hat. Das ist der höchste Adel des Menschen, daß er gerecht in der Anerkennung eines jeden Verdienstes ist.

Im zweiten Jahre der Regierung Dalberg's war der französische Consul Napoleon Buonaparte, dieser Mann, der späterhin so mächtig in Dalberg's Regentenleben, und in die politische Pulsader aller europäischen Staaten eingriff, am 2. December 1804 zu Paris vom Pabste Pius VII. zum französischen Kaiser gekrönt, und dadurch dem Despotismus ein eiserner Thron, rings mit Bajonetten gestützt, in Europa errichtet.

Wir wollen hier einstweilen auf der Linie des politischen Lebens Dalberg's stehen bleiben, bis wir den

*) M. Ph. J. Gampert's Rede bei der feierlichen, von der protestantischen Gemeinde zu Regensburg veranstalteten Gottesverehrung zum Andenken an den hochwürdigsten Fürsten Erzbischof Carl Theodor von Dalberg. Regensburg, 1817, S. 9.

Faden derselben im Verlaufe dieses biographischen Gemäldes wieder anknüpfen, wir wollen uns vorläufig jetzt blos auf das beschränken, was Dalberg als Regent für seine Unterthanen, als edelmüthiger Menschenfreund, gethan hat, und dessen ist viel. In unserer Dalbergischen Denkschrift, die vorzugsweise seinem wohlthätigen Regentenleben gewidmet ist, und deren wir im Nachwort gedenken, haben wir diesen unvergänglichen Kranz der Verdienste Dalberg's schon ausführlicher entwickelt, auf welche wir daher auch die Leser verweisen. Hier sey es uns vergönnt, diese Verdienste nur in Umrissen zur Einheit und Vollständigkeit dieser historisch-politischen Darstellung kurz andeuten zu dürfen.

Dalberg's Regentenleben fällt in die stürmische gefahrvolle Periode vom 25 Julius 1802 bis — November 1813. Immer auf einander folgende Kriege, die sich in das Innere des deutschen Vaterlandes, und über viele andere europäische Staaten verbreiteten, erschöpften alle Staatskassen, zerstörten den Wohlstand der Unterthanen, und schlugen Wunden, die noch jetzt bluten. Mit jedem neuen Friedensschluß wurden Unterthanen von ihren Fürsten losgerissen, und dadurch heilige ehrwürdige Bande von Napoleon willkührlich getrennt; kaum hatten sie sich an einen neuen Beherrscher, und an eine neue Regierungsform gewöhnt, so gingen sie wieder an einen andern Besitzer über. Statt aller Beispiele führen wir das einzige Beispiel von Salzburg an, welches vom Jahre 1802 bis zum Jahre 1814, also binnen 12 Jahren fünfmal seine Beherrscher vertauschen mußte.

Carl von Dalberg war Regent von Regensburg, Aschaffenburg, Constanz und Wetzlar; dann späterhin von Frankfurt, Fulda und Hanau.

Groß und viel ist, was er ungeachtet dieser kriegerischen gefahrvollen Zeit in seinen verschiedenen Staaten für die Gesetzgebung, Rechtspflege, Finanz-Verwaltung, Polizeianstalten rc. gethan hat, welches in einer eigenen Sammlung aufbewahrt zu werden verdient. Folgende Thatsachen mögen als Denkmäler gelten, was er als ein edelmüthiger, höchst wohlthätiger Fürst und Vater seinen Unterthanen vorzüglich erwies.

Regensburg. Dalberg übernahm diese uralte berühmte Reichsstadt in einem, vorzüglich in finanzieller Hinsicht sehr zerrütteten Zustande; es lastete auf diesem kleinen Freistaat eine Schuld von mehr als anderthalb Millionen Gulden, zum großen Theil Folgen des Krieges, und der französischen Erpressungen. Dalberg's erstes und wichtigstes Geschäft war, diese drückende Last zu mildern; er entwarf zu diesem Zweck einen Schuldentilgungsplan, führte bei seinem Hoflager, und in der Verwaltung der Stadt eine weise Sparsamkeit ein, und bezahlte binnen den sieben Jahren seiner hiesigen Regierung 166,480 Gulden an dieser Schuld ab, und dadurch 50,730 Gulden mehr, als nach dem Schuldentilgungsplane bestimmt worden war; eben so befreite er seine Regensburger Bürger von einer drückenden vierjährigen Viertelssteuer zur Tilgung einer französischen Contributionsschuld von 50,000 Gulden, indem er zur Abzahlung derselben die Spezialhypotheken veräußern ließ. Ferner verbesserte er das Vormundschaftswesen, zahlte das vorhandene Deficit von 13,000 Gulden ab, und gründete dieses Institut auf den Credit des Staatsfonds. Dalberg war der Schöpfer einer neuen vortrefflichen Anstalt zur Unterstützung der Armen, schaffte die Straßenbettelei ab, legte Holzmagazine für die Armen an, und suchte sie zu beschäftigen. Er verbesserte die Schulanstalten, entwarf einen weisen Lehrplan, theilte die Knaben den männlichen Lehrern, die Mädchen hingegen den beiden hiesigen Frauenklöstern zu, und verband damit den Unterricht in Handarbeiten; eben so wohlthätig wirkte er für den Flor des Gymnasiums; er vermehrte den Gehalt der Lehrer bei sämmtlichen Bildungsanstalten, damit sie sich sorgenfreier ihrem wichtigen Berufe widmen konnten, verbesserte den Gehalt der katholischen und evangelischen Geistlichkeit, unterstützte das bischöfliche Seminar, als Pflanzschule künftiger Seelsorger auf das kräftigste, desgleichen das Schulinstitut zu St. Paul, und die bürgerliche Real-Schule. Er, der Freund und Verehrer der hohen ewigen Natur legte hier einen eigenen botanischen Garten an, kam den Wünschen der zu Regensburg blühenden botanischen Gesellschaft hülfreich entgegen, sorgte für die Errichtung einer Zeichnungsschule, vorzüglich in Beziehung auf die bürgerlichen Gewerbe, stellte für den Un-

terricht der Jugend einen eigenen französischen Sprachlehrer auf seine Kosten auf, gab dem katholischen und evangelischen Krankenhaus eine neue äussere und innere Vervollkommnung, erbarmte sich, menschlich fühlend, wie er immer war, der armen Waisen, die früher leider in dem Gebäude der Züchtlinge wohnten, die er aber von ihnen trennen ließ, und den Waisen ein eigenes Gebäude in einer gesunden Gegend gab; eben so traf er zweckmäßige Veränderungen mit dem sogenannten Pesthofe zur bessern Verpflegung unheilbarer, oder mit ansteckenden Krankheiten behafteter Personen, welche sämmtliche Wohlthaten er auch seinen, zum Fürstenthum Regensburg gehörigen Herrschaften Wörth, Donaustauf und Hohenburg, besonders in Beziehung auf Schulen, und Armenanstalten angedeihen ließ. Dalberg vereinigte sich mit der, durch Geist und Herz so ausgezeichneten Fürstin von Thurn und Taxis zur Verbreitung der Vaccination gegen das verheerende Pockengift, und zur Errichtung einer unentgeltlichen Krankenverpflegung für die ärmere Classe der Einwohner, dachte unter der Last seiner schweren Regierungssorgen wie ein Vater theilnehmend an die Freuden und Erheiterung seiner braven Bürger, und ließ zu ihrem Genusse die, vom verewigten Fürsten Carl Anselm von Thurn und Taxis gestifteten, unvergleichlich schönen Anlagen um Regensburg erweitern, und mit neuen Anpflanzungen vermehren; dem edlen Stifter selbst errichtete der dankbare Fürst mitten in diesen entzückenden Anlagen ein Denkmal. Eben so ließ er für die Mitglieder der damaligen Reichsversammlung zu Regensburg, und für das gebildete Publikum ein Gesellschaftshaus zu Concerten, Bällen, Versammlungen und zur Benutzung für eine früher bestandene Lesegesellschaft, die Harmonie genannt erbauen, verband damit ein stehendes Theater, das er zum Genusse des Publikums großmüthig unterstützte; eben so gab er den hiesigen Künstlern, Handwerkern, und den Armen Nahrung und Unterhalt durch Abtragung der alten Stadtmauern, und Errichtung neuer Gebäude, die jetzt noch unter die schönsten Zierden der Stadt gehören; auch gewann die Stadt selbst durch den jetzt freieren Luftzug an Gesundheit und Reinlichkeit. Das unglückliche Kriegsjahr 1809 gab uns neue Belege seiner unermüdlichen Wohlthätigkeit; kaum erfuhr der Fürst Dalberg zu Frank-

furt, wo er sich damals aufhielt, den Brand der Stadt Regensburg, und die Ausplünderung der Bewohner durch die französische Armee (23. u. 24. April) als er sofort zehntausend Gulden zur Unterstützung dieser Einwohner hieher schickte, und die, von Napoleon versprochenen zwei Millionen Franken Entschädigung, wiewohl vergebens, geltend zu machen suchte. Das abgebrannte Catharinenhospital ließ er gleich herrichten, um den armen gebrechlichen Personen wieder ein schützendes Obdach zu gewähren, auch setzte er eine eigene Commission nieder, um durch Rath und Unterstützung seinen Bürgern zu helfen.

Doch, wie ein Vater, der von seinen Kindern scheidet, nur durch Wohlthaten in ihrer Erinnerung fortleben will, so schied auch Dalberg von uns, indem er sämmtliche, ihm als Regenten noch zustehende herrschaftliche Gefälle, welche die bedeutende Summe von einmalhundert vier und vierzig tausend Gulden ausmachten, den Regensburger Stiftungen, Wohlthätigkeits- und Armenanstalten vermachte. Man lese hierüber die schöne Rede des königlich baier'schen Herrn Regierungs- und Kreisadministrationsraths von Schmöger bei Eröffnung des hiesigen neuen Armen-Versorgungshauses, um den hohen Werth dieses liebevollen Andenkens für Regensburg zu würdigen *).

Das Alles that Carl von Dalberg binnen der kurzen Zeit von sieben, größtentheils durch schwere Kriege höchst bedrängten Jahren für Regensburg; gewiß haben wenige Fürsten unter ähnlichen unglücklichen Verhältnissen in einem solchen Zeitraume mehr geleistet.

Am 22. Mai 1810 wurde das Fürstenthum Regensburg von dem französischen General Compans im Namen Napoleons an den königlich baier'schen Hofcommissair Freiherrn von Weichs übergeben. Rührend,

*) Chr. von Schmögers Rede bei Eröffnung des neuen Armen-Versorgungs- dann Armen- und Zwangs-Beschäftigungs-Hauses zu Regensburg. Regensburg, 1816. Seite 17 und 18.

und ein Spiegel des wohlwollendsten Herzens ist Dalberg's Abschied von Regensburg, dem wir hier um so mehr einen Platz vergönnen, da der gute Fürst zuletzt wieder zu seinen lieben Regensburgern zurückkehrte, um als Privatmann unter ihnen zu leben, und in ihrem Kreise zu sterben *)

An sämtliche biedere Einwohner des Fürstenthums Regensburg.

„Die göttliche Vorsehung hat mich nach Regensburg geführt, woran ich nicht dachte. Ich fand biedere, edle Menschen, und meine Pflichten geboten mir, soviel für ihr Wohl zu wirken, als mir möglich war. Ein anderes Schicksal entfernt mich nun von Regensburg. Unvergeßlich ist mir, daß ich dankbare Gemüther, biedere, redlich fühlende Herzen fand. Schmerzlich ist für mich die Trennung; nach so wenigen Tagen, die ich noch zu leben habe, tröstet mich jedoch, daß ihr guter König für seine treuen Unterthanen ein väterlich treues Herz hat; daß die Regensburger ursprünglich dem deutsch-baierischen Volke angehören; daß der prächtige Donaufluß nun uneingeschränkt ihre Schiffart befördert; daß Regensburg und Stadtamhof nun einen nemlichen Entzweck gemeinsamer Wohlfahrt haben; daß die Landesfracht und Mauthen eine nemliche gemeinsame Beförderung erhalten; daß Regensburg eine der ehemaligen baierschen Hauptstädte war, nun eine nemliche gemeinsame Beförderung erhaltet. Möge doch der Segen des Himmels das Wohl dieser guten Stadt und Land aus so vielen traurigen Schicksalen des Krieges befördern, und in blühenden Friedensjahren ihr, und ihren fruchtbaren schönen Gegenden diese glücklichere Zeiten vergönnen! — Dieses wird immer der aufrichtige Wunsch seyn des treuen Freundes

Carl's von Dalberg."

Als der Fürst Dalberg nach schweren überstandenen Prüfungen im Jahre 1813 nach Regensburg zurück-

---

*) Allgemeine Zeitung. Jahrg. 1810 No. 147 S. 587: wo zugleich auch die kön. baier. Besitznahmsurkurde abgedruckt ist.

kehrte, um hier, blos in der Eigenschaft als Erzbischof seine Lebenstage ruhig, und entfernt von dem Geräusche der Welt zu beschließen, erwieß er fortwährend allen Hülfsbedürftigen große Wohlthaten, obgleich er zu dieser Zeit oft selbst mit Noth und Mangel kämpfen mußte. So unterstützte er durch reiche Beiträge die hiesigen Armen-Anstalten, das Zwangsbeschäftigungshaus, ein hier ehemals bestandenes Blinden-Institut, das Seminarium, die Schulen und Waisenhäuser, die Regensburger botanische Gesellschaft, der er einen neuen eigenen Garten kaufte 2c. Groß, vielleicht noch weit größer sind die vielen Wohlthaten, die er im Stillen vertheilte und die seinen ehrwürdigen Namen stets in dankbarer Erinnerung erhalten werden.

Aschaffenburg und Wetzlar. Auch hier wirkte Dalberg in liebevollen Schöpfungen fort, und wandelte als ein Vater unter seinen Unterthanen. Er verbesserte und unterstützte die Armen-Anstalten, die Bildungs-Institute, bestimmte das Kloster Schmerlenbach zu einem Seminar künftiger Seelsorger, und ließ diese auf seine Kosten erziehen, widmete das reiche Collegiatstift zu Aschaffenburg ganz dem Schul- und Erziehungswesen, wieß große Capitalien an zur bessern Dotation der Kapläne, und armer gebrechlicher Seelsorger, gab die ihm anheim gefallenen Güter des deutschen Ordens dem Religionsfond, um neue Pfarreien und Kaplaneien zu stiften, rettete den ehemaligen churmainzischen Wittwenfond durch eigene Beiträge aus seinem Privatvermögen, verschönerte Aschaffenburg durch neue Anlagen, unterstützte großmüthig die Errichtung eines Theaters und Gesellschaftshauses 2c. Zu Wetzlar sorgte er gleichfalls für die Armen- und Bildungsanstalten, errichtete daselbst für angehende Rechtsgelehrte eine Rechtsschule auf seine Kosten, nahm sich des Personale des vormaligen Reichskammergerichts edelmüthig an, setzte von seiner Seite ein Capital von einmal hundert tausend Gulden zu dessen Unterstützung aus, und ließ bei dieser Gelegenheit eine Schrift unter dem Titel: Beherzigung über das Schicksal verdienstvoller Männer, welche durch die neuen Ereignisse in der deutschen Verfassung aus ihrem Wirkungskreise gesetzt worden sind; an sämtliche Fürsten Deutschlands vertheilen.

Diese Schrift ist ein so glänzendes Denkmal der wahrhaft väterlichen Fürsorge Dalberg's für die unglücklichen Staatsdiener, daß sie in diesem biographischen Gemälde seines wohlthätigen Wirkens aufbewahrt zu werden verdient:

„§. 1. Die Auflösung der bisher bestandenen deutschen Reichsverfassung hat für eine große Zahl verdienstvoller deutscher Männer solche Wirkungskreise vernichtet, in welchen sie sich durch Anstrengung ihrer Kräfte im ganzen Leben zum Besten des deutschen Vaterlandes gebildet und geübt hatten. In Erfüllung ihres Berufs eingeweiht und gewöhnt, können sie nunmehr nach langen Jahren keine neue Laufbahn antreten, und haben weder Aussicht noch Hoffnung eines günstigen Erfolgs bei dem Bestreben nach neuen Unternehmungen. — §. 2. In der Anzahl dieser würdigen Männer sind begriffen: 1. die Mitglieder des kaiserlichen Reichshofraths; 2. die Mitglieder der kaiserlichen Reichskanzlei; 3. die Mitglieder des kaiserlichen Reichskammergerichts; 4. die Kammergerichtskanzlei-Personen in Wetzlar; 5. die Reichsagenten in Wien; 6. die Kammergerichtsadvocaten und Procuratoren in Wetzlar; 7. die Kanzleipersonen der Reichstags-Gesandten in Regensburg. — §. 3. Die deutsche Nation hat sich von den ältesten Zeiten her durch Rechtschaffenheit, Biedersinn, Gerechtigkeitsliebe rühmlich ausgezeichnet. Kein redlicher Deutscher verlangt, daß sein Landsmann für sich und seine Familie der Gefahr der äußersten Dürftigkeit ausgesetzt werde, nachdem er seine besten Lebensjahre dem Dienste des deutschen Vaterlandes aufgeopfert hat, und ohne sein Verschulden aus seinem Wirkungskreise verdrängt wurde, durch Ereignisse, die er weder vorsehen, noch hindern konnte. Der deutsche Gemeingeist nimmt lebhaften Antheil an diesem Schicksale. Dieses zeigte sich in Betreff der Sustentation der Dienerschaften und der Geistlichkeit in dem Reichsschlusse vom Jahre 1803. So denkt und handelt jeder Monarch, Fürst und biederdeutsche Geschäftsmann. Die Trennung politischer Verbindungen, wovon Holland, Arelat, die Schweiz, Lothringen und Italien so manche ältere Beispiele dem deutschen Reiche gegeben hatte, vernichteten nicht den unverlöschlichen deutschen Nationalcharacter; auch zeigt sich alles dieses bereits in gegenwärtigem Zeitpunkte. — §. 4. Die Besoldung der Mitglieder des Reichshofraths haben Ihre österreichisch-kaiserliche Majestät Franz II. großmüthigst übernommen, und haben hierin ein erha-

benes und rührendes Beispiel der preißwürdigsten Gesinnung gegeben. — §. 5. Die wiener kaiserliche Reichskanzlei hat einen Fundus, der hinlänglich scheint zum lebenslänglichen Unterhalte ihrer Mitglieder. In diese zweckmäßige Verwendung hat der Fürst-Primas des rheinischen Bundes, als vormaliger Reichserzkanzler mit eingewilligt. — §. 6. In Betreff der Kameralpersonen haben bereits verschiedene große Höfe, z. B. Böhmen, Preußen, Baiern, Baden, Cleve, Würzburg u. a. ein schönes Beispiel gegeben, theils durch wirkliche Wohlthaten, theils durch beruhigende Versicherungen. In Wetzlar haben drei Klassen nach verschiedenen Verhältnissen gegründeten Anspruch auf Unterstützung: Die erste Klasse besteht aus dem Herrn Kammerrichter, den Herren Präsidenten und Beisitzern. In der zweiten Klasse sind die Kammergerichtsadvocaten, Procuratoren, und ehemaligen kaiserlichen Notarien; die sehr bedrängten Gehülfen und Schreiber derselben gehören in die dritte Klasse. Zu wünschen ist, daß großmüthige Fürsten die Kammerzieler auf einige Jahre in erhöhtem Beitrage bewilligen, damit keiner dieser würdigen Männer ohne sein Verschulden etwas verliere. Späterhin werden die gewöhnlichen Kammerzieler hinreichen, indem durch Sterbefälle die Zahl der Pensionisten vermindert wird; in der Folge hört ohnehin dieser wohlthätige Beitrag gänzlich auf. Von den ordentlich eingehenden Geldern erhielten die Mitglieder des Reichskammergerichts nach den bisherigen Verhältnissen ihrer Würden und Besoldung zwei Drittel; für die Kammergerichtsadvocaten, Procuratoren und kaiserliche Notarien würde ein Drittel verwendet, wovon einiges für ihre bisherigen Gehülfen und Schreiber ausgesetzt würde. Die Verwaltung, Vertheilung und öffentliche Verrechnung, würde durch eine von sämtlichen Kameralpersonen selbst auszuwählende Kommission in Wetzlar besorgt. — §. 7. Der Fürst-Primas des rheinischen Bundes, als ehemaliger Reichserzkanzler, wird die Versorgung des Kammergerichtskanzlei-Personale bestmöglichst übernehmen, und hat auch bereits vorhin durch Anweisung der Zinsen eines Kapitals von einmalhundert tausend Gulden Wiener Währung darauf Bedacht genommen. — §. 8. Die Reichsagenten in Wien verdienen es wohl, daß sie ihre Versorgung von denjenigen Fürsten und Herren erhalten, denen sie seit langer Zeit mit Einsicht, Eifer und Nutzen in so manchen Angelegenheiten gedient haben. Es ist zu wünschen, daß in Wien ein Fond

gebildet werde, und daß in dieser Absicht jeder Reichsagent seinen ehemaligen Kommittenten um Erklärung ersuche, wieviel er jährlich zu diesem Fond beitragen wolle. Derselbe würde verwendet und verwaltet von einer, aus dem Mittel der Reichsagenten zu wählenden Kommission. — §. 9. Die Gehülfen und Kanzleipersonen der regensburgischen Reichstags-Gesandtschaften werden von den hohen Höfen, denen sie gedient haben, ohne Zweifel versorgt werden. Für diejenigen, die weder förmlich, noch auf eine bestimmte Weise angestellt waren, wird der Landesherr von Regensburg so sehr bedacht seyn, als die Verhältnisse gestatten. Diese Beherzigungen werden der erleuchteten Prüfung menschenfreundlicher und großmüthiger Monarchen, Souveraine, Fürsten und Herren ehrerbietigst überlassen. Auf die günstigen Gesinnungen der hohen Konföderirten des rheinischen Bundes kann man mit ehrerbietigem Vertrauen hoffen. Der Inhalt des Bundes-Vertrages ist von dessen erhabenen Protector, k. k. Majestät verbürgt. Diejenigen Schuldenzahlungen, die in dem Reichsschlusse von 1803 entschieden worden, sind in diesem Vertrage bestätigt. Dahin gehören nach dem Geiste dieser Urkunde vorzüglich (wenigstens nach aller Billigkeit) solche neuere Pensionen verdienter Männer, welche durch sie ihre Alimente erhalten, und ohne Verschulden ihren Wirkungskreis durch unvermeidliche Ereignisse verloren haben. Geschrieben Aschaffenburg den 13. September 1806.

Carl von Dalberg."

Diese aus einem so wohlwollenden Herzen geflossene Aufforderung hatte die glückliche Folge, daß wenigstens einigermaßen durch Beiträge einzelner deutscher Reichsstände der Noth des Reichskammergerichts-Personale u. s. w. abgeholfen wurde, wiewohl auch hier, wie gewöhnlich im deutschen Staatenbunde viele Rückstände blieben, die man späterhin bei der deutschen Bundesversammlung zu Frankfurt einklagen mußte. Dalberg, und mit ihm der ehemalige Reichskammerrichter Herr Graf von Reigersberg, jetzt königlich baier'scher Justizminister zu München, boten von ihrer Seite mit großen, wahrhaft edelmüthigen Aufopferungen alles auf, um den traurigen Zustand dieser bedrängten ehemaligen Diener des Reichs nach Möglichkeit zu lindern.

Constanz. Nur eine sehr kurze Zeit von drei Jahren, (December 1799 — December 1802) war Carl von Dalberg Landesherr dieses Fürstbisthums, und doch ist des Guten soviel, das er hier gethan hat. Schon als Coadjutor suchte er die großen Schulden des Bisthums durch einen neuen Schuldentilgungsplan zu mindern, führte als Regent eine musterhafte Sparsamkeit in allen Zweigen des Staatshaushaltes ein, gieng selbst als Beispiel voran, sorgte für die Tilgung der Gemeinde-Schulden, für milde Stiftungen, für das Clericalseminar, beförderte die Verbesserung des Feld- und Weinbaues, als den ergiebigsten Nahrungsquellen seiner Unterthanen, widmete das, von seinem Vorfahrer, dem Fürstbischof Maximilian zu wohlthätigen Zwecken hinterlassene Privatvermögen auf das gewissenhafteste der frommen Absicht des edlen Gebers gemäß diesen milden Stiftungen, unterstützte alle Anstalten des Bisthums, die Seelsorger, Wittwen und Waisen u. s. w. nahm sich der Erziehungsanstalten väterlich an, belebte die Thätigkeit des Clerus durch häufige Kirchen- und Schul-Visitationen, ermunterte ihre Forschungen durch jährliche Preisfragen aus dem Gebiete der Pastoraltheologie, und fand in seinem würdigen, von ganz Deutschland verehrten General-Vikar, Herrn Baron von Wessenberg einen so redlichen Mitarbeiter im Dienste der Kirche, daß wir noch jetzt nicht begreifen, wie ein so frommer christlicher Mann, dessen schönes Wirken in den Herzen aller edeldenkenden Seelenhirten des Bisthums Constanz fortlebt, in Rom hat je mißkannt werden können. Es ist auffallend, daß die römische Curie nach so vielen gemachten Erfahrungen vom Umschwunge der jetzigen geistigen Bildung, von den gesteigerten helleren Ansichten der Gegenwart, vom dem Lichte, das jetzt nicht blos im protestantischen, sondern auch im katholischen Deutschland herrscht, die einfache Wahrheit noch nicht hat begreifen können: das katholische Deutschland der Gegenwart ist nicht mehr das katholische Deutschland des vorigen Jahrhunderts*).

*) Denkschrift über das Verfahren des römischen Hofes bei der Ernennnng des General-Vikars Freiherrn von Wessenberg zum Nachfolger im Bisthum Constanz 2c.

Frankfurt, Fulda und Hanau. Ungern fügte sich die berühmte, seit Jahrhunderten in Unabhängigkeit und Wohlstand lebende freie Reichsstadt Frankfurt der harten Nothwendigkeit, nunmehr einem Landesherrn angehören zu müssen, und ihre alte ehrwürdige Verfassung, auf welche sich großen Theils auch ihr blühender Zustand gründete, vernichtet zu sehen. Doch ihr Regent ward Carl von Dalberg, ein Fürst, den ganz Deutschland als das Muster eines weisen Regenten prieß, wie durften sie über ihr Schicksal in Sorgen seyn! — ? —

Dalberg, was gewiß jeder redliche, gerecht und billig denkende Frankfurter dankbar eingestehen wird, legte daselbst den Keim zu so vielem Guten, das noch jetzt in den wohlthätigsten Folgen fortblüht, und welches ohne ihn gewiß nicht sobald zu Stande gekommen seyn würde, weil in freien Reichsstädten jede Abweichung von einmal fest bestehenden Normen bekanntlich immer mit vielen und lang dauernden Debatten und Gegenwirkungen verwebt ist. Dalberg unterstützte und verbesserte zu Frankfurt die Schulanstalten, das Armenwesen, trennte dort wie zu Regensburg das Waisenhaus vom Zuchthause, führte eine liebevolle christliche Toleranz ein, erbarmte sich des Druckes, unter welchem die Judenschaft daselbst lebte, die, bei ihrer großen Anzahl in eine einzige Wohnstraße eingeengt, auch nicht einmal die Spaziergänge der Christen besuchen durfte, befreite die Stadt von einer Contribution von mehr als einer Million Franken an die französische Regierung, ordnete die Finanzen und den Schuldentilgungsfond, sorgte für die Staatsdiener, für Wittwen u. s. w. stiftete eine Hülfscasse für verarmte Gewerbsmänner, war der Schöpfer der Reize der Natur, welche diese alte Stadt jetzt wie ein Garten umgeben, beförderte den Flor der Wissenschaften und Künste durch rege Theilnahme und Unterstützung, und gab seinem Großherzogthum am 16. August 1810 eine

mit Beilagen. Carlsruhe 1818. Vorzüglich schön und beherzigenswerth ist Dalberg's Hirtenbrief vom 4. Januar 1806; s. S. 197 dieser Denkschrift in der Octavausgabe.

liberale Constitution*). Er, der stets so wenig für sich und seinen Unterhalt brauchte, setzte seine Civilliste sehr gering an, weil er sich nie als den Herrn, sondern nur als den Verwalter der Staatskassen betrachtete, und ließ sie bei seinem Abgang aus dem Großherzogthum im Jahre 1813 unberührt zurück. Diese, und ähnliche Wohlthaten erwieß er auch seinem Fürstenthume Fulda, und seiner Grafschaft Hanau, und unterstützte noch das Fürstenthum Fulda durch ein Anlehen von einmalhundert tausend Gulden aus seinem Privatvermögen, um die vielen, dieses Fürstenthum drückende Lasten zu vermindern, und den Staatsbedürfnissen desselben abzuhelfen. Die Fabriken zu Hanau erfreuten sich gleichfalls bedeutender Unterstützungen von Dalberg. Eben so gerecht und dankbar muß anerkannt werden, was er als ehemaliger Domprobst von Würzburg für die dortige Universität that, indem er seinen ganzen Sustentationsgehalt von jährlich zehntausend Gulden den sämtlichen Bildungsanstalten dieser Universität, besonders der Bibliothek vermachte, und dadurch neuerdings einen glänzenden Beweis gab, wie sehr er, dieser gute vortreffliche Mann, nur gewohnt war, stets andere mit Liebe und Wohlwollen zu umfassen, sich hingegen, und seinen Privatvortheil mit dem milden Schleier der Vergessenheit zu verhüllen.

So dachte, so handelte Carl von Dalberg als Regent gegen seine Unterthanen. Wer kann sich rühmen, in so gefahrvollen Zeiten, wie er als Regent bestehen mußte, mehr gethan zu haben! — ? —

Wir wollen jetzt einige Augenblicke bei ihm verweilen, als dem weisen, frommen, gegen die Bekenner jedes Glaubens human gesinnten Erzbischof. Vieles verdankt ihm die christliche Kirchen-Gemeinde, deren Vorsteher er war, denn er wirkte nicht blos durch das Wort, welches er in seinen salbungsreichen Hirtenbriefen aussprach; er gab ihm

*) Die Constitution der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren. Leipzig, 1817. Zweiter Theil. Artik. Constitution des Großherzogthums Frankfurt.

auch Bestätigung, Kraft und Wahrheit durch die That selbst, und leuchtete als Beispiel seinem Clerus, und seinen Gläubigen. Wer kann auftreten, und beweisen, daß Carl von Dalberg jemals in seinem Leben seine christliche fromme Denkungsart, seine Würde als Priester durch unmoralische Handlungen, die seinen Charakter beflecken, entweiht habe? — ! — Die giftige Lästerzunge der Welt war ja geschäftig genug, über sein politisches Benehmen als Regent gierig herzufallen, und es mit ihrem Geifer zu besudeln; aber seinen hohen moralischen Werth als Mensch, Christ und Erzbischof anzutasten, das hat selbst die gehässigste Verläumdung nie gewagt.

Als Regent an eine unzuermüdende Thätigkeit gewöhnt, pflanzte er diese schöne herrliche Tugend auch auf seinen erzbischöflichen Stuhl. Was, und wie er mit seinem edlen Freunde Wessenberg für das Bisthum Constanz gewirkt, dessen haben wir schon ruhmvoll erwähnt; viele dieser segensreichen Bemühungen kann man in den musterhaften Pastoralconferenzen dieses Bisthums*) und in der angeführten Wessenbergischen Denkschrift selbst nachlesen, wo mehrere Belege hievon als Actenstücke zur Rechtfertigung der geistlichen Verwaltung dieses Bisthums abgedruckt sind. Liebe, Frömmigkeit, christliche Duldung, Belebung und Veredlung der Gefühle für die Wahrheiten der heiligen Religion, würdevolle und rührende Feier des öffentlichen Gottesdienstes, wahrhaft väterliche praktische Seelsorge bezeichnen diese Bemühungen Dalberg's als Bischofs von Constanz, und seines würdigen General-Vikars von Wessenberg. Mögen finstere, im Schwulste veralteter Mißbräuche fortlebende, und nur in diesem Wahn das Wesen der Religion aufsuchende Gemüther diese, wahrhaft apostolischen Leistungen Dalberg's und Wessenberg's immerhin undankbar verkennen, so ist denn doch unter den Edleren und Gebildeteren Deutschlands nur eine Stimme der lauten Anerkennung dieser Verdienste. Wenn der Geist auf den Höhen des Lichts

*) Archiv für die Pastoralconferenzen in den Landcapiteln des Bisthums Constanz. Linz, 1804 — 1810. Sieben Jahrgänge. Ob sie fortgesetzt worden sind, ist uns unbekannt.

wandelt, wenn das Bild seines rastlosen Strebens rein und mackellos vor ihm steht, da kann er ruhig in die dunkeln Thäler des Aberglaubens, des Neides und der Verläumdung herabsehen.

Zu Aschaffenburg umfaßte Dalberg mit der nemlichen Wärme und Thätigkeit seinen geistlichen Beruf. Außer seinen, bereits unter diesem Artikel angeführten Bemühungen errichtete er noch eine Menge Pfarreien und Kaplaneien, um den vielen, in geistlicher Hinsicht verwaisten Ortschaften eine Seelsorge zu gewähren. Beispiele hievon sind die neu errichteten Pfarreien zu Laufach, Hain, Altenbuch, Felten, Eisenbach, Schmerlenbach u. s. w.; er nahm sich der Verwaltung dieser Diöcese mit gewohnter Sorgfalt an, und leitete sie zum Heil und Gedeihen der ihm anvertrauten Gemeinden.

Zu Regensburg, dem Sitze seiner erzbischöflichen Würde leuchtete Dalberg gleichfalls als Muster eines Seelenhirten. Er wohnte allen Verhandlungen über kirchliche Angelegenheiten bei, die er stets mit Milde, Eintracht und Weisheit auszugleichen wußte. Streng gegen sich selbst war der ehrwürdige Fürst doch duldsam und nachsichtsvoll gegen andere, weil er mehr durch Liebe und sanfte Belehrung, als durch den abschreckenden Laut des Ernstes den Verirrten wieder zu seiner Pflicht zurückführen wollte. Er verbreitete die Bibel des neuen Testaments auf seine Kosten unter die ärmeren Glieder seiner Gemeinden, um sie an die Quelle der christlichen Religion selbst hinzuführen, erbarmte sich des harten Looses der Landkapläne in dem Erzbisthum, indem er freiwillig ihren geringen Gehalt von jährlich 40 Gulden auf 100 Gulden erhöhte, erfüllte ungeachtet seines Greisenalters persönlich an Festtagen seine erzbischöflichen Functionen, führte gleichfalls persönlich seine Unterhandlungen mit dem römischen Hofe über den Zustand der deutschen katholischen Kirche und gab seinem Erzbisthum durch seine kluge Berathung und Leitung einen, den Bedürfnissen der Zeit angemessenen Zustand, der noch jetzt, wo die katholische Kirche in Deutschland ohne einen innern Zusammenhang, ohne die so nothwendige bischöfliche Aufsicht und Controlle über ihre Glaubenssatzungen, über ihren Clerus u. s. w. hülflos da steht, wenigstens in der Diöcese Regensburg wohlthätig fortwirkt.

Wir wünschen, daß irgend ein Mitglied des erzbischöflichen Consistoriums zu Regensburg, welches so oft Zeuge der Bemühungen Dalberg's für den Flor der Kirche war, uns künftig mit einigen Actenstücken über diese geistliche Verwaltung erfreuen möchte, die den Fürsten Dalberg auch in diesem Wirkungskreis charakterisiren. Wir würden dadurch neue Belege kennen lernen, wie sehr der Fürst in den vielseitigen Beziehungen, in denen er zu seinem Zeitalter stand, den Umfang seiner Verpflichtungen treu zu erfüllen strebte. Wir werden ihm in der Folge noch oft in der Sorgfalt begegnen, die kirchlichen Angelegenheiten des katholischen Deutschlands mit dem Pabste, und mit Napoleon auszugleichen. Seine Wünsche wurden zwar nicht erfüllt, weil Napoleon nur die Statistik der rheinischen Bundesfürsten zu seinem Vortheil abwog, aber die Bedürfnisse der Kirche unbeachtet ließ. Diese wichtige Frage über den künftigen Standpunkt der katholischen Kirche ist noch jetzt unentschieden, so nothwendig es seyn dürfte, sie endlich dem Zeitgeiste gemäß festgesetzt zu sehen.

In diesen hier erzählten ruhmwürdigen Thatsachen liegen die Grundzüge zu dem Bilde Carl's von Dalberg als Menschen, Landesherrn, Erzbischof und Gesalbter seiner Kirche. Wer erkennt nicht in ihnen den guten weisen Fürsten, den Vater seiner Unterthanen! — wer wünscht nicht mit uns, daß ein so wohlwollender Regent den Lohn seines edelmüthigen Bestrebens, fern von jeder Prüfung, hätte einärndten können! — daß er, der mit dem Segen seiner Bürger den Thron bestieg, in ihrer Mitte, von ihnen beweint, sanft und ruhig entschlummert wäre! — — Doch das Schicksal hatte Carl von Dalberg noch andere Wege seiner hohen Bestimmung angewiesen, die Bahn des öffentlichen Lebens, die Berührung mit andern Staaten. Zu dieser politischen Stellung und Geschichte kehren wir nunmehr zurück, die mit seiner menschlichen so oft in Collision gerieth, weil er, der sich in seinen Handlungen stets eines edlen Zweckes bewußt war, diese heilige moralische Ueberzeugung auch in seine politische übertrug, und daher so oft in Widersprüche mit sich selbst verfiel. Sollte Dalberg, der so schön und wahr über die Verbindung

der Moral mit der Staatskunst schrieb, seine innere Ueberzeugung nicht auch in seinen Regentenhandlungen gegen andere Staaten aussprechen dürfen! — *) im Gefühle rechtlicher Absichten nicht oft in unvermeidliche Selbsttäuschungen gerathen! — in den stürmischen Zeiten, die er bestehen mußte, in den Irrwegen einer, ihn umstrickenden schlauen Politik nicht manchmal zu Mißgriffen fortgerissen werden! — — Eine ruhige Vorlegung der, auf ihn einwirkenden großen Ereignisse der Zeit wird dieses näher entwickeln, allein indem wir den Schleier über diese Begebenheiten parteilos, wie es dem Geschichtschreiber geziemt, weg zu ziehen suchen, werden wir eben so gerecht seine Verirrungen nicht verschweigen, als wir mit Wahrheitsliebe auch dem wohlmeinenden Zwecke seines Bestrebens die laute Anerkennung nicht versagen werden. Sind Irrthümer verzeihlich, weil sie in der Schwäche der menschlichen Natur liegen, so sind es jene um so mehr, die aus reinen guten Absichten hervorgehend, blos in der Anwendung auf das Leben sich nicht bewähren, weil jene, gegen die sie geltend gemacht werden, nicht von den nemlichen lautern Gesinnungen ausgehen.

Dalberg's politische Geschichte ist, wie wir in dem Nachwort andeuten werden, die politische Geschichte Deutschlands während des Zeitraumes seiner Regierung, und von ihr unzertrennlich. In die düstere Crisis, welche damals Deutschland umlagerte, trat er als Regent, und mit ihm sämtliche Regierungen unsers Vaterlandes. Als Fürst, dessen Thron bedroht ist, schloß er sich an seine Mitfürsten an, und suchte, wie jene, sich gegen die Gewalt der Uebermacht zu schützen. Wer kann dieses tadeln! — wer seinen bewährten edlen Namen deswegen herabwürdigen! — —

Wir wissen aus dem Gange der Zeitbegebenheiten, daß durch die, in den Jahren 1795 bis 1797 von einzelnen Ständen des deutschen Reichs mit Frankreich abgeschlossenen Friedenstractate das Band, welches

*) S. unten das Verzeichniß seiner Schriften, No. 17.

Deutschland in einen Staatskörper vereinigte, schon factisch als aufgelößt zu betrachten war, wenn es auch gesetzlich noch fortbestand. Dieser deutsche Staatenbund hatte, wie die Geschichte früherer Zeiten schon beweißt, ohnehin längst seinen innern Zusammenhang, seine Haltbarkeit verloren, und kein Churerzkanzler des deutschen Reichs war im Stande, eine Verbindung wieder enger und fester zu knüpfen, die, wie alles, was seit dem grauen Alterthume sich in ewig gleichen Formen fortbewegt, sich nach und nach aufreibt, die Theile von einander trennt, und so die ganze Maschine ihrer Auflösung nahe führt. Diese Erfahrung machte Deutschland schon Jahrhunderte früher in sittlicher, religiöser und politischer Hinsicht. Die Geschichte der damals erlebten großen Begebenheiten, und ihrer wichtigen Folgen gab ihm bereits lehrreiche Fingerzeige in Beziehung auf eine neue, zeitgemäße Feststellung der Staatsverhältnisse der Bundesglieder zu ihrem Oberhaupte, unter sich selbst, und gegen das Ausland; allein leer und zwecklos verhallten diese Forderungen des Zeitgeistes an dem alten morschen Gebäude, das wir ehemals die deutsche Reichsverfassung nannten. Deutschland war schon vor dem Anfange der französischen Revolution als ein Staat von völlig unabhängigen Staaten zu betrachten, von denen jeder die Fürsorge für sein eigenes Interesse als seine erste Verpflichtung anerkannte.

Zwar hielt vor diesem, durch die gedachte Revolution herbeigeführten Zeitpuncte der gänzlichen Auflösung des deutschen Staatenbundes noch eine Hoffnung vorzüglich die süddeutschen Mitglieder desselben aufrecht, und gab ihnen Beruhigung, Vertrauen und Uebereinstimmung, nemlich der Hinblick auf ihr erhabenes Oberhaupt, auf die Macht und den Schutz des Hauses Oesterreich; als aber auch dieses erlauchte Kaiserhaus, welches so lang und ruhmvoll den Kampf gegen die Riesengewalt Frankreichs bestand, dennoch zuletzt dieser Uebermacht selbst unterlag, und der, seither auf deutschem Boden geführte Krieg sich bis in seine eigene Erbstaaten fortwälzte, wo sollten jetzt diese Fürsten des deutschen Reichs ihren Schutz und ihre Selbsterhaltung suchen, als in der eigenen weisen und besonnenen Leitung ihrer politischen Verhältnisse mit dem furchtbaren un=

widerstehlichen Gegner! — Vergebens hatten die Krieger dieser Fürsten in den Reihen der österreichischen Krieger gemeinschaftlich und rühmlich gekämpft, um die heilige Erde des Vaterlandes vor feindlicher Invasion und Verheerung zu schützen, und Deutschlands Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zu erhalten, aber jeder neue Krieg mit Frankreich schlug Deutschland neue Wunden, und bei jedem neuen Friedensschlusse mußten neue schwere Opfer gebracht werden. Vielleicht hätte ein großherziger Entschluß, ein allgemeines Nationalaufgebot, wie Carl von Dalberg schon im Jahre 1797 vorschlug, Deutschland noch retten können; doch unser, durch ein so vielseitiges Staatsinteresse getheiltes Vaterland war noch nicht zu jenem, ewig glänzenden Enthusiasmus reif, mit welchem es später in den Jahren 1813 — 1815 die französischen Fesseln so glorreich zerbrach, und die deutschen Siegesfahnen selbst bis in Frankreichs stolze Hauptstadt trug. Deutschland mußte erst die Schulen der bittersten Prüfungen bestehen, ehe der elektrische Funke eines großen männlichen Entschlusses, einer Nationalbewaffnung aller Stände, einer unerschütterlichen Einheit und Kraft des Willens in ihm erglühen konnte. Gewiß erkennt Deutschland dankbar was das Kaiserhaus Oesterreich von jeher, und während der französischen Revolutionskriege für dasselbe gethan hat; Deutschland wird nie vergessen, daß durch Oesterreichs Beitritt zu dem russisch-preußischen Bunde gegen Napoleon im Jahre 1813 die gute Sache der Rettung des Vaterlandes von fremder Despotie entschieden wurde; seinem hochherzigen großen Beispiele folgten auch sofort alle Fürsten Deutschlands, weil sie in ihrem Inneren jederzeit redliche biedere deutsche Fürsten waren; allein als der Süden von Deutschland mit Oesterreich vereinigt, sich in blutigen Kämpfen gegen Frankreich erschöpft hatte, während der Norden von Deutschland, Preußen an der Spitze, durch eine sogenannte Demarkations- und Neutralitätslinie geschützt, ruhig diese gänzliche Entkräftung seiner Mitstände mit ansah, da galt es dem Verstande und der Klugheit auch der süddeutschen Cabinette, schnell und muthig die Maßregeln zu ergreifen, die noch allein zur Rettung ihrer Existenz führen konnten. Wird der Schiffer auf dem tobenden Meere vom Sturme bedrängt, weiß er durch keine Mittel dem, ihm drohenden Untergang mehr auszuweichen, so wagt er seinen letzten

Anker der Hoffnung, und vertraut ihm sein Schicksal; das nemliche thun Staaten, wenn sie erschöpft an Kraft, ohne Aussicht einer Hülfe, vor dem Willen eines übermüthigen Siegers sich beugen müssen; sie suchen ihr Heil, ihre Rettung in Unterhandlungen und Friedensschlüssen. So war es immer, so wird es bleiben, so lange die Welt in den politischen Formen der Staaten fortbesteht. In diesen Zügen liegt das Bild Deutschlands, und seiner Fürsten während dem verheerenden Orkane der französischen Revolution.

Seit dem Rastadter Friedens-Congresse im Jahre 1797 war der große Einfluß Frankreichs auf die Angelegenheiten Deutschlands ganz entschieden. Was dort geschah, wie man mit uns Deutschen sprach, das lebt in unserer Erinnerung fort. Der Congreß zerschlug sich, ohne uns den Frieden zu geben; die Flamme des Kriegs loderte neuerdings hervor, und ein Mann trat auf die Bühne der blutigen Kämpfe, wie die Welt noch keinen, ihm gleichen, gesehen hat. Dieser Mann — wer kennt Napoleon Buonaparte nicht? — — war vom Schicksal auserlesen, den letzten Ring an die Kette zu befestigen, mit welcher von nun an unser geliebtes Vaterland der Willkühr Frankreichs Preis gegeben wurde. Italiens ewig grüne Gefilde, und Deutschlands gesegnete Fluren wurden wiederholt verwüstet und verheert; der Sieger von Marengo legte sein Schwerdt in die Wagschale der Politik, und zwecklos verhallten vor der eisernen Wand der Bajonette die Bitten um Gerechtigkeit und Milde, die doch jeder Sieger so gern um seine Lorbern windet. Der Friede von Lüneville (9. Febr. 1801) kostete neuerdnigs ungeheure Opfer, und die, unter französischer und russischer Vermittelung im Jahre 1802 zu Regensburg zusammen berufene außerordentliche Reichsdeputation mußte die Zerstücklung Deutschlands vollenden.

Wir eilen über diese schmerzliche Periode hinweg, die nur der Vorläufer von neuen großen Ereignissen war, denn finster und schwer lagerten sich neuerdings auf dem deutschen Himmel die unglückbringenden Wolken. Bereits im Jahre 1802 war das Churfürstenthum Hannover, ein in den deutschen Staatenbund aufgenommenes Land, aus dem

einzigen Grunde von den Franzosen besetzt worden, weil es dem Könige von Großbritannien angehöre. Die Spannungen zwischen Frankreich und Oesterreich dauerten fort, wie konnten sie anders ausgeglichen werden, als durch die Gewalt der Waffen?—!— Der Krieg vom Jahre 1805, welcher einen so mächtigen, folgereichen Einfluß auf Deutschland, und auf die nachherigen politischen Verhältnisse Dalberg's gewann, brach aus.

Doch, ehe wir in dieser Darstellung weiter gehen, und die Verwicklung Carl's von Dalberg in die Politik der damaligen Zeit näher vorlegen, wollen wir bei der Veranlassung verweilen, durch welche er dem ehemaligen Kaiser Napoleon zuerst persönlich bekannt wurde:

Längst war der Fürst Dalberg theils als Churerzkanzler des deutschen Reichs, theils durch seine ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften dem neuen Machthaber von Frankreich, dem Consul Buonaparte ein Gegenstand seiner vorzüglichen Beachtung geworden. Dieses Interesse mußte um so mehr zunehmen, je größer und wichtiger sich von Jahr zu Jahr der Einfluß Frankreichs auf die Angelegenheiten Deutschlands gebieterisch offenbarte, mithin auch die Berührungen mit dem ersten Churfürsten Deutschlands häufiger werden mußten. Doch blieben sich beide Regenten noch immer fremd, bis nachfolgendes Ereigniß die erste persönliche Bekanntschaft unter ihnen veranlaßte *):

Der als Feldherr und Staatsmann berühmte französische General Sebastiani ging im Frühjahre 1804 von einer, auf Befehl seiner Regierung nach Constantinopel unternommenen diplomatischen Reise über Regensburg nach Paris zurück, und machte während seines Aufenthaltes zu Regensburg dem Churerzkanzler von Dalberg seine Aufwartung. Der feine gewandte Sebastiani bemerkte bald in seiner Unterhaltung mit Dalberg die großen Eigenschaften dieses Fürsten, und diese Wahrnehmung riß ihn zu einer solchen Verehrung und Bewunderung gegen Dal-

---

*) Allgemeine Zeitung. Jahrg. 1817. Beil. No. 115.

berg hin, daß Sebastiani bei seiner Ankunft zu Paris dem damaligen ersten Consul Napoleon Buonaparte die vortheilhafteste Schilderung von diesem Churfürsten Deutschlands machte. Dieser günstige Eindruck auf Napoleon blieb, dem Fürsten Dalberg unbewußt, doch nicht ohne wichtige Folgen für ihn. Als hierauf Napoleon im September des nemlichen Jahres bereits als Kaiser die Niederrheinischen Departements Frankreichs bereiste, und bei dieser Gelegenheit auch die Stadt Mainz besuchen wollte, so erfolgte von ihm eine Einladung an Dalberg zu einer persönlichen Bekanntschaft und Unterredung in dieser Stadt. Aehnliche Einladungen waren auch an den alten ehrwürdigen Großherzog von Baden Carl Friedrich, und an andere deutsche Fürsten ergangen, die sich auch theils persönlich, wie der Großherzog von Baden, die Fürsten von Nassau-Weilburg und Usingen, der Erbprinz von Hessen-Darmstadt, theils durch abgeordnete Gesandtschaften daselbst einfanden.

Dalberg ging nach Mainz, weil er als Grenznachbar Frankreichs, und durch die, ihm von der Reichsdeputation zu Regensburg als Theil seiner Einkünfte angewiesene, Rheinschiffarts-Octroi mit diesem Staate in vielfältige Berührungen kam, und als Churerzkanzler Deutschlands durch eine persönliche Unterredung mit Napoleon manches Gute für den deutschen Staatenbund, besonders in Hinsicht des Handels, zu erreichen hoffte. Wenn auch Napoleon mit aller ihm zu Gebot stehenden Artigkeit den Fürsten Dalberg, und die andern anwesenden Fürsten aufnahm, so verrieth wenigstens in Beziehung auf Dalberg die Wahl des Orts der Zusammenkunft kein Zartgefühl von Seite Napoleons, da er hier von dem gewaltigen Machthaber in sein eigenes rechtmäßiges Erbe, in die von Frankreich ihm entrissene ehemalige Residenz eingeladen wurde. Mit welchen Empfindungen der Fürst Dalberg den geliebten, ihm so theuern Boden betrat, wo er die schönen Jahre seines jugendlichen Alters unter den glänzendsten Hoffnungen verlebt hatte, wird jedes empfängliche Gemüth leicht errathen. Auch verkündete der laute Jubel der Mainzer dem guten Fürsten, wie unvergeßlich er in ihren Herzen fortlebe, und wie glücklich sie sich fühlen würden, ihm als treue, brave Unterthanen wieder anzugehören. Napoleon konnte

hier unter seinen eigenen Fenstern in einer, nunmehr ihm angehörigen Stadt die Erfahrung machen, durch welche Mittel man in Deutschland die Liebe der Unterthanen zu erwerben gewohnt sey.

Dalberg erreichte bei dieser Zusammenkunft den Zweck seiner Reise nicht, so sehr er sich auch bestrebt hatte, glückliche frohe Resultate für Deutschland bewirken zu können; er hatte zwar mit Napoleon mehrere Unterredungen, aber an dem kalten eisernen Herzen dieses Mannes glitten alle Gesuche, alle Bitten ab; ihn, den Mächtigen beseelte stets nur ein Wunsch, nemlich Frankreichs Größe und Ruhm, und sein eigener Strahlenkranz als Sieger und Gebieter über die Hälfte von Europa. Wenn auch hier, wie so oft in seinem Leben, der Erfolg die Absichten Dalberg's nicht lohnte, so waren doch diese nicht minder gut und rein, und verdienen von Deutschland eine gerechte Anerkennung; ihm stand ja keine andere Waffe bei seinen Bemühungen zu Gebot, als der sanfte Weg der Belehrung und besseren Ueberzeugung. Napoleon wollte aber nicht von den so billigen Gesuchen Deutschlands an ihn, den furchtbaren Grenznachbar überzeugt seyn, und vermied daher absichtlich jede ernstliche Berathung zur Abhülfe derselben. Dalberg wurde zu einer neuen Zusammenkunft nach Paris bei der, noch in diesem Jahre (1804) bevorstehenden Kaiserkrönung von Napoleon eingeladen.

Nicht dieser Ruf allein zog ihn wiederholt an Napoleon's Hoflager, sondern auch Angelegenheiten von einer ganz andern Art. Der ehrwürdige Pabst Pius VII. mußte die Alpen übersteigen, um den gewaltigen Corsen am 2. December 1804 in der hohen Cathedrale von Notre Dame zu Paris zum Kaiser der Franzosen zu salben. Dalberg hatte aber bisher die päbstliche Bestätigung der, von der Reichsdeputation von Regensburg im Jahre 1802 ausgesprochenen Verlegung des churmainzischen erzbischöflichen Stuhls und Primats auf die Domkirche zu Regensburg nicht erhalten, und wollte sie jetzt persönlich beim Pabste nachsuchen, und mit demselben zugleich mehrere andere Angelegenheiten, bei dem verwaisten Zustande der katholischen Kirche in Deutschland, berathen und besprechen; daher ging er in Begleitung des Regensburger Domcapitulars und Geheimenraths

Grafen von Sternberg, und des Weihbischofs Kolborn nach Paris ab; sein Wunsch wurde erfüllt; in einem, am 1. Febr. 1805 abgehaltenen geheimen päbstlichen Consistorium erhielt er diese nachgesuchte Bestätigung. Nun suchte er auch die, zu Mainz abgebrochenen Unterhandlungen mit Napoleon wieder anzuknüpfen, und als Churerzkanzler die verschiedenen obwaltenden Irrungen zwischen Deutschland und Frankreich, besonders hinsichtlich der Rheinschiffart und des Handels durch eine billige Uebereinkunft zu beseitigen.

Bei dieser Anwesenheit zu Paris wurde Dalberg von dem neuen französischen Hofe wiederholt mit hoher Auszeichnung aufgenommen; Staatsmänner, Gelehrte und Künstler huldigten dem weisen, kenntnißreichen, und doch so bescheidenen Fürsten; selbst das stolze französische National-Institut, welches die Blüthe von Wissenschaft und Kunst bei allen Völkern der Welt wie ein Monopol nur in seinen Kreis eingebannt, und einheimisch zu seyn wähnte, beeiferte sich sofort, unsern Dalberg an die Stelle Klopstock's zum auswärtigen Mitgliede seines gelehrten Vereins, und zum Mitgliede jener Commission zu ernennen, welche von dem Institut beauftragt ward, die Fortschritte, welche wir Deutsche in Künsten und Wissenschaften seither gemacht zu haben uns schmeichelten, dem Pariser Areópag zur Beurtheilung vorzulegen.

Dalberg war nicht der Mann, der sich durch einen solchen Nebel und Weihrauch blenden ließ. In Mainz hatte er bereits Gelegenheit gehabt, die Machinationen des französischen Hofes als Augenzeuge in der Nähe zu betrachten, und ihm war die traurige Wahrnehmung nicht entgangen, von welcher Seite Deutschland auch ferner die größte Gefahr drohe. Was konnte Dalberg unter diesen Umständen jetzt anders wünschen und bezwecken, als eine politische Eintracht, eine Ausgleichung des deutschen Staatenbundes mit dem furchtbaren Chef Frankreichs, mit einer Regierung, die in ihren Forderungen von Tage zu Tage anmaßender, zuletzt gar keine Gränzen derselben mehr kannte. Die seitherigen großen Ereignisse hatten ja Deutschland hinlänglich belehrt, zu welchem hohen Grade der Ohnmacht es herabgesunken sey, denn jede neue Veränderung geschah stets auf seine Kosten.

Unvermögend, seine schönen Plane für Deutschland, dessen Selbständigkeit und Unabhängigkeit in Paris erreichen und durchsetzen zu können, reiste Carl von Dalberg wieder in seine Residenz zurück, belohnt durch das Bewußtseyn, daß er es wenigstens gut und ehrlich mit dem deutschen Vaterlande gemeint habe, wenn auch der Erfolg seinen edlen Absichten nicht entsprach. Er, der gerade, redliche Fürst war nicht geschaffen, mit der List und Verschlagenheit eines Cabinets zu kämpfen, das hierin von jeher die überzeugendsten Proben der Unübertrefflichkeit geliefert hatte.

Im folgenden Jahre 1805 griff das, zwar oft besiegte, aber nie überwundene Oesterreich neuerdings zu den Waffen, und Rußlands großherziger Kaiser Alexander schloß sich ruhmvoll diesem verbündeten Freunde an. Vereint boten sie ihre unermeßlichen Hülfsquellen auf, um dem stolzen Gegner Mäßigkeit in seinen Ansprüchen abzudringen. Der in seinen Folgen für Deutschland so merkwürdig gewordene Krieg brach im September dieses Jahres aus.

Unter den Fürsten des südlichen Deutschlands waren unstreitig Baiern und Würtemberg jetzt in sehr verwickelten beunruhigenden Verhältnissen. Durch die weiseste Politik war es nicht möglich, zu verhüten, daß ihre Staaten nicht neuerdings den Schauplatz des Krieges abgeben, mithin alle unglücklichen Folgen desselben über sie vorzugsweise einbrechen würden. Wie schrecklich und verheerend diese Kriege seither geführt worden waren, wo die ungeheuern französischen Armeen ohne die mindeste eigene Naturalverpflegung sich wie hungerige Wölfe über die Fluren Deutschlands verbreiteten, und den Städter und Landmann bis auf das Blut aussogen, diese schaudervollen Erinnerungen machten auch jetzt wieder jede Regierung nicht blos um ihre eigene Existenz, sondern auch um das Loos ihrer Unterthanen im höchsten Grade bange und besorgt. Baiern, eingeengt zwischen die beiden furchtbaren Kolosse aus Osten und Westen von Europa, deren Stürme sich in seinem Staate zuerst begegnen sollten, glaubte durch eine strenge Neutralität seine mißliche, bedenkliche Lage verbessern zu können, aber Oesterreich ließ am 3. September 1805

der baierischen Regierung durch den nach München abgeordneten Fürsten Schwarzenberg*) erklären, daß es keine Neutralität in diesem Kriege anerkenne, weil auch Frankreich sie nur so lange wirklich bestehen lassen werde, als sie mit seinen eigenen Vortheilen vereinbarlich sey; Schwarzenberg forderte unbedingte Vereinigung der baierischen Truppen mit der österreichischen Armee. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, und Baiern warf sich in die Arme Frankreichs; am 2. Octob. d. J. trat die baierische Armee bei Würzburg zu der französischen über, und am nemlichen Tage schloß auch Napoleon mit dem Churfürsten von Würtemberg zu Ludwigsburg eine Allianz, welche ihm ein zweites Hülfscorps gegen Oesterreich verschaffte.

Wir übergehen diese Jedermann bekannten politischen Begebenheiten, die in jenem Zeitpunkte von den betreffenden Theilen ohnehin öffentlich erörtert worden sind, und die sich auch aus der, wie wir bereits oben anführten, schon factisch erfolgten Auflösung des deutschen Staatskörpers leicht erklären **).

Was that aber Carl von Dalberg in diesem verhängnißvollen Momente als Churerzkanzler? —— Ihn schreckte der Troz Napoleons keineswegs; laut, und mit dem größten Nachdruck sprach er sich auf dem Reichstage zu Regensburg über diese gefahrvolle Periode aus, und erklärte muthig dem französischen Gesandten He-

---

*) Carl Fürst von Schwarzenberg, k. k. österreichischer Feldmarschall, der nach den Unfällen der alliirten Armeen zwischen der Seine und Marne im Jahre 1814 durch seinen entschlossenen Zug nach Paris, die Eroberung dieser Hauptstadt, und die Dethronisirung Napoleons herbeiführte. S. Allg. deutsche Real-Encyclopädie, fünfte Aufl. Bd. 2. S. 150. Er starb zu Leipzig den 16. October 1820, auf dessen Feldern er sieben Jahre früher als Generalissimus der verbündeten Heere sich unvergängliche Lorbern erwarb.

**) Die hieher gehörigen Staatsschriften findet man in der Wiener Hofzeitung, 1805 vom 16. Octbr. u. f. in den europäischen Annalen, 1805. 4ter Band, S. 142. u. f. und in der allgemeinen Zeitung. 1805. No. 300. u. f.

douville: er würde die steinerne Donaubrücke zu Regensburg sprengen lassen, wenn Napoleon es wagen sollte, Regensburg mit französischen Truppen zu besetzen. Was keinem deutschen Fürsten, was selbst fünf Jahre früher dem Reichstage nicht gelungen war, das gelang ihm, nemlich die Behauptung der strengsten Neutralität; wirklich berührte die französische Armee Regensburg gar nicht, und Dalberg sicherte dadurch mitten im Kriege dem Reichstage, und den Bürgern seiner Residenz die Wohlthaten des Friedens. Jetzt ließ der standhafte ächt deutsche Churerzkanzler, im Gefühle seiner Würde und seiner Pflicht, am 8. November 1805, jenen Aufruf an sämtliche Reichsstände ergehen, in welchem er die Gefahren der französischen Invasion auf das freimüthigste und lebhafteste mit warnenden Zügen, und mit wahrem prophetischen Seherblicke schilderte, und alle Deutschen zur Eintracht, und festem Zusammenhalten in dieser bangen Zeit aufforderte. Dieser Aufruf gehört der politischen Geschichte Carl's von Dalberg an; wir geben ihn daher hier wörtlich als ein merkwürdiges Actenstück, das über seine wahre Ansicht des damaligen Zustandes von Deutschland ein helles Licht verbreitet:

„Ihro Churfürstlichen Gnaden, der Churfürst Erzkanzler, fühlen sich verpflichtet, im Allgemeinen auf diejenigen Verhältnisse aufmerksam zu machen, in denen sich das deutsche Vaterland befindet. Die Kräfte von Süd-Nord-Ost- und West-Europa drängen sich in diesem Zeitpunkte in Deutschland zusammen; ein solcher Kampf hat sich erhoben, dessen Beispiel in den Jahrbüchern der Welt selten vorkömmt. Jeder redlich gesinnte Deutsche wünscht und hofft, daß auch in diesem Sturme die deutsche Reichsverfassung fortbestehen werde; man kann sich jedoch nicht bergen, daß in vielen Gemüthern die besorglichen Fragen entstehen: Was wird aus unserm deutschen Vaterlande in solcher Erschütterung werden? — Sollte das seit mehr als tausend Jahren stehende Gebäude der Verfassung einstürzen? — Sollten Landfrieden, Reichstags- und Reichsgerichtsordnungen, Reichsverfassung, goldene Bulle, westphälischer Friede, Wahlkapitulation, nebst so vielen Reichsschlüssen, zernichtet werden, die seit Jahrhunderten Werke der Weisheit unserer Väter waren, unter deren Schutz die deutsche Nation sich auf eine biedere rühmliche Weise, in

sehr oft glücklichen und mehreren glänzenden Zeiträumen auszeichnete? — Sollte der Name Deutschland, der Name deutscher Nation, der Name eines Volksstammes erlöschen, der ehemals den römischen Koloß besiegte? der durch Treue, Muth, Arbeitsamkeit, und nützliche Erfindungen, sich um das Wohl der Menschheit verdient machte? Schmerzlich ist dieser Gedanke für besorgte gutgesinnte Gemüther. Se. Churfürstlichen Gnaden, der Churfürst Erzkanzler, wünschen und hoffen mit reiner deutscher Vaterlandsliebe, daß ein solches Unglück vermieden werde: 1. durch allgemeines Bestreben, die Einheit der deutschen Reichsverfassung zu erhalten; 2. durch Vereinigung der Gemüther, in Befolgung der Reichsgesetze; und 3. durch einstimmige Verwendung aller und jeder Deutschen, um einen guten, ehrenvollen, dauerhaften Frieden zu erwirken" *).

Betäubt von dem fürchterlichen Schlage, den Napoleon bei Ulm gegen die österreichische Armee ausführte, überrascht von der Schnelligkeit, mit welcher er seine Adler in die Erblande Oesterreichs trug; und wankend gemacht durch die vorangegangenen Beispiele von Baiern und Würtemberg glitt dieser patriotische Aufruf Dalberg's kalt und ohne Erfolg an den übrigen Fürsten Deutschlands vorüber. Jede deutsche Regierung sah in dieser Crisis, wie in ähnlichen der früheren Zeiten ihren Staat als einen geschlossenen an, der nur durch die eigene, höchst besonnene Ausgleichung mit dem Machthaber Frankreichs, nicht aber durch das feste Zusammenwirken sämtlicher Stände des Reichs zu retten wäre.

Eine solche Sprache, wie Carl von Dalberg sie in diesem Aufruf an seine deutschen Mitstände führte, in einem Zeitpunkte, wo ganz Deutschland sich vor den furchtbaren Legionen Napoleon's beugen mußte, hatte der stolze übermüthige Sieger von Ulm und Austerlitz noch nicht vernommen; darüber mußte ihm der energische, ächt deutsche Churerzkanzler zu Rede stehen. Kaum hatte Napoleon am 26. December 1805 zu Preßburg mit Oesterreich den Frieden abgeschlossen, und die, auf

---

*) Allgemeine Zeitung. Jahrg. 1805. No. 317. S. 1253.

seine Seite übergetretenen deutschen Fürsten mit wahrer kaiserlicher Freigebigkeit durch eroberte österreichische Provinzen belohnt, als er sofort nach München eilte, um mit dem mächtigsten dieser deutschen Bundesfürsten, mit Baiern durch die Vermählung seines Stiefsohnes, des Prinzen Eugen mit der Prinzessin Auguste von Baiern die seitherige Verbindung noch enger zu knüpfen. Dalberg wurde nach München berufen, theils die kirchliche Einsegnung und Trauung des hohen Brautpaares zu begehen, theils auch, um sich gegen Napoleon über den angeführten patriotischen Aufruf an die deutschen Reichsstände zu erklären. In der Fülle seiner Heftigkeit ergoß sich der übermüthige Kaiser gegen den ehrwürdigen Greis, und überhäufte ihn mit den bittersten Vorwürfen; aber Dalberg antwortete mit der nemlichen Energie, im Bewußtseyn seiner Würde als erster Churfürst des Reichs auf jeden dieser Vorwürfe einzeln, bewieß Napoleon, daß er als Churerzkanzler nur seine Pflicht erfüllt habe, wenn er in dieser bangen Zeit seine deutschen Mitstände zur Eintracht, und festem Zusammenwirken aufforderte, nahm nicht eine Sylbe von seinen Behauptungen zurück, so daß zuletzt Napoleon in stiller Bewunderung der großherzigen Gesinnungen dieses biedern deutschen Fürsten, selbst mit seinen Vorwürfen und seiner Heftigkeit inne hielt. Als hierauf Napoleon zu scherzen anfing, erwiderte Dalberg ebenfalls scherzhaft: Quant à moi, Sire, je n'ai rien à perdre; Vous m'avez déjà mis à la diète, et à l'eau. (Nemlich: Sie haben mich (hinsichtlich meiner Revenüen) auf den Reichstag, und auf die Rheinzölle angewiesen; — oder, was der Doppelsinn auch sagt, auf Wasser und Brod gesetzt.)

Bei dieser Zusammenkunft zu München hatte Napoleon den Fürsten Dalberg, und seinen geraden deutschen Sinn wiederholt kennen lernen; schon früher war dieses der Fall zu Mainz und Paris gewesen, wo, wie wir wissen, jede Unterhandlung Dalberg's mit Napoleon fruchtlos ablief. Wie sollte auch Dalberg zu einem Regenten Vertrauen fassen, der kein anderes Gesetz anerkannte, als seinen Willen, der mit jedem neuen Kriege Deutschland, und andere Staaten mehr zerstückelte, für dessen Ehrgeiz selbst Europa zu klein war? — ! — Mit gebeugtem Herzen über den, künftig unvermeidlichen

Untergang des deutschen Staatenbundes kehrte Dalberg von München nach Regensburg zurück; welche Hoffnung konnte auch damals das Gemüth zu einer bessern Zukunft erheben! —

Der Preßburger Friede, so nachtheilig für Oesterreich, war es nicht minder für Deutschland selbst, denn er gebar bald hierauf am 12. Julius 1806 für die, mit Frankreich verbündeten Fürsten Deutschlands die volle Souverainität, wodurch nachher so viele alte ehrwürdige Institute, Vorrechte und Befugnisse edler Geschlechter, weise Staatseinrichtungen früherer Jahrhunderte auf einmal vernichtet wurden.

Dalberg fühlte tief die bedenkliche Lage, in welcher das deutsche Vaterland schwebe. Hingerissen von dem Wunsche, der unter diesen bangen Verhältnissen dem Landesherrn, und Familiengliede eines uralten Geschlechtes so verzeihlich ist, seinen Staat, und die hohe Auszeichnung seines Stammes gegen die künftige Zermalmung Napoleons zu erhalten und zu sichern, ließ sich jetzt der redliche gutherzige Fürst, wahrscheinlich nicht ohne die mächtige Einwirkung des damaligen französischen Gesandten zu Regensburg, Hedouville zu dem Schritte, der für ihn nachher so große Folgen hatte, verleiten, den französischen Cardinal Fesch, Onkel des Kaisers Napoleon, zu seinem Nachfolger zu ernennen. Seine Absicht war, wie immer in seinem Leben, auch hier die reinste, und in der subjectiven Ueberzeugung gegründet, daß durch diese Ernennung eines so nahen Verwandten Napoleons, dieser jetzt günstigere Gesinnungen gegen Deutschland, dessen künftiger Churerzkanzler Fesch durch diese Wahl wurde, und durch den churerzkanzlerischen Staat selbst adoptiren würde. Dalberg vergaß dabei nicht, seine Verpflichtungen zur Erhaltung der deutschen Reichsverfassung zu erfüllen. Wir geben das, diesen Gegenstand betreffende, durch das churerzkanzlerische Reichsdirectorium zur Dictatur an den Reichstag gebrachte Actenstück hier wörtlich, weil es seine Gesinnungen und Ueberzeugungen am besten ausspricht:

„Der nach schweren Kriegen im Jahre 1803 zu Stande gekommene, zum Reichsfundamentalgesetz förmlich erhobene,

Deputationshauptschluß hat ganz Deutschland mit neuer Hoffnung belebt, daß durch dessen Vollziehung Ruhe und Ordnung wieder hergestellt, alle Reichsbande neu geknüpft, und die Constitution in ihren wesentlichsten Theilen werde erhalten werden. Allein neue Kriege, woran das Reich zwar keinen Theil hatte, deren Schauplatz es jedoch seyn mußte, haben die Hoffnung nicht nur sehr entfernt, sondern jetzt schon bekannte, und noch nicht ganz zu übersehende Folgen haben selbst über viele, jetzt noch bestehende Reichsstände die gerechtesten Sorgen verbreitet, daß auch ihre reichsgesetzlichen Gerechtsamen und Besitzungen mehr oder weniger geschmälert, am Ende aber kaum noch ein Schatten der alten Reichsconstitution übrig gelassen werden dürfte. Se. churfürstliche Gnaden, der Churfürst Reichserzkanzler, mein gnädigster Herr, als Primas und Erzbischof von Deutschland, haben, aller angewendeten Mühe ungeachtet, die Einrichtung der deutschen katholischen Kirche nach dem Sinne des gedachten Reichsfundamentalgesetzes noch nicht erwirken können; ja, es war Höchstdemselben nicht einmal noch möglich, Ihr eigenes Metropolitancapitel zu constituiren, sogar sahen Sie die, Ihnen durch den Deputationshauptschluß zur Dotation angewiesenen Lande und Einkünfte verschiedentlich schon bei Ihren Lebzeiten, noch mehr nach Ihrem Tode bedroht; dabei in langjährigen schweren Geschäften und Sorgen bis zu dem drei und sechzigsten Lebensjahre vorgerückt, konnten Sie länger nicht anstehen, sich einen Regierungsgehülfen, Coadjutor und Nachfolger auszuersehen, dem es an Geistes- und Körperkräften, persönlichem Ansehen, auch mächtiger Unterstützung nicht fehle, um Ihnen, während Ihrer Regierung, die Behauptung aller Ihrer gesetzlichen Vorrechte und Gerechtsamen, auch die Erhaltung Ihres Churstaates zu erleichtern, und um solchen nach Ihrem kurz oder lang erfolgenden Ableben, selbst zum Besten des Reichs und seiner Verfassung eine fortwährende Dauer zu verschaffen. Von allen diesen höchst wichtigen Betrachtungen geleitet, haben Se. churfürstlichen Gnaden geglaubt, auf kein, mehr würdiges Subject, als auf Se. Eminenz den Herrn Cardinal Fesch verfallen zu können, deren Geschlechtsvorfahren sich schon zeitig im 15. und 16. Jahrhundert in öffentlichen Diensten deutscher Lande ausgezeichnet haben, und welche selbst für Ihre Person als ein Herr in den besten Mannesjahren, und schon länger des heiligen Stuhls zu Rom Cardinal hiezu in

sich alle wesentlichen Eigenschaften in einem vorzüglichen Grade verbinden. Diesen Herrn haben Se. churfürstl. Gnaden als Ihren Coadjutor und Nachfolger von Sr. päbstlichen Heiligkeit erbeten, auch Sr. kaiserlichen Majestät, dem allerhöchsten Reichsoberhaupte, Allerhöchst welche nach Ihrer Weisheit diesem, durch die Zeitumstände gerechtfertigten Entschlusse, zuversichtlich Ihren allerhöchsten Beifall ertheilen werden, davon die schuldige Anzeige gemacht; mir aber haben Se. churfürstl. Gnaden gnädigst aufgetragen, Euern Excellenzien u. s. w. davon die gegenwärtige Mittheilung zu machen, und Dieselben ergebenst zu ersuchen, Ihre höchst- und hohen Committenten hievon in Kenntniß zu setzen. Indem ich mich nun dieses höchsten Auftrags hiedurch schuldigst entledige, so habe ich zugleich die Ehre u. s. w. Regensburg den 27. Mai 1806.

J. Freiherr von Albini"*).

Diese Erklärung erregte durch ganz Deutschland die lauteste Sensation, und entzog dem Fürsten Dalberg viele Herzen. Wenn jetzt auch die politischen Systeme einzelner deutscher Regierungen mit Frankreich befreundet waren, so waren es doch nicht die herrschenden Gesinnungen der Bewohner, die bei den seitherigen Zerstückelungen Deutschlands, und bei dem furchtbaren Drucke, welchen sich die französischen Armeen sogar in diesen befreundeten Staaten gegen die Unterthanen erlaubten, nur in ihnen stets die wahren Feinde des Vaterlandes, ohne Hehl, anerkannten. Kein Mensch war auf diesen Schritt vorbereitet, weil die Verhandlungen hierüber im höchsten Grade geheim betrieben wurden. Jedermann war in Erwartung, wie der römisch-deutsche Kaiser als Oberhaupt des deutschen Reichs diese Erklärung Dalberg's aufnehmen werde, da in derselben schon einigermaßen zuversichtlich von einer Beistimmung desselben gesprochen wurde; allein der Kaiser Franz, seiner Würde und der Verpflichtungen der Stände des Reichs gegen ihn als ihr Oberhaupt eingedenk, erließ an Dalberg folgende Antwort:

---

*) C. D. Voß die Zeiten. Jahrg. 1806. 4. Band, S. 180.

„Euer Liebden sind bereits unterrichtet, daß mir Ihr Schreiben vom 24. Mai d. J. über die gefaßte Entschließung, sich einen Coadjutor auszuersehen, zur Einsicht vorgelegt worden sey. Ich konnte nicht anders, als sehr verwundert seyn, daß, als ich kaum in die erste Kenntniß der genommenen Entschließung gesetzt war, Euer Liebden alsobald auch davon dem gesammten Reiche, durch den Weg der Dictatur, die Anzeige gemacht, und, mit willkührlicher Voraussetzung meines reichsoberhauptlichen Beifalls, schon alle Veranstaltungen, als wenn dieser Beifall schon wirklich erfolgt wäre, getroffen haben."

„Euer Liebden kennen in Ihrer Eigenschaft, als Churerzkanzler, die constitutionellen Verhältnisse des Reichs zu genau, als daß ich nöthig erachten könnte, denselben dasjenige in das Gedächtniß zurück zu führen, was wegen Handhabung der alten hergebrachten Statuten der deutschen Erz- und Hochstifter der westphälische Friede festgesetzt, — was, wegen Aufrechthaltung der ehemaligen mainzischen Metropolitan-Kirche das neueste Reichs-Grundgesetz des Reichs-Deputations-Schlusses, bestätigt hat, — was Ihre päbstliche Heiligkeit, in dem, zu Paris am 1. Febr. 1805 protocollirten, Consistorialact zugesichert haben, und was endlich die Wahlcapitulation dem Reichsoberhaupte deshalb zur Pflicht gemacht hat: und Euer Liebden werden daher die wichtigen und höhern Rücksichten nicht verkennen, welche in dieser Angelegenheit eintreten, und eine aufmerksame und ernsthafte Erwägung verdienen."

„Ich verbleibe übrigens Eurer Liebden mit beharrlicher Freundschaft, kaiserlichen Gnade und allem Guten, beständig wohlbeigethan. Wien, den 18. Junius 1806.

Franz."

So hatte jetzt Dalberg, der im Bewußtseyn der besten Absicht diesen, freilich sehr gewagten Schritt gethan hatte, nun auch das Reichsoberhaupt selbst gegen sich aufgeregt, und das Vertrauen des biedern Kaisers Franz auf seinen Churerzkanzler des deutschen Reichs mußte nothwendiger Weise von selbst aufhören. Zwar versuchte eine, unter Dalberg's Augen zu Regensburg anonym erschienene Schrift diesen Schritt zu rechtfertigen, und den

großen Nutzen dieser Wahl des Cardinals Fesch für Deutschland darzustellen; allein was helfen Vertheidigungsschriften, wenn die öffentliche Meinung über die Mißbilligung einer Sache sich laut und einstimmig ausspricht? — ! — Wir haben diese Inconsequenz Dalberg's mit seinen gutmüthigen Gesinnungen hier um so mehr im Zusammenhange entwickeln müssen, da in ihr die Quelle seiner ferneren politischen Stellung allein zu suchen ist. Wer einmal in das Labyrinth solcher Mißgriffe sich verirrt, wo der eine Schritt unvermeidlich den andern nach sich zieht, wird mit dem besten wohlmeinendsten Herzen doch zu Grunde gehen. Das war auch das Loos Dalberg's, wie wir im Verlaufe dieser historisch-politischen Darstellung sehen werden.

Dagegen nahm Kaiser Napoleon diese Wahl um so gefälliger auf; er ertheilte ihr nicht allein seinen Beifall, sondern auch in einer außerordentlichen Sitzung des Erhaltungs-Senats des französischen Reichs am 5. Junius 1806 seine feierliche Zustimmung. Jetzt war Dalberg, wenn auch nicht gesetzlich, doch schon factisch als Vasall von Frankreich zu betrachten.

Dieser Begebenheit folgte bald hierauf eine noch weit größere und wichtigere, die als das Grab des alten ehrwürdigen deutschen Staatenbundes zu betrachten ist, nemlich die Entstehung der rheinischen Conföderation. Waren die Gemüther der deutschen Vaterlandsfreunde durch die Ernennung des Cardinals Fesch zum Coadjutor Dalberg's überrascht, so waren sie durch dieses neue unerwartete Ereigniß betäubt und erstarrt. Wenn auch damals die erschienenen öffentlichen Staatsschriften die großen Vortheile dieses Rheinbundes für Deutschlands Wohl und Selbständigkeit prophetisch voraussagen wollten, so fühlte doch der gerade, ehrliche, durch die seitherigen Erfahrungen hinlänglich belehrte Deutsche zu gut, und zu weise, daß eine solche, von einer fremden, allgemein verhaßten Macht uns aufgedrungene Veränderung in unserer, seit Jahrhunderten mit Liebe umfaßten Staatsverfassung nicht das wahre Mittel sey, dem so tief gebeugten Vaterlande wieder aufzuhelfen. Aus Frankreich war für Deutschland noch nie ein

Heil gekommen, wie sollten wir es nunmehr von dort erwarten? — ! — Jetzt erst gingen wir aus dem Zustande einer freien Nationalverfassung in den Zustand der wahren Knechtschaft über, denn fern vom geliebten heimatlichen Boden, dort an der Seine wohnte der übermüthige Dictator, der unbekannt mit unserer Sprache, mit unsern Sitten, Bedürfnissen und Gebräuchen uns aus seinen Pallästen strenge Gesetze vorschrieb. Angewöhnt an die sanfte, wohlwollende, wahrhaft väterliche Sprache der erlauchten Abkömmlinge des Hauses Habsburg zu den Ständen des deutschen Reichs mußten wir jetzt gebieterische Befehle vernehmen; und wehe dem, der es gewagt haben würde, sich diesen muthig entgegen zu stellen! —

Die Geschichte der Entstehung dieses unseligen Rheinbundes liegt in mehreren Puncten noch im Dunkeln; aber ein um so helleres Licht ist über den Bund selbst, und seine Folgen für Deutschland verbreitet. Napoleon's deutungsreiche Erklärung; daß die Ernennung des Cardinals Fesch zum Coadjutor: „Deutschland nützlich werden würde," (!!!) — ging nur zu bald, aber auf eine, uns allen unerwartete Weise in Erfüllung.

Daß Carl von Dalberg an der Entstehung dieses Bundes gar keinen Antheil gehabt, daß er nur in ihn, nachdem er von seinem Minister zu Paris ohne sein Vorwissen bereits unterzeichnet war, wider seinen Willen hineingezogen worden ist, weil er durch die so gut gemeinte Ernennung des Cardinals Fesch zu seinem Nachfolger bereits in gänzlicher Abhängigkeit von Napoleon stand, diese Behauptung wird sich aus dem folgenden erklären und beweisen; es wird uns aber auch die Ueberzeugung liefern, daß der Fürst Dalberg unter den Umständen, in welchen er sich nunmehr befand, nicht wieder zurücktreten konnte, wenn er seinem ersten Schritt hinsichtlich der Wahl des Cardinals Fesch consequent bleiben wollte.

Der verhängnißvolle 12. Julius 1806 brach heran.

So wie der Geist des Bösen, der dem Lichte gram ist, nur das schauerliche ahndungsvolle Dunkel der Nacht

auswählt, um durch unerwartete Ueberraschungen die muthigen Kämpfer für Recht irre zu führen, und zu betäuben, ebenso wurde für die Unterzeichnung dieser Rheinbunds-acte von dem Hauptstifter derselben, dem französischen Minister Talleyrand die Nacht ausersehen. Aehnliche nächtliche politische Ueberraschungen kennt die Geschichte der europäischen Staaten mehrere; auch Wallenstein's Anhänger wählten bei der Unterzeichnung der Urkunde ihres Abtritts von ihrem Kaiser Ferdinand II. am 25. Februar 1634 zu Eger für die noch treu gesinnten Offiziere die Nacht; Rußlands und Schwedens gewaltsame Regentenwechsel geschahen während den Nächten; Dänemarks Königin Mathilde wurde in der Nacht vom 16. Januar 1772 aus dem königlichen Schlosse zu Copenhagen als Staatsgefangene nach der Festung Cronenburg abgeführt; Portugalls König Joseph I. sollte in der Nacht vom 3. September 1759 zu Lissabon ermordet werden, so wie Polens König Stanislaus August in der Nacht vom 3. November 1771 gewaltsam entführt wurde, u. s. w.

In dieser, für dich Deutschland, und deine ehemalige, ehrwürdige, in so vielen Stürmen der Zeit fest bestandene Verfassung, so verhängnißvollen Nacht berief der Minister Talleyrand den churerzkanzlerischen Gesandten zu Paris, den Grafen von Beust zu sich, erklärte ihm die Absicht des Kaisers Napoleon, seinem Herrn, dem Fürsten Dalberg mehrere fürstliche und gräfliche Besitzungen am Main zuzutheilen. Graf Beust wurde über diese Mittheilung von Erstaunen ergriffen, da er nicht im mindesten darauf vorbereitet war. Jetzt las ihm Talleyrand auch den 4. 10. 11. und 22. Artikel, so wie die zwei, seinen Herrn betreffenden Zeilen des 24. Artikels der nachherigen Rheinbundsacte zusammenhängend vor, aber ohne Verbindung mit einer förmlichen bereits abgeschlossenen Staatsverhandlung, und verlangte im Namen seines Herrn des Churerzkanzlers die Unterzeichnung dieser Staatsschrift. Auf die nemliche Weise hatte Talleyrand auch die meisten andern deutschen Gesandten in dieser Nacht zu sich zusammen berufen, um ihnen die nemliche Mittheilung zu machen; sie erschienen einzeln, ohne daß einer etwas von dem andern wußte.

Die, dem Fürsten Dalberg betreffenden Artikel dieser Rheinbundsacte sind folgenden Inhalts:

„Art. 4. Se. churfürstl. Gnaden, der Churfürst Erzkanzler wird die Titel: Fürst-Primas und Hoheit annehmen."

„Mit dem Titel: Fürst-Primas ist kein Vorrecht verbunden, was mit der vollen Souverainität, deren jeder der Conföderirten genießen soll, im Widerspruch stände."

„Art. 10. Auf diesem Tag (der Rheinbundesversammlung) wird den Vorsitz führen Se. Hoheit der Fürst-Primas, und wenn eines von den beiden Collegien (des Rheinbundes) allein über eine Angelegenheit zu deliberiren haben sollte, so wird Se. Hoheit in dem Collegio der Könige, und der Herzog von Nassau bei dem Collegio der Fürsten präsidiren."

„Art. 11. Die Zeitpunkte, wo sich entweder der Conföderationstag, oder ein Collegium insbesondere zu versammeln hat, der Modus ihrer Zusammenberufung, die Gegenstände, über welche noch zu berathschlagen seyn wird, die Art und Weise, die Beschlüsse zu formiren und zu executiren, werden durch ein Fundamentalgesetz bestimmt werden, welches Se. Hoheit der Fürst-Primas binnen Monatsfrist, nach der zu Regensburg geschehenen Notification, pronunciren wird, und welches von den conföderirten Staaten genehmigt werden muß. Eben dieses Fundamental-Statut wird den Rang unter den Mitgliedern des Fürsten-Collegii, definitiv festsetzen."

„Art. 22. Se. Hoheit, der Fürst-Primas vereinigt mit seinen Staaten, und besitzt mit vollem Eigenthumsrechte und völliger Souverainität die Stadt Frankfurt mit ihrem Gebiete."

„Art. 24. Se. Hoheit der Fürst-Primas übt alle Souverainitätsrechte aus; über die Besitzungen der Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim, welche auf der rechten Seite des Rheins liegen, und über die Grafschaft Rheineck*)."

*) Das französische Original dieser Rheinbundesacte findet man abgedruckt in den europäischen Annalen, Jahrg. 1806. 9tes Heft. S. 217.

Das war also der goldne Apfel, welchen Talleyrand dem Grafen Beust für seinen Herrn vorzeigte, wobei ihm aber das tiefste Stillschweigen auferlegt wurde.

Graf Beust befand sich bei dieser Mittheilung in einer höchst kritischen unangenehmen Lage; auf der einen Seite wollte er als Gesandter das Interesse seines Herrn auf jede Weise befördern, da ohnehin die seitherige Dotation des churerzkanzlerischen Staats, wie wir bereits aus dem §. 25. des Reichsdeputationsrecesses wissen, nicht einmal die Hälfte des ehemaligen Churstaates Mainz betrug; aber auf der andern Seite kannte er die Gesinnungen seines Herrn über diesen wichtigen folgereichen Gegenstand nicht, und wollte also auch nicht Schritte thun, die dieser künftig mißbilligen könnte. Doch, die Ueberzeugung, daß es seine Pflicht sey, den Nutzen seines Herrn als treuer Diener zu befördern, siegte über jede Bedenklichkeit, und Graf Beust unterschrieb, wie die andern zu Paris anwesenden deutschen Gesandten, diese Rheinbundesacte.

Während diese großen Ereignisse zu Paris vorgingen, und dort, dem Fürsten Dalberg unbewußt, das Todesurtheil der deutschen Reichsverfassung unterzeichnet wurde, hatte sich der Fürst auf sein schön gelegenes Sommerschloß Wörth an den Ufern der Donau unweit Regensburg begeben, um seinen durch so viele Sorgen ermüdeten Geist im Genusse der Freuden der Natur zu erheitern und zu zerstreuen. Auch hier setzte er seine Bemühungen für die Erhaltung des deutschen Staatenbundes fort, und suchte, die bedrängten kleinern Stände des Reichs, denen die neu erworbene Souverainität der, mit Frankreich verbündeten Fürsten feindselig gegen über stand, gegen deren Angriffe zu schützen und zu retten. Dalberg ging hiebei von der ganz einfachen unbestreitbaren Wahrheit aus, daß das wohl erworbene, seit Jahrhunderten ungestört besessene Eigenthum und Recht, weder von der Willkühr der Mächtigeren, noch auch von der Größe, oder Geringfügigkeit der Besitzungen selbst, abhängen dürfe. Jedem das Seine zu lassen, ist ein Grundsatz, der in civilisirten Staaten eigentlich wie das Wort Gottes gelten, und gar nie angetastet werden sollte. Diese, gegenwärtig mediatisirten reichsfürstlichen Häuser, und reichsgräflichen Collegien unterhielten damals zur Wahrung ihrer Landes-

hoheit und Verfassung an den Höfen zu Wien, Berlin, München und Paris auf ihre Kosten eigene Abgeordnete. An einen dieser Gesandten zu München schrieb der patriotische Churerzkanzler am 20. Julius 1806, also acht Tage nach der zu Paris ohne sein Vorwissen, erfolgten geheimen stückweisen Unterzeichnung der nachherigen Rheinbundesacte folgenden Brief, der seine rechtlichen Gesinnungen in dieser verhängnißvollen Zeit auf, eine, ihn ehrende, rechtfertigende Weise ausspricht.

„Mit vieler Rührung habe ich Ihr einsichtsvolles Schreiben gelesen. Von Herzen vereinige ich meine Wünsche mit den Ihrigen, daß die Landeshoheit aller kleineren Stände gerettet, und die Reichsverfassung überhaupt erhalten werde. Dieser Endzweck ist der Gegenstand meines ganzen Bestrebens. Die Nachrichten aus Paris erregen viele Sorgen; da ich unterdessen den, allda dem Vernehmen nach entworfenen Plan einer Verbindung nicht gesehen habe, so kann ich davon noch zur Zeit nicht urtheilen. Die mitgetheilten Beilagen, die mir Euer rc. überschickten, waren mir bereits durch das fürstliche Haus Taxis vorgelegt worden. Meine mündliche Antwort darauf war: die angetragene Direction der kleineren Reichsstände wollte ich wohl als Reichserzkanzler übernehmen, bestünde jedoch darauf, daß jeder, auch der kleinste Mitstand, seine eigenthümliche Landeshoheit behalte. In jeder Lage werde ich zum allgemeinen Besten thun, was ich kann, und was meine, sehr beschränkten Kräfte vermögen. Ich bin u. s. w. Schloß Wörth bei Regensburg den 20. Julius 1806.

Carl von Dalberg."

Einen solchen Brief kann kein Verräther des deutschen Vaterlandes, wie ihn die giftige Lästerzunge der Welt so oft zu nennen beliebte, sondern nur ein edeldenkender Mann schreiben, der in gänzlicher Unbekanntschaft mit dem, bereits über ihn entschiedenen Schicksal auch jetzt noch ruhig den schönen Weg seiner erhabenen Bestimmung fortwandelt, und, was jedem Fürsten ziemt, und ihn ehrt, sich der, ohne alles Verschulden Unterdrückten gerecht und liebevoll annimmt. Armer Dalberg! auch den Trost hast du

nicht in dein Grab nehmen können, daß deine Zeitgenossen, welche dich, und dein hohes fürstliches Bestreben zu beobachten, Gelegenheit hatten, gerecht gegen dich gewesen wären! — ! —

Am 20. Julius schrieb Carl von Dalberg im Gefühle seiner Pflicht als Reichserzkanzler diesen Brief zu Wörth; allein bereits zwei Tage früher, am 18. Julius hatte Talleyrand zu Paris wiederholt sämtliche, dort anwesende, für diese Rheinbundesacte einige Tage vorher einzeln zur Unterzeichnung herbei gerufenen deutschen Gesandten, noch einmal, und zwar jetzt alle mit einander bei sich versammelt, und nun las ihnen der feine, listige Staatsmann im Namen seines Gebieters, diese Acte, welche sie bis jetzt nur aus den, ihre hohen Prinzipalen betreffenden Bruchstücken kannten, im ganzen Zusammenhange vor. Daß diese geraden deutschen Männer, die es gewiß gut mit dem Vaterlande meinten, nicht wenig erstaunten, durch ihre Unterschriften eine Verfassung Deutschlands zertrümmert zu haben, an deren Erhaltung so mancher derselben ehemals in Reichsdiensten unermüdet gearbeitet hatte, läßt sich von ihrem rechtlichen biedern Charakter laut bekennen.

Doch der Würfel war geworfen, Deutschlands Verfassung sollte mit einem Schlage zernichtet werden, ohne der Besonnenheit und der Prüfung einige Zeit zu gestatten, um durch geeignete Rücksprache mit den, dabei interessirten Theilen diesen gewaltigen Schlag weniger fühlbar zu machen.

Binnen dem kurzen beengten Zeitraume von sieben Tagen mußte von sämtlichen Bundesfürsten die Ratification dieser Rheinbundesacte erfolgen; so verlangte es Talleyrand im Namen seines mächtigen Kaisers.

Jetzt eilten die Kuriere mit der größten Schnelligkeit nach allen Residenzstädten dieser deutschen Fürsten, um sie von der wichtigen Staatsverhandlung zu unterrichten, und die Genehmigung derselben einzuholen Auch diese fürstlichen Cabinette waren nicht minder bestürzt, durch einen Federstrich eine alte, seit Jahrhunderten bestandene Verfassung verschwinden zu machen, für die sie, der frühern Ereignisse ungeachtet dennoch eine gewisse Ehrfurcht und

Hochachtung hatten. Es liegt in dem Gemüthe des Menschen eine heilige Scheu, das anzutasten, was von den Urahnen abstammend, auf alle Nachfolger als ein Gegenstand der Liebe und Verehrung übergegangen ist, weil es durch die Eintracht und Weisheit der Vorfahren gegründet, den Nachkommen Ruhm und Wohlstand im Innern, und Würde gegen das Ausland gab. Alle diese deutschen Fürsten verdankten ja gerade dieser, wiewohl mangelhaften deutschen Verfassung den Schutz ihrer seitherigen landesherrlichen Rechte; sie konnten sich auf den Versammlungen der deutschen Reichstage frei über die Bedürfnisse des Vaterlandes erklären; ihr Oberhaupt, der römisch-deutsche Kaiser mußte sich durch die Wahlcapitulationen an gewisse Verpflichtungen binden, die nur den Vortheil dieser Fürsten betrafen, und die Beispiele, daß dieses Reichsoberhaupt seine Macht gegen die Stände des Reichs mißbraucht hätte, sind zur Ehre der deutschen Kaiser, besonders des Habsburgischen Stammes vielleicht kaum geschichtlich nachzuweisen. Um ein Beispiel anzuführen, ist es eine bekannte Thatsache, daß das Project des Kaisers Joseph II. Baiern gegen die Niederlande einzutauschen, durch den deutschen Fürstenbund sofort vereitelt wurde, und der Kaiser selbst von diesem Wunsche abstand*). Ist aber Frankreich von seinen Forderungen jemals zurückgetreten! — hat sich Napoleon durch bestehende Staatsverfassungen in seinen Planen abwendig machen lassen! — —

Auch zu Regensburg kam dieser Pariser Unglücksbote an, und wurde hier, wie in den andern Residenzen mit Erstaunen und Betäubung aufgenommen. Da der Fürst Dalberg zu dieser Zeit noch in Wörth anwesend war, so eilte der churerzkanzlerische Minister, Freiherr von Albini sofort dahin, um seinem Herrn die eingelaufene inhalts-schwere Depesche vorzulegen. Mit Entsetzen vernahm der Fürst die Nachricht der zu Paris erfolgten Auflösung des ehrwürdigen deutschen Staatenbundes, an welchen sich so manches ruhmvolle Andenken seiner Vorfahren in der

*) Allg. deutsche Real-Encyclopädie; fünfte Aufl. Th. 3. S. 1026.

langen Reihe der Churfürsten von Mainz anknüpfte. Dalberg verweigerte mit männlicher Standhaftigkeit, im Gefühle seiner beleidigten fürstlichen Ehre die Unterzeichnung der neugebildeten Rheinbundsacte, und ergoß sich mit lautem Tadel gegen seinen Gesandten zu Paris, den Grafen von Beust. Was wird Deutschland, was wird die Welt von mir sagen, wenn ich als Churerzkanzler diesem, Deutschlands Verfassung zernichtenden Bunde beitrete, rief der Fürst in gerechtem Schmerze aus! — Albini's dringende Vorstellung, daß es hier der Erhaltung seines eigenen Staats, daß es der Erhaltung eines edeldenkenden Fürsten für den neuen Staatenbund gelte, der gewiß in diesem neuen Verhältnisse Deutschland nicht minder nützlich seyn werde, glitt ohne allen Eingang am Herzen des Fürsten vorüber. Jetzt bestürmte auch der, von Regensburg herbei geeilte französische Gesandte Hedouville den Fürsten mit den nachdrücklichsten Vorstellungen, um ihn zur Ratification dieser Rheinbundesacte zu bewegen; er zeigte ihm an, daß sie bereits von den meisten, in den Rheinbund aufgenommenen Fürsten unterzeichnet wäre, daß unter den obwaltenden gebieterischen Umständen kein Rücktritt von ihm als Fürst angenommen werden könne, was sein Gesandter zu Paris unterschrieben habe, ohne sich Napoleon's furchtbaren Haß und Verfolgung zuzuziehen. Doch nicht diese Drohung eines französischen Ministers, nicht der Ingrimm Napoleon's, sondern das wohlmeinende Zureden seines, in so vielen wichtigen Ereignissen erprobten redlichen Ministers Albini; der in dieser mißlichen Lage nur durch den Beitritt seines Herrn zu diesem Bunde den Churstaat zu retten vermochte, bestimmten endlich den Fürsten Dalberg, nach längst verflossenem Termine diese Rheinbundsacte zu unterzeichnen.

Das ist also die große Sünde, der sich Dalberg schuldig gemacht haben soll. Wie viele andere Regenten haben von jeher in ähnlichen verwickelten Lagen den Rathschlägen ihrer Minister gefolgt, und ihren Staat zu retten gesucht, ohne daß man ihnen dieses zum Verbrechen angerechnet hätte! — und wenn die Unterzeichnung der Rheinbundsacte eine, mit der bestehenden Verfassung Deutschlands unconstitutionelle Handlung gewesen ist, warum soll

Dalberg allein die Schuld hievon büßen, da so viele andere, nicht minder rechtlich denkende Fürsten sie gleichfalls unterzeichneten, ohne daß man sie diesfalls getadelt hätte! — Es ist wirklich unbegreiflich, und kein ehrender Charakterzug der Zeit, daß man gerade über Dalberg wegen dieser Rheinbundsacte mit einer wahren Wuth herfiel, und ihn schamlos herabwürdigte, als wäre er allein der Veranlasser derselben, da er doch in der dringenden Lage, in der er sich befand, erst nach langem Zureden und verflossenem Termine, das that, was bereits andere deutschen Fürsten, gewiß aber auch mit widerstrebenden Empfindungen, längst gethan hatten. Deutschlands Verfassung sollte untergehen, alle Bande des deutschen Staatskörpers zu seinem Oberhaupte, und unter sich selbst aufgelöst werden, damit der mächtige Monarch an der Seine um so ungehinderter über Deutschland gebieten könne; so war es zu Paris von ihm beschlossen, und das konnte kein Dalberg mehr verhindern.

Wenige Tage nachher (am 1. August 1806) erschien auf dem Reichstage zu Regensburg nachstehende Renunciations-Urkunde der, zum Rheinbund übergetretenen Fürsten, wodurch sie sich von aller bisherigen Verbindung mit dem deutschen Reiche feierlich lossagten.

„Die Begebenheiten der drei letzten Kriege, welche Deutschland beinahe ununterbrochen beunruhigt haben, und die politischen Veränderungen, welche daraus entsprungen sind, haben die traurige Wahrheit in das hellste Licht gesetzt, daß das Band, welches bisher die verschiedenen Glieder des deutschen Staatskörpers mit einander vereinigen sollte, für diesen Zweck nicht mehr hinreiche, oder vielmehr, daß es in der That schon aufgelöst sey; das Gefühl dieser Wahrheit ist schon seit langer Zeit in den Herzen jedes Deutschen, und so drückend auch die Erfahrung der letzten Jahre war, so hat sie doch im Grunde nur die Hinfälligkeit einer in ihrem Ursprunge ehrwürdigen, aber durch den, allen menschlichen Anordnungen anklebenden Unbestand, fehlerhaft gewordenen Verfassung bestätiget. Nur diesem Umstande muß man ohne Zweifel die, im Jahre 1795 im Reiche selbst sich hervorgethanene Trennung zuschreiben, die eine Absonderung des Interesse des nördlichen und süd-

lichen Deutschlands zur Folge hatte. Von diesem Augenblicke an mußten nothwendig alle Begriffe von einem gemeinschaftlichen Vaterlande und Interesse verschwinden; die Ausdrücke: Reichskrieg und Reichsfrieden wurden Worte ohne Sinn; vergeblich suchte man Deutschland mitten im deutschen Reichskörper. Die Frankreich zunächst gelegenen, von allem Schutz entblößten, und allen Drangsalen eines Kriegs, dessen Beendigung in den verfassungsmäßigen Mitteln zu suchen, nicht in ihrer Gewalt stand, ausgesetzten Fürsten sahen sich gezwungen, sich durch Separatfrieden von dem allgemeinen Verbande in der That zu trennen."

„Der Friede von Lüneville, und mehr noch der Reichsschluß vom Jahre 1803 hätten allerdings hinlänglich scheinen sollen, um der deutschen Reichsverfassung neues Leben zu geben, indem sie die schwachen Theile des Systems hinweg räumten, und die Hauptgrundpfeiler desselben befestigten. Allein die in den letztverflossenen zehn Monaten unter den Augen des ganzen Reichs sich zugetragenen Ereignisse, haben auch diese letzte Hoffnung vernichtet, und die gänzliche Unzulänglichkeit der bisherigen Verfassung aufs neue außer allen Zweifel gesetzt."

„Bei dem Drange dieser wichtigen Betrachtung haben die Souverains und Fürsten des mittäglichen und westlichen Deutschlands sich bewogen gefunden, einen neuen, und den Zeitumständen angemessenen Bund abzuschließen. Indem sie sich durch gegenwärtige Erklärung von ihrer bisherigen Verbindung mit dem deutschen Reichskörper lossagen, befolgen sie blos das durch frühere Vorgänge, und selbst durch Erklärungen der mächtigeren Reichsstände aufgestellte System. Sie hätten zwar den leeren Schein einer erloschenen Verfassung beibehalten können, allein sie haben im Gegentheil ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke angemessener geglaubt, eine offene und freie Erklärung ihres Entschlusses, und der Beweggründe, durch welche sie geleitet worden sind, abzugeben."

„Vergeblich aber würden sie sich geschmeichelt haben, den gewünschten Endzweck zu erreichen, wenn sie sich nicht zugleich eines mächtigen Schutzes versichert hätten, wozu sich nunmehr der nemliche Monarch, dessen Ab-

sichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben, verbindet. Eine so mächtige Garantie ist in doppelter Hinsicht beruhigend. Sie gewährt die Versicherung, daß Se. Majestät der Kaiser von Frankreich, Allerhöchdero Ruhms halber eben so sehr, als wegen des eigenen Interesses des französischen Kaiser-Staats, die Aufrechthaltung der neuen Ordnung der Dinge in Deutschland, und die Befestigung der innern und äußern Ruhe sich angelegen seyn lassen werden. Daß diese kostbare Ruhe der Hauptzweck des rheinischen Bundes ist, davon finden die bisherigen Reichs-Mitstände der Souverains, in deren Namen die gegenwärtige Erklärung geschieht, den deutlichen Beweis darin, daß jedem unter ihnen, dessen Lage ihm eine Theilnahme daran erwünschlich machen kann, der Beitritt zu demselben offen gelassen ist.

Indem wir u. s. w.

Regensburg den 1. August 1806.

Freiherr von Rechberg,

Sr. königl. Majestät von Baiern Geheimerrath und bisheriger Comitialgesandter.

Freiherr von Seckendorf,

Sr. königl. Majestät von Würtemberg Staatsminister, und bisheriger Comitialgesandter.

Freiherr von Albini,

Churfürstlich Reichserzkanzlerischer Staatsminister und Directorialgesandter.

Albrecht Freiherr von Seckendorf,

Churfürstlich badischer Gesandter.

Freiherr von Türkheim,

Landgräflich hessischer Gesandter.

Edmund Freiherr von Schmitz-Grollenburg,

Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht zu Hohenzollern-Hechingen und des Hochfürstlichen Gesammthauses Hohenzollern Gesandter.

Weihbischof und Domdechant von Wolf,
als Hochfürstl. Salm-Kyrburgischer Comitialgesandter.

von Mollenbeck,
von wegen Sr. Hochfürstl. Durchlaucht zu Isenburg."

Diese, von dem gewesenen reichserzkanzlerischen Directorio an den Reichstag zu Regensburg erlassene Renunciations-Urkunde ist ein wahres treffendes Gemälde des damaligen bangen und tief niedergedrückten Zustandes Deutschlands. Jetzt war diese ehrwürdige Reichsverfassung, die seit Carl dem Großen bis auf Kaiser Franz II. rühmlich fortgewirkt hatte, auf einmal zernichtet und aufgelöst. Von Frankreich aus wurde uns ein neues Heil versprochen; wie es verwirklicht worden ist, lebt in unserer schmerzlichen Erinnerung. Nur die Fürsten des nördlichen Deutschlands hatten sich diesem Bunde nicht angeschlossen, und sie standen jetzt, ohne allgemeines Reichsverband, getrennt, wie einzelne schwache Schutzmauern in dem, rings um sie tobenden Meere. Durch welche Veranlassung sie nachher dem Rheinbunde beitraten, werden wir später hören. Nun war Napoleon's großer Plan gelungen, Deutschland galt zu Paris als eine eroberte französische Provinz, über welche er als sogenannter Protector willkührlich gebieten konnte, und das, allen seinen riesenhaften Entwürfen stets mit Kraft, und unerschütterlicher Ausdauer gegen über stehende Haus Oesterreich fand unter den deutschen Fürsten, deren Kaiserkrone es durch Jahrhunderte mit Glanz, Ehre und Würde getragen hatte, kein befreundetes Gemüth mehr. Es ist das wahrste, freieste Geständniß über Deutschlands damalige Lage, was diese biedern deutschen Staatsmänner in der angeführten Renunciations-Urkunde sagten: Vergeblich suchte man Deutschland mitten im deutschen Reichskörper.

Ganz Europa war nun in Erwartung, wie das Oberhaupt des deutschen Reichs diese große Begebenheit aufnehmen werde; allein Kaiser Franz II. hatte in richtiger Ahnung und Berechnung der Zukunft, als der Consul Napoleon sich zum französischen Kaiser ausrufen ließ, bereits am 11. August 1804 alle seine Staaten in ein Erbkai-

ferthum vereinigt, sich den Namen: Kaiser von Oesterreich beigelegt, und wurde als solcher von allen Cabinetten anerkannt. Jetzt fühlte der Kaiser Franz bei der Nachricht von dem neuen Bunde es sich und seiner Würde schuldig, unter diesen Verhältnissen, wo deutsche Staaten, ohne alle vorhergegangene Verhandlungen, sich eigenmächtig lossagten, durch eine eigene freiwillige, feierliche Entsagung auf eine Kaiserkrone Deutschlands zu verzichten, die nur dem Scheine nach, aber nicht mehr in der Wirklichkeit bestand. Zugleich erklärte er seine deutschen Erbstaaten, die in dem Verbande zu Deutschlands Staatskörper standen, von demselben gänzlich getrennt. Unterm 6. August 1806 erließ er an sämtliche ehemalige Reichsstände folgende Abdications-Urkunde:

„Wir Franz der Zweite u. s. w."

„Nach dem Abschlusse des Preßburger Friedens war Unsere ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt dahin gerichtet, allen Verpflichtungen, die Wir dadurch eingegangen hatten, mit gewohnter Treue und Gewissenhaftigkeit das vollkommenste Genüge zu leisten, und die Segnungen des Friedens Unsern Völkern zu erhalten, die glücklich wieder hergestellten friedlichen Verhältnisse allenthalben zu befestigen, und zu erwarten, ob die durch diesen Frieden herbeigeführten wesentlichen Veränderungen im deutschen Reiche es Uns ferner möglich machen würden, den nach der kaiserlichen Wahlcapitulation Uns als Reichsoberhaupt obliegenden schweren Pflichten genug zu thun. Die Folgerungen, welche mehreren Artikeln des Preßburger-Friedens gleich nach dessen Bekanntmachung und bis jetzt gegeben worden, und die allgemein bekannten Ereignisse, welche darauf im deutschen Reiche statt hatten, haben Uns aber die Ueberzeugung gewährt, daß es unter den eingetretenen Umständen unmöglich seyn werde, die durch den Wahlvertrag eingegangenen Verpflichtungen ferner zu erfüllen; und wenn noch der Fall übrig bliebe, daß sich nach fordersamer Beseitigung eingetretener politischen Verwicklungen ein veränderter Stand ergeben dürfte, so hat gleichwohl die, am 12. Juli zu Paris unterzeichnete, und seitdem von den betreffenden Theilen begnehmigte Uebereinkunft mehrerer vorzüglichen Stände zu ihrer gänzlichen Trennung von dem Reiche, und ihrer Vereinigung zu einer besondern Conföderation, die gehegte Erwartung vollends vernichtet. Bei der hierdurch vollendeten

Ueberzeugung von der gänzlichen Unmöglichkeit, die Pflichten Unsers kaiserlichen Amtes länger zu erfüllen, sind Wir es Unsern Grundsätzen, und Unserer Würde schuldig, auf eine Krone zu verzichten, welche nur so lange Werth in Unsern Augen haben konnte, als Wir dem, von Churfürsten, Fürsten und Ständen und übrigen Angehörigen des deutschen Reichs Uns bezeigten Zutrauen zu entsprechen, und den übernommenen Obliegenheiten eine Genüge zu leisten im Stande waren. Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, daß Wir das Band, welches Uns bis jetzt an den Staatskörper des deutschen Reichs gebunden hat, als gelöst ansehen, daß Wir das reichsoberhauptliche Amt und Würde durch die Vereinigung der conföderirten rheinischen Stände als erloschen, und Uns dadurch von allen übernommenen Pflichten gegen das deutsche Reich los gezählt betrachten, und die, von wegen desselben, bis jetzt getragene Kaiserkrone und geführte kaiserliche Regierung, wie hiermit geschieht niederlegen. Wir entbinden zugleich Churfürsten, Fürsten und Stände, und alle Reichsangehörigen, insonderheit auch die Mitglieder der höchsten Reichsgerichte, und die übrige Reichsdienerschaft, von ihren Pflichten, womit sie an Uns, als das gesetzliche Oberhaupt des Reichs, durch die Constitution gebunden waren. Unsere sämtlichen deutschen Provinzen, und Reichsländer zählen Wir dagegen wechselseitig von allen Verpflichtungen, die sie bis jetzt unter was immer für einem Titel, gegen das deutsche Reich getragen haben, los, und Wir werden selbige in ihrer Vereinigung mit dem ganzen österreichischen Staatskörper als Kaiser von Oesterreich, unter den wieder hergestellten und bestehenden friedlichen Verhältnissen mit allen Mächten und benachbarten Staaten zu jener Stufe des Glücks und Wohlstandes zu bringen beflissen seyn, welche das Ziel aller Unserer Wünsche, der Zweck Unserer angelegensten Sorgfalt seyn wird. Gegeben in Unserer Haupt- und Residenzstadt Wien den 6. August 1806.

Franz."

Am nemlichen Tage erfolgte eine zweite Erklärung des Kaisers an die gewesenen Stände des Reichs, in welcher er ihnen das harte Schicksal der, jetzt brodlos gewordenen Personen des Reichskammergerichts, und der übrigen Diener des Reichs auf eine edelmüthige Weise empfahl,

nachdem er von seiner Seite das Personale des Reichshofraths großmüthig zu übernehmen, und zu versorgen versprochen hatte *).

Jetzt war Deutschland nicht blos factisch, sondern auch staats- und völkerrechtlich durch die Erklärungen des Oberhauptes und der Mitglieder dieses Bundes aufgelöst, und es gab zwar noch einzelne deutsche Staaten, aber keinen deutschen Staatskörper, kein eigentliches Deutschland mehr. Noch hielten die norddeutschen Fürsten, die ihr Augenmerk auf das politische Benehmen Preußens richteten, mit ihren Erklärungen zurück; allein es war vorauszusehen, daß auch diese norddeutschen Fürsten bei der ersten dringenden Veranlassung sich dem Rheinbunde anzuschließen gezwungen seyn würden; was auch bald hierauf geschah. Ausgestrichen aus dem Buche der Geschichte war dadurch eine mehr als tausendjährige Verfassung, eine edle, großherzige, biedere Nation, und mit ihr das Andenken so mancher verdienstvollen Kaiser, so vieler ausgezeichneten Churfürsten, und Fürsten des Reichs. Der schöne ungetrübte Glanz des deutschen Namens, hervorgerufen durch deutschen Forschungsgeist im Gebiete der Wissenschaften und Künste, verherrlicht durch zahlreiche, für die Welt unschätzbare Erfindungen, erprobt durch die rühmlichsten Thaten im Kriege und im Frieden, — dieser theure Name war jetzt erloschen; doch nein, der brave Deutsche verzichtet nicht so leicht auf die Ehre seines Vaterlandes; in stillen Herzen wurde die Erinnerung an Deutschlands ehemalige Selbständigkeit und Unabhängigkeit sorgfältig gepflegt; das Befreiungsjahr 1813 kam heran, und hoch strahlt wieder durch unsere männliche Thaten die Ehre und der Ruhm des geliebten Vaterlandes.

Als die Rheinbundsacte von sämtlichen Mitgliedern derselben ratificirt war, trat auch die, theils im Preßburger Frieden, theils in der Rheinbundsacte zugesicherte unbeschränkte Souverainität der Rheinbundsfürsten sofort in volle Thätigkeit. Von dem Grundsatze ausgehend, daß alles, was im Staate existirt, ihm vermöge dieser Sou-

*) Europäische Annalen. Jahrgang 1806. 9tes Heft, Seite 249.

verainität zugehöre, (Purifications-System) wurden jetzt die, dem fürstlichen Hause Thurn und Taxis als ehemaliges kaiserliches Reichsthronlehn zustehenden Reichsposten aufgehoben, andere im ähnlichen Lehnsnexus sich befindenden Institute eingezogen, und mit dem Staatseigenthum vereiniget. Doch man ging noch viel weiter; die Rheinbundsacte hatte willkührlich das Loos über Deutschland geworfen; mitten im tiefsten Frieden wurden ehemalige angesehene Reichsstände ihrer Unmittelbarkeit beraubt, und mediatisirt, ohne sie zu hören, und für diesen Verlust zu entschädigen; das nemliche Schicksal hatte die Reichsritterschaft, die Besitzungen des deutschen Ordens u. s. w. und die rheinischen Bundesstaaten vergrößerten sich mit jedem Tage mehr auf Kosten ihrer ehemaligen Reichsmitglieder. Die Besitznahmspatente folgten mit der größten Schnelligkeit nach einander und zwar bereits am 25. Jul. 1806 das Besitznahmspatent des Großherzogs von Berg, am 31. Jul. jenes des Herzogs von Nassau, am 13. August jenes des Großherzogs von Baden, und am nemlichen Tage das des Großherzogs von Hessen-Darmstadt, und des Herzogs von Aremberg, am 23. August jenes des Königs von Würtemberg, u. s. w. *).

Carl von Dalberg that unter diesen neugebildeten Verhältnissen nur das, was sämtliche Mitglieder des Rheinbundes bereits längst früher gethan hatten; er setzte sich in den Besitz der Stadt Frankfurt, und der, ihm in der Rheinbundesacte angewiesenen andern Entschädigungen, die er eigentlich mit einem um so größeren Rechte ansprechen konnte, da er, wie wir wissen, auf dem Deputationsreceß zu Regensburg im Jahre 1803 nicht einmal die Hälfte des Verlustes seines ehemaligen Churfürstenthums Mainz zurück erhielt. Jetzt nahm er den Titel: Fürst-Primas der rheinischen Conföderation an. Seine nunmehrige Residenz Frankfurt wurde zum Sitze des neuen Rheinbundes bestimmt, aber es ist, mit deutschem Hochgefühl sey es gesagt, nie eine Rheinbundsversammlung

*) C. D. Voß die Zeiten. Jahrgang 1806. 12tes Heft, S. 281. u. f.

zu Stande gekommen, kein deutscher Fürst hat einen Gesandten dahin abgeschickt.

Im September des nemlichen Jahres 1806 griff Preußens edler König Friedrich Wilhelm, durch so viele, von Napoleon erduldete Beleidigungen gereizt, und mit gerechtem Unwillen gegen ihn erfüllt, zu den Waffen, noch ehe er ein norddeutsches Bundessystem gegen den Koloß von Frankreich, und den Rheinbund hatte bilden können. Der ausgebrochene Krieg, an welchem die Rheinbundsfürsten Antheil nehmen mußten, endigte sich zu Preußens Nachtheil. Bereits am 30. September d. J. hatte ein Prinz aus dem Hause Oesterreich, der Großherzog Ferdinand von Würzburg der rheinischen Conföderation beitreten müssen. Nun waren auch die norddeutschen Fürsten gezwungen, sich an den Rheinbund anzuschließen; am 11. Dec. 1806 trat das jetzige Königreich Sachsen diesem Bunde bei; am 15. December d. J. die fünf sächsischen Herzoge Ernestinischer Linie, am 18. April 1807 die beiden Fürsten von Schwarzburg, die drei herzoglichen Linien von Anhalt, die Fürsten von Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg, und die Fürsten des Gesammthauses Reuß; endlich am 18. Februar 1808 das großherzogliche Haus von Meklenburg-Strelitz, am 22. März d. J. das großherzogliche Haus von Meklenburg-Schwerin, und am 14. October d. J. der Herzog von Oldenburg. Durch den Tilsiter Frieden (7. Julius 1807) wurden von Napoleon alte deutsche Fürstenhäuser, wie Hessen-Cassel, Hannover und Braunschweig verdrängt, und ein französischer Königsthron für seinen Bruder Hieronimus in Deutschland errichtet. Jetzt bestand der Rheinbund aus vier Königen, fünf Großherzogen, und fünf und zwanzig Herzogen und andern Fürsten, von denen aber durch ein Decret Napoleon's vom 10. December 1810 der Herzog von Oldenburg, der Herzog von Ahremberg, und die Fürsten von Salm-Salm, und Salm-Kyrburg wieder ihrer politischen Existenz beraubt wurden. In diesem preußisch-französischen Kriege versah das Bundescontingent des Fürsten Dalberg einige Zeitlang die Garnisonsdienste von Berlin, und wurde noch zu andern militärischen Obliegenheiten verwendet, aber nie in den Gefechten des Krieges selbst gebraucht.

Das Jahr 1807 gab zwar durch den Tilsiter Frieden dem nördlichen Europa die Ruhe wieder, allein dagegen spann sich durch Napoleon's unersättliche Herrschsucht auf der pyrenäischen Halbinsel, (in Spanien) jener große Kampf an, den ein biederes treues Volk für seinen von Napoleon dethronisirten Regentenstamm sieben Jahre lang mit ewig glänzendem Ruhme fortsetzte, durch den Beistand Großbritanniens den aufgedrungenen König Joseph vertrieb, und zuletzt den Gewalthaber Napoleon selbst zwang, die nach Frankreich verbannte königlich spanische Regentenfamilie durch einen, am 11. Dec. 1813 zu Valençay abgeschlossenen Staatsvertrag der beleidigten Nation wieder zurück zu geben. Dieser siebenjährige schreckliche Kampf hätte Napoleon die große Lehre einleuchtend machen können, wenn er derselben empfänglich gewesen wäre, daß Völker, deren heiligstes Interesse: ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit, despotisch niedergetreten wird, zu den größten Aufopferungen bereit sind, um diese unschätzbaren Güter wieder zu erlangen. Auch in Deutschland hat er im Jahre 1813, für ihn zu spät, diese Erfahrung gemacht.

An diesem verheerenden Nationalkriege in Spanien, der Deutschland gar nichts anging, mußten auf Befehl Napoleon's gleichfalls wieder mehrere Fürsten des Rheinbundes gezwungener Weise Antheil nehmen; nur einigen mächtigeren derselben gelang es, durch ihre kräftige Sprache sich von diesem drückenden Joche zu befreien, und das Blut ihrer Unterthanen für eine, ihnen fremde Sache zu schonen und zu ersparen. Dagegen mußten nach Spanien abgehen die Contingente des Großherzogs von Baden, von Hessen-Darmstadt, des Herzogs von Nassau, der fünf sächsischen Herzoge Ernestinischer Linie; des Königs von Holland u. s. w. die unter den brennenden Strahlen dieses südlichen Himmels theils vor dem Feinde, theils durch Krankheiten, theils meuchelmörderisch ihr Grab fanden. Auch Dalberg mußte als Fürst-Primas der rheinischen Conföderation ein Bataillon seiner Truppen nach Spanien absenden, von denen nur wenige den geliebten heimatlichen Boden wieder sahen*).

*) Man sehe hierüber das Werk des großherzoglich badischen Hauptmanns F. X. Rigel, der siebenjährige Kampf

Im October des Jahres 1808 war die merkwürdige Conferenz Napoleons zu Erfurt; der Kaiser von Rußland, die Könige von Sachsen, Baiern und Würtemberg, und viele andere deutsche Fürsten und Abgeordnete fanden sich dort ein; auch Dalberg wurde dahin gerufen, um an den großen Staatsverhandlungen Antheil zu nehmen. Mit Liebe und Verehrung sah eine Stadt ihn wieder in ihren Mauern, in welcher Dalberg eine so lange Reihe von Jahren als ehemaliger Statthalter zu Erfurt für Bürgerwohl unermüdet gewirkt hatte. Alle Personen, die ihn jetzt in der Nähe beobachteten, bemerkten an Dalberg eine große Niedergeschlagenheit des Geistes, eine Zerstreuung und Abspannung in der Conversation, die mehr Folge der vielen wehmüthigen Empfindungen, in die sein Herz in dem bedenklichen Zustande Deutschlands getheilt war, als Schwäche seines, damals noch nicht sehr hohen Alters seyn konnten. Die Verhandlungen in Erfurt sind nie öffentlich bekannt geworden, und ruhen daher noch in den Portefeuilles der dort ehemals versammelten Minister.

Im April des Jahres 1809 brach ein neuer Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich aus, an welchem die Fürsten des Rheinbundes wieder Antheil nehmen mußten; nur Dalberg gelang es, sich dieser Verbindlichkeit zu entziehen, weil er bereits ein Contingent nach Spanien geschickt hatte; kein primatischer Soldat hat die Waffen gegen Oesterreich getragen. Der Fürst erließ beim Ausbruche dieses Krieges nachstehende Proclamation, in welcher wir seine, durch die neue politische Gestaltung Deutschlands veränderten Gesinnungen erkennen:

„Carl, von Gottes Gnaden, souverainer Fürst von Aschaffenburg, Regensburg, Frank-

---

in der pyrendischen Halbinsel. Rastadt, 1819 bis jetzt 2 Bände. Der Verfasser, welcher vier Jahre lang diesen Krieg mitgemacht hat, gedenkt in seiner Schrift oft mit Ruhm des primatischen Contingents.

furt, Primas des rheinischen Bundes, Erzbischof von Regensburg 2c. 2c. 2c.

„Der Krieg ist ausgebrochen; die baierische Nation, geachtet durch ihre Redlichkeit, ihre Tapferkeit, ihre Liebe zu ihrem Souveraine, ist den, in einer solchen Crisis unvermeidlichen, Verheerungen ausgesetzt; ihr geliebter Monarch, so wie die erlauchten Personen seiner königlichen Familie sahen sich genöthigt, die Residenz zu verlassen, und Baiern hat nichts gethan, wodurch es sich dieses Unglück sollte zugezogen haben. Es ist unzweifelhaft, daß die Könige und Souveraine, deren Vereinigung den rheinischen Bund bildet, lebhaft empfinden, daß die Unverletzlichkeit ihres Gebiets, die Sicherheit ihrer Besitzungen, die Erhaltung des Friedens, diese Quelle des öffentlichen Wohls, die wesentlichen Beweggründe ihrer Vereinigung waren, daß ihre wechselseitige Eintracht und das Zutrauen in ihren Schirmer und Beschützer Se. Majestät den Kaiser Napoleon, die Grundfeste ihrer Sicherheit ausmachen; daß keine Anstrengung ihnen unmöglich scheint, wenn es darauf ankömmt, die politische Existenz ihrer Staaten, die von dem allgemeinen Wohl unzertrennlich ist, zu erhalten. Dieß ist die öffentliche Meinung; es sind die Völker, welche man beruhigen muß, wenn man verbreitet, daß die Souveraine, welche sich beeiferten, in die rheinische Conföderation einzutreten, wider ihren Willen in eine Verbindung gezogen worden seyen, welche doch ihre Sicherheit ausmacht; welche sie in den Stand setzt, für ihr und ihrer Unterthanen Wohl alle, von der souverainen Unabhängigkeit unzertrennlichen Vortheile zu entwickeln. Da wir als Primas die Ehre haben, das Organ der rheinischen Conföderation zu seyn, so erfüllen wir diese Pflicht. Ja, Völker, der Heroismus des erhabenen Beschützers und die vereinten Anstrengungen der conföderirten Könige und Souveraine werden mit göttlichem Beistande den festen und dauerhaften Frieden (des Himmels schönstes Geschenk) aufs baldigste zurückführen."

Gegeben zu Frankfurt am 22. April 1809 *).

---

*) Allgemeine Zeitung. 1809. Nr. 120. S. 479.

Diese Proclamation macht ein auffallendes Gegenstück von jener Dalbergischen Proclamation vom 8. November 1805. Doch, wie konnte der Fürst unter den, über ihn jetzt obwaltenden politischen Verhältnissen anders handeln? — ! —

Der Friede zu Wien, abgeschlossen den 14. October 1809 beendigte den Krieg, aber Oesterreich erkaufte die Ruhe der Waffen durch schwere Opfer; viele Provinzen seines Kaiserstaats gingen verloren, die Napoleon theils zur Bildung eines neuen, ihm angehörigen Staats von Illyrien, theils zur Belohnung an verschiedene Rheinbundsfürsten verwendete. Eine Blüthe des alten, erlauchten Stammes Habsburg, die älteste Tochter des Kaisers Franz sollte als Gemahlin Napoleon's, wie eine heilige Schutzgöttin die Ruhe der Welt versichern; doch das mit Eisen gepanzerte Herz dieses kalten Beherrschers war nicht für die süssen Töne weiblicher Liebe und Zärtlichkeit empfänglich; mit allen aufgebotenen Hülfsmitteln der einnehmendsten Beredsamkeit vermochte Marie Louise doch nie, nur einen einzigen Plan ihres herrschsüchtigen Gemahls in seinen Keimen zu ersticken. In diesem Kriege von 1809 hatte Regensburg, Dalberg's ehemalige Residenzstadt das traurige Schicksal, nicht blos durch Feuer 137 Gebäude zu verlieren, sondern auch ausgeplündert zu werden. Groß und männlich benahm sich hiebei Dalberg's Minister Albini, dem die Bewohner Regensburg's zu ewigem Danke verpflichtet sind. Durch seine kräftige Sprache gegen den Marschall Davoust, welcher die, durch Feuer und Plünderung erschöpfte Stadt sogar noch mit einer Brandschatzung von 600,000 Franken belegen wollte, zwang er diesen harten, uns Deutschen, besonders den Hamburgern unvergeßlichen Heerführer, von seinem, gegen friedliche Bürger eines verbündeten Staats unerhörten Vorhaben abzustehen*). Im November d. J. kehrte Dalberg von Frankfurt nach Regensburg zurück.

---

*) Zeitgenossen. 10tes Heft. S. 26.

Im Januar 1810 ging der Fürst zur Ausgleichung mehrerer, ihn betreffenden Verhandlungen noch einmal nach Paris *). Durch den Wiener Frieden, und die Vermählung Napoleon's mit einer österreichischen Prinzessin hatte sich dort in der Politik manches auf eine andere Weise gestaltet; es war eine Annäherung zwischen den beiden mächtigen Kaiserstaaten Oesterreich und Frankreich erfolgt, die zuletzt sogar in eine Allianz überging. Vermöge dieses Vertrags versprach jede der beiden Regierungen, sich bei einem ausbrechenden Kriege gegenseitig dreißig tausend Mann Hülfstruppen zu stellen. Der Kaiser Franz mußte zuerst dieses Opfer bringen, wie wir aus der Geschichte dieser Zeit wissen. Auch für den Fürsten Dalberg, und seinen Coadjutor, den Cardinal Fesch waren unerwartete politische Veränderungen zu Paris eingetreten, wodurch dessen frühere Anordnungen hinsichtlich seines Regierungsnachfolgers plötzlich annullirt wurden. Am 3. März 1810 erließ Napoleon an den französischen Senat nachstehende Botschaft:

„Da die Grundsätze des Reichs einer Vereinigung des Priesterthums mit irgend einer weltlichen Souverainität entgegen stehen, so haben wir die Ernennung, welche der Fürst-Primas in Ansehung des Cardinals Fesch zu seinem Nachfolger gemacht hatte, als nicht geschehen ansehen müssen. Dieser Prälat, welcher sich durch seine Frömmigkeit, und die Tugenden seines Standes so sehr auszeichnet, hatte uns überdieß seine Abneigung zu erkennen gegeben, von der Sorge und Verwaltung seiner Diöcesen abgezogen zu werden. Wir wollten auch die großen Dienste anerkennen, welche uns der Fürst-Primas erwiesen hat, so wie die vielfältigen Beweise, die wir von seiner Freundschaft erhielten. Wir haben daher seine Staaten vergrößert, und sie unter dem Titel: Großherzogthum Frankfurt, constituirt. Er wird dasselbe bis zum Augenblicke des Endes seines Lebens genießen, das dem Gutesthun gewidmet ist. Wir wollten zugleich keine Un-

*) Auf einer dieser Reise nach Paris fiel jene rührende Scene mit einem französischen Landmann vor, die wir in unserer ersten Dalbergischen Denkschrift S. 58. erzählt haben.

gewißheit über das Schicksal seiner Völker übrig lassen, und haben demnach unserm lieben Sohne, dem Prinzen Eugen Napoleon, alle unsere Rechte auf das Großherzogthum Frankfurt abgetreten. Wir haben ihn zum erblichen Besitz dieses Staats nach dem Tode des Fürsten-Primas berufen, in Gemäßheit dessen, was in den Investiturbriefen festgesetzt ist, welche wir dem Prinzen Reichserzkanzler auftragen, zu Ihrer Kenntniß zu bringen. Es war süß für unser Herz, diesen Anlaß zu ergreifen, um einem jungen Prinzen einen neuen Beweis unserer Achtung zu geben, dessen erste Schritte in der Laufbahn der Regierung und der Waffen wir leiteten, der mitten unter so vielen Verhältnissen uns nie eine Ursache zur mindesten Unzufriedenheit gegeben hat. Er hat uns im Gegentheil mit einer Klugheit unterstützt, welche alles übertrifft, was man von seinem Alter erwarten konnte, und in dieser letzten Zeit hat er an der Spitze unserer Armee eben so viel Tapferkeit als Kenntnisse der Kriegskunst bewiesen. Es war der Sache angemessen, ihn auf eine dauerhafte Art in dem hohen Range, zu welchem wir ihn erhoben haben, zu befestigen. Ob er gleich zu dem Großherzog von Frankfurt erhoben wird; so werden doch die Völker Italiens darum nicht seiner Verwaltung beraubt werden. Unser Zutrauen in ihn wird dauerhaft seyn, wie die Gefühle, die er gegen uns hegt. So gegeben in unserm Tuillerienpallast, den 1. März 1810.

Napoleon."

Durch diesen Act war ein neuer französischer Fürstenthron in Deutschland gebildet; doch segneten die biedern Unterthanen Dalberg's ihr Schicksal, weil der ihnen bestimmte künftige Regent durch so viele glänzende Eigenschaften und ruhmvolle Thaten längst die Bewunderung der Welt auf sich gezogen hatte, und als Vicekönig von Italien mit Weisheit, Milde und Besonnenheit die ihm anvertrauten Völker auch in den schwierigsten Verhältnissen zu leiten wußte, und daher ihre allgemeine Liebe und Dankbarkeit mit sich nahm. Dalberg mußte sich vermöge des 12. Artikels der Rheinbundsacte zu dieser neuen Anordnung Napoleon's verstehen, denn in diesem Artikel war folgendes festgesetzt worden:

„S. M. l'Empereur des François sera proclamé protecteur de la confédération, et en cette

qualité, au décès de chaque Prince-Primat, il en nommera le successeur."

Dagegen erhielt Dalberg in diesem Jahre durch das, ihm angewiesene Fürstenthum Fulda, und die Grafschaft Hanau einen Zuwachs seines Staates, und dadurch einigermaßen ein geschlossenes Gebiet. Freilich sah er jetzt wohl ein, daß nach seinem Tode sein Großherzogthum vollends eine französische Provinz werden würde, weil sein Regierungsnachfolger, als Stiefsohn Napoleon's, und von demselben zum Regenten bestimmt, alle, von jenem angeordneten französischen Staatseinrichtungen für das Großherzogthum Frankfurt adoptiren müsse; daher wollte der wohlmeinende Fürst lieber noch während seines Lebens diese neuen Einrichtungen mit schonender Hand, und mit Berücksichtigung auf bereits bestehende Verfassungen, einigermaßen den französischen ähnlich, vornehmen, als sie künftig von fremden, mit den Verhältnissen seines Staats unkundigen Ministern ausführen lassen. Wenn diese neuen Einrichtungen auch nicht dem beabsichtigten guten Zwecke entsprachen, so ist dieses schon dadurch leicht erklärbar, daß hier eine ausländische Pflanze auf einen einheimischen, für sie gar nicht geeigneten Boden versetzt wurde, der nur dem kräftigen deutschen Gewächse, aber nicht dem exotischen verwandt war.

Während dieses Aufenthalts zu Paris im Jahre 1810 hatte Dalberg mit Napoleon eine ähnliche Scene, wie sie vier Jahre früher mit diesem mächtigen Gewalthaber zu München vorfiel. Noch waren nemlich viele Angelegenheiten der gallikanischen Kirche mit dem Pabste nicht ausgeglichen, weil Napoleon nie vorher gegangene Anordnungen, besonders nicht das französische Concordat vom 15. Julius 1801 berücksichtigte, sondern stets auf seiner Willkühr und seinem Eigensinn bestand, wodurch jede Annäherung beider Theile verhindert wurde. Der, von Napoleon mißhandelte Pabst Pius VII. wollte seinen, ihm zustehenden Rechten nichts vergeben, und verweigerte daher standhaft jede, ihm aufgedrungene Abänderung in dem, vermöge dieses Concordats zu Rom anerkannten Systeme der gallikanischen Kirche. Dalberg nahm sich mit Wärme des Pabstes an, und bewieß dem

Kaiser, daß, wenn Staaten in ihren weltlichen Angelegenheiten gewisse Anordnungen und Grundsätze als gültig anerkennen, auch die Kirche und deren Oberhaupt berechtigt sey, in geistlichen Dingen auf solchen, durch Staatsverträge angenommenen und ausgesprochenen Grundsätzen fest zu beharren, und sie nicht von der Willkühr eines Regenten umstoßen zu lassen. Die Kirche bestehe zwar im Staate, und sey seiner Oberaufsicht unterworfen, allein daraus folge nicht, daß dem Staate das Recht zustehe, sie nach Laune zu behandeln, und statt eine Einheit in geistlichen Dingen unter den Glaubensgenossen zu begünstigen, nur die Verwirrung und Trennung der Gemüther hervor zu rufen, zu vergrößern, und zu unterhalten. Der Streit zwischen beiden wurde zuletzt so heftig, daß die in den Vorzimmern Napoleon's anwesenden Personen in bangen Sorgen um den Fürsten Dalberg waren, der mit einer so männlichen Entschlossenheit mit Napoleon zu sprechen wagte. Die Unterredung lief fruchtlos ab; Pabst Pius VII. wurde zuletzt von Napoleon im Jahre 1812 sogar als Staatsgefangener nach Frankreich gebracht, am 25. Januar 1813 von ihm zu einem neuen Concordat genöthigt, das der Pabst später wiederrief. Die Folge hievon war, daß er als Gefangener bis zum Sturze Napoleon's in Fontainebleau zurückgehalten wurde. Am 24. Mai 1814 zog Pius VII. nach einer, beinahe zweijährigen Gefangenschaft wieder in seine Hauptstadt Rom ein.

Das Jahr 1811 verherrlichte Napoleon's Wünsche durch die Geburt eines Sohnes, des nachherigen Königs von Rom, jetzigen Herzogs von Reichstadt; am 20. März d. J. erblickte dieser, für so große Hoffnungen bestimmte Prinz zu Paris die Welt, und am 8. Junius war seine feierliche Taufe. Napoleon lud außer dem ehemaligen Großherzog von Würzburg, jetzt Großherzog von Toscana, und andern Fürsten auch den Fürsten Dalberg hiezu ein, welcher sich daher am 28. Mai d. J. zum letztenmal nach Paris begab, nachdem er seinen Minister Albini indessen zu seinem Stellvertreter ernannt hatte.

Am 30. Julius kehrte der Fürst wieder nach Aschaffenburg zurück. Ob, und welche Verhandlungen damals von ihm mit Napoleon gepflogen wurden, ist uns unbekannt; wahrscheinlich mögen sie aber, wenn sie wirklich statt fanden, vorzüglich die kirchlichen Angelegenheiten betroffen haben, weil Dalberg seinen erfahrnen, würdigen Weihbischof Kolborn mit sich genommen hatte. Daß Napoleon seinen Sohn zum König von Rom ernannte, konnte nicht mehr auffallen, da von ihm bereits am 17. Mai 1809 der Kirchenstaat, der beiden Bannbullen des Pabstes vom 10. und 11. Junius ungeachtet, unwiderruflich dem französischen Reiche einverleibt, und die Stadt Rom als eine freie kaiserliche Stadt erklärt worden war.

In das Andenken dieses Jahres verwebt sich wie eine liebliche Blume nachstehender Brief Dalberg's, der zwar nicht in diese politische Darstellung gehört, aber als ein ehrender Charakterzug seines schönen Lebens aufbewahrt zu werden verdient. Er ist ein Gegenstück seines Abschiedes von seinen Bürgern zu Regensburg, und spricht wie jener, seine wohlwollenden Gefühle gegen seine Unterthanen aus. Die Einwohner von Fulda hatten nemlich das Namensfest ihres Herrn, des Großherzogs Dalberg mit solcher herzlichen Feierlichkeit begangen, daß Dalberg über diese Beweise der Treue und Ergebenheit äußerst gerührt, an den Präfekturrath Welle, auf ein, von demselben überreichtes Gedicht: das Vergißmeinnicht der Buchomier, unterm 3. November d. J. eigenhändig nachstehende Antwort erließ:

„Werthester Herr Präfekturrath! In dem, mir von Gott verliehenen Geschenk des so oft jährlich erneuerten Frühling meines Lebens, entfaltete sich für mich so manche schöne Blume reiner Freuden, doch keine lieblicher, als der guten Fuldaer Vergißmeinnicht. So wenig that ich noch für das Wohl der braven Fuldaer! Bin ich künftig darin glücklicher nach meinen Wünschen? — Wenn mir alsdann das gesammte Fulder Land zuruft: Vergißmeinnicht! dann wird aus der Fülle meines Herzens eben so, wie heute, das Echo wiederhallen: dem braven, frommen, rechtschaffenen Fulder Volke Vergißmeinnicht! Den

Fuldern Glück und Segen; dieß ist mein Gebet zu dem Allmächtigen, und der innigste Wunsch

Carl's Dalberg." *).

Im Jahre 1812 brach der verhängnißvolle Krieg Napoleon's gegen Rußland aus, der für ihn so verderblich endigte, und als Hauptveranlassung seines nachherigen Sturzes zu betrachten ist. Das merkwürdige französische Senatus-Consult vom 10. März d. J. ließ diesen Krieg schon ahnen; ihm war bereits am 24. Februar d. J. ein Allianz-Vertrag zwischen Preußen und Frankreich vorher gegangen. Napoleon besuchte mit seiner Gemahlin Marie Louise auf seiner Reise nach Dresden am 14. Mai den Fürsten Dalberg zu Aschaffenburg auf einige Stunden, und ging nach einer Besprechung mit seinem Schwiegervater dem Kaiser Franz zu Dresden, von hier aus zu seiner, am Niemen versammelten ungeheuern Armee ab. Am 24. und 25. Junius überschritt er diesen heiligen Grenzfluß Rußlands.

Der Krieg begann; aber schrecklich und furchtbar bestrafte die rächende Nemesis den Stolz des übermüthigen Siegers. Was er in seiner Proclamation von Wilkowisky vom 22. Junius verhöhnend gegen Rußland aussprach, das ging nun selbst gegen ihn in Erfüllung: ein unvermeidliches Verhängniß riß ihn fort, er konnte seinem Schicksale nicht entgehen**). Wie sehr contrastirt die edle männliche Sprache der russischen Proclamation von Wilna vom 25. Junius mit jener Napoleon's! — Die zermalmende Kraft des nördlichen Himmels, und der unbesiegte Muth einer großherzigen Nation peitschten ihn aus den Ruinen des brennenden Moskau an den Wop, an die Berezina, an den Niemen, an die Oder, ja bis an die Elbe in Deutschland zurück; er erlitt eine Niederlage, wie die Welt keine ähnliche kennt. Zerstäubt war sein stolzer riesenhafter Plan, mit seinem Gegner, dem humanen edelmüthigen

*) Allgemeine Zeitung, 1811. No. 322. S. 1288.

**) Allgem. Zeit. 1812. No. 190. S. 760.



Kaiser Alexander nur in St. Petersburg Frieden zu schließen; er, der prahlerisch von sich rühmte, daß der Donner seines Geschützes bis in Asien gehört worden, mußte schimpflich aus Rußland entfliehen. Zu diesem unglücklichen Kriege stellte auch der rheinische Bund wieder seine Contingente, die mit der französischen Armee in den Eisgefilden des rauhen Nordens größtentheils schaudervoll zu Grunde gingen *). Das Bundescontingent des Fürsten Dalberg traf ein günstigeres Loos; es war nicht weiter als bis nach Wilna gekommen, und hat also diesen schrecklichen Rückzug nicht ganz bestehen müssen.

Auf seiner Flucht aus Rußland ließ Napoleon bei seiner Durchreise durch Hanau nach Paris am 17. Dec. d. J. den Minister des Fürsten Dalberg, den Freiherrn von Albini zu sich rufen. Dieser machte ihm mit gewohnter deutscher Freimüthigkeit den Vorwurf: warum er, Napoleon allein aus Rußland zurück gekehrt sey, und seine Armee hülflos gelassen habe? — Der kalte, unempfindliche Kaiser glitt scherzend über diese treffende Aeußerung Albini's hinweg. Zu Paris angekommen, suchte er mit neuen ungeheuern Anstrengungen auch im nächsten Jahre den Krieg gegen Rußland neuerdings fortzusetzen.

Die Morgenröthe des großen, ewig denkwürdigen Jahres 1813 brach heran, und mit ihr war das, in so langem Schlafe begriffene Deutschland erwacht. Preußens hochverehrter König Friedrich Wilhelm gab in seiner herrlichen Proclamation vom 17. März an sein Volk das erste glänzende Beispiel, und trat mit dem festen Entschlusse: entweder zu siegen, oder rühmlich unterzugehen, dem Gewaltigen gegen über; am 10. August d. J. schloß

---

*) Ein erschütterndes Gemälde dieses ewig denkwürdigen Rückzugs aus Rußland hat ein Unglücksgefährte E. Labaume in seinem Werke: Relation complète de la campagne de Russie, en 1812, Paris 1813. geliefert. Deutsche Uebersetzungen desselben findet man in F. E. Buchholz Aufklärungen denkwürdiger Ereignisse u. s. w. Pesth 1815. 1ster und 2ter Band; in der Kriegsbibliothek. Leipzig 1815. 3ter Band, u. a. m.

sich auch der Kaiser Franz, mehr das heiligste Interesse der Menschheit, als das Schicksal seiner erhabenen Tochter, beherzigend, diesem Bunde an, und durch seinen mächtigen Beitritt war der Triumph der Menschheit über den Despotismus siegreich entschieden; auf dem classischen Boden von Leipzig wurde das große Problem über Deutschlands Selbständigkeit gelöst. Baiern trat bereits am 15. October in diesen Bund, und bald nach ihm die meisten Mitglieder der rheinischen Conföderation.

In diesem Jahre 1813 stiftete Carl von Dalberg in der Freude seines Herzens wegen der, von Napoleon ihm vorgespiegelten Abschließung eines allgemeinen Concordats mit dem Pabste den sogenannten Concordienorden, welcher gegenwärtig als erloschen angesehen werden kann, da er seit dem Tode des Stifters nicht mehr ertheilt, und soviel wir wissen, auch nicht in die Reihe von fortbestehenden Orden aufgenommen worden ist*).

Wir nähern uns jetzt dem Schlusse der großen dornenvollen Bahn seines politischen Lebens, in die ihn eine böse arge Zeit verflocht, und als deren Opfer er endlich selbst freiwillig stillstand, und mit der nemlichen männlichen Entschlossenheit vom Fürstenthrone herabstieg, als er ihn ehemals unter den frohesten Hoffnungen betreten hatte.

Bereits am 28. September 1813, also drei Wochen vor der Völkerschlacht von Leipzig, wo Napoleon's Schicksal wenigstens durch die Waffen noch nicht gelöst war, hatte sich Carl von Dalberg in Begleitung des geistlichen Raths Kopp, angeblich in kirchlichen Angelegenheiten von Aschaffenburg nach Constanz, Zürich und Lucern in der Schweiz begeben, nicht, um vor den verbündeten Armeen, die damals das heilige Werk der Rettung des Vaterlandes noch nicht vollbracht hatten, zu fliehen, wie manche ungerechte Zeitgenossen es spöt-

*) Magazin von Biographien, Quedlinburg 1817. 7tes Heft, S. 26.

tisch benannten, sondern um den beständigen Zudringlichkeiten und Einflüsterungen des französischen Gesandten zu Aschaffenburg zu entgehen, der ihn vielleicht, so wie Napoleon den ehrwürdigen König Friedrich August von Sachsen aus Dresden nach Leipzig entführt hatte, ebenfalls als Unterpfand nach Frankreich entführt haben würde. Frei wollte sich Carl von Dalberg in der Bahn seines Lebens bewegen und sich die, in der verhängnißvollen Zeit zu treffenden Maßregeln nicht abtrotzen und vorschreiben lassen. Auch hat er, während seines Aufenthalts in der Schweiz mehrere Angelegenheiten des Bisthums Constanz in Beziehung auf die Cantone Zürich und Lucern wirklich durch Verhandlungen ausgeglichen, und auf diese Weise den Zweck seiner Reise erfüllt*).

Von Constanz schickte er im November d. J. seinen Geheimenrath und Kammerherrn Baron von Varicourt in das, nach der Schlacht von Leipzig nach Frankfurt am Main verlegte Hauptquartier der verbündeten Monarchen, um ihnen die erforderlichen Aufschlüsse zur Rechtfertigung seines politischen Benehmens zu geben; allein diese Sendung lief fruchtlos ab. Die drei Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen hatten bereits am 6. November das Großherzogthum Frankfurt unter eine provisorische Verwaltung gestellt, und nach der Resignation Dalberg's durch einen Beschluß vom 14. December der Stadt Frankfurt auch ihre vorige Unmittelbarkeit wieder geschenkt. Dalberg war durch jene erste Nachricht nicht überrascht; längst hatte er bei sich im Stillen den sehnlichsten Wunsch genährt, in dieser bedrängten kritischen Zeit, und bei der, noch so kurzen Dauer seines Lebens freiwillig seine Regierung niederzulegen, und den Abend seiner Tage blos als Erzbischof von Regensburg im Dienste der Kirche zu beschließen; auch wollte der standhafte, über jede Prüfung erhabene Fürst, der in einmal angenommenen Maßregeln sich stets consequent blieb, in der dunkeln Nacht, die ihn jetzt umgab,

*) Allgemeine Zeitung. 1813. No. 339. S. 1354. No. 364. Seite 1454

gleichfalls consequent handeln, und durch nothgedrungene Schritte sich, und seine großherzogliche Ehre nicht herabwürdigen. Für seine Person fürchtete Carl von Dalberg nichts; was hätte er auch befürchten sollen, da alle ehemaligen Rheinbundsfürsten, mit denen er stets gemeinschaftlich gehandelt hatte, in die Allianz der drei verbündeten Monarchen aufgenommen worden waren, und ihnen der ungeschmälerte Besitz ihrer Lande garantirt wurde. Sollte vielleicht Dalberg allein das Sühnopfer für die Vergangenheit bringen?—!—

In einer, bereits im November d. J. zu Constanz mit seinem Generalvikar Herrn Baron von Wessenberg, mit Herrn Weihbischof Kolborn, Herrn Geheimenrath von Varicourt und Herrn geistlichen Rath Kopp wegen seiner gegenwärtigen politischen Stellung abgehaltenen Conferenz erklärte der Fürst Dalberg zum Erstaunen aller Anwesenden: daß er seine großherzogliche Regierung unter den obwaltenden Verhältnissen ganz niederlege, und sich als Erzbischof von Regensburg in den Privatstand, zu dem Sitze seiner hohen Cathedralkirche zurückziehe; zugleich ernannte er zu seinem Regierungsnachfolger den, ihm bereits seit dem 3. März 1810 von Napoleon substituirten Vicekönig von Italien, Prinzen Eugen. Sämtliche, dem Fürsten mit grenzenloser Liebe und Verehrung ergebene würdige Männer bothen alles auf, ihn von diesem auffallenden, die Anzahl seiner Gegner nur vergrößernden Schritte abzuhalten; sie beschworen ihn, ruhig die Entschließung der verbündeten Monarchen abzuwarten, weil er, wenn diese Entschließung ungünstig ausfalle, noch immer resigniren könne, sie machten ihn auf das Beispiel aufmerksam, daß alle ehemaligen Rheinbundsfürsten durch ihren Beitritt zu dem Bunde der Monarchen in ihren sämtlichen Besitzungen bestätiget worden wären; daß durch die Ernennung des Prinzen Eugen zu seinem Nachfolger sowohl die königlich baierische Regierung, als der Prinz selbst gegen die verbündeten Monarchen in äußerst zarte verwickelte Berührungen gerathen u. s. w. allein alle diese dringenden Vorstellungen fanden bei dem entschlossenen consequenten Fürsten keinen Eingang mehr; unwiderruflich fest bestand er auf seinem Entschlusse. Wir sehen ihn auch hier wieder, von seinem gutmüthigen Herzen fortgerissen, durch Mißgriffe, Uebereilung, und eine, in

der Welt so seltene Tugend der Uneigennützigkeit sich selbst die Grenzlinie seines öffentlichen Lebens vorzeichnen, und finden ihn stillstehend in dem ernsten Momente, wo ganz Deutschland erwartungsvoll der Richtung seiner Staatskunst entgegen sah, und frohlockend auch im neuen deutschen Staatenbunde einen Churerzkanzler und Primas Deutschlands begrüßt haben würde.

Diese Abdikations-Urkunde ist, so viel wir wissen, nicht öffentlich bekannt geworden; unsere Bemühung war daher vergebens, sie irgendwo aufzufinden, und zu dieser Darstellung zu benutzen. Nur folgende Nachricht in einem öffentlichen Blatte beweißt, daß sie schon vor dem 24. November 1813 ausgestellt worden seyn müsse.

„In der Erklärung, welche Se. königl. Hoheit der Fürst-Primas unterm 24. November diesen zehn Cantonen (der Schweiz) überreichen ließ, hat man die Stelle bemerkt: Meine vieljährige Anhänglichkeit an die fromme, biedere Schweizernation erregt in mir den Wunsch, den bischöflichen Beruf lebenslänglich in Betreff derjenigen Cantone ferner erfüllen zu können, die mich dafür ersucht haben, welches mir um so thunlicher scheint, als ich neuerlich allen weltlichen und Staatsgeschäften entsaget habe, und mich unmittelbar und ganz den bischöflichen Angelegenheiten widmen kann" *).

Ganz Deutschland nahm die Nachricht von dieser Abdication Dalberg's mit der lebhaftesten Sensation auf, und seine Gegner fanden hierin ihren höchsten Triumph. Doch der Fürst selbst war nach der Unterzeichnung dieser Urkunde, die ihn von so vielen drückenden Banden befreite, so froh und heiter gestimmt, daß er im Gefühle der reinsten innerlichen Zufriedenheit an seinen Cabinets-Secretair Herrn Geheimenrath Müller zu Aschaffenburg folgende Zeilen schrieb:

„Muth, mein lieber Müller! Nun ist für Sie alle gesorgt. Ich habe die Regierung niedergelegt, und

*) Allgem. Zeit. 1813. No. 349. S. 1394.

alle Staatsdiener des Großherzogthums dem Schutze eines edelmüthigen Königs empfohlen. Ich bin nun kein Stein des Anstoßes mehr u. s. w."

Auch die verbündeten Monarchen waren durch diesen Schritt Dalberg's sehr überrascht, besonders da er eigenmächtig über das Schicksal des Großherzogthums Frankfurt verfügte, ohne vorerst ihrer Beistimmung versichert zu seyn. Sie mußten in dieser Opposition gegen ihre politischen Ansichten der Zeit eine feindselige Stellung gegen sich selbst erkennen, als wenn nicht ihnen, welche das Großherzogthum erobert hatten, und daher auch nach den Grundsätzen des Staats- und Völkerrechts darüber gebieten konnten, sondern Dalberg allein das Recht zustehe, Verfügungen über dasselbe zu treffen. Die Folge hievon war, daß das Großherzogthum Frankfurt jetzt als erloschen angesehen, die provisorische Verwaltung desselben fortgesetzt, und, wie wir bereits oben anführten, der Stadt Frankfurt ihre vorige Unmittelbarkeit wieder gegeben wurde. Wie man nachher die einzelnen Bestandtheile des Großherzogthums vertheilte, gehört nicht hieher.

So stieg Carl von Dalberg, der letzte geistliche Fürst Deutschlands von einem großherzoglichen Throne, nicht gezwungen durch die Macht der Waffen, nicht verdrängt durch die Schlauheit der Politik, sondern freiwillig, selbständig, geräuschlos, consequent mit seinen Grundsätzen, stets das höhere Gut für andere, niemals seinen eigenen Vortheil beherzigend. Viele Throne wurden in unserer thatenreichen Zeit erledigt; von keinem derselben trat aber ein Fürst mit der Ruhe, Festigkeit, und eigenen Freiheit des Willens, wie Carl von Dalberg.

Entfernt vom Geräusche der Welt, getrennt von allen, ehemals so schwer auf ihm lastenden politischen Beziehungen, kehrte der lebensmüde Fürst am Ende des Decembers 1813 nach Regensburg zurück, wo er am 5. Januar 1814 anlangte. Hier bezog er, dem die schönsten Gebäude der Stadt ihr Daseyn verdanken, eine Privatwohnung in einer abgelegenen Straße, weil er sich kein einziges dieser Gebäude bei der Abtretung Regensburgs an Baiern vorbehalten hatte. Sein hiesiger Aufenthalt war

jetzt blos seinem erzbischöflichen Berufe, und einer unzu-ermüdenden Wohlthätigkeit gewidmet. Der Fürst lebte sehr eingezogen, von wenigen Augen gesehen, und kämpfte nicht selten wirklich mit Mangel, denn bei seiner Abdication hatte er alle Landeskassen, als ein ihm anvertrautes fremdes Eigenthum, unberührt zurück gelassen, und die, ihm durch den Wiener Congreß ausgesetzte Sustentations-Summe von einmalhundert tausend Gulden lief von den verpflichteten Regierungen selten richtig ein, weil Dalberg selbst zu bescheiden dachte, durch Erinnerungen diese, ihm angehörigen Rückstände einzutreiben. Zuweilen besuchte der Fürst Dalberg den hochfürstlich Thurn und Taxischen Hof und den, hier in stiller Zurückgezogenheit lebenden, als Weiser, Menschenfreund und Wohlthäter der Armen uns unvergeßlichen königl. preußischen Staatsminister Herrn Grafen von Görtz*). Die Abende verlebte Dalberg größtentheils bei seinem vieljährigen Freunde, dem hochfürstlich Thurn und Taxischen dirigirenden Geheimenrathe Herrn Grafen von Westerholt, und beide würdige Männer, die auf zwei verschiedenen Wegen des öffentlichen Lebens sich liebevoll begegneten, fanden nach zurückgelegtem Tagwerke im Einklang ihrer schönen Gefühle, in ihrem Geiste, ihren Kenntnissen, ihren Beobachtungen und Erfahrungen stets eine reiche unversiegbare Quelle der erheiterndsten Unterhaltung.

Carl von Dalberg trat noch als Wohlthäter der Armen in den Anfang der herben bangen Zeit des Jahres 1817; allein als die Noth am höchsten gestiegen war, und die Hülfsbedürftigen seiner Unterstützung am meisten bedurft hätten, da hatte ihn der Engel des Lichts bereits zu sich gerufen; er starb, zwei Tage nach seinem 74sten Geburtstagsfeste, am 10. Februar 1817, Nachmittags halb 2 Uhr, und wurde am 14. d.

*) Eine sehr schöne Biographie dieses verdienstvollen Staatsmannes findet man im 8ten Heft dieser Zeitgenossen S. 123.

M. in der Regensburger Domkirche feierlich beerdigt*). Sein, durch diesen Tod so tief gebeugter Freund Westerholt legte ihm noch in einer kleinen Druckschrift eine Blume auf sein Grab**).

Die verehrte Dalbergische Familie hat die Absicht, ihm ein Denkmal in der hiesigen Domkirche errichten zu lassen, wenn die Auseinandersetzung seiner Erbschaftsmasse berichtigt ist; doch, wozu bedarf es bei Carl von Dalberg zu Regensburg eines solchen Denksteines, da sein segenvolles Andenken, in so vielen, von ihm hervorgerufenen, und noch bestehenden wohlthätigen Schöpfungen fortlebt, und stets fortleben wird.

Auf Dalberg ist ganz anwendbar, was Horaz sagt:

Exegi monumentum aere perennius!***).

---

*) In Beziehung auf Dalberg's letzten Aufenthalt zu Regensburg, und seinen Lebensbeschluß verweisen wir auf unsere erste Dalbergische Denkschrift, S. 68 — 88, wo mehrere hieher gehörigen Thatsachen, so wie sein sanfter Tod als Christ und Weiser, und seine feierliche Beerdigung erzählt sind. Eines der beigefügten Kupfer und zwar das gelungenste, stellt den Fürsten auf seinem Sterbebette vor.

**) Carl von Dalberg's Lebensbeschluß im Westerholtischen Hause; den 8. Febr. 1817.

***) So eben lesen wir in der allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1820. No. 333. S. 1332. folgende Nachricht, die unsere geäußerte Vermuthung wegen der Errichtung eines Dalbergischen Denkmals vollkommen bestätiget.

„Der Herr Herzog von Dalberg hat sich vor Kurzem mehrere Tage in Venedig aufgehalten, um die Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu besichtigen, und um ein würdiges Denkmal für seinen Oheim, den verewigten Fürsten-Primas, zu bestellen, welches in der Domkirche zu Regensburg, wo derselbe begraben liegt, aufgerichtet werden soll. Der, von dem Herrn Herzog selbst gemachte, und mehreren Personen mitgetheilte Entwurf läßt ein schönes und geschmackvolles Kunstwerk erwarten. Es soll aus dem besten Cararischen Marmor, 16 Schuh hoch, und die Hauptfiguren in Lebensgröße ausgeführt werden. Er hat es dem verdienstvollen Bildhauer Zandomenichi übertragen, der es in 12 bis 15 Monaten zu

Wie gering der Nachlaß des Fürsten bei seinem Tode war, ergibt sich schon daraus, daß an baarem Gelde bei ihm nur 4417 fl. 30 kr. vorgefunden, und aus der Mobiliarverlassenschaft, welche wegen der allgemeinen Verehrung gegen den Fürsten doch sehr hoch verkauft würde, nur 4828 fl. 18 kr. gelößt worden sind, mithin in Allem 9245 fl. 48 kr. Sein Vermögen besteht daher beinahe ganz aus Rückständen theils seiner Sustentation, theils der Rheinschiffarts-Octroi, theils freiwillig von ihm gemachter Vorschüsse, welche jetzt von den verschiedenen zahlungspflichtigen Regierungen und Individuen beigetrieben werden. Dagegen hat aber der Fürst mit wahrhaft verschwenderischer Freigebigkeit so viele und große Vermächtnisse hinterlassen, daß man beinahe glauben sollte, Dalberg wäre bei der Schwäche seines Alters, und seiner bekannten Gutmüthigkeit von manchem Legator, der entweder gar kein, oder doch ein geringes, bereits reichlich belohntes Verdienst um ihn hatte, oft wirklich mißbraucht, und zu so ansehnlichen Geschenken fortgerissen worden. Mehrere dieser Vermächtnisse betreffen jedoch einzelne, noch lebende, und um ihn vielfach verdiente Staatsmänner.

Es sey uns vergönnt, noch einen Rückblick auf den, der Welt entschwundenen Fürsten zu werfen, und sein Bild in gedrängten Zügen treu und wahr aufzufassen. Wir haben in der seitherigen Darstellung sowohl die Lichtseite, als die Schattenseite seines öffentlichen Lebens gezeichnet, denn in dem Kampfe der moralischen Schwäche mit der moralischen Stärke liegt der Charakter des Menschen, und jener

---

beendigen versprochen hat, und dessen Name in Italien nicht unwürdig bald nach Canova genannt wird. Eines seiner vorzüglicheren Werke ist ein ähnliches Denkmal des berühmten, vor einigen Jahren verstorbenen Pajola, Professors der Chirurgie, im Versammlungssaale der medizinischen Facultät zu St. Fantin in Venedig."

Wir freuen uns schon zum voraus auf dieses herrliche Denkmal zur Erinnerung an einen Fürsten, der in jeder Hinsicht würdig ist, daß die Kunst alles aufbiete, um die dankbare Huldigung gegen seine unvergänglichen Verdienste in hoher Schönheit und Vollendung darzustellen.

ist der edelste und beste, welcher diese Schwäche, diesen Reiz zu Verirrungen durch eine innewohnende höhere Kraft stets zu beherrschen versteht. Auch bei Dalberg kämpften dieses gute und böse Prinzip gegen einander, und nicht immer gelang es ihm, dem doch so vieles Edle gelang, Meister seiner selbst zu werden.

Carl von Dalberg war als Mensch ein gelehrter, wissenschaftlicher, wohlmeinender, das Gute überall befördernder Mann, dessen Geist mit rastloser Anstrengung und Vielseitigkeit alles edlere Wissen und Vollbringen umfassen wollte; aber als Geistlicher und Staatsmann war er Domherr, Priester, Bischof, Erzbischof, Statthalter, Coadjutor, Fürst und Souverain, und dieses alles unter den kritischsten Conjuncturen. Seine erste Schrift: Betrachtungen über das Universum gab seinem Namen in der gelehrten Welt zuerst einen Glanz, aber als Domherr und Geistlicher wollte er darin die Vernunft mit der Offenbarung in Harmonie bringen; eine Aufgabe, an welcher schon der heilige Augustin, Abälard, ja selbst Leibnitz gestrauchelt sind. Als Statthalter zu Erfurt kam er in Umgang mit berühmten Gelehrten, und zeigte sowohl in der Conversation, als in Schriften eine große Liberalität in Grundsätzen und Meinungen; er trat sogar in den Freimaurer- und Illuminaten-Orden. Als daher die französische Revolution ausbrach, hofften diese mit schwärmerischen Plänen erfüllten Gelehrten, einen treuen Freiheitsfreund an ihm zu finden, und da Dalberg als Erzbischof und Coadjutor eines geistlichen Staats unmöglich daran Theil nehmen konnte, so haben viele, denen er doch große Wohlthaten erwiesen hatte, ihn nachher bitter getäuscht; daher sein Mißtrauen gegen seine Freunde, gegen Gelehrte, gegen seine eigenen Minister, und seine treuesten Räthe. Wie, und wodurch der deutsche Fürstenbund entstand, wissen unsere mit der Geschichte des deutschen Vaterlandes vertrauten Leser. Der sonst immer österreichisch gesinnte Churfürst von Mainz Friedrich Carl Joseph trat ihm bei, weil der Kaiser Joseph II. die Reichs- und Kirchenverfassung anzugreifen schien. König Friedrich II. arbeitete gegen die Pläne des Kaisers, und der Freund von Voltaire, d'Alembert und d'Argens wurde jetzt ein Vertheidiger des Pabstes und der Hierarchie. Um diesem Bunde eine neue Stütze zu geben, ließ der Chur-

fürst sich einen Coadjutor wählen. Durch welche Veranlassung Dalberg Coadjutor wurde, haben wir bereits oben erzählt. Er mußte nun gleichfalls dem Fürstenbunde beitreten, allein das Vertrauen zwischen ihm und dem Churfürsten hörte bald auf, ihre Charaktere paßten nicht zusammen. Der Churfürst Friedrich Carl Joseph war ein praktischer, nach der Lage der Umstände handelnder Staatsmann, aber Dalberg ein — wie ihn Napoleon nannte— Idealist, der sich stets mit neuen Ansichten der Dinge beschäftigte, und die Gefühle seines wohlwollenden Herzens auch in die kalte Staatskunst übertragen wollte. Dort, wo die Nothwendigkeit dringend gebietet, fallen solche fromme Träume einer idealen Welt in ihr Nichts zusammen. Welch einen großen Einfluß die französische Revolution auf ihn gewann, wie er in dieser stürmischen Zeit, gleich andern deutschen Fürsten, zuletzt nur auf seine eigene Rettung Bedacht nehmen mußte, nachdem die von ihm am 22. März 1797 vorgeschlagene allgemeine Nationalbewaffnung, und späterhin die Proclamation vom 8. November 1805 in ganz Deutschland unbeachtet blieben, haben wir den Lesern aus rechtfertigenden Actenstücken vorgelegt. Wir können ihn hierüber nicht tadeln; er handelte consequent mit der Anforderung der Politik, und des Zeitalters, zu denen er stand, und deren Abänderung nicht von ihm abhing. Es ist viel über seine Anhänglichkeit an Napoleon gespöttelt worden, aber worin bestand denn diese anders, als daß er nothgedrungen auch das nemliche that, was andere längst früher zu thun, durch die Lage der Umstände gezwungen waren. Ob Dalberg in dieser bangen finstern Zeit Fürst-Primas von Deutschland gewesen wäre, oder nicht, würde von Seite Napoleon's in dem Schicksal Deutschlands auch nicht die geringste Abänderung zur Folge gehabt haben. Wer die Macht in seiner Hand hat, der stört sich nicht in seinen Plänen durch die Vorstellungen des Mindermächtigen, oder Schwachen; Napoleon trat selbst seine Verhältnisse gegen das Kirchenoberhaupt nieder, wie war von ihm zu erwarten, daß er den geistlichen Fürsten Dalberg schonender behandelt haben würde! — Bewundert hat Dalberg wohl den Helden des Jahrhunderts, wie ihn die ganze Welt bewundert hat, aber nie ist er seinen Absichten freiwillig entgegen gekommen, wie es schon die Geschichte seiner ent-

standenen Verbindung mit Napoleon, und seiner Kämpfe mit demselben beweißt. Dalberg kannte den Mann zu gut und zu genau, mit dem er es zu thun hatte, auch lagen ja Napoleon's Plane einer Weltherrschaft offen vor den Augen der Welt; und, wer wagt es, die Zukunft zu entschleiern, die Deutschland noch bevorstand, wenn Napoleon seinen Thron, und seine unermeßliche Macht behauptet hätte! — Daß Dalberg unterging, indem er seinen Verpflichtungen treu bleiben wollte, beweißt nur, daß er auch im Unglück Selbständigkeit und Pflichtgefühl genug besaß, einmal übernommene Verbindlichkeiten als unerläßlich zu betrachten. Dadurch bewährte er neuerdings einen schönen Zug seines edlen Herzens: die Standhaftigkeit, wegen welcher wir ihn nur hochachten, aber nicht verdammen können.

Was die innere Administration seines Staats, und die ebenfalls darin vielleicht anscheinende Inconsequenz anbelangt, so muß man den Grund hievon in seinem zwar wohlmeinenden, aber rastlosen, von einem zum andern springenden Charakter, und in dem, durch Undank in ihm hervorgebrachten Mißtrauen suchen. Dalberg wollte alles selbst lesen, selbst thun, selbst entscheiden. Keiner seiner Freunde, oder Minister konnte sich schmeicheln, sein Vertrauen zu besitzen, und so erging es ihm, wie dem Kaiser Joseph II. daß auch mit dem besten Willen seine Anordnungen entweder schief, oder gar nicht zu Stande kamen. Davon sind Beweise seine Landesverbesserungs-Commission zu Aschaffenburg, seine so oft veränderte, oder vergrößerte Organisation des Staats, seine, von ihm selbst, aber zu schnell verfertigte Constitution des Großherzogthums, seine, bald zu strenge Centralisation, bald zu locker auseinander geworfene Administration, wodurch öfters ein unbedeutender Subaltern in einzelnen Dingen wirklich mehr Einfluß auf ihn erhalten konnte, als ein Minister, — ein Fremder, des Landes Unkundiger mehr, als sein treuester Freund. Wenn nun gar sein gutes Herz mit der Gerechtigkeit, seine Freigebigkeit mit seinem Finanzsystem in Collision kamen, so gab es noch mehr Verirrungen. Davon sind gleichfalls Beweise seine Gnadenaustheilungen und Geschenke oft an Unwürdige und Undankbare, seine Verschwendung nicht selten an

Wohlhabende, und seine anscheinende Härte oft gegen wahrhaft Unglückliche und Bedrängte. Endlich muß man nicht vergessen, daß der wohlmeinende Fürst häufig mit Betrug und Mißgunst belohnt wurde, wodurch sich dann am Ende seiner Regierung eine gewisse Bitterkeit in seinem moralischen und politischen Charakter äußerte, und er daher manchmal seinen nächsten Umgebungen räthselhaft erschien. Schnell und heftig, wie er war, besonders wenn es eine, sich eingebildete Ungerechtigkeit betraf, ist er öfters gegen würdige Staatsdiener mit Uebereilung vorgeschritten, aber kaum hatte der kalte prüfende Verstand wieder die Oberhand behalten, und er sich eines Besseren überzeugt, so eilte er, das begangene Unrecht wieder gut zu machen, weil es für ihn das schmerzlichste Gefühl war, Jemanden nur im mindesten wehe zu thun.

Carl von Dalberg versprach, wenn ihm die Vorsehung sein Leben friste, noch Denkwürdigkeiten seiner Zeit, oder seine sogenannten politischen Verirrungen niederzuschreiben; er hat dieses Versprechen wegen Schwäche des Alters unerfüllt lassen müssen, und es ist sehr zu bedauern, daß wir von ihm selbst gar keine Aufklärungen sowohl über sein politisches Leben, als über seine Regentenhandlungen erhalten haben, weil dadurch vieles in einem milden und günstigen Lichte erscheinen würde, was jetzt wegen Mangel an gehörigen Aufschlüssen noch dunkel, und unerklärbar bleibt. Hat er wirklich in einer Zeit, wo so viele Verirrungen geschahen, gleichfalls Verirrungen, oder sogenannte politische Sünden begangen, so mögen diese nach unserer Ueberzeugung vorzüglich folgende seyn:

1. daß er eigenmächtig den Onkel des Kaisers Napoleon, den Cardinal Fesch zu seinem Nachfolger und Coadjutor ernannte, ohne sich hierüber mit dem deutschen Reichsoberhaupte, den übrigen Fürsten des Reichs, und selbst seinem Domkapitel durch vorhergegangene Berathung zu verständigen. Dalberg meinte es durch diese Wahl, unter den, dort obwaltenden gebieterischen Umständen gewiß herzlich gut mit seinem Churstaate, und mit Deutschland selbst, wie er auch dieses in seiner, oben angeführten Bekanntmachung vom 27. Mai 1806 ausspricht, allein er trat dadurch gegen das Oberhaupt des

deutschen Reichs in eine wahre Opposition, wurde nun von Frankreich abhängig, und seine ganze politische Lage erhielt dadurch eine andere Richtung, und verwickelte ihn in Mißgriffe, als deren Opfer er unterging.

2. daß er als Churerzkanzler dem Rheinbunde beitrat, und ihn unterschrieb, wodurch der deutsche Staatenbund aufgelöst wurde. Dieser Schritt war nur eine nothwendige Folge des vorhergegangenen, und nicht mehr zu verhindern. Wie aber Dalberg in diesen Bund hinein gezogen worden ist, haben wir in den erzählten Thatsachen den Lesern vorgelegt.

3. daß er von Aschaffenburg nach der Schweiz ging, und nicht nach der Schlacht von Leipzig schnell zu den verbündeten Monarchen nach Frankfurt zurückeilte, wozu ihm doch sein edler, treuer Minister Albini so dringend angerathen hatte. Viele Mißverständnisse würden sich durch eine persönliche freimüthige Verhandlung ausgeglichen haben, und die Monarchen selbst hätten hinsichtlich des, von ihnen gegen die übrigen Rheinbundsfürsten angenommenen Systems wohl nicht in Beziehung auf Dalberg eine Ausnahme machen können, da er in die nemliche Categorie, wie diese Fürsten, gehörte.

4. daß er, noch ehe die verbündeten Monarchen eine Entschließung über ihn, und sein Großherzogthum gefaßt hatten, freiwillig zu Gunsten des Vicekönigs von Italien resignirte, und dadurch wieder seine Absicht gleichsam zu verstehen gab: als wolle er in dem großen Momente, wo blos durch kräftiges Zusammenhalten die gute Sache des Vaterlandes zu retten war, noch den Apfel der Zwietracht unter sie werfen, und Baiern und den Prinzen Eugen den politischen Ansichten der Monarchen feindselig gegenüber stellen.

Doch, er hat seine Verirrungen gebüßt, wenn man seiner, durch die Zeitverhältnisse herbeigeführten Politik diesen Namen beilegen darf; ausgesöhnt ist die Welt mit ihm, der arm von einem Thron stieg, dessen Zierde er war, der nichts hinterließ, als Denkmäler seiner Wohlthätigkeit, und Menschenliebe. Er starb ohne Testament, denn wie

sollte der Mann, welcher wenige Tage vor seinem Tode in einem Traume die Pforten des Himmels geöffnet, und sich vom Chore der Engel begrüßt sah, noch an das Irrdische, auf das er nie einen Werth legte, zurückdenken! — ! — Er ist heimgegangen zum Lichte der Verklärung.

Friede sey um seinen Grabstein her,
Sanfter Friede Gottes! —

Die historische Vergleichung ruft uns hier auch das Andenken zweier andern verehrten Monarchen in die Erinnerung zurück, welche, wie Carl von Dalberg, in den verflossenen bangen Zeiten sich gleichfalls in sehr mißliche politische Berührungen verwebt sahen, aber diese Schule der Prüfung nicht minder groß und männlich bestanden haben, wiewohl die Erfolge derselben sich sehr verschieden bildeten; wir meinen den ehrwürdigen König von Sachsen Friedrich August, und den König von Schweden Carl Johann.

Das jetzige Königreich Sachsen hat bis zu dem unglücklichen preußischen Kriege im Jahre 1806, in welchem es als Alliirter Preußens auftrat, sich Frankreich nie genähert, sondern hieng fest und unerschütterlich an dem Bunde des deutschen Staatskörpers. Nach der Schlacht bei Jena, als ganz Sachsen von der französischen Armee bedroht, und großen Theils schon besetzt war, sah sich der Regent, um seinen Unterthanen die Verheerungen des Krieges zu ersparen, genöthigt, von Preußen abzutreten, und sich an den Rheinbund, und dadurch an Napoleon selbst anzuschließen. Das, was Sachsen hier nothgedrungen that, hatten ja bereits süddeutsche Fürsten früher gethan. Sein Beitritt erfolgte im Frieden zu Posen den 11. December 1806; es erhielt die königliche Würde, und im Frieden zu Tilsit das Großherzogthum Warschau. In die Kriege gegen Oesterreich i. J. 1809, und gegen Rußland i. J. 1812 als Mitglied des Rheinbundes verwickelt, hat es mehr eine passive als active Theilnahme bewiesen, weil dem menschenfreundlichen Herzen des Königs der Gedanke fremd war, nur den Umsturz und den Ruin anderer bestehenden Regierungen befördern zu helfen. Im Jahre 1813 nach dem unglück-

lichen Rückzug der französischen Armee aus Rußland wurde das Königreich Sachsen selbst der Schauplatz des furchtbaren Kampfes; neue zahllose französische Armeen eilten an die Elbe, drangen nach den Schlachten bei Lützen und Bautzen bis in Schlesien siegreich vor, und Sachsens Schicksal lag nun ganz in den Händen Napoleon's, dessen Armeen es besetzt hielten. Wie hätte der König Friedrich August es jetzt wagen dürfen, sich mit dem großen mächtigen Kolosse in einen Kampf einzulassen! — Um unter den obwaltenden gebieterischen Umständen wenigstens seine Selbständigkeit als Souverän zu retten, und sich den beständigen Anmaßungen Frankreichs zu entziehen, begab sich Friedrich August von Dresden nach Regensburg, allein auch hieher folgte ihm wie ein feindseliger Dämon der französische Gesandte Marquis de Serra, um den König nicht den Klauen Napoleon's entschlüpfen zu lassen. Auffallend zeigte sich dieses bei der Sendung des preußischen Generals Holzendorf an den König nach Regensburg. Friedrich August ging von hier nach Prag, und trat jetzt mit Oesterreich, in der Absicht, sich den verbündeten Monarchen fest anzuschließen, in Unterhandlung; allein als Napoleon diesen Schritt erfuhr, drohte er, Sachsen als ein erobertes Land zu behandeln, wenn der König nicht sofort nach Dresden zurückkehre. Um sein, von der ungeheuern französischen Armee occupirtes Königreich nicht den feindseligsten Erpressungen und Verheerungen auszusetzen, mußte Friedrich August wieder nach seiner Residenzstadt abgehen, von dort als Unterpfand einer abgedrungenen Verbindung mit dem Gewaltigen, nach Leipzig ziehen, und so Augenzeuge einer Schlacht werden, für deren günstigen Ausgang zum Heil der Alliirten er gewiß im stillen Herzen die Vorsehung anrief, die aber für ihn die unerwartete Folge hatte, daß jetzt sein Königreich als ein erobertes Land angesehen, unter eine provisorische Verwaltung gestellt, und der König desselben sogar als verlustig erklärt wurde. Auf dem Congresse zu Wien erhielt er zwar den größten Theil desselben wieder zurück, weil Jedermann wohl begriff, wie unglücklich die Lage des Königs gewesen war, und daß, bey der gänzlichen Besetzung Sachsens durch die Franzosen, es nicht in seiner Macht gestanden hatte, anders zu handeln. Doch die Politik, welche stets von höheren umfassenderen Ansichten ausgeht, wollte keine Rückschritte mehr thun, und so büßte Friedrich

August bei den edelsten Gesinnungen, die ihn belebten, unter den obwaltenden ungünstigen Zeitverhältnissen, wie Carl von Dalberg, eine politische Verirrung, wozu ihn sein gegebenes königliches Wort hingerissen hatte, und dessen Zurücknahme in der mißlichen Lage, worin sich sein Staat befand, für Sachsen die schrecklichsten Folgen gehabt haben würde *).

Ganz anders, jedoch unter einem freundlicheren Gestirne gestaltete sich in dieser großen Zeit die politische Lage des jetzt regierenden Königs von Schweden Carl Johann. In Frankreich geboren, standen ihm schon im verbündeten Europa sowohl die Maximen der Cabinette, als die öffentliche Meinung feindselig gegen über, welche sich durchaus allgemein gegen jede französische Abstammung auf fremden Thronen aussprachen. Doch von einer, in der Geschichte berühmten kriegerischen Nation als Nachfolger ihres Königs Carl's XIII. zur Krone berufen, wußte Carl Johann durch seine glänzenden persönlichen Eigenschaften, sich bald allgemeine Liebe und Verehrung zu erwerben. Die weise Besonnenheit in seinem Benehmen, die alles umfassende, und wohl berechnete Umsicht in allen seinen Regierungshandlungen sowohl als Kronprinz, wie späterhin als König, die Thätigkeit, womit er für den Ackerbau, den Handel, die Kriegsmacht, die Finanzen Schwedens wirkte, die Achtung, die auch er durch seine Verdienste dem schwedischen Namen im Auslande zu verschaffen wußte, die Thaten seiner früheren Jahre rc. befreundeten ihn selbst mit seinen Gegnern. Belohnt durch den Beifall der schwedischen Nation, stolz auf das Gefühl, einem so biedern und berühmten Volke anzugehören, erkannte er nur in Schweden, nicht in Frankreich, sein wahres geliebtes Vaterland, dessen Selbständigkeit, Ruhm und Wohlstand er als ein, ihm anvertrautes heiliges Gut zu beschützen und zu vermehren verpflichtet sey. Er entzog Schweden dem Einfluße Napoleon's indem er gegen dessen drohenden Befehl bereits am 29. Jul. 1813 die schwedischen Seehäfen sämtlichen Nationen eröffnete, und dadurch dem Nationalreichthume Schwedens eine ergiebige Quelle des Absatzes und Austausches ver-

---

*) J. L. Klüber's Verhandlungen des Wiener Congresses. Frankfurt 1816. 1ste Abtheil.

schaffte. Die Gefahr erwägend, welche Europa durch den unbegränzten Ehrgeiz Napoleon's noch ferner drohe, schloß er sich am 26. August 1813 zu Abo dem Bunde Oesterreichs, Rußlands und Preußens gegen Frankreich an, und auf den, für die schwedischen Waffen in der Geschichte unvergeßlichen Feldern von Leipzig erschien er als ein zweiter Gustav Adolph, trug durch seine Kriegserfahrenheit zum glücklichen Ausgange der großen Völkerschlacht wesentlich bey, und zog an der Spitze seiner tapfern Schweden mit den verbündeten Monarchen in Leipzig ein. Sein weises politisches Benehmen in dieser verhängnißvollen Zeit blieb auch nicht ohne allgemeine gerechte Anerkennung. Ganz Europa zollte ihm den lautesten Beifall für die Entschlossenheit, mit welcher er gehandelt hatte, denn gelang es Napoleon, den Bund der Monarchen zu zertrümmern, so war auch Schweden seiner Rache blos gestellt. Carl Johann war zwar nicht durch eine eiserne Nothwendigkeit festgehalten, wie Friedrich August, der von der französischen Armee rings umgeben, sich ihr nicht feindlich gegen über stellen konnte, doch das Verdienst, seine Politik klug und vorsichtig geleitet, und den rechten Moment für seine Thätigkeit aufgefaßt zu haben, sichert dem Könige Carl Johann stets in der Geschichte ein ruhmvolles Andenken, so wie sie gleichfalls den Namen Friedrich August mit hoher dankbarer Auszeichnung aussprechen wird *).

Wir schließen diese Darstellung mit einem Ueberblicke der gelehrten Verdienste Carl's von Dalberg, denn auch im Gebiete der Literatur glänzt sein Name ehrenvoll in den Jahrbüchern des deutschen Vaterlandes. Daß der Fürst große vielseitige Kenntnisse in sich vereinigte, daß er Künste, Wissenschaften, und bürgerliche Gewerbe auf das großmüthigste unterstützte, daß er selbst in seinen Schriften leuchtend voranging, und vorzüglich

*) Die, den schwedisch-französischen Krieg betreffenden Aktenstücke, findet man in den europäischen Annalen, Jahrg. 1813. 4ter Bd. S. 49. und S. 208; desgleichen Jahrg. 1814. 1ster Bd. S. 78.

das Practische, unmittelbar in das Leben eingreifende zum Hauptzwecke seiner Forschungen machte, diese verdienstvollen Bestrebungen sind dem Deutschen und dem Ausländer bekannt. Sein erstes Werk, womit Dalberg auf eine so ausgezeichnete Weise seine Meisterschaft in der Literatur beurkundet, sind seine: Betrachtungen über das Universum; erste Aufl. 1777, sechste Aufl. 1819. Wir erlauben uns, von diesem wahrhaft classischen Werke, das seinen Ruhm auch auf die Nachwelt übertragen wird, und welches nicht in den Händen eines jeden Lesers seyn möchte, folgende kurze Uebersicht zu geben:

Nach einer Einleitung, hier Anzeige genannt, geht der verehrte Verfasser zu der Methode seiner Darstellung über; hierauf folgen die erste Abtheilung: Schöpfung, und die Begriffe vom Daseyn überhaupt; auf diese die eigene Existenz, und die Coexistenz; an sie schließt sich ein Nachtrag zum Schöpfungssysteme an. Die zweite Abtheilung beginnt mit dem Schöpfer, und die dritte mit dem Bande zwischen Schöpfer und Schöpfung, sodann folgen die Wirkungen der Offenbarung auf das Herz, auf den Verstand und auf den Willen; auf diese kömmt die Allgemeinheit der Religion in Absicht auf Zeit, und ihre Allgemeinheit in Absicht auf Raum. Hierauf handelt der Verfasser von Mißbräuchen, zieht Folgerungen, und spricht das Gesetz des Universums auf folgende Weise aus:

Einheit ist vollkommen in Gott. Die Schöpfung strebt, sich der Einheit zu nähern. Religion ist der Weg zu dieser Annäherung. Also Einheit ist Urquelle, Zweck und Grundgesetz des Universums.

Auf dieses folgt dann der Schluß.

Als Probe der herrlichen Ansichten Dalberg's über die Bestimmung der Regenten geben wir aus diesem Werke folgende Stellen, womit er S. 54. die Regenten und Gesetzgeber anredet, und welche mit goldnen Buchstaben auf jedem Throne aufgehängt zu werden verdienen:

„Kenne die Menschheit genau; die Ueberbleibsel ihrer ursprünglichen Güte genau; die Folgen ihrer verderbten Natur genau.“

„Willst du eine hohe Bestimmung erfüllen, Vater deines Volks seyn; denke ernstlich an äußere und innere Verhältnisse des Staats.“

„Willst du deine Unterthanen glücklich wissen; strebe nach drei Dingen: daß keiner hungere; daß jeder beschäftiget sey; daß alle gerecht, und wo möglich, liebend seyen! Das sind in allen und jeden Fällen Bedürfnisse zur Glückseligkeit.“

„Die Art der Bestrafung sey der Art der Verbrechen möglichst ähnlich. Zwischen den einzelnen Fällen, den darauf angewandten Gesetzen, den daraus fließenden Urtheilen, sey höchster Grad von Aehnlichkeit, Gleichheit.“

„Glaube nie, daß du über Engel regierest. Auch in den besten Menschen liegen Keime von Fehlern. Sey strenger Vollstrecker der Gesetze; Furcht ist wirksamer als Belohnung. Schmerz ist intensiver als Wollust, rührt ja von heftigerer Anstrengung der Nerven her. Strafen geben den nöthigsten Druck, verhindern das Uebel.“

„Aber glaube auch nicht, Teufel zu beherrschen; es sind unglückliche, verirrte, empfindsame, ursprünglich erhabene Geschöpfe. Es sind Menschen, deine Brüder. Wenn Hartsinn abgerieben, Sitten weicher geworden, dann dispensire nie in einzelnen Fällen, aber führe mildere Gesetze ein. In keinem Falle dürfen diese unnöthig streng seyn. Zwischen dem Quantum des Bedürfnisses, und dem Quantum des Steuerungsmittels muß Aequation, höchster Grad von Aehnlichkeit seyn.“

„Belohnungen spare blos für die Tugend. Gieb deinen Unterthanen selbst Beyspiele der Tugend und Gerechtigkeit! Du weißt, wie sehr der Trieb zur Nachahmung, zur Aehnlichwerdung in der Menschheit liegt.“

„Vermelde unnöthige Veränderungen! Du weißt wie sehr die Menschen an Gewohnheit, an individueller Aehnlichkeit hängen.“

„Glaube nicht, alles unmittelbar thun zu können; sonst thust du nichts. Beschränkt ist dein Daseyn, deine Ichheit. Unmittelbar kannst du auf Wenige wirken. Aber diese wirken wieder auf Andere. Der Schlußstein berührt unmittelbar wenige Steine; hält aber mittelbar das ganze Gewölb zusammen."

„Was äußere Verhältnisse anlangt, traue nie ganz; sey nicht sorglos, bis du sicher bist, durch eigene Kräfte, oder Kräfte deiner Bundesgenossen ungerechtem Eigennutze zu widerstehen. Dem Kräftenquantum des möglichen Angriffes muß Gleichgewicht, ähnliches Quantum der Vertheidigungsmittel entgegen stehen."

„Alles dieses ist allgemein wahr, vielleicht vollständige Grundlinie der Politik."

„Das ist einfach, wie jede Theorie, aber die Anwendung tausendfältig! Ewig webt die Natur, der fortströmende Gang der Zeit neue Mischungen von Umständen und Wesen zusammen; und da werden jedesmal neue Maßregeln, neue Mittel erfordert. Sonst hört ja das nöthige Gleichgewicht auf, die nöthige Aehnlichkeit zwischen dem Quantum des Bedürfnisses und dem Quantum der darauf gerichteten Wirksamkeit. Und darauf ruht ja das Wohl des Staates."

„Immer frischen Blick also, wo möglich Adlerblick werfe auf die gegenwärtige Lage der Umstände! Das, Staatsmann! das ist dein Amt, hierauf gründe deine Entschließungen! Clima, Sitten, topographische Lage, Zeitgenossen, Auswahl tüchtiger Werkzeuge, wie viel Stoff zu Betrachtungen! Wisse, daß die unzähligen Fehler selten aus Unwissenheit, meistens aus Unkenntniß der vorliegendenden Umstände geschehen!"

„Traue Schmeichlern nicht! Ihre Sprache ist Seelengift. Aber wisse: der ärgste Schmeichler ist in deiner Brust: die Lüge der Hoffart."

„Ueberlege behutsam und lang, führe das Beschlossene schnell und kühn aus."

„Thust du das alles zum Besten deines Volks, dein Lohn bleibt dir nicht aus."

„Aber solltest du dein Volk ansehen, wie der Metzger sein Schlachtvieh; als Waare, brauchbar zur Sättigung deines Geizes, deiner Ruhmbegierde, deiner Lüsternheit? O so klage dich die Stimme bedrückter Waisen, der von vergossenem Menschenblute aufsteigende Dampf bey deinem, und Aller Richter an!“ *).

Mögen diese schönen, unvergleichlichen Worte Dalberg's in einer verhängnißvollen Zeit, wo die Völker um Constitutionen kämpfen, von allen Regierungen beherzigt, und zum Heil der Welt realisirt werden! — ! —

Die übrigen gelehrten Schriften des verewigten Fürsten, in deren innere Zergliederung wir hier wegen Mangel des Raums nicht mehr eingehen können, sind folgende; wir ordnen sie nach den Jahren ihrer Erscheinung, und ihr Verzeichniß ist vollständig **).

2. Dissert. de matre praeterita vel a legitima inique exclusa testamentum patris pupillariter *substituentis*, per querelam inofficiosi expugnata. Heidelb. 1761. 4. Durch diese Promotionsschrift wurde Dalberg Doctor der Rechte.
3. Versuch einer Widerlegung des siebenten Stücks im dritten Theile der vermischten Beyträge über die Verbesserung des Justizwesens am Kammergericht, in welchem einige churmainzische Erzkanzlariats-Befugnisse in Ansehung der Kammergerichts-Kanzlei angegriffen worden. Mainz und Frankf. 1768. 8.
4. Churfürstlich Mainzische Verordnung wegen der Mönchsorden. 1772. Fol.
5. Beiträge zur allgemeinen Naturlehre. Erfurt, 1772. 8.
6. Das sittliche Vergnügen, im deutschen Merkur, 1773. Stück 5. S. 99—104.
7. Von Bildung des moralischen Charakters in Schulen; Ebendaselbst, Stück 2. S. 221—236.

---

*) Gelehrte Beurtheilungen der Betrachtungen über das Universum findet man in der allgemeinen deutschen Bibliothek, Anh. zum 24. bis 34. Band, 2. Abtheil. S. 921 u. f.; sodann noch einmal im 81. Bde., S. 130. und in der oberdeutschen Literatur-Zeitung. Jahrg. 1788. 1. Band, S. 544 u. f.

**) Meusel's gelehrtes Deutschland. Band 2. S. 9—11. Bd. 9. S. 222—223. Zehnter Nachtrag. S. 258. Bd. 17. S. 380; es fehlen jedoch in diesem Meuselschen Verzeichnisse die Schriften Dalberg's unter No. 15 und 26.

8. Commentatio, quibusnam rebus magis illustrari humanus intellectus ejusque fines magis amplificari promtissime et commodissime possunt? In Aet. Acad. Scient. Erford. 1776. 4.
9. Continuatio hujus commentationis. Ibid. 1777.
10. Bemerkungen über ein altes Gefäß. Erfurt, 1776. 8.
11. Versuch eines Beitrags zur Geschichte der Erfurtischen Handlung. Erfurt, 1780. 4.
12. Anéometre proposé aux amateurs de météorologie. Erfort. 1781. 4.
13. Gefühle des Christen, im deutsch. Museum. 1782. Stck. 12. S. 515—518.
14. Neue chemische Versuche, um die Aufgabe aufzulösen: ob sich das Wasser in Erde verwandeln lasse. Erfurt, 1784. 4.
15. Recherches sur l'irréductibilité arithmétique et géométrique des nombres et des leurs puissances. Erf. 1785.
16. Erfurt; eine Cantate, in Musik gesetzt von J. M. Häßler. Ebendas. 1786.
17. Verhältniß zwischen Moral u. Staatskunst. Erf. 1786. 4. Der geistreiche Fürst beweist in dieser Schrift, daß die Staatskunst nichts als ein Theil der Moral sey, nur in besonderer Beziehung, und auf besondere Verhältnisse angewendet.
18. Mad. de Buchwald; Erf. 1786. noch einmal 1787. 4. Die verehrte Frau, deren in dieser Schrift so rühmlich gedacht ist, war Oberhofmeisterin am Herzoglich Sachsen-Gothaischen Hofe.
19. Grundsätze der Aesthetik. Erf. 1791. 8. Diese Schrift enthält einen Versuch, wie die Moral mit der Aesthetik näher zu verbinden sey, u. ist voll der originellsten, feinsten Bemerkung.
20. Versuch einiger Beiträge über die Baukunst. Erf. 1792. 4.
21. Gedanken von Bestimmung des moralischen Werths. Erfurt, 1792. 4.
22. Entwurf eines Gesetzbuches in Criminalsachen. Erf. 1492. 8.
23. Von dem Bewußtseyn als allgemeinem Grunde der Weltweisheit. Erfurt, 1793. 8.
24. Von dem Einflusse der Wissenschaften und schönen Künste in Beziehung auf öffentliche Ruhe. Erfurt, 1793. 8.
25. Deutsches Volk und deutsche Sprache; in Kinderling's, Willenbücher's und Koch's Schriften für deutsche Sprache, Literatur- und Culturgeschichte. Berlin, 1794. 8.
26. Von den wahren Gränzen der Wirksamkeit des Staats in Beziehung auf seine Mitglieder. Leipzig, 1794. 8.
27. Von der Erhaltung der Staatsverfassung. Erf. 1795. 8.

28. Kunstschulen; in Schillers Horen. 1795. Stück 5. S. 122--134.
29. Essai sur la science (ohne Druckort.) 1796. 4.
30. Ueber die Brauchbarkeit des Steatits zu Kunstwerken der Steinschneider. Erf. 1800. 8.
31. Sendschreiben Carl Theodors Bischofs zu Constanz 2c. an seine Geistlichkeit. Constanz, 1801. Fol. 4te Auflage. Regensburg, 1804. 8.
32. Ueber Bestimmung der Entschädigungsmittel für die Erbfürsten. Mörsburg, 1802. 8.
33. Betrachtungen über den Charakter Carls des Großen. Regensburg, 1806. 4.
34. Pericles: über den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück. Regensb. 1806. 4.
35. Von dem Frieden der Kirche in den Staaten der rheinischen Conföderation. Regensburg, 1810. 4.

Mehrere dieser Dalbergischen Schriften sind ursprünglich in französ. Sprache erschienen; neml. No. 33. 34. u. 35.

Außer diesen hier angeführten Werken hat der gelehrte Fürst auch Beiträge zu öffentlichen wissenschaftlichen Blättern geliefert, und zwar:

a. Zum Morgenblatt. Jahrg. 1816. No. 209. einen Aufsatz, betitelt: Religion und Politik. No. 233. Synthetisch-demüthiger Blick über Weltentstehung, als Resultat vieljähriger analytischer Untersuchungen.
b. Zur Zeitschtift für Baiern und die angränzenden Länder. Jahrg. 1816. 8. Heft: Betrachtungen über den Zeitgeist. Der Schluß dieses Aufsatzes findet sich im Jahrg. 1817. 2. Heft.
c. Zur Zeitung für die elegante Welt. Jahrgang 1816 No. 189. 190. Einsamkeit. Vorzüglich schön ist die Nachschrift dieses Aufsatzes.

Aus diesem langen Verzeichnisse seiner gelehrten Forschungen ersehen wir, welch einen großen weiten Kreis des menschlichen Wissens der geistreiche Fürst umfing, und daß er unter den Sorgen einer, durch Zeitereignisse oft drückenden Regierung doch noch immer Muße fand, seine genialen hellen Ansichten der Dinge mit dem Zauber einer hinreißenden Beredsamkeit der Welt zur Würdigung vorzulegen. So ist sein Name auch in der Literatur für die fernen Geschlechter eh-

renvoll bezeichnet, wie er im Buche der Menschheit als edeldenkender Fürst und Landesherr stets mit unvergänglicher Hochachtung wird genannt werden.

Theils Bildnisse, theils Schattenrisse von Carl von Dalberg findet man:

- im 3. Bande der Schattenrisse edler Deutschen. 1784.
- vor dem 3. Quartale der Rintelnschen theologischen Annalen. 1790.
- vor dem 4. Stück der Olla Potrida. 1791.
- in dem Catalogo personarum ecclesiasticarum et locorum Dioecesis Constantiensis.
- vor Zapf's Johann von Dalberg. 1796.
- vor dem 1. Bande des Henkischen Archives für die Kirchengeschichte. 1794.
- vor dem Almanach für Spaziergänger um Regensburg. 1809.
- vor dem Octoberstück der allgemeinen geographischen Ephemeriden. 1811.
- vor dem Titelblatt unserer ersten Dalbergischen Denkschrift.

Sein, von F. Tischbein gemaltes, und von Müller in Stuttgart im Jahre 1799 gestochenes Bildniß ist das vorzüglichste, was wir von deutschen Künstlern gesehen haben, stellt aber den Fürsten noch in seinen früheren männlichen Jahren vor, und ist als Portrait wenigstens nach unserer Ueberzeugung, nicht ganz gelungen. Am ähnlichsten hat der berühmte Maler Robert Lefévre zu Paris im Jahre 1811 den Fürsten Dalberg in einem, zu Regensburg befindlichen Oelgemälde darstellt, welches schöne Bild nachher durch den geschickten Regensburger Maler Bauer in der Größe des Originals mehrmalen trefflich copirt wurde, und in die Hände der Freunde und Verehrer des Fürsten überging.

Nachwort des Verfassers.

Als ich im Monat Junius 1817, vier Monate nach Dalberg's Tode meine Denkschrift seines wohlthätigen Regentenlebens dem Publikum übergab, da war eine harte bedrängte Zeit. Beinahe ganz Europa wurde durch eine fürchterliche Theurung niedergedrückt, überall ertönte die Klage des menschlichen Elendes, und suchte Erbarmen, und mitleidsvolle Herzen. Wie hätte ich unter diesen großen Bedrängnissen der Gegenwart nur leise die Hoffnung in mir nähren dürfen, daß meine Schrift zu einer Zeit der allgemeinen Noth würde gesucht, beachtet, und gelesen werden! — !

Doch, was ich nie zu hoffen mir erlaubte, ging in Erfüllung. Kaum war meine Schrift erschienen, so wurde sie von dem Publikum mit Theilnahme aufgenommen. Journale, gelehrte und politische Zeitungen würdigten sie durch öffentliche Beurtheilungen ihrer Aufmerksamkeit, und gaben dadurch das Geständniß, daß diese Schrift über einen der merkwürdigsten Fürsten der neuesten Zeit für sie nicht ohne Interesse geblieben sey. Manches, vielleicht aus Unkunde über Dalberg's Regenten-Verdienste gefällte harte Urtheil wurde dadurch gemildert, manche falsche Ansicht berichtiget, und so dem frommen Andenken eines gütigen und weisen Fürsten eine gerechte Anerkennung gebracht. Mit Rührung erinnere ich mich der vielen schriftlichen Beifallsbezeugungen, die mir aus verschiedenen Gegenden Deutschlands zu Theil wurden, und von denen ich bereits eine derselben in der geschätzten Zeitschrift: Eos, Jahrg. 1820. Sept., bekannt gemacht habe.

berg zwar der Hebel, um den sich die einzelnen Bestandtheile des deutschen Staatskörpers bewegen sollten; allein diese Theile hatten längst sich eigne Gesetze der Bewegung vorgezeichnet, und Dalberg, indem er die Maschine wieder in ihren vorigen Gang zurückführen wollte, wurde jetzt selbst von ihr ergriffen, und mußte sich an sie anschließen, wenn er fest stehen wollte in dem Sturm der Zeit, der so mächtig in Deutschland einbrach. Dieses Bild bezeichnet kurz, aber wahr die politische Stellung Dalberg's zu seinem Zeitalter.

In der gewissen Ueberzeugung, daß vielen Lesern der Zeitgenossen, besonders im nördlichen Deutschland, meine erste Schrift über die Verdienste Dalberg's als Landesherrn und Gelehrten unbekannt geblieben seyn dürfte, nahm ich, um diesen Lesern auch in der gegenwärtigen geschichtlichen Abhandlung einigermaßen ein vollständiges Gemälde dieses merkwürdigen Fürsten zu geben, aus dieser ersten Schrift jene Notizen kurz heraus, und verwebte sie gehörigen Orts in den Text dieser Darstellung, in wieweit sie zu einer solchen allgemeinen Uebersicht gehören. Beide Schriften bestehen daher sehr gut neben einander, da die erste seine Regenten- und Gelehrten-Verdienste im Zusammenhange, Charakterzüge, Briefe, seinen Lebensbeschluß rc. enthält, diese aber vorzugsweise sein politisches Leben, so wie viele andere Thatsachen seiner frühern Jahre betrifft. Diese erste Schrift ist in der Beckerschen Buchhandlung in Gotha zu erhalten. Beide Schriften miteinander sind gewiß nicht uninteressante Materialien für den künftigen Biographen Dalberg's; jezt möchte die Zeit zu einer solchen Auffassung seines Bildes im Großen noch viel zu früh seyn.

Ich habe diese Darstellung vertrauensvoll den biedern Bewohnern Deutschlands übergeben. Ihr gerader Sinn, ihre Gerechtigkeitsliebe, ihr richtiger Blick in Prüfung und Erwägung der vorgetragenen Thatsachen wird dem Andenken eines guten Fürsten jene dankbare Huldigung nicht versagen, die er in so vielen Beziehungen verdient. Dort, wo er als Regent lebte und wirkte, hat er in so vielen wohlthätigen Schöpfungen seiner menschen-

freundlichen Regierung sich unvergängliche Denkmäler gestiftet, die auch ohne meine Schrift seinen Ruhm noch den fernen Geschlechtern verkünden werden; und im stillen Herzen so mancher, durch ihn Beglückten, glüht ihm das Flämmchen heiliger Liebe und Verehrung fort, und wird, wenn die dankbare Anerkennung genossener Wohlthaten ein ehrender Charakterzug der Menschheit ist, auch nie erlöschen.

Von Männern, welche auf der Bühne dieses Lebens eine große, weit umfassende Rolle gespielt haben, und die, wenn auch oft mißkannt, doch vielfach verehrt, verstanden und geliebt, am Ende ihrer Bahn in den stillen Kreis des Privatlebens, und aus diesem an der Hand des Todes in die Ewigkeit übergingen, ist gewiß jeder Beitrag, der ihre inneren Gesinnungen ausspricht, ihre Thaten schildert und beleuchtet, den Zeitgenossen schätzenswerth.

Ein solcher ausgezeichneter, merkwürdiger Mann war Carl von Dalberg, der als lezter Churfürst von Mainz, als Churerzkanzler, Fürst-Primas und Großherzog die Reihe jener geistlichen Fürsten Deutschlands ruhmvoll schloß, die seit den grauen Tagen der deutschen Vorzeit bis zu dem Höhepunkte der gegenwärtigen, allgemein verbreiteten geistigen Cultur einen so großen und in vielen Beziehungen so segenvollen Einfluß auf die äußern und innern Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes behaupteten. Verschwunden sind von allen Thronen Deutschlands diese Fürsten, welche aus den ältesten und edelsten Geschlechtern des Vaterlandes abstammend, den Glanz derselben durch ihre persönlichen Verdienste auch auf die entfernten Geschlechter übertrugen; erloschen sind mit ihnen jene Zierden der deutschen Kirche, welche nicht selten mit männlichem Muthe sich dem Andrang einer uns drohenden römischen Hierarchie kräftig widersetzten, die in den Concordaten der deutschen Nation, in den Berathungen auf dem Königsstuhle zu Rense, in den Wahlkapitulationen der römisch-deutschen Kaiser, auf den Verhandlungen der deutschen Reichstage rc. jene großen Eigenschaften entfalteten, die

ihr segenvolles Andenken dem deutschen Vaterlande stets in dankbarer Erinnerung erhalten werden.

Bricht ein furchtbarer Orkan aus, so zerstört er Gebäude, die für Jahrtausende errichtet zu seyn scheinen. Betäubt stehen wir auf ihren Trümmern, staunen über diese überirdische Kraft, und können uns diese Erscheinung kaum erklären. So war es auch der Fall bei dem verheerenden Sturme der französischen Revolution, welcher so viele weise nützliche Einrichtungen in Staub warf, und auf ihren Ruinen eine neue Schöpfung hervorrief.

Wie der leise Hauch des Windes von den Schneegipfeln der Alpen einige Flöckchen losreißt, diese in ihrem schnellen Fortrücken sich riesenhaft vergrößern, und zuletzt mit ihren kolossalen Massen ganze Gegenden zerstörend umfassen und bedecken, so geschieht dieses auch moralisch in der Entwicklung und Fortbildung der Staaten und Nationen. Aus einzelnen, anfangs wenig beachteten Erscheinungen bilden und verweben sich nach und nach Begebenheiten, die in einem Zeitraume von wenigen Jahren oft die Geschichte eines Jahrhunderts in ihren Wirkungen umschließen, alles mit ihrer unwiderstehlichen Kraft in sich aufnehmen, und so die Welt in neue Formen gestalten.

Ein Blick auf unser deutsches Vaterland vor dem Ausbruch der französischen Revolution wird diese ernste Lehre bestätigen: Seit dem siebenjährigen Kriege blühte ein tiefer, ungestörter Friede in Deutschland, die Wunden desselben waren größtentheils geheilt, in allen Staaten herrschte ein reger Wetteifer zur Vervollkommnung ihrer innern Verfassungen; die Justizpflege, die Polizei, die Finanzen, die Bildungsanstalten, die Landwirthschaft, Fabriken und der Handel u. s. w. waren die Gegenstände weiser Berathungen und Verbesserungen in allen Cabinetten, selbst der ehemals so furchtbare Religionshaß hatte sich in eine sanfte liebevolle Toleranz aufgelöst, und friedlich lebten der deutsche Katholik und Protestant als brave Bürger des Staats neben einander.

Wir waren zufrieden, und glücklich.

Da trat aber im letzten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts aus dem Westen von Europa, aus Frankreich, eine Furie hervor, die anfangs gleißnerisch nichts als Handhabung der heiligen Menschenrechte verkündend, mit ihrer höllischen Geißel von Lissabon bis Moskau, von den Küsten der Ostsee bis zur Meerenge von Messina alle Staaten in ihren verderblichen Kreis hineinzog, sie bis in ihre innerste Tiefe erschütterte, und so in den Strudel einer gänzlichen Zerrüttung mit sich fortriß. Diese schreckliche Zeit haben viele Fürsten und Völker unter bangen Sorgen und schweren Prüfungen bestehen müssen, und manche derselben erkauften das, nach dieser furchtbaren Crisis wieder hergestellte Gleichgewicht der Welt mit dem Verluste ihrer Existenz. Unter diese verschwundenen Staaten gehört vorzugsweise der alte ehrwürdige Churstaat von Mainz.

Das Erzbisthum, nachherige Churfürstenthum Mainz verdankt seine Gründung dem Könige der Franken Pipin, welcher den heiligen Bonifaz, diesen Apostel der Deutschen im Jahre 745 zum ersten Bischof daselbst ernannte, nachdem dieser schon im Jahre 732 vom Pabste Gregor III. zum Erzbischof und Primas von ganz Deutschland ernannt worden war. Die Geschichte dieses berühmten Churstaates, der im Verlaufe der Zeit den ersten Rang unter allen übrigen Staaten Deutschlands einnahm, gehört nicht in diese Darstellung, wohl aber müssen wir mit Ruhme der hohen Auszeichnung gedenken, welche dieser Churstaat Mainz vor allen andern genoß. Der Erzbischof von Mainz hatte die oberste Stelle unter den Churfürsten, und war Erzkanzler des heiligen römischen Reichs in Deutschland. Er setzte den Reichsvicekanzler, die Reichskanzlei ein; und die churmainzische Kanzlei auf dem Reichstage, und jene des Kammergerichts hingen nur von ihm ab; auch visitirte er die Reichsgerichte. Der Churfürst von Mainz hatte allein das Recht, die andern Churfürsten zum Wahltage eines Kaisers, und zu den Churfürsten- und Collegialtagen zu berufen. Er verfaßte die kaiserliche Wahlcapitulation, verwahrte das kaiserliche Insiegel, und das Reichsarchiv, führte das Directorium bei dem

Wahlgeschäfte, und im churfürstlichen Collegio auf dem Reichstage, so wie bei dem niederrheinischen Kreise. Geschah die Kaiserkrönung in seinem Erzbisthum, so verrichtete er sie selbst; geschah sie außerhalb seinem, und dem churköllnischen Erzbisthum, so verrichtete er sie abwechselnd mit dem Churfürsten von Kölln. Als Erzbischof von Mainz war er Primas von Deutschland, und hatte die Bisthümer Straßburg, Fulda, Würzburg, Hildesheim, Speyer, Worms, Eichstädt, Paderborn, Augsburg, Constanz und Chur unter sich, und sein Erzstift erhielt selbst vom Pabste den Titel: der heilige Stuhl zu Mainz. Die vier Hofämter des Erzstiftes bekleideten: 1. die Landgrafen von Hessen als Erbmarschälle nebst ihren Verwesern, den Freiherrn von Heisenstein; 2. die Pfalzgrafen von Zweibrücken als Erbtruchsesse nebst ihren Verwesern, den Freiherrn Greifenklau von Vollrath; 3. die Grafen von Schönborn als Erbschenken, nebst ihren Verwesern den Freiherrn von Kronberg; 4. die Grafen zu Stolberg als Erbkämmerer nebst ihren Verwesern, den Grafen von Metternich in Winneburg und Beilstein.

Die lange Reihe dieser Erzbischöfe und nachherigen Churfürsten von Mainz von 745 bis 1803, also durch 1058 Jahre schließt eine so große Anzahl berühmter ausgezeichneter Fürsten in sich, daß der Deutsche mit einer heiligen Ehrfurcht, und mit einem gewissen Stolze auf die ehrwürdige Cathedralkirche an den Ufern des Rheins hinblickt, wo diese Zierden Deutschlands für Verbreitung von Recht und Wahrheit ehemals so rühmlich gekämpft, und das Andenken des verdienstvollen ersten Erzbischofs Bonifaz auch durch ihre Thaten fortgepflanzt haben. Aus ihrer Mitte rufen wir blos die drei letzten dieser Churfürsten in die Erinnerung der Zeitgenossen zurück, den guten sanften Emmerich Joseph von Breidbach, den weisen standhaften Friedrich Carl Joseph von Erthal, und den edlen, geistreichen, stets menschlich fühlenden Carl Theodor von Dalberg. Ihm, dem Unvergeßlichen, der vor seinen Augen den Glanz, den Ruhm, ja die Existenz und den Namen des Churfürstenthums Mainz verschwinden sah, an wel-

ches ihn einst ein gütiges Geschick unter den frohesten Erwartungen so liebreich angeknüpft hatte, ihm, als dem letzten Edelstein in dem Diademe dieses geistlichen Churstaates Deutschlands sind die vorhergehenden Blätter vorzugsweise gewidmet, und indem wir uns seinem verewigten Genius nähern, erfüllen wir nur eine Pflicht der edleren Menschheit: das wahre bleibende Verdienst dankbar zu ehren, und zu verkünden.

Nachtrag und Berichtigungen

zu dem in Heft XXI. der Zeitgenossen enthaltenen Aufsatz:

Carl Justus von Gruner.

An die Redaction der Zeitgenossen:

Ihr Unternehmen, durch öffentliche Aufforderung dafür zu sorgen, daß dem verewigten Gruner in den Zeitgenossen ein würdiges Denkmal errichtet werde, hat gewiß die Zustimmung und den Beifall vieler Edlen im deutschen Volke gefunden, und wenn sich dies seither nicht werkthätiger durch Einsendung von Beiträgen zu seiner Lebensgeschichte kund gethan, so gereicht den Säumigen hierbei wohl hauptsächlich zur Entschuldigung, daß die, welche sein herrliches, mit fortwährenden, oft sehr schmerzlichen Aufopferungen verbundenes Wirken näher vor Augen hatten, auch sehr wohl wissen, wie wenig es an der Zeit ist, schon jetzt mit einer das Ganze umfassenden Schilderung in die Oeffentlichkeit zu treten.

Unter diesen Umständen, welche vielleicht noch lange die Ausarbeitung einer völlig genügenden Biographie dieses Staatsmannes verhindern werden, der für Preußens Wiedergeburt mit seltner Hingebung die höchsten Güter aufs Spiel gesetzt hat, und über den zu richten allein dem großen Weltgerichte unserer Nachkommenschaft gebührt, müs-

sen wir uns also mit einer Skizze begnügen. Ist diese, — wie die vorliegende, in Ihren Zeitgenossen — von einem Verehrer des zu Schildernden entworfen, der mit einem empfänglichen Sinne für sittliche Würde, Freimüthigkeit und Unpartheilichkeit verbindet, ist endlich hierbei der Quinctilianische Rath befolgt:

> modeste tamen et circumspecto judicio de tantis viris pronunciandum est, —

so verdient sie um so größern Dank, da hierdurch gleichsam der unangenehme Eindruck wieder ausgelöscht wird, den ein in der hier erscheinenden Personal-Chronik enthaltenes Fragment von einem unberufenen literarischen Söldner, welchen Gruner in seinem Leben tief verachtete, auf jeden Gutgesinnten hervorbringen mußte.

Aber selbst von einer Skizze kann man ohne Unbilligkeit verlangen, daß sie frei von Unrichtigkeiten sey und die aufgestellte Zeichnung, wenn gleich unvollendet und hier und da blos angedeutet, doch mit treffender Aehnlichkeit und Klarheit der Mit- und Nachwelt überliefere, ohne daß sie durch falsche Züge entstellt werde. Jeden, der dem zu Feiernden nahe stand, halte ich in einem solchen Falle verpflichtet, treulich anzugeben, was zur Berichtigung und Vervollständigung des Werks dienen kann, und da ich in den verhängnißvollen Jahren 1807 bis 1816, einige Unterbrechungen abgerechnet, mehr mit und um Gruner gelebt habe, als irgend ein Anderer, so will ich mir nicht den Vorwurf zuziehen, daß ich mich durch zaghaftes Zurückhalten des Wohlwollens jenes Unvergeßlichen unwürdig gemacht, oder wohl gar an dem Heiligthume der Geschichte einen Frevel begangen hätte. Findet sich in der Folge eine geschickte Feder, um aus dem zu Sammelnden mit kritischem, aber zugleich liebevollen Geiste eine Geschichte Gruners als Mensch und Staatsbeamten für künftige Zeiten zu schreiben, so bin ich bereit, mein Scherflein ohne Anmaaßung beizutragen, und die an mich zu richtenden Fragen treulich zu beantworten, soweit mir meine Stellung eine nähere Kenntniß der Begebenheiten verschafft hat. Jetzt muß ich mich darauf beschränken, einige Berichtigungen dem Aufsatze in den Zeitgenossen als Nachtrag folgen zu lassen, und ich werde mich freuen, wenn der Verfasser meine Absicht nicht verkennt. Mancher andre aber, der

dem gemüthvollen Gruner werth und theuer war, hierin eine liebreiche Erinnerung an die Freundespflicht findet, sein Grab in frommer Liebe mit einigen Blumen zu schmücken.

Seite 68. wird Gruner Polizeichef des ganzen Preußischen Staats genannt. Dies ist er nie gewesen, und die höchste Stelle, welche ihm in der Polizeiverwaltung zu Theil wurde, erreichte er im Jahre 1811, als er nach Niederlegung des Polizei-Präsidenten-Postens von Berlin, an der Spitze einer ganz abgesonderten Abthteilung des Staatskanzlerischen Bureaus zugleich die Angelegenheiten der höhern und Sicherheits-Polizei bei dem Staatskanzler vorzutragen hatte. Zu derselben Zeit bestand jedoch ein allgemeines Polizei-Departement im Ministerio des Innern, welches die höchste Polizeiverwaltungs-Behörde war, und es auch jetzt noch unter der Benennung einer 4ten Abtheilung des genannten Ministerii ist.

Vor der Ernennung zum Cammer-Director in Posen, (S. 70.) wurde Gruner in Berlin von dem Staatsminister, Freiherrn v. Voß, bei dem damaligen General-Directorio beschäftigt, und erhielt hier die Gelegenheit, sich nicht nur mit den Geschäftsformen des Preußischen Staatsdienstes genau bekannt zu machen, sondern sich auch zu der Uebersicht von dem Zusammenhange und den Gränzen der einzelnen Verzweigungen desselben zu erheben, welches ein wesentliches Erforderniß ist, wenn man selbst rasch und fest in die Verwaltung eingreifen will, wie Gruner.

Nachdem Gruner den Cammer-Director-Posten in Posen, nicht sonder große Gefahr, verlassen und sich in das Königliche Hoflager nach Preußen begeben hatte, läßt ihn der Verfasser bis zur Rückkehr des Hofes und der höhern Staatsbehörden nach Berlin, Ausgang 1809, in Königsberg bleiben, und mit dem Minister Freiherrn von Stein an dem Reorganisationswesen arbeiten. Gruner wurde aber bereits im Frühjahr 1807 dazu ausersehen, den General von Blücher nach Schwedisch-Pommern zu begleiten. Dort sammelten sich bekanntlich Schwedische, Preußische und Hannöversche Kriegsvölker, um dem Feinde eine Diversion zu machen, und wo möglich gegen Berlin hin zu operiren. Gruner war dem commandirenden preußischen Generale bei-

gegeben, um ihn in den diplomatischen Unterhandlungen mit dem in Stralsund eingetroffenen König von Schweden zu unterstützen, und im Fall eines glücklichen Vorschreitens der Heere die nöthigen Verbindungen mit den Landesverwaltungs-Behörden anzuknüpfen und fortzusetzen. Der Tilsiter Friede machte die damaligen Pläne scheitern, und Gruner erhielt nunmehr die Bestimmung, die interimistische Cammer zu dirigiren, welche früher in Colberg errichtet worden war, und nun nach Treptow an der Rega, in das Hauptquartier des preußischen Generals, verlegt wurde, indem die Stettiner Cammer fortwährend unter dem Einflusse des französischen Militairs blieb. Der Treptower Cammer wurden zugleich die Militair-Verpflegungs-Geschäfte übertragen, welche bis dahin von einem Kriegs-Commissariate besorgt worden waren und täglich schwieriger werden mußten, da ein verhältnißmäßig ansehnliches Truppencorps, — im Anfang von 14000 Mann — auf einem schmalen Landstrich längs dem Strande der Ostsee, zwischen Cammin und Colberg, zusammengedrängt war und die Cammer ohne Unterlaß mit Mangel an Geld und Lebensmitteln zu kämpfen hatte. In diesem mißlichen Verhältnisse blieb Gruner vom August 1807 bis zum März 1809, und nebenbei verwaltete er noch die neu errichtete Bedienung eines Handels-Commissairs in Colberg, nach welchem Hafen, von dem Unternehmungsgeiste des dortigen dänischen Consuls Schröder geleitet, sich der überall gehemmte mercantilische Verkehr hin zu ziehen begann, der in den darauf folgenden Jahren, freilich nur auf kurze Zeit, Rügenwalde zu dem ersten Platze auf dieser Küste machte.

Nach Auflösung der Cammer in Treptow, welche gleichzeitig mit der Räumung des Landes durch die Franzosen erfolgte, begab sich Gruner nach Berlin, wo ihm die Einführung der Städte-Ordnung und die gänzliche Umschaffung der Polizei aufgetragen war. Was er als Polizei-Präsident in dem kurzen Zeitraum von noch nicht zwei Jahren geleistet, das liegt offen zur Beurtheilung vor, und die Bürger Berlins werden gewiß noch lange sein Andenken ehren, so wie die Polizeibeamten es ihm stets danken müssen, daß er ihr sehr gesunkenes Ansehen gehoben, und ihnen das schöne Beispiel gegeben hat, sich bei stren-

ger Pflichterfüllung das Vertrauen und die Liebe der Einwohner in einem vorher unglaublichen Grade zu erwerben und zu erhalten.

Bald nach Gruners Ankunft in Berlin erfolgte Schills Ausmarsch. Es heißt hiervon auf der 74sten Seite, daß Schill, getäuscht durch voreilige Gerüchte von Siegen, welche über die Franzosen erfochten seyn sollten, aus Berlin gezogen. Es ist hier nicht der Ort, und ich bin auch nicht eingeweiht genug, den ganzen Zusammenhang dieses scheinbaren Abentheuers, welches nachher zur gerichtlichen Untersuchung gezogen worden, aufzudecken, aber so viel mag anzuführen erlaubt seyn, daß Schill, von Spionen umlauert, in allen seinen Plänen durch einen fremden, dem französischen Zwingherrn ergebenen und verkauften Minister verrathen war, und so übereilt aus Berlin ging, weil ihm nur die Wahl zwischen Verhaftung mit der darauf unausbleiblich folgenden schimpflichen Bestrafung und einem solchen Verzweiflungsschritte blieb.

Gruners Nachfolger als Polizei-Präsident hieß von Schlechtendahl, nicht Schlechtenthal, und machte nach einiger Zeit dem Staatsrathe Le Coq Platz, welcher noch jetzt, nachdem er zugleich Präsident der Regierung in Berlin geworden, dieses Amt bekleidet. —

Gruner war übrigens bereits bestallter Kaiserlich Russischer wirklicher Etatsrath, als er Berlin, Ende März 1812, nach Abschluß des sogenannten concert intime mit Frankreich, verließ. Daß er bei seinem Aufenthalte in Prag, wohin ich ihn begleitete, brittische Geldunterstützungen bezogen, ist mir eben so wenig bekannt, als daß er im Wallensteinischen Friedland eine vielseitige Wirksamkeit gefunden. Wohl weiß ich aber, daß sich Gruner zur Herstellung seiner schon damals schwankenden Gesundheit in das Bad zu Liebwerda, an der Schlesischen Gränze begeben hatte, wo er länger verweilen mußte, als er sich vorgesetzt, indem ihn dort die Nachricht von dem Tode seiner in Berlin zurückgelassenen Gattin traf, und aufs Heftigste erschütterte.

Seite 77 übergeht der Verfasser, daß Gruner einige Monate in den Polizei-Gefängnissen von Prag zubringen mußte, bevor er nach Peterwardein abgeführt

wurde. Letzteres geschah erst, als er beim Kaiser Alexander eine Beschwerde über die in Prag erlittene, freilich wohl durch die Localität der dortigen Gefängnisse bedingte, Behandlung einreichen, und bei dem eingetretenen Kriegszustande, auf Repressalien antragen wollte. Gruner war sich bewußt, niemals gegen den österreichischen Kaiserstaat etwas unternommen zu haben, wiewohl es damals Partheien gab, deren Bestrebungen dem angenommenen Cabinetssysteme gerade entgegen liefen, und die außerhalb ihre Stützpunkte suchten. Bei der Vorsicht, mit der Gruner zu Werke ging, und die ihn auch noch kurz vor seiner, auf freche Anzettelungen erfolgten Verhaftung bei einer Unterredung mit dem Fürsten Metternich in Prag leiteten, muß ich daher auch sehr bezweifeln, daß bittere Aeußerungen über den genannten Minister das Verfahren gegen ihn mitveranlaßt haben.

Ebendaselbst, S. 77 wird behauptet, Gruner sey abgerissen und abgezehrt aus seiner Gefangenschaft an der türkischen Gränze zurückgekehrt. Es versichern aber alle seine Bekannte, die ihn im Herbst des Jahrs 1813 in Berlin und Leipzig, so wie gleich darauf am Main, am Rhein, und an der Mosel gesehen haben, daß sein Aeußeres keine Spur von den erduldeten Drangsalen gezeigt, und er selbst hat mir mehreremal erzählt, daß er sich bei der treuherzigen und freundschaftlichen Behandlung des Commandanten in Peterwardein, eines alten ehrwürdigen Kriegers, die längste Zeit hindurch dort sehr wohl befunden. Eben so wenig ist anzunehmen, daß Gruner bei der Rückkehr nach Berlin von Gelde entblößt gewesen; denn wenn die bei der Verhaftung in Prag in Beschlag genommene Summe auch nicht so hoch gewesen seyn sollte, wie angegeben, so muß doch immer nach Abzug der Verpflegungskosten ein bedeutender Ueberschuß geblieben seyn. Des Biedermannes in Peterwardein, so wie der theilnehmenden Hülfe eines wackern Polizeibeamten in Prag, erinnerte sich Gruner beständig mit dem innigsten Dankgefühl.

Gruner nahm als Gouverneur des für Russische Rechnung administrirten wichtigen mittelrheinischen Gouvernements seinen Sitz nicht nur in Trier, sondern demnächst

auch in Coblenz und Mainz. Das General=Gouvernement wurde aber, in Folge der Pariser Verhandlungen aufgehoben, und die dazu gehörigen Departements zum Theil einer Oesterreichisch=Baierschen, zum Theil einer Preußischen Verwaltungsbehörde überwiesen, und nun trat Gruner auf seinen frühern Posten in Düsseldorf zurück.

Bei dem Wiederausbruch des Krieges mit Buonaparte im Jahre 1815, war Gruner zur Oberleitung der Civil=Verwaltung in sämmtlichen, von den preußischen Heeren zu besetzenden feindlichen Ländern bestimmt, nicht, wie der Verfasser sagt, zur Uebernahme der Militair=Verwaltung. Auch zerfiel die Ausführung des Entwurfs nicht durch den Einspruch des Feldmarschalls, Fürsten von Blücher, sondern durch die schnelle Rückkehr der Bourbons in die Tuilerien und die den bisherigen Feinden hierauf zugestandenen, unerwarteten Begünstigungen. Gruner that in seiner isolirten Stellung in Paris sein Möglichstes, und hatte durch Schrift und Rede gewiß einen großen Einfluß auf die Begebenheiten; der Verfasser irrt aber, wenn er glaubt, daß es Grunern an pecuniären Mitteln gefehlt habe, denn diese hatte er sich, ohne die Staatscassen zu belästigen, selbst geschaffen, und bei seinem Abgange von Paris konnte er dem Fürsten Staatskanzler noch einen nicht ganz unbedeutenden Geldbestand nachweisen. Dabei hatte er sich mit dem gefürchteten Fouché auf einen solchen Fuß gesetzt, daß ihm dieser bei einer entscheidenden Gelegenheit einen unzweifelhaften Beweis von persönlichem Vertrauen gab, und den damals wuchernden Ultra=Royalismus wußte Gruner eben so geschickt zu beobachten, als auf eine unmerkliche Weise zu zügeln.

Der Tausch zwischen den Gesandtschafts=Posten in Dresden und in der Schweiz war Grunern nichts weniger als unangenehm, und seine ersten Briefe aus dem Alpenlande, so wie die dort getroffenen häuslichen Einrichtungen beweisen zur Gnüge, daß er in diesem Asyl gern verweilte, so lange keine Aussicht für ihn vorhanden war, in Berlin seinen Wünschen und Neigungen gemäß angestellt zu werden. Mit Eifer verfolgte er die neue Laufbahn, und zeichnete sich auch hierin bald sehr vortheilhaft aus, indem er Arbeiten von einer Gründlichkeit, Gedie=

genheit und wissenschaftlichen Vollendung einsandte, wie sie wohl nur selten zu den diplomatischen Archiven eingeliefert werden. Doch schon im Somme des Jahres 1818 findet sich in einem seiner Briefe die nachstehende Aeußerung:

„Mich erfreuen die Gesinnungen des W — aufrichtig, und ich halte er daher für Pflicht, ihm ein reines Vertrauen zu bewähren. Er hat Recht, daß ich hier in keinem Konflikte mit Alltagsmenschen bin, doch aber in steter Berührung. Zwei Männer ausgenommen sind hier Alle in vollkommene Stagnation versunken. Dabei ist Reibung manchen Naturen wohlthätig, erfrischt und stärkt ihre Kräfte. Die Meinige gehört zu diesen. Das Uebermaaß von Ruhe erdrückt mich."

Körperliche Leiden gaben seiner trüben Stimmung nur allzuviel Nahrung, und zur Beschleunigung der traurigen Katastrophe hat ohne Zweifel die innere, seiner nächsten Umgebung verschwiegene Ueberzeugung beigetragen, daß die Schweizer Aerzte seinen Zustand irrig beurtheilten, den Ursprung des Uebels verkannten, und ihn daher verkehrt behandelten. Hierzu kam der fortdauernde Gram über den Verlust seines geliebten jüngsten Sohnes, mit dem solche schöne und tröstliche Hoffnungen begraben worden waren. Zum Schluß will ich den damals tiefgebeugten Vater, welcher jetzt mit seinem Liebling im Lichte der Verklärung vereinigt ist, hier selbst reden lassen:

„Es war die innere Vorempfindung meines Unglücks, von dem ich bei der Nachricht des Ihrigen und bei der Schilderung Ihres Vaterschmerzes ergriffen wurde. Sie hat mich seitdem nicht verlassen, bis der furchtbare Schlag wirklich fiel. Mein Herz ist tief verwundet, — so tief als das Ihre. Wohl war der Knabe nur Vier und einen halben Monat alt, aber so hold, so schön! Und welche hohe Erinnerungen, welche große Erwartungen knüpften sich an ihn! Sie Alle habe ich nun für die-

„ses Daseyn verloren. Zu dem Jenseitigen blicke „ich oft in stiller Wehmuth hinüber, und suche „dort das Engelsbild. Welche Kraft in diesem „Glauben liegt, — welche feste Stützen Religion „und Liebe sind, — habe ich jetzt erfahren. Zwar „mußte ich meine Frau trösten und stärken, aber „aus dem Allerheiligsten ihres Herzens strömte mir „die beseligende Kraft zu. Welch ein Gemüth hat „eine Mutter! Aus dieser Fülle quillt das Schön„ste des Lebens. Das Weib lehnt sich an uns, „aber es richtet sich auf durch sich selbst, und giebt „uns besänftigend die verlorne Ruhe wieder!"

Berlin, im Jahr 1821.

Mützell.

Zeitgenossen.

Sechsten Bandes
vierte Abtheilung.

Ludwig Friedrich Victor Hanns

Graf von Bülow,

Königlich Preußischer Staats- und Handels-Minister.

Parvum malignumque est, non admirari hominem admiratione dignissimum, quia videre, adloqui, audire, complecti, nec laudare tantum, verum etiam amare, contingit.

Plinius Secundus. Epist. I. 16.

L. F. V. H. Graf von Bülow,

Königlich Preußischer Staats- und Handels-Minister.

Die Familie von Bülow gehört zu den ältesten ausgebreitetsten adlichen Geschlechtern Norddeutschland's; sie stammt mit allen ihren zahlreichen Verzweigungen, die zum Theil die gemeinschaftliche Herkunft nur aus dem gleichen Namen und Wappen ableiten, aus Meklenburg und ist wendischen Ursprungs. Als das Alter adlicher Familien in späteren Jahrhunderten höher geachtet, ein Gegenstand wesentlicher Vortheile wurde, sann der Scharfsinn der Genealogen, manches Geschlecht durch große Ahnen zu verherrlichen. So versuchte man, die Abkunft der Familie von Bülow herzuleiten, bald von den Römischen Marcellen, bald von den Bouillon's in Frankreich, bald von den Grafen von Bentheim. Schon von Schlieffen*) hat bewiesen, daß vor dem elften Jahrhunderte keine sichern Spuren von den heutigen Geschlechtsnamen des deutschen Adels und vor dem zwölften keine von dessen gegenwärtigen Wappen nachzuweisen stehen; so bleibt entschieden, daß über jenen Zeitpunkt kein adliches Geschlecht den Beweis seines Alters hinausführen kann.

Aus dem dreizehnten Jahrhunderte sind mehrere Kauf-, Schenkungs- und Beleihungs-Urkunden vorhanden, in denen gedacht wird der Ritter von Bülow, die zu Bülow, bei Rehna, ihren Sitz hatten. Ob das Gut der Familie,

*) Siehe: Nachricht von dem pommerschen Geschlechte der von Slivin oder Schlieffen. 1780. 4. S. 64.

oder diese dem Dorfe den Namen verliehen, bleibt unentschieden; nachzuweisen ist, daß bereits in jener Zeit andere adliche Besitzungen und Dörfer, in den Aemtern Kriwitz, Güstrow und Stavenhagen, gleichfalls jenen Namen hatten.

Die Familie von Bülow, deren Wappen-Schild vierzehn goldene Kugeln im blauen Felde zeigt, (der auf dem Helme sitzende Vogel Bülow, mit dem goldenen Ringe im Schnabel, ist ein später hinzugekommenes Zeichen) verbreitete sich mit zahlreichen Nachkommen im nördlichen Deutschlande, in Polen, Schweden, Liefland, und zerfällt gegenwärtig in viele Linien, über welche Jacob Friedrich Joachim von Bülow in einer, nie in den Buchhandel gekommenen, historisch-genealogischen und kritischen Beschreibung (Neubrandenburg 1780. Fol.) ausführliche Nachricht ertheilt.

Er macht über vierhundert Familienglieder namhaft, die in hohen Kirchen-, Staats-, Hof- und Militär-Aemtern ihres Geschlechtes Gedächtniß verherrlichten, und empfiehlt, mit vieler Gemüthlichkeit, der Jugend, in der eine wahrhaft adliche Sinnesart bekundenden Vorrede: „wie der Adel allezeit auf Tugend gegründet seyn müsse." Mit besonderm Wohlgefallen erzählt er, zur Weisung für die Nachkommen, daß ein uraltes Sprichwort den Gliedern seines Stammes das rühmliche Zeugniß ertheilt: „Alle Bülown ehrlich;" und führt aus einem Familienstammbuche, vom Jahre 1650, den Denkspruch auf:

„Der ist nicht flugs ein Edelmann,
Der geboren ist aus großem Stamm,
Oder der Geld und Reichthum hat,
Und thut doch keine redl'che That.
Die Tugend und die Höflichkeit
Adelt den Menschen alle Zeit." —

Zu der Linie Potremse, deren Stifter im vierzehnten Jahrhundert Gödecke von Bülow auf Potremse und Ghese von Bassewitz waren, gehörte der Lüneburgsche Landschafts-Director, Friedrich Ernst von Bülow auf Essenrode (geb. den 5. October 1736), welcher unter dem Jäger-Corps des Oberjägermeisters und

Generalmajors, Grafen von der Schulenburg, in rüstiger Jugend zum siebenjährigen Kriege zog; an seiner Seite folgte ihm männlichen Sinnes auf den Feldzügen, welche die leichte Heeresabtheilung unter dem Oberbefehle des Herzogs Ferdinand von Braunschweig machte, seine Gattin, Dorothea Sophie Juliane, geb. von Hagen, aus dem Hause Hüpstädt. Diese ritterliche Frau verließ selbst dann ihren Gatten nicht, als ihr der Zeitpunkt der Entbindung nahte. Zu Vörden im Paderbornschen wurde sie den 23. Februar 1762 von einem Sohn entbunden, in der Taufe August Friedrich Wilhelm benannt, der noch lebende Königl. Preußische wirkliche Geheimerath und Oberpräsident von Bülow zu Magdeburg. Die Mutter wurde ein Opfer dieses Kindbettes und starb zu Vörden, wenige Tage nach der Entbindung, den 1. März 1762. Nach dem Frieden schritt Herr von Bülow, der als Major im Regimente von Bode fortdiente, zu einer zweiten Ehe mit Eleonore Louise Margarethe von Behr auf Forste und Osterode, deren Fruchtbarkeit achtzehn Kindern und auch dem gegenwärtigen Königl. Preußischen Staatsminister, Ludwig Friedrich Victor Hanns, Grafen von Bülow, zu Essenrode den 14. Juli 1774 das Dasein gab.

Dem Major von Bülow fiel nach dem Ableben seines Vaters, in der Erbtheilung mit seinen Brüdern, das väterliche Stammgut Essenrode zu; dies bewog ihn, den Kriegsdienst zu verlassen; doch trat der thätige Mann bald wieder in öffentliche Verhältnisse, indem er, von den Lüneburgschen Ständen erwählt, 1770 Schatzrath, hiernächst 1778 Landrath und dann Landschafts-Director, weltlicher Abt des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg und Director der Ritteracademie wurde; welche Dienstverhältnisse, nach dortiger Provinzialverfassung von großer Wichtigkeit, noch höhere Bedeutung erhielten durch den ausgezeichneten Ruhm, mit welchem er sie bis zu seinem, 1802 den 4. Juni erfolgten Tode, bekleidete. Er war ein sehr geschäftsthätiger, redlicher, mit vielen praktischen Kenntnissen ausgerüsteter Mann, herzlich und offen in der Unterhaltung, gastfrei, zum Verfolg fern liegender Projekte und zur Baukunst geneigt; für sich ein bemittelter Edelmann, wozu noch die reichen Einkünfte seiner Aemter

und glückliche Speculationen mit im Meklenburgschen ge- und verkauften Gütern kamen. Er konnte indeß, bei so zahlreicher Familie, nicht daran denken, jedem seiner Söhne äußere Selbstständigkeit sichernde Familiensitze und Güter zu hinterlassen; es fehlte ihm aber nicht an Mitteln, sie nach einer guten, standesmäßigen Erziehung auf eine vortheilhafte Weise in die Welt einzuführen; er benutzte diese Mittel als zärtlicher Vater und als Mann, der das Leben zu würdigen wußte. —

Derjenige seiner Söhne, dessen Laufbahn diese Blätter gewidmet sind, verlebte in seinem väterlichen Hause die glücklichen Kinderjahre, besuchte von 1788 bis 1790 die Ritteracademie zu Lüneburg, und bezog dann die Universität Göttingen, welche er nach vierjährigem Aufenthalt, wohl vorbereitet für den Staatsdienst, verließ. Noch verlieh Friedrich's Geistesgröße der Verwaltung des Preußischen Staates so hohen Glanz, noch lebte in naher Gegenwart die Erinnerung an des Einzigen thatenreicher Consequenz, welche, der Segen seines Volkes, selbst aus Mißgriffen reiche Aerndte zu ziehen wußte; noch war die Preußische Staatsverwaltung ein Gegenstand der Bewunderung und Nacheiferung aller Europäischen Reiche; so entschied sich der junge Bülow, dem Preußischen Staate sich zu widmen, eine Wahl, deren Ausführung dadurch erleichtert wurde, daß seines Vaters Schwester-Sohn, der jetzige Staatskanzler, Fürst von Hardenberg, damals dirigirender Staatsminister in den Preußisch-Fränkischen Fürstenthümern, deren Regierung vorstand. Bülow ging 1794 nach Bayreuth, wo er als Auscultator, dann als Referendarius bei dem Kammercollegio angestellt wurde. Zu gleicher Zeit erhielt er in dieser Qualität Zutritt zu der Kammer in Ansbach und arbeitete bei beiden Collegien in allen Administrationszweigen, besonders in Steuer- und eigentlichen Regierungs-Sachen. Bald zum Assessor bei der Bayreuthschen Kammer ernannt (1796), blieb er in diesem Verhältnisse bis 1801, wo er, nach Berlin gerufen, zum wirklichen Kriegs- und Domänen-Rath beim General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium, gewöhnlich kürzer das Generaldirectorium geheißen, ernannt wurde, einem preiswürdigen Institute, welches die Verwaltung der ganzen inneren Staatswirthschaft, die oberste Erkenntniß aller Finanz-, Domainen-, Regalien-,

Steuer- und Polizeiangelegenheiten hatte, und, ungeachtet mancher wesentlicher Verfassungsfehler, mehrere Menschenalter hindurch für die Staatswohlfahrt und für das bürgerliche Glück der Bewohner Preußen's vielseitig wirkte, dann aber unterging in dem Strome der Preußen übereilenden Katastrophe, und andern Instituten Platz machte, ohne ersetzt zu werden. Das Generaldirectorium wirkte gar Großes zur Verherrlichung des Staates, indem es wohlbegründetes Vertrauen der Nation und allgemeine Achtung des Auslandes unter allem Regierungswechsel sich erhielt, die Einheit der Verwaltung, gegen Ministerial-Willkühr, feststellte, und auf der andern Seite den Ministerialbefugnissen eine sichere Haltung verlieh. *)

Jene, einen so ausgebreiteten Wirkungskreis habende Behörde war zur Bildung Preußischer Staatsmänner eine gute Schule, um den fähigen thätigen Jüngling in

---

*) Friedrich von Raumer, dessen Abhandlung, über die Verfassung der Behörden im Preußischen Staate (Siehe Geschichte des Preußischen Staates, vom Hubertsburger Frieden bis zur zweiten Pariser Abkunft. Frankfurt a. M. 1820. Th. III.), zu den gediegendsten Thaten zu zählen ist, die je auf der Schriftstellerbahn unternommen wurden, sagt vom Generaldirectorio: „Bei dem größern Umfange der Monarchie hielt man die Abtheilung der Departements nach Provinzen für zu vereinzelnd, manche Zweige schienen einer allgemeineren, rascheren, durch besondere Kenntnisse beförderten Bearbeitung zu bedürfen, und so entstanden Abtheilungen nach Gegenständen, neben den Abtheilungen nach Provinzen. — Ganz natürlich folgte nun aus diesen Sonderungen und Abgränzungen unter den landschaftlichen und sachlichen Departements, eine Vereinzelung der Geschäfte selbst; allein der große König wußte dem Uebel Maaß zu setzen. — Unter Friedrich Wilhelm II. zerfiel aber das Generaldirectorium ganz eigentlich in so viele Verwaltungsbehörden, als es Departements gab, und diese neue Umform erhielt allmählig immer größres Ansehn, so daß die erste Instruction von 1724 und alle gemeinsame Bearbeitung und Ansicht ganz vergessen ward. Die Trennung der Verwaltung der in einer Provinz zur Sprache kommenden Gegenstände, erzeugten nun beim Mangel eines Mittelpunktes die größten Weitläuftigkeiten, Widersprüche, monopolistischen Geist u. s. f." — Diese Schattenseite des G. D. ward mit der Zeit immermehr vorwaltend, so daß von derselben die Lichtseite zuletzt völlig überzogen war. —

das Heiligthum des höheren Geschäftslebens einzuführen. Mehrere für Bülow sehr günstige Umstände vereinigten sich, diesen glücklichen Erfolg zu sichern. Hierbei mag vor allen daran erinnert werden, daß der Minister von Hardenberg, schon früher aus den Fränkischen Fürstenthümern nach Berlin berufen, im Cabinetsministerio, wie im Generaldirectorio, den wichtigsten Geschäftszweigen vorstand. Ihm unmittelbar untergeordnet versah der Kriegsrath von Bülow das Magdeburg-Halberstädtsche Departement, als der Geheime Oberfinanzrath von Göckingk, durch andere Aufträge abgerufen war; arbeitete im Fränkischen, und im Bergwerks-Departement, und als vortragender Rath in den das Fürstenthum Neufchatel betreffenden Angelegenheiten. War die Vielseitigkeit der Geschäfte selbst aufregend, so wurde diese Lage noch besonders lehrreich, durch die Großartigkeit der Behandlung, die von dem Minister, als Chef, ausging. Wie ertragreich auch der hier zu ärndtende Gewinn sein mochte, hinsichtlich der Sach- und Geschäftskunde; ein nicht zu berechnender Vortheil ergab sich daraus, daß Dienstangelegenheiten und nahe Verwandtschaft den jungen Mann in die persönliche Nähe eines Staatsmannes brachten, der auf seinem hohen Posten gewandte Empfänglichkeit für geistvolle Ansichten, graziöse Anmuth der Sitten, eine auf wahren Edelsinn gebaute Popularität, bezaubernden Vortrag und die lieblichste Humanität in allen Beziehungen des Lebens offenbart. Mächtig mußten solche vorleuchtenden Eigenschaften, in Deutschland zuweilen an Fürsten bewundert, selten bei Ministern gefunden, auf die empfängliche Sinnesart Bülow's wirken und glückliche Anlagen für ähnliche Verdienste zur Ausbildung bringen. Jene nicht genug zu preisende Sittenbildung, die die Franzosen etwas oberflächlich manières grandes et aisées nennen, erhält einen noch höhern Werth, wenn man sich das Personale der damaligen Preußischen Minister vergegenwärtigt, in welchem besonders der vielvermögende Graf Schulenburg Kehnert sich durch eine militairische Haltung zu decken suchte, um bei den Audienzen die kriegerische Bravour zu handhaben, die er vor dem Feind zu zeigen nie Gelegenheit suchte; doch kann dieser Wahl des Costüms eine gewisse Klugheit nicht abgesprochen werden; in der That ist der Soldatenrock oft geeignet, nicht körperliche,

oder geistige Blöße zu decken. Immer gehört es zu den nothwendigen Eigenschaften der höchsten Staatsbeamten, das Talent der Repräsentation zu einer vollkommenen Ausbildung gebracht zu haben. —

In den glücklichsten Verhältnissen des öffentlichen und Privatlebens traf der Herr von Bülow im Sommer 1804, ganz nach der Wahl seines Herzens, die würdige Wahl einer Lebensgefährtin, indem er sich mit der ältesten Tochter des Geheimen Justizraths Schmucker zu Berlin verheirathte. Kurz darauf ward er freudig überrascht, indem er, kaum neun und zwanzig Jahre alt, den bedeutenden Posten eines Präsidenten der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Magdebnrg erhielt. So, mit wichtigen Verpflichtungen, der Chef eines zahlreichen Collegii, trat er in ein neues Amtsverhältniß, welches, nach den bald eintretenden politischen Verhältnissen der Provinz, reife Geschicklichkeit erforderte. Kaum hatte er sich in seiner Lage einigermaaßen orientirt und sein Collegium näher kennen gelernt, in welchem, wie es oft zu geschehen pflegt, sich gegen das Präsidium eine Opposition bilden wollte, als er mit aller Regsamkeit und jugendlicher Kraft zeigte, daß er seiner Amtspflicht gewachsen sei. — Schon im nächsten Jahre (1805) begannen die Kriegsrüstungen Preußen's, welche im folgenden erneuert wurden und zu den unglücklichsten Niederlagen führten. Der Kammer lagen in dem Augenblick, wo die Heeresabtheilungen auf den Kriegsfuß gesetzt wurden, zahlreiche, mit der Wohlfahrt der Eingesessenen der Provinz in enger Berührung stehende Pflichten ob. Bekanntlich wurden in einem solchen Augenblicke nicht allein bedeutende Aushebungen von Mannschaften gemacht; auch mannichfache Naturallieferungen forderte die hergebrachte Verfassung, die mit der Länge der Zeit vielen Mißbräuchen Raum gab. Wenn nun gleich die Kammercollegien eigentlich die Tutelarbehörden der Provinz bilden sollten, um darauf zu halten, daß von den zum unmittelbaren Empfang berechtigten Militairs alles in der gesetzlichen Art, nichts Gewaltsames oder Unrechtmäßiges, geschähe; so hatten doch erstere auch die Verpflichtung, das Gesammtwohl des Staates und den wahren Nutzen des Königes auf alle Weise wahrzunehmen. Gegen dieses alles stritt das Hergebrachtgewöhnliche. Da

geschah es nicht selten, daß des Staats Wohlfahrt weniger berücksichtigt wurde, als der unerlaubte Vortheil: die Domainenpächter verständigten sich mit den Commissarien und bewirkten die Annahme schlechter, unbrauchbarer Ablieferungen, indeß die Bauern das Beste hergeben mußten. So sollte es denn auch zu Magdeburg 1805 hergehn; während das Unwesen im besten Gange war, und man den Kammer-Präsidenten auf seinem Präsidialsessel mit der Annahme des Vortrages beschäftigt glaubte, erschien er unerwartet auf den Ablieferungsplätzen selbst und nahm, keine Widerrede oder Entschuldigung achtend, Pflicht und strenges Recht wahr. Solche energische Handlungsweise kam Vielen ungelegen, verfehlte indeß ihren Zweck nicht; viele Beamte wurden dadurch um so heftiger alterirt, da der thätige Präsident schon längst im Sinne hatte, die fehlerhafte Domainen-Verwaltung der an Domainen reichen Provinz vom Grunde aus so zu reformiren, daß künftig dem Staate davon ein besserer Gewinn zu Theile würde. — Leider ist dies noch immer nicht geschehen. Bald erfolgten die Schlachten von Jena und Auerstädt; das Herzogthum Magdeburg ward von feindlichen Heeren überzogen. Die Stadt Magdeburg, so glaubten alle redliche Vaterlandsfreunde, sollte dem andringenden Strome, als des Staates westliche Hauptfestung, einen mächtigen Damm entgegenstellen, damit sich jenseits der Elbe neue Heeresmassen bilden und das Verlorne wiedergewinnen könnten. Dazu gehörte: aus den vorliegenden Provinzen in größter Eile die Königlichen Kassen und die vorzüglichsten Geldbestände im Schutze der mächtigen Bollwerke zu bergen, und aus der reichen Umgegend alle Bedürfnisse zur Erhaltung der Stadt und der Soldaten schnell zusammen zu bringen. Beim Zusammentreffen so außerordentlicher Anforderungen zu augenblicklich entscheidenden Maaßregeln war der bedächtlich-schwerfällige Mechanismus collegialischer Berathungen nicht zum Ziele führend. Auf dem Kammerpräsidenten, als der Ersten Verwaltungsbehörde der Provinz, beruhte Alles und Herr von Bülow zeigte eine Selbstständigkeit, die in der schlaffen Verzagtheit der in Magdeburg gouvernirenden und commandirenden Oberofficiers ein trauriges Gegenbild erhielt.

Wie bei ihm Alles schnell durchblickt, entschieden, berechnet und geordnet war, um so verworrener gestaltete

sich Alles bei den militairischen Behörden. Andere Kammerpräsidenten der vorliegenden Provinzen zeigten ihre Unfähigkeit in einer außerordentlichen Lage, außerordentliche Thätigkeit und Einsicht zu bewähren. Manche ruheten auf den in subalternen Verhältnissen erfröhnten Lorbeeren; Manche bangten nur für Haus und Hof, Hab' und Gut, Familie und Viehstand und konnten vor aller Sorge nicht dazu gelangen, an die Verpflichtungen ihres öffentlichen Verhältnisses zu denken; Andere konnten nach verlorener Schlacht den Augenblick nicht erwarten, wo Buonaparte's Scharen ihnen den Besuch abstatteten, und sandten daher Bewillkommnungsbotschaften an ihn, in dem frohen Wahne, in solchem diplomatischfeinem Verfahren liege ein weiser Rückhalt. —

Magdeburg wurde schon am 8. November den Franzosen überantwortet, durch eine schimpfliche Uebergabe: zunächst eine Schuld derer, die an die Spitze der Vertheidigung völlig unbrauchbare Menschen gestellt hatten. Nun wurden die Verpflichtungen des Kammerpräsidenten, an den alle Forderungen gerichtet wurden, auf dessen Vorbild alle Verwaltungsbehörden blickten, den die herbei strömenden Feinde aufmerksam bewachten, doppelt schwierig: es galt auf der einen Seite, dem Preußischen Landesvater von den dort angehäuften Fonds zu retten, was nur zu retten war; auf der andern, unter dem Scheine der Willfährigkeit den Franzosen so wenig, als möglich, von ihren immer in neuer Gestalt hervortretenden Forderungen zu gewähren, und die außerordentlichen Bedürfnisse auf eine finanziell verständige Weise herbei zu schaffen. Was Bülow in diesen Beziehungen, besonders hinsichtlich der letztgenannten Aufgabe leistete, spricht ein geistvoller Schriftsteller, der übrigens keine sonderliche Zuneigung für ihn offenbart, also aus: „die Provinz Magdeburg wurde damals durch die Last der Kriegscontributionen, welche meist auf dem Wege gezwungener Anleihen aufgebracht wurden, beinahe niedergedrückt. Aber die Art und Weise, wie dieses Geschäft von der damit beauftragten Kriegssteuerdeputation (aus Gutsbesitzern, Kaufleuten und Officianten schnell gebildet; an ihrer Spitze v. Bülow) betrieben wurde, zeigte, daß hier Männer arbeiteten, die ihrem Fache gewachsen, und nicht, wie anderwärts, sich mit der bei feindlichen Occupationen gewöhnlichen Unord-

nung und Zerrüttung zu entschuldigen geneigt waren. — Es wäre zu wünschen, daß die Administratoren anderer deutscher Länder, die ihre Verwaltung so gern in ein geheimnißvolles und bequemes Dunkel hüllen, in verwickelte Verhältnisse, Klarheit und Consequenz zu bringen, gleichen Geist der Ordnung besäßen, der den Geist der Ideen, wenigstens von Seiten derjenigen, die an der Spitze der Geschäfte stehen, keinesweges ausschließt, und durch welche allein erst Ideen in der Administration realisirt werden können." —

Der im Sommer 1807 geschlossene Friede von Tilsit änderte bekanntlich die Gestalt der Provinz Magdeburg, indem sie ein Theil des neu errichteten Königreichs Westphalen wurde. Im frechen Widerstreit mit den Worten des edlen Königs von Preußen, der seinen abgetretenen Unterthanen, als Abschiedsvermächtniß väterlicher Liebe, die Worte zurief: „Ich entlasse Euch aller Unterthanenpflichten gegen mich und mein Haus. Unsere heißesten Wünsche für Euer Wohl begleiten Euch zu Eurem neuen Landesherrn; seid ihm, was ihr mir waret!" hat man späterhin den Schein der Verdienstlichkeit darauf zu bringen gewußt, wenn die Beamten der Preußischer Seits abgetretenen Provinzen, zur großen Belästigung des Preußischen Ministerii, unbefugt ein politisches Märtyrerthum suchten und über die Elbe, dem verkleinerten, sich neu organisirenden Königsstaate des Hohenzollerschen Fürstenhauses zuzogen, mit schlechtersonnenen, doch oft glücklich gültig gemachten Ansprüchen. Bülow erkante seinen Beruf, und verschmähete es, einer Provinz für die er so Vieles gewirkt hatte und noch wirken konnte, in dem Zeitpunkte der allgemeinen Noth abtrünnig zu werden, und feig oder verzagt den Fremdlingen das Feld öffentlicher Thätigkeit zu räumen. Welche Opfer es auch seinem Herzen kosten mußte, sich von seinem zweiten Vaterlande, von Friedrich Wilhelm's Staate, loszusagen, er that es. Unmittelbar nach dem Tilsiter Friedensschlusse wandte sich Bülow an den König von Preußen mit dem Gesuche, ferner in dem Preußischen Staatsdienst bleiben zu dürfen; worauf er dahin beschieden wurde, daß die damalige Lage des Staates des Wunsches Erfüllung unmöglich mache. — Erst nach dem Empfange dieser Antwort, nahm er, der mit einer Provinzialdeputation nach Cassel gegangen war,

um gegen die unerschwinglichen, dem Herzogthume Magdeburg auferlegten Kriegesauflagen zu reclamiren, das ihm ganz unerwartet zugefertigte Ernennungsdecret als Westphälischen Staatsrath an, mit dem festen, nie vergessenem Vorsatze, in dem neuen Verhältnisse zunächst für das Beste der ehemaligen Preußischen Ländertheile Westphalen's zu wirken. — Wie weit ist solche treue Handlungsweise, welche die zarteste Pflichterfüllung gegen den verlorenen Landesvater, mit dem Berufe neuer Zeiterscheinungen, ins Gleichgewicht stellt, verschieden von dem schändlichen Betragen jener verächtlichen Menschenclasse, die bei der Errichtung des neuen Königsthrones, ohne äussern oder innern Beruf, von ihren Landsitzen nach Cassel in die Vorzimmer eilten, um für das Hohnsprechen ihrer unglücklichen Fürsten und für knechtisches Lobpreisen der Napoleoniden, sich Hof- und Staatsbedienungen zu ergaunern, und die späterhin, als Westphalen aufgelöst, sich überall hervordrängend, der neuen Ordnung der Dinge wieder die frechste Stirn entgegen trugen! —

Wie groß auch der dem neuen Staatsrathe vorausgehende Ruf entschiedener Talente sein mochte, der Einfluß, welchen er selbst sich gar bald verschaffte, war überraschend, wie die Verwunderung der dortigen Franzosen, welche von deutschen Geschäftsmännern keine andern Eigenschaften erwarteten, als einen in engen Formen sich schwerfällig bewegenden Pedantismus. Als daher der zu Anfang ernannte Finanzminister Beugnot schon im April 1808 nach Frankreich zurückging, war die Wahl sehr schnell entschieden, wonach B., der das Präsidium in der Finanzsektion des Staatsrathes führte, zuerst vorläufig mit dem Portefeuille beauftragt, dann gar bald durch ein Decret vom 8. Mai zum wirklichen Minister der Finanzen, des Handels und Schatzes ernannt wurde, wozu er so wenig, als zu den früheren Auszeichnungen irgend einen der Bewerbung ähnlichen Schritt that.

Die der Erfüllung des übernommenen Postens sich entgegenstellenden Schwierigkeiten können nicht hoch genug veranschlagt werden. Da genügte es nicht, in schnell erworbener Gunst sich mit der Excellenz zu brüsten, sondern zu rastloser Wirksamkeit mußte geschritten werden. — Auf der einen Seite eine Ländermasse, bisher regiert von ver-

schiedenen Fürsten, nach verschiedenen Gesetzen, Verfassungen und Gewohnheiten, eine Ländermasse, die im Drucke feindlicher Unterjochung die größten Opfer gebracht hatte, und nunmehr dem französischen Kaiserthume befreundet sein, aber zugleich fortwährend demselben tributär bleiben sollte; auf der andern ein König, aus dem Privatstande zum Throne emporgehoben, der für nichts mehr Sinn hatte, als für den Glanz der Krone, für Verschwendung und sinnlichen Genuß, zunächst um ihn eine Menge Abenteurer, welche auf den König den größten Einfluß übten, mit ihm zu schwelgen, und durch ihn sich zu bereichern, gen Westphalen zogen; überall Zerrüttung in der Landesverwaltung, in allen Cassen Geldmangel, und eine Constitution, die von der Pluralität der Einwohner, wie der Beamten, so wenig verstanden wurde, daß alle darauf sannen, nicht sie zu realisiren, sondern von den angeerbten Provinzialverfassungen soviel aufrecht zu erhalten, als nur irgend gerettet werden konnte; daneben eine kleine Zahl Neuerungssüchtiger, die Alles verdarb, indem sie, gleich den Bilderstürmern in der Reformationsgeschichte, unüberlegt die alten Formen über den Haufen zu stoßen trachtete. An Staatscredit war nicht zu denken; er mußte erst geschaffen werden; denn der Credit ist das durch fortgesetzte pünktliche Erfüllung der Verbindlichkeiten schwer zu erlangende Vertrauen, welches in großen politischen Umwälzungen seinen natürlichen Gegner hat. — In solchem Gewitter einen festen Standpunkt zu gewinnen, zeigt den wahren Staatsmann. — Es kam darauf an, aus der gegebenen Constitution zur Durchführung einer großartig zweckmäßigen Finanzorganisation die erforderliche Basis zu bilden, so durch gründliche Gesetze, mit in einander greifenden Verwaltungsordnungen, die Befriedigung der Staatsbedürfnisse zu bewirken, ohne störende Lücken; mit Hinwegräumung der seichten provisorischen Halbheit, in der Einheit der Maaßregeln, die Vielheit der Hülfsquellen zu schützen, durch Vereinfachung des Mechanismus Ersparniß der Verwaltungskosten zu erlangen, vollkommen Meister des Werkes zu bleiben, und das Privateigenthum schonend, die mächtig helfende öffentliche Stimme für sich zu gewinnen. — So traten die schwierigsten, zu dem Bereiche eines Finanzministers gehörigen Aufgaben zusammen, als Herr von Bülow jenen Posten übernahm, Aufgaben, bei deren, wenn auch nur theilweisen Lösung, das vereinte Talent eines

Sully und Colbert erliegen mußte, wenn nicht ein großer Lichtpunkt bei allen Verwickelungen das Unternehmen begünstigt hätte: von Bülow hatte ein die Einheit des Zwecks und der Mittel sicherndes Staatsgrundgesetz, er hatte eine Constitution, innerhalb welcher jeder talentvolle Staatsmann unendlich freier sich bewegen und wirken kann, als wenn er ohne einen Verfassungscanon, ohne Compaß, sein Berufsmeer befahren soll. Bülow leistete Großes mit einer Constitution, und trat aus dem glänzendsten Kreise zurück in den Privatstand, begleitet von den lautesten Huldigungen der Nation; er wirkte und handelte, ohne sich hinter schlimmen Ausreden und Fristgesuchen verstecken zu müssen, hinter denen unfähige Minister sich einen Ruhepolster zu sichern suchen; als er aber, ohne Constitution, späterhin ein Finanzministerium zu übernehmen veranlaßt wurde, konnte eben dieser rege Geist nichts Tüchtiges wirken, und ärndtete überall böse Nachrede. — In den gewöhnlichen Ministerialkreisen sind noch unbekannt die unerschöpflichen Hülfsquellen, welche dem Staate für Finanzverlegenheiten die repräsentative Verfassungsbasis darbietet. —

Noch ehe Bülow in das Ministerium trat, waren, unter Beugnot's Vorsitz, doch unter seiner entschiedenen Mitwirkung, als Präsidenten der Finanzsection des Staatsraths, die Präliminargesetze zur Bildung der Finanzverwaltung gegeben: der Staatsschatz war organisirt (Decret vom 14. December 1807), alle Steuerbefreiungen aufgehoben (Decret vom 8. Januar 1808), eine allgemeine Grundsteuer angeordnet (Decret von demselben Tage), die Gesammtreform des Finanz-, Steuer- und Cassen-Wesens zweckmäßig vorbereitet. — Der neue Finanzminister erkannte seines Standpunkts Pflichten zu gut, um nicht einzusehn, daß alle augenblickliche Hülfs- und Nothmittel zu immer größeren Zerrüttungen führen, daß, von der Gesetzgebung ausgegangen, durch diese, mit den Reichsständen gemeinschaftlich, gewirkt werden mußte; daher war er es vorzüglich, der bittend und fordernd auf die Zusammenberufung derselben so drang, daß schon am 2. Juli 1808 der Reichstag eröffnet wurde. So kurz der Zeitraum von der Uebernahme des Portefeuilles der Finanzen bis zu diesem Zeitpunkte war, seine unermüdete Thätigkeit, die geistvolle Heiterkeit, wodurch er seine Umge-

dungen zur fleißigen Mitwirkung zu electrisiren wußte, machten, daß Alles Erforderliche vorbereitet war: die schwierigsten Probleme der Gesetzgebung wurden gelöst, durch die Gesetzesentwürfe, die, bereits vom Staatsrathe gebilligt, den Ständen vorgelegt wurden. Vor allen Dingen bewirkte er, des vielen, von Provinzialgesichtspunkten aus, gemachten Widerspruches ungeachtet, daß die Stände die sämmtlichen Provinzial-Schulden des Königreichs als allgemeine Reichsschuld anerkannten. Diese Zusammenwerfung in Eine Masse ward in Verbindung gestellt mit der Fundirung der Zinsen, durch eine allgemeine Personal-Steuer, wie mit der Sanctionirung einer Staatsanleihe von 20 Millionen. Diesem analog ward die allgemeine Grundsteuer das nothwendigste Bedürfniß eines durch reichen Landbau beglückten Staates, wurden Gewerbs-, Stempel- und Consumtions-Steuer höchst einsichtsvoll geordnet durch treffliche Gesetze; mit ihnen erfolgte auch, wie es sein muß, die Vollziehung, so daß nicht Jahre und Jahrzehn vergehn durften, ehe sie in Vollzug gesetzt wurde. —

Doch der Zweck dieser Mittheilungen ist nicht, eine lehrreiche Finanz-Geschichte des Königreichs Westphalen zu schreiben, es sollen hier nur Notizen zu Bülow's Leben beigebracht werden.

Aus dieser Zeit, mit Recht die der Unterjochung deutscher Völkerschaften unter französische Zwingherrschaft genannt, ist des Löblichen Vieles zu berichten vom westphälischen Finanzminister. Wie er die Liebe zu seinen deutschen Landsleuten überall offenkundig machte, bewies er auch eine gerechttreue Standhaftigkeit bei der Verleihung der neuerrichteten Verwaltungsstellen, welche er, die sich hervordrängenden Fremdlinge zurückweisend, nur Deutschen verlieh. Mit dieser Handlungsweise verband er edeln Billigkeitssinn gegen die vorgefundenen Beamten. Wenn sie ihre mit der neuen Organisation aufgelösten Aemter verloren und nicht sogleich wieder Anstellungen fanden, erhielten sie Zusicherungen zu Pensionen und Wartegeldern, und solche Verheissungen wurden auch redlich erfüllt. Nicht aber ward, wie im Verfolg der neuesten politischen Veränderungen der Fall gewesen, den aus ihren Posten verdrängten Beamten, unter des Regenten

Garantie, auf der Basis eines Gesetzes und unter Autorität der Ministerien das Versprechen gegeben, daß ihnen ein Wartegeld, gleich dem bisherigen Diensteinkommen, gezahlt werden solle; dieses Versprechen aber gleich vom Anfange herein nur theilweise erfüllt, und dann durch sogenannte Ersparungscommissionen das Wartegeld wiederholt decimirt. So wurden mit Verrath redliche, um ihr Vaterland vielfach verdiente Männer, mit ihren Familien in's Unglück gestürzt, weil sie im einfältigen Vertrauen glaubten, daß Königs- und Fürstenwort, Gesetz und Ministerversprechen heilig sein müssen. — An solche Beraubungen, an solchen Majestätsfrevel war damals nicht zu denken; wie und wo aber dergleichen verübt sind, wird die Geschichte nicht verschweigen. —

Unter so vielseitigen Beschäftigungen, unter den zeitraubenden Repräsentationen des Hofes und dem Andrange der den Finanzminister persönlich Suchenden gewann er durch die hinreißendste Popularität, indem er zugleich dem König durch regsame Gewandtheit zu imponiren und Raum zu gewinnen wußte, gegen die Franzosen, von Paris her, mit Forderungen für rückständige Kriegscontributionen und für die inne behaltenen wichtigen Domainen; zu Cassel selbst, mit Ansprüchen auf Theilnahme an der Staatsverwaltung, um sich zu bereichern. Hieraus entstand ein Conflict, den man späterhin ein Cabaliren des Herrn von Bülow gegen die Franzosen genannt hat; sehr mit Unrecht, denn es war von seiner Seite kein verstecktes Spinnen feiner Ränke, sondern der offenkundigste Kampf, dem sich der deutsche Mann frei und muthig hingab. — Und als ob er an diesem Allen noch nicht genug gehabt hätte, mußte, auf Napoleon's Geheiß, in dieser Zeit der Kriegsminister Morio verabschiedet, und der Finanzminister auch mit dem Kriegsportefeuille eine Zeit lang beauftragt werden, wo er dann dem Lieferanten-Betruge, der bisher mit methodischer Unverschämtheit betrieben war, entgegen trat. Da sich die damaligen Functionen des Kriegsministers besonders darauf erstreckten, die zu seiner Disposition gestellten Summen zweckmäßig zur schleunigen Bildung einer Heeresmasse zu verwenden, da hierbei mehr Redlichkeit und Umsicht, als technische Militairkenntniß erforderlich, so war auch hier von Bülow in keinen fremden Regionen, sondern arbeitete dem bald

von Napoleon zum Kriegsminister ernannten achtungswerthen General Eblé trefflich vor.

So mag es sich denn v. Bülow gar wohl gefallen lassen, wenn der Verfasser jener gegen ihn neuerlich gerichteten Schmähschrift: Le Royaume de Westphalie, par un témoin oculaire (Paris 1820) in die Worte ausbricht:

„M. d. B. faisait feu et flamme dans la partie financière. Les emprunts se remplissaient, les contributions rentraient, et l'on commançait à voir de l'argent dans les caisses. M. d. B. était donc l'homme par excellence, le phénix de la Westphalie; car les finances etaient là, comme par tout, le principe vital du gouvernement.“ —

Was jene vorerwähnte Anleihe der von den Reichsständen bewilligten, so höchst nöthigen zwanzig Millionen Franken betrifft, so schien dieses wichtige Unternehmen anfänglich ein neuer Triumph für den Minister zu werden — doch bald gestaltete sich die Sache anders und ward der Gegenstand ernster Verlegenheit. Man richtete bei der Anleihe zunächst sein Augenmerk auf Holland, wo damals bekanntlich große Fonds, bei der Hemmung des Handels, ungenutzt ruhten. Ein dem Minister zu Amsterdam näher bekanntes Banquier-Haus, von großen Worten, aber geringer mercantilischer Bedeutsamkeit, spiegelte, nach den ersten Anfragen, vor: als ob das Geschäft ohne Schwierigkeiten, zu recht günstigen Bedingungen, abgemacht werden könne, und der westphälische Gesandte am niederländischen Hofe, noch windiger, als jenes, unterstützte diese so freudig vernommene Verkündigung. Bülow theilte die frohe Botschaft dem Könige, wie der Finanzsection der Stände mit, und beeilte sich, das Geschäft in's Reine zu bringen; sobald aber der Sache näher getreten wurde, reihten sich Schwierigkeiten an Schwierigkeiten, und die Gehaltlosigkeit der gemachten Versprechungen wurde immer sichtbarer. In dieser Verlegenheit kam dem Finanzminister die recht redlich gemeinte Mühewaltung der Reichsstände zur Hülfe, bei der Staatsanleihe die Hände im Spiele zu behalten; wonach er den König veranlaßte, zum Abschlusse der Anleihe eine Deputation der Reichsstände nach Holland zu senden. Diese bestand aus Nathusius von Magdeburg und Jacobson von

Braunschweig. Ersterer übernahm die mißliche Sendung aus persönlicher Anhänglichkeit für den Finanzminister; Letzterer, sonst in Geldgeschäften so umsichtig, gelockt von der Eitelkeit, dort auftreten zu können als Abgeordneter der Reichsstände eines Königreichs. Der Reise Erfolg war der, welchen der unverblendete Sachkundige vorhersah: die Holländer zeigten zu dem Unternehmen wenig Neigung, und die ganze Hülfe, welche von dorther zuletzt angeboten wurde, bestand in einer Anleihe von zwei Millionen Franken, die, bei näherem Lichte betrachtet, auf eine Wechselreiterei hinauslief, die schlechteste aller Finanzoperationen, zu der neuerlich unfähige Staatsfinanziers leider so oft ihre Zuflucht genommen haben. — Bülow entging der unangenehmen Lage des Geständnisses, getäuscht zu sein, indem die ständische Deputation, um den abschlägigen Bescheid einzuholen, gen Holland wallfahrtete. — Eine sehr gut berechnete, ohne drückende Härte angeordnete Anleihe im Reiche selbst schaffte unmittelbar nachher die erforderliche Summe. —

Während die Staatsfinanzen den Finanzminister in beständiger Thätigkeit erhielten, setzten ihn nicht selten die Finanzen des Königs selbst in große Verlegenheit; zwar war zum Unterhalt des Königs, seiner Familie und seines Hofes durch die Constitution eine Civilrente von jährlich fünf Millionen Franken festgesetzt; eine Summe, die nach erfolgter Vergrößerung des Königreichs durch die hannöverschen Lande auf sechs Millionen erhöht ward, und es auch blieb, als bei dem Vorrücken des französischen Reiches bis an die Elbmündung Westphalen wieder Länder abgeben mußte; aber nicht allein diese feststehende Rente bildete den Kronschatz, zu ihm wurden auch, bei verschiedenen Veranlassungen, Capitale und Grundstücke geschlagen, und so, zum großen Aergerniß des Finanzministers, dem öffentlichen Schatze entzogen. Nicht selten befehligte der König sogar den Minister, Zahlungen zu leisten, ohne ihm zu verstatten, sie bei der königlichen Civilliste wieder in Abzug zu bringen, wo dann Herr v. Bülow noch ohnehin in Collision gerieth, mit dem General-Director des öffentlichen Schatzes. Dieses war z. B. der traurige Fall bei der Wiederbezahlung von zwei Millionen Franken, welche der König Hieronymus vor seiner Ankunft in Cassel von seiner Mutter geliehen hatte.

Je mehr Zufriedenheit die Nation mit dem Finanzministerio zeigte, um so glücklicher schien der König im Besitze dieses Finanzministers, dem er bei jeder Gelegenheit Beweise seiner Zufriedenheit, seines Vertrauens und Dankes gab. So erhob er ihn und seine ehelichen Nachkommen in den Grafenstand, eine Standeserhöhung, die der König von Preußen späterhin erneuerte und bestätigte.

Der schwierigsten Verhältnisse ungeachtet, gelang es dem Minister im October 1809, über die Finanzverwaltung des Jahres 1808 dem Könige einen ausführlichen Bericht vorzulegen und dann als Druckschrift den höheren Staatsbeamten und den Mitgliedern des Reichstages mitzutheilen; diese musterhafte, großen Sachreichthum, bei lichter Darstellung, enthaltende Arbeit giebt den unleugbarsten Beweis, daß der Minister seines Wirkungskreises ganz mächtig, in consequenter Thätigkeit alles that, was die Umstände erheischten. Mag der Genauunterrichtete in der Stellung der Ziffern und der Summenresultate manchen beschönigenden Kunstgriff entdecken, um mit einem Cassenbestande von 948,000 Franken abschliessen zu können; der Minister war weit entfernt, die Finanzlage des Reiches in freudeweckende Luftgebilde zu verhüllen. Wahr und redlich spricht er es aus, wie die Finanzverwaltung eines Staates unter zweifachen Gesichtspunkt gestellt werden muß, unter dem der stattgehabten Verbesserungen, und dem der vorgefundenen Schwierigkeiten und deren Besiegung. — „Was die Hindernisse der neuen Staatsverwaltung betrifft," sagt er, „so genügt ein Blick auf den Zustand der Dinge im Momente der Thronbesteigung des Königs, um sich von ihrer zahllosen Größe zu überzeugen, um einzusehen, daß der glückliche Erfolg allein von der Beharrlichkeit des Königs und vom thätigen Eifer der Verwaltungsbehörden entschieden wird. — Ein Staat von noch nicht zwei Millionen Einwohnern, die, so eben vom Kriege heimgesucht, fortwährend Truppendurchzüge erdulden; dessen Grundbesitzer, Gemeinheiten und Bezirke alle mehr oder weniger verschuldet sind, der eine Staatsschuld von mehr als 100 Millionen Franken hat, dessen Gewerbsthätigkeit gehemmt ist, wo Fabriken nur unter Aufopferungen der Regierung fortbestehen; ein Land, dessen Geldquellen auf Getreide- und Wollenausfuhr, wie auf den Durchgangshandel, durch den Seekrieg völlig vernichtete

Gewerbszweige, beruhten, — ein solcher Staat kann keine günstigen Aussichten für die Finanzen darbieten; für sie Vertrauen zu wecken, bleibt um so schwieriger, da die Lage der Dinge Dienstentlassung aller bisherigen öffentlichen Beamten, wie völlige Abänderung der Verwaltungsformen nothwendig machte, und da die Verwaltungsbehörden, von der ersten bis zur letzten, sich erst in das neue System, in neue, bisher unbekannte Formen, des persönlichen Widerwillens ungeachtet, einstudiren mußten. — Unter solchen Vorbedeutungen ist von Glück zu sagen, daß binnen Jahresfrist, ungeachtet des Verlustes der Domainen und der großen Kriegscontributionen, die ordentlichen Hülfsmittel hinreichten, um eine neue Verwaltung und alle erforderliche Behörden einzurichten, die alten und neuen Beamten zu bezahlen, alle durch den Krieg vernichteten oder verdorbenen Anstalten wieder zu beleben, den Dienst aller Verwaltungszweige herzustellen, und endlich ein Heer von fünfzehn tausend Mann zu schaffen." — Von Preußen sagt der Minister bei dieser Veranlassung so schonend und doch so wahr: „Preußen, unter dessen Herrschaft die Hälfte des jetzigen Königreichs Westphalen stand, war es bisher nicht geglückt, der Verwaltung der verschiedenen Provinzen die Einheit zu geben, welche eines der ersten Erforderniſſe einer guten Regierung ist. Magdeburg, Halberstadt, die Altmark wurden nach den hergebrachten Staatseinrichtungen regiert, wogegen Hildesheim, das Eichsfeld, Paderborn u. s. w. fast alle alten Einrichtungen behalten hatten, weit entfernt, mit dem Körper der Monarchie ein Ganzes zu bilden. Man übertrug auf die neuen Provinzen alle Lasten großer Staaten, ohne ihnen die Wohlthaten, die ein großer Regent allein darbieten kann, zu verleihen; dieses Regierungswesen entfremdete die Gemüther und machte, daß Territorialvergrößerung keinen Gewinn darbot. Das Band zwischen den neuen Besitzungen und der Monarchie war so schwach, daß es bei der ersten Berührung brechen mußte." —

Dann geht der Finanzminister an die Darlegung seines Planes: er entwickelt erst die vorgefundenen Finanzverfassungen in den das Königreich bildenden Provinzen; er legt dar und rechtfertigt die in und für das Jahr 1808 getroffenen Maaßregeln, und entwickelt dann den Plan für die Finanzverwaltung der Zukunft. — Ueberall erscheint

der Finanzminister als ein Mann, der seinen Beruf kennt, dem, ohne seinen hohen Standpunkt durch micrologische Beschäftigungen zu verlieren, alle characterische Eigenthümlichkeiten seines Wirkungskreises zu Tage liegen. Er muß sein Finanzsystem auf Steuern der Unterthanen bauen; die Grundlagen dieses Werkes sind nicht der Zukunft, und, Gott weis, welchen, verzagte Unfähigkeit kundgebenden Fristen vorbehalten; das Erforderliche steht schon gesetzlich fest; Westphalen's, durch Fruchtbarkeit des Bodens, Fleiß seiner Bebauer und Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse, ergiebiger Ackerbau macht die erste Quelle des Nationaleinkommens — also muß eine allgemeine Grundsteuer die vorzüglichste Abgabe sein; — der Gewerbsfleiß darf nur mäßig besteuert und noch mäßiger controllirt werden; seine Vergünstigung liegt in der Freiheit. — Die Personalsteuer ist nur temporair; — die indirecten Abgaben treffen die Consumtion, ohne den Verkehr im Innern und der Grenzen zu hemmen; denn bei diesem Finanzzweige wird Alles gewonnen, nicht durch den Pomp schönklingender Redensarten, sondern durch niedrige Steuersätze, einfache Verwaltung und Beseitigung lästiger Formalitäten. — So war Bülow's Finanzplan angelegt, so in Gesetzen entwickelt, so durch consequente Verwaltung realisirt, so vom In- und Auslande mit gerechter Anerkennung des Werthes aufgenommen, ohne daß es der westphälische Moniteur, die damalige Staatszeitung, nöthig gehabt hätte, in Lobpreisungen der Ministerialweisheit, die schon der Ort verdächtig machte, der Mißgriffe offene Kunde zu beschönigen. Die Richtigkeit des Zweckes, die Weisheit der Mittel waren so mächtig, daß, als der Minister längst in sein ländliches Asyl zurückgekehrt, ein dem französischen Militairdespotismus überantworteter Nachfolger in der Noth zu unweisen Maaßregeln schritt und harte Eingriffe in das Eigenthum des Staates und seiner Bürger that, dennoch Bülow's edles Streben in seinen segensreichen Folgen nicht völlig vernichtet werden konnte; denn unter allen Aussaugungen und Westphalen's Einwohnern auferlegten Kriegslasten stieg der National-Wohlstand jener Länder fortwährend, bis zu dem verhängnißvollen Zeitpunkte, da, als Folge der Auflösung des Königreiches, alle seine Gesetze nach und nach außer Wirksamkeit gebracht wurden.

Neue staatswissenschaftliche Ideen und Untersuchungen waren in diesem Finanzberichte nicht an ihrer Stelle; aber

der scharfsinnige Muth, mit welchem das Bewährtgefundene bestimmt ausgesprochen, wie bei allen Zweigen der Finanzverwaltung der wahre Zielpunkt aufgestellt, macht diese schriftstellerische Arbeit zur wahrhaften Gesetzestafel jedes berufsfähigen Finanzministers. Die bewährtesten Maximen, welche der unsterbliche Sully in seinen Denkwürdigkeiten aufstellt, finden wir hier geläutert vom Zeitgeiste, angewendet auf die Bedingungen der Localverhältnisse, in's Leben gerufen, mit Einsicht und Muth. Unter diesen Anerkennungen behält das Werk seinen Werth, selbst wenn die Zahlen und Berechnungen mit der Vernichtung des Königreichs alles Interesse verloren haben. — Es giebt Reiche, deren ganze Existenz mit der Finanzverwirrung auf dem Spiele steht, und die dennoch, nach mehrjährigem Calculiren und Tabellenmachen, noch nicht dahin gediehen sind, durch eine ähnliche Darlegung des bösen Krebsschadens erstes Heilmittel zu versuchen.

Was die Zustimmung betrifft, welche die Vorschläge des Finanzministers in der Reichsversammlung erhielten, so läßt sich davon mit vollem Rechte sagen, was Mirabeau den 26. September 1789 der Nationalversammlung bemerklich machte: „Das unbegrenzte Vertrauen, welches die Nation dem Finanzminister überall offenbart, berechtigt uns, ihm bei der gegenwärtigen Lage der Dinge gleiche Zuversicht zu beweisen. Nehmt seine Vorschläge an, ohne sie zu verbürgen, weil Ihr keine Zeit habt zur Prüfung; nehmt sie an mit Vertrauen auf den Minister, in der Ueberzeugung, daß, indem ihm eine Art von provisorischer Dictatur zugestanden wird, Ihr Eure Pflichten als Bürger und als Nationalrepräsentanten erfüllt." —

Wie schon wiederholt gesagt, waren des Krieges Nachwehen und der aus der Entstehungsart des Königreichs unmittelbar folgende militairische Druck Frankreich's auf den abhängigen Nachbarstaat des Finanzministers härteste Plage. Aus den Kriegszeiten bildeten Contributionen den bedeutendsten Theil der Nationalschuld; die Hälfte der Domainen hatte sich, nach dem ersten Titel der Constitution, der französische Kaiser vorbehalten, um selbige zu Belohnungen für die Officiere seines Heeres zu verwenden; gleichfalls constitutionsmäßig mußte schnell eine bewaffnete Macht von zehntausend Mann Infanterie, zweitausend

Cavallerie und fünfhundert Artillerie errichtet, und ein Armee-Corps von zwölftausend fünfhundert Mann Franzosen, welches die Garnison von Magdeburg bildete, besoldet und gekleidet werden, wobei denn natürlich die Kriegscommissarien aus vollem Leder zu schneiden sich bestrebten.

Um ferner aus den tiefsten Fugen des bürgerlichen Lebens unmittelbar den größtmöglichen Ertrag zu ziehn, dauerten die französischen Durchmärsche und mit ihnen Einquartierung, Naturallieferungen, Vorspann u. s. w. ununterbrochen fort, so lange Westphalen eine Verbindungslinie zwischen dem Kaiserstaate und den in den Preußischen Landen besetzten Festungen, dem wichtigen Militairdepot Danzig und dem Großherzogthum Warschau, darbot. In Hinsicht dieser verschiedenen Lasten Vorzug und Erleichterung zu bewirken, ward von Seiten des westphälischen Cabinets kein Mittel unversucht gelassen. Herr v. Bülow zeigte hierbei eine Gewandtheit, die im besten Sinne diplomatisch genannt werden darf, und eine Festigkeit, welche in der Liebe der Nation zu ihm einen Rückhalt hatte. Er bildete so einen offenbaren Contrast mit seinem Nachfolger, dem Finanzminister von Malchus, welcher, solches Vertrauens entbehrend, oft theilweise ungerecht beschuldigt, dem unvermeidlichen Uebel Härte entgegensetzen mußte. — Es lag in der Natur dieser Verhandlungen zwischen dem französischen Kaiser und dem westphälischen Ministerio, daß deren Erfolg durch Zwischenbehörden sehr erschwert wurde. Schon hatte der König, in Begleitung des Finanzministers, bei seiner persönlichen Zusammenkunft mit dem kaiserlichen Bruder, zu Erfurt versucht, was irgend abgedungen werden konnte; der Erfolg aber war nicht mehr, als eine kurze Stundung, und entsprach so den Erwartungen nicht. Wichtiger, als dieses, war die nähere persönliche Bekanntschaft, in die Herr v. Bülow zu dem Kaiser trat; sie mußte für den westphälischen Minister vortheilhaft wirken, da sie entschiedene Beweise des Wohlgefallens zur Folge hatte, indeß sich bekanntlich Napoleon auf höhnisch spottende Weise über andere Personen der Umgebung des neugeschaffenen Königs aussprach. Unmittelbar nachher (im October 1808) erhielt v. Bülow von Paris das Großkreuz der Ehrenlegion. Doch die finanzielle Sorge wurde deshalb nicht erleichtert. Er selbst

mußte sich entschließen, nach Paris zu gehen, um sein Heil von Neuem zu versuchen in des Kaiserthrones Nähe. Die Resultate der dort veranlaßten und abgeschlossenen Verhandlungen dürfen durchaus nicht aus dem Gesichtspunkte beurtheilt werden, in wiefern sie vortheilhaft waren für Westphalen; sondern man muß sich dabei vergegenwärtigen die zu beseitigenden Uebel, welche die kaiserlichen Bevollmächtigten, bei nicht bewirkter gütlicher Vereinbarung, im Hintergrunde zeigten. Wo der Wille des einen Theiles Alles entscheidet, ist es oft rathsam, daß der Gedrückte zum bösen Spiele eine freundliche Miene macht, um durch anscheinende Willfährigkeit gegenseitige Geneigtheit zu erzeugen. —

Im Juli 1810 mußte B. die in Paris begonnenen Verhandlungen verlassen, da die Organisation der an Westphalen abgetretenen Theile Hannover's dort seine persönliche Gegenwart nothwendig machte. Er bestimmte, daß in der Mitte des Octobers Herr von Malchus zur Fortsetzung der schwierigen Arbeit an das kaiserliche Hoflager geschickt wurde. Kaum war dieser in Paris angelangt, so suchte er in seinen nach Cassel gesandten Berichten den Grafen von Bülow auf mannichfache Weise anzuschwärzen. Auch hierdurch veranlaßt, wieder nach Paris zu gehen, stellte B. im Januar 1811 den Staatsrath Malchus über die ihm bekannt gewordenen Anfeindungen zur Rede, und eine schnelle Sinnesänderung auf der einen, schnelle Verzeihung auf der andern Seite schienen allen Zwiespalt zu beseitigen. B. bethätigte, daß er keine Rache kenne, und bewirkte unmittelbar darauf, daß M., seinen Wünschen gemäß, mit der Generaldirection der Domainen, neben der der directen Steuern, bekleidet wurde. Noch im Januar 1811 schrieb M. an den Finanzminister: „Sie sollen hinfort immer den mantellosen Freund nur in mir erkennen!“ — Daß Herr von Malchus dieser Zusicherung treu blieb, als B. wenige Monate nachher aus dem Ministerio schied, möchte schwerlich dargethan werden können. —

Während des Finanzminister mehrmaliger Entfernung von Cassel ließen seine Gegner, die den Hof des Königs bildenden Franzosen, kein Mittel unversucht, den verhaßten Gegner mit allen ersinnlichen Waffen der Verläumdung

anzufeinden. Je mehr die Persönlichkeit des Ministers den König gewonnen hatte, um so wirksamer ward seine Abwesenheit! Diese immer mehr Spielraum erhaltende Intrigue ward durch eine sorglose, freimüthige Unbefangenheit des Ministers befördert. Er sprach oft seine Abneigung gegen die am Hofe und im Staatsrathe Westphalen's eine mächtige Partei bildenden Franzosen aus, und verfolgte sie offenkundig, wo sie ihr Spiel in Gang zu setzen versuchte. Vorfälle mancher Art, wie die berüchtigte Geschichte, wo sich ein geheimer Polizei-Agent in des Ministers Geschäftszimmer stahl, um aus der Durchspähung seiner Papiere Attentate wider ihn zu erhalten, — Wahrzeichen der gefahrvollen Umtriebe, die wider ihn gesponnen wurden, konnten seine immer heitere Freimüthigkeit nicht trüben, wenn gleich selbst die Verhandlungen im Staatsrathe ergaben, daß theils, nach manchem gescheiterten Angriffe, die französische Partei mehr Haltbarkeit gewann, theils unter den deutschen Mitgliedern desselben des Grafen von Bülow Widersacher muthiger wurden. — Wenn nicht zu bezweifeln ist, was Herr von Malchus in seiner sachreichen Denkschrift: über die Verwaltung der Finanzen des Königreichs Westphalen, S. X der Vorrede, sagt: daß ihm selbst schon 1808 die Uebernahme des Finanzministerii angetragen, damals aber von ihm abgelehnt sei, so gereicht es ihm zweifach zum Vorwurfe, daß er, als B. jenen Posten erhielt, anstatt fest und treu mit ihm zu wirken, wider ihn zu stehn sich zum Beruf machte. In einer völlig verschiedenen Persönlichkeit mag hierzu der Schlüssel gefunden werden; aber zu welchen Resultaten hätte es führen können, wenn v. Bülow bei seinem Geiste sich der aufrichtigen Zuneigung, Mitwirkung und Treue eines Mannes hätte erfreuen können, der, wie Malchus, unermüdliche Arbeitsamkeit, stoische Ruhe und reiche Sachkenntniß in die Wagschale zu legen die nächste Verpflichtung hatte. — Hieran war nicht zu denken, da Malchus vielmehr, ohne zur französischen Partei zu gehören, — er hielt es immer mit der eigenen — keine Gelegenheit unbenutzt ließ, wo er gegen Bülow auftreten, seinen Werth und Ruhm verkleinern und sich selbst mit ihm in Opposition stellen konnte; so wirkte er für die Franzosen, nicht nach ihren Zwecken, aber zum Erfolge ihres Wunsches, den Finanzminister zu stürzen, wozu wieder in der Sinnesart des Königs selbst eine nähere

Veranlassung lag. Ungeachtet dieser gewonnen war von der Persönlichkeit des Finanzministers und von den großen Resultaten seiner Geschäftsführung, ungeachtet er mehr in den Freuden eines üppigen Hofstaates, als in den Arbeiten der Königspflicht lebte, so nährte er doch, bei Emporkömmlingen so natürlich, nicht geringe Eifersucht auf seine Regentenautorität. Diese Seite benutzten denn auch die Feinde des Ministers, um die angelegte Mine endlich zur Explosion zu bringen, wobei die fortwährend sichtbare Liebe der Nation, das steigernde Vertrauen derselben zum mächtigen Finanzminister gewünschte Wirkung that, zur Anregung des Verdachtes und der Eifersucht. Alle Mittel wurden aufgeboten, um des Königs Vertrauen von dem Gehaßten abzulenken, um eine dauernd ungünstige Stimmung wider ihn in Wirksamkeit zu setzen. An Veranlassungen zu Anschwärzungen konnte es hier, wo eine Schlechtheit der andern hülfreiche Hand bot, nicht mangeln. So wurde der Briefwechsel von und nach Paris durch die hohe Polizei erbrochen, wo manche unstatthafte Aeusserung der Casseler Correspondenten entdeckt werden mochte, auf welche Veranlassung z. B. der unbedeutende Generalsecretair des Finanzministerii, der den Minister in einem Briefe beschwor, seine Rückkehr zu beschleunigen, weil die Nation auf ihn, den Ersehnten, (le desiré de la nation) harre, — vom Könige selbst, unköniglich in offener Audienz, zu seinem vormaligen Berufe, von der Kanzel zu predigen, zurückgewiesen wurde. — Auch war es für den Minister ein ungünstiges Vorzeichen, daß, während er in Paris negotiirte, die Generaldirection der indirecten Steuern, welche er sich reservirte, und neben den Ministerfunctionen unmittelbar beibehielt, einem Staatsrathe verliehen ward.

Endlich in der Nacht auf den 7. April 1811 traf der Ersehnte von seiner schwierigen Sendung nach Paris in Cassel ein. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht seiner Ankunft durch die Hauptstadt, und weckte auf der deutschen Seite Hoffnung, die persönliche Gegenwart des gewandten Staatsmannes werde alle wider ihn aufgestiegene Nebel zerstreuen; auf der andern Seite ward die Zuversicht offenbar, daß nun endlich der mühsam vorbereitete Sturz des Ministers zur Ausführung kommen müsse. Für und mit dem Minister der Finanzen war die Nation,

wider ihn der Hof, die beutelustigen Fremdlinge und der von ihnen bearbeitete König — das ehrenvollste Zeugniß für ihn, das Verdammungsurtheil seiner Gegner.

Die Spannung der Gemüther war groß, größer noch die liebende Sorge derer, welche des Ministers edle Sinnesart an ihn gefesselt hatte, die Sorge der Redlichen, die mit Geist und Herz ihm ergeben, ihre Thätigkeit und Hoffnungen in seine öffentliche Wirksamkeit verflochten hatten. — Am 7. April hatte der Minister eine Privataudienz beim König; aus derselben trat er mit der sorgenfreien Stirn, die schuldlosen Seelenfrieden offenbarte, und Triumph über seine Feinde zu verheißen schien. „Aber," sagt ein Berichterstatter, „man hatte dem Könige seine Lection gut gemacht. Der König, der sich seit langer Zeit vom Minister düpirt glaubte, machte sich ein Vergnügen daraus, jetzt auch ihn einmal düpiren zu können." — Die nur halb unterrichteten Höflinge wurden schon zweifelhaft, in wiefern die Faction gegen den Grafen von Bülow niedergeschlagen sei, oder nicht? — Aber am Abend entschied sich Alles; der berüchtigte Polizei-Aga, der General Bongars, überbrachte dem Minister seine Verabschiedung. Hatte man gleich Zeit gehabt, sich auf eine solche Katastrophe vorzubereiten, so war doch das Aufsehn, welches diese Entlassung erregte, außerordentlich. Oft schon bangten selbst die, in subalternen Verhältnissen, mit dem Minister Arbeitenden, welche einer richtigen Beobachtung seiner Verhältnisse gewachsen waren, für ihn: ob er, bei wichtigen Verhandlungen, aus den Ministerversammlungen, oder dem Staatsrathe, zu denen er mit der heitersten Stimmung fuhr, wieder als Minister zurückkehren werde. Der Verfasser der Westphälischen Denkwürdigkeiten erzählt: „der Minister hatte sich bei seinen Untergebenen beliebt gemacht; das Publicum betrachtete ihn als einen Damm gegen französischen Einfluß, Despotismus und finanzielle Bedrückungen, als die letzte Stütze des Germanismus. Unzählig war die Zahl seiner Anhänger, und nur noch eines Triumphes hätte es bedurft, um, wenn er es gewollt hätte, dem Könige in einem ähnlichen Falle selbst Gesetze vorschreiben zu können. Man schrie gegen die Franzosen. Vielen schien es so unnatürlich und unmöglich, daß die deutsche Partei ihren vorherrschenden Einfluß nun ganz verloren haben sollte, daß sie

lächerlicher Weise behaupteten, der König, welcher bald darauf nach Katharinenthal ging, habe diesen ländlichen Aufenthalt gewählt, um in der Retraite einen Ausweg zu erdenken, der alle Parteien zu befriedigen im Stande sei — (Hieronymus kann in dem Asyle des abgelegenen Lustschlosses wohl auf ganz andere Dinge —). Dem Könige waren die Augen geöffnet und voll Zorn, so lange (— wie die Franzosen ihm vorzuspiegeln für gut hielten —) getäuscht zu sein, ließ er seinem Unwillen im nächsten Staatsrathe freien Lauf." —

Ein gestürzter Minister hat immer traurige Erfahrungen zu machen; dahin gehören die entstelltesten Gerüchte von den Beweggründen seiner Entlassung. Die Erfindungsgabe der Menschen findet bei solchen Veranlassungen einen weiten Spielraum. Zu den ungereimtesten Beschuldigungen, die man als Ursach seiner Verabschiedung zur Sprache brachte, gehört die: daß er in vorwaltender Anhänglichkeit an Preußen Verrath gegen Westphalen geschmiedet habe; doch überbietet der ungenannte Verfasser der Schrift: le Royaume de Westphalie par un témoin oculaire, (Paris 1820.) diesen Unsinn, durch eine noch erbärmlicher ausgesonnene Lüge, indem er meint: v. Bülow sei entlassen, weil er in Paris dem Kaiser den Vorschlag gemacht, Westphalen mit dem großen Kaiserthume zu vereinigen. — Bülow war, wie groß auch seine Vorliebe für Preußen's Einwohner, seine vieljährigen Mitbürger, und für Preußen's König, seinen vieljährigen Landesvater, sein mochte, als Minister mit entschiedener Ganzheit — Westphälischer Staatsbürger und Staatsbeamter, und hat sich nie eine Handlung zu Schulden kommen lassen, welche die Lauterkeit dieses Verhältnisses gefährdet hatte. Während 1809 so vielfache Anregung zu politischen Gährungen in Deutschland statt fand, hat er hievon die untrüglichsten Beweise offenbart. Die Reinheit dieses Westphälischen Patriotismus war es gerade, die ihn befugte, als der thätigste Gegner aller hohen Polizei-Spionerie aufzutreten. Als ihm z. B. um diese Zeit, von mehreren Seiten her, die wiederholten Anzeigen eingingen, daß die subalternen Steuerofficianten des Saaledepartements in offenkundiger Anhänglichkeit an die Preußische Regierung, im Lobpreisen des verlornen, und im Herabsetzen des neubekommenen Königs viel Aergerniß gäben, spielte er die Untersuchung

hierüber nicht etwa der Polizei in die Hände, welche gewöhnlich mehr bemüht ist, Verbrechen zu entdecken, als zu verhüten, sondern er übertrug einem einzelnen höheren Steuerofficianten des Departements Untersuchung und Berichterstattung. Dieser fand und zeigte, daß die schlechtesten westphälischen Patrioten, ungeachtet ihrer unüberlegten Reden, die besten Officianten und Hausväter wären, daß die am schwierigsten zu Bekehrenden mit der Zeit die treuesten Anhänger neuer Institutionen wären, und daß denselben die Weisung mehrerer Vorsicht, mehreres Anstandes und mehrerer Mäßigung gegeben sei. — So endete die Untersuchung einer Sache, die schon bis zur Notiz des Königs gekommen war, in andern Händen wahrscheinlich mehrere unglückliche Familien und Individuen gemacht haben würde, ohne alle Folgen, Aufsehn und Nachtheil — durch die weise Mäßigung des Ministers und durch die Richtigkeit der gewählten Maaßregeln. —

Es sind in dem Vorhergehenden mehrere Thatsachen angedeutet, die hier beweisen, daß der Fall des Finanzministers eine absolute Folge der Schwierigkeit seines Standpunktes war, der Feindschaft der den König impulsirenden Franzosen und der aufgereizten Regentenautorität des Königs. Tacitus entwickelt in hierher passenden Worten den ganzen Hergang der Begebenheit: „causa periculi non crimen ullum, aut querela laesi cuiusquam, sed infensus virtutibus princeps, et gloria viri, ac pessimum inimicorum genus, laudantes“ — Der Gefährdung Ursach war kein Verbrechen oder Anschuldigung einer Bedrückung, sondern des Fürsten Widerwille gegen fremde Tugend und des Mannes Ruhm, wie der Gegner schlechteste Rotte — die Lobpreisenden.“ — Will man in der Persönlichkeit des Grafen von Bülow die mitwirkenden Ursachen jener wichtigen Begebenheit seines Lebens aufsuchen, so ist nicht zu leugnen, daß leichter Sinn und bewährte Zuversicht über manche Verhältnisse leichter ihn weggleiten ließ, als es die beengende Nothwendigkeit verstatten wollte. Wenn hieraus jene oft bewunderte Leichtigkeit zu arbeiten, den schwierigsten Aufgaben mit unbefangenem Geiste entgegen zu gehn, in die verwickeltsten Verhältnisse Klarheit zu bringen, die verschiedenartigsten Ansichten aufzufassen, gegen einander ab-

zuwiegen, und als Meister derselben das richtige Resultat festzustellen, entsprang, wenn sich hieraus die Vorliebe entwickelte, die den König, wo von Geschäften die Rede war, zu dem Vortrage und den Vorschlägen des Finanzministers hinzog, so verfiel v. Bülow auf der andern Seite hierdurch in eine Nichtachtung der Franzosen, wie in die ihn treffende Verläumdung einzelner Handlungen und Aeußerungen, welche bei Hofcabalen mehr entschieden, als das Gesammtwirken des Mannes. — Ja man kann, ohne ihn zu gefährden, sogar zugestehn, daß er in der kurzen Zeit seiner Ministerialdienstführung mehr den Ruhm begründet hat, immer das Gute gewollt, ohne Nebenabsicht oder Menschenfurcht gehandelt, nach einer consequenten und einfachen Verwaltung gestrebt, und zu solchen Zwecken die trefflichsten Ideen richtig aufgefaßt zu haben, als daß er in der Durchführung derselben vollkommen glücklich gewesen sei; wie überall die Epoche der frischen Jugendkraft sich mehr verherrlicht im Schaffen und Zeugeu, als im Bilden und Erziehen.

Auch verweilen seine Tadler bei der Beschuldigung, daß er bei der Ertheilung bedeutender Posten oft persönlicher Zuneigung, nicht stets strenger Prüfung des Verdienstes Gehör gegeben, indem er, dem Großes zu leisten so leicht ward, in der Meinung stand, daß es hoffentlich wohl gut gehn werde; auch meinen Andere: der Minister habe sich in Gutem zu viel, in Bösem zu wenig gefallen lassen, — mehr ein Lobspruch, denn Tadel. —

Es wäre ein undankbares Geschäft, sich in den Haufen der feilen Meinungsträger zu mischen, die Muthwillen treiben unter den Fenstern des verabschiedeten Ministers. — Unmittelbar nach dem Empfange des Entlassungs-Decretes besetzten die Polizeiofficianten das Ministerial-Palais, und machten Miene, dem Grafen v. Bülow Beweise des längst verhaltenen Hasses zu geben. Während die Wetterfahnen bei dem Windwechsel der neuen Richtung folgten, trauerte die Nation, und indeß die raublustigen Franzosen froh waren über das gelungene Bubenstück, versammelten sich in den Zimmern des Ministers seine jammernden Freunde, in deren Mitte er allein ungetrübt dastand, und besonnen jede Anordnung zu seiner baldigen Abreise traf. Unter den Großen des Hofes war es beson-

ders der feste Minister Siméon, der seine treue Zuneigung zu dem bisherigen Collegen auch gegenwärtig nicht verleugnete, und sich es zur besondern Pflicht machte, ihn gegen jede Verletzung der gebührenden persönlichen Achtung zu schützen. Schon hatten die Polizeiknechte im Sinne, seine Wagen und Reisekoffer zu durchschnüffeln, um zu versuchen, ob da nicht noch ein Fund zu machen sei. — Siméon verhinderte es. — Mit dem Falle des Ministers waren ein Divisions-Chef, mehrere Privatsecretaire und Subalternen aus seiner näheren Umgebung, gute, schuldlose Leute, arretirt, auf das Castell gesetzt und verhört, weil man gravirende Geheimnisse von ihnen zu erforschen dachte — ein thörigtes Beginnen, denn Geheimnisse, wie man sie gern entdecken wollte, konnten nicht vorhanden sein; es war nur gut, daß man nicht vorschnell in den Zeitungen Verschwörungslärm geschlagen hatte, man würde in bedeutende Verlegenheit gerathen sein.

Mit dem Rücktritte des Finanzministers war den Bewohnern Westphalen's die letzte Spur der Hoffnung geraubt, daß des Staates bürgerliches Glück auf eine selbstständig tüchtige Finanzverwaltung gebaut werde. Des Grafen v. Bülow Nachfolger ward bekanntlich der Herr von Malchus, der nie den Ertrag einer schönen Popularität gewinnen konnte, besonders wegen der immer bei ihm vorwaltenden Neigung zu harten Maaßregeln. Er betrachtete seinen Beruf wie eine chirurgische Operation, wo er es sich immer angelegen sein ließ, tief, recht tief zu schneiden. Jene persönliche Neigung zur Härte, die er gegen andere, wie gegen sich selbst übte, machte ihm alles feindselig; besondern Haß hegten gegen ihn die deutschen Edelleute, welche selbst am westphälischen Hofe eine so unwürdige Rolle spielten, und in den Verhältnissen des officiellen Lebens einem deutschen, durch Verdienste emporgehobenem Staatsmanne jede Verletzung der Höflichkeit haßerfüllt nachtrugen, indeß sie von französischen Abenteurern den größten Uebermuth kriechend erduldeten. In seiner Schrift über die Finanzverwaltung Westphalen's hat Malchus 1814, was leicht war, das Ungereimte vieler ihm nachgerufener Verläumdungen bewiesen, und gezeigt, daß mehrere seiner Operationen in der Verwaltung seines Vorgängers den Grund hatten. Es mag hierin viel Wahres liegen, wodurch aber Bü-

low's Ruhm nicht geschmälert wird: denn der wahre Staatsmann braucht sich nicht zu scheuen, in schwierigen Verhältnissen außerordentliche Hülfsquellen sich zu eröffnen, wenn er nur geschickt ist in der Wahl der Mittel, und sich den Glauben zu erhalten weis, daß Gerechtigkeit und Weisheit bei der Vertheilung großer Lasten die Zügel führen. Hierin hatte Bülow seine Größe, Malchus seinen Werth in der fleißigen Ausführung vorgeschriebener Plane, in der Festigkeit, mit welcher er eine angewiesene Bahn verfolgte, deren Despotismus aber immer eine höhere Instanz mildern mußte, und endlich in einer Selbstverleugnung, der persönlicher Eigennutz, Nepotismus u. s. f. völlig fremd sind. —

Unmittelbar nach seiner Entlassung, die der König Hieronymus mit einer unbedeutenden Pensionszusicherung verband, reiste der Graf von Bülow von Cassel nach seinem angeerbten Familiengute Essenrode, einige Meilen von Braunschweig gelegen, wo er fortwährend lebte, bis zum Zeitpunkte der großen politischen Katastrophe der Vertreibung der Franzosen aus Deutschland, unbekümmert um das uniformirte und verkappte Polizeigesindel, welches seinen friedlichen Landsitz umlauerte. Solche argwöhnische Maaßregeln hatten ihren Grund in dem bösen Gewissen der französischen Hofpartei der Hauptstädt. Wo Viele sich im Hinterhalt legen, wird auch endlich wohl eine vermeinte Fährte gewittert; so gingen denn auch von Zeit zu Zeit manche Anzeigen wider den Grafen von Bülow ein, die aber so wenig begründet waren, daß selbst der schreckliche Davoust von denselben keinen Gebrauch machen wollte. (Siehe Gruner's Leben, im Stücke XXI. der Zeitgenossen, S. 76.)

Die ländliche Ruhe, in welcher Bülow hier mehrere Jahre verlebte, gewährt das anmuthvollste Bild seines Charakters. Wer einen glanzvollen Wirkungskreis verläßt, muß ein reiches Gemüth besitzen, wenn er, so wie hier geschah, mit unbefangener Heiterkeit zu der einfachen Lebensweise der Häuslichkeit zurückkehrt. Wer Beruf hatte, ihn hier aufzusuchen, wurde erfreut, den zärtlichen Gatten, den liebenden Vater, den freundlichen Gutsherrn, den sorgsamen Landwirth zu finden. Unvergeßlich blieb einem Verehrer des Grafen, der ihn besuchte, im

Das Preußenthum, welches er im Jahre 1807 als Kammerpräsident verließ, existirte nicht mehr, sondern ein neues, in welchem er halber Fremdling war, und als ganzer Fremdling von der Nation betrachtet wurde. Ein politischer Fanatismus, dem überall Beifall gezollt ward, verdammte in jenen Tagen Alles, was von Frankreich herstammend, im Bereiche der Staaten vorgefunden wurde, also auch Westphalen und seine über den Haufen gestoßenen Institutionen, besonders verhaßt für Preußen, dessen Beraubung dem westphälischen Königthume Dasein gegeben hatte. Vorwaltend war solche gehässige Stimmung bei allen Leuten, die mit deutschem und preußischem Patriotismus großthaten, besonders bei den Officianten, die vom rechten Elbufer herüber in die wiedereroberten Länder geschickt wurden. Ohne einmal recht zu wissen, wie denn eigentlich die westphälische Staatsverwaltung beschaffen war, ohne des Preußen-Königs, früher den entlassenen Unterthanen zur Pflicht gemachtes Vermächtniß: „Seid Eurem neuen Landesherrn, was Ihr mir waret!“ zu achten, ohne die ihnen aufgelegte Pflicht zu erfüllen; mit gebührender Schonung die Wiedergewonnenen zu behandeln, wurde in vermessener Hoffarth jeder ehemalige Westphale, als solcher, besonders der Officiant, auf die unwürdigste Weise verhöhnt, wobei denn der neuerungssüchtige große Haufe und manche Mitglieder der höheren Stände, welche mit großer Fertigkeit immer den Mantel nach dem Winde zu hängen wissen, gute Rechnung zu finden gedachte. Von dieser unglücklichen, leider durch die volle Gewalt habenden Gouvernementsbehörden genährten, Stimmung der Altpreußen wurde der neue Finanzminister, der auch seinen Ministerialruhm in Westphalen gewonnen hatte, betroffen. — Wäre es ihm dagegen möglich gewesen, oder hätte er es rathsam gehalten, im Momente seiner Berufung in das preußische Staatsministerium des Königs Willen dahin zu lenken, daß die Finanzverwaltung während dem Kriege und bis zu einer durchgreifenden neuen Staatsorganisation der in Berlin niedergesetzten Finanzcommission, an deren Spitze als Präsident der verdienstvolle Geheime Staatsrath von Stägemann stand, anvertraut blieb; daß v. Bülow dagegen, als Staats- und dirigirender Minister, zunächst mit der Verwaltung der links dem Elbufer wiedererworbenen Provinzen beauftragt wäre, so hätte er unmittelbar für den Krieg und für

die Geldbedürfnisse große Mittel herbeischaffen können, die so zum Theil völlig verloren gingen; denn v. Bülow konnte da wirken, wo er orientirt, wo sein Ruhm völlig begründet war, in den wiedergewonnenen Ländern; er hätte im sichern Erfolg der schon theilweise vorgefundenen, und unter günstigen Verhältnissen nothwendig erhöhten Liebe, die Bedürfnisse der neuen Reform vorbereiten können, indem er sich orientirt hätte in der verwickelten Lage der preußischen Finanzen, so daß er, bei der glücklichen Vielseitigkeit seiner Fassungsgabe, mit der gesammten Staats-Organisation als völlig einheimisch auftrat; wie er auch nach solcher vorbereitenden Wirksamkeit den Altpreußen nicht mehr als herbeigerufener Fremdling erschienen wäre. —

Doch dem Grafen von Bülow ward das Preußische Finanzministerium angetragen, und er nahm es an. — Die vorerwähnte Finanzcommission hatte, wenn gleich in beschränkten Geschäftsverhältnissen und im Drucke der Zeit, bisher unmittelbar unter dem Staatskanzler die finanziellen Staatsangelegenheiten, welche unter den unerhörten kriegerischen Anstrengungen mit der Größe der Siege immer verzweiflungsvoller wurden, geleitet. Ein Finanzministerium, wie es in einem wohlorganisirten Staate als höchstes Princip des Staatslebens existirt,*) kannte man in Preußen nicht. So lange das Generaldirectorium nach hergebrachter Form den Finanzen bis 1806 vorstand, war es leicht, nach mehrjähriger Erlernung des Geschäftsganges und der bestehenden Einrichtungen, die Ministerfunctionen in demselben zu üben. Jeder gute Kriegsrath, jeder Kammerpräsident, jeder Geheime Finanzrath war dazu tüchtig; denn das Mechanische der Form ward so sehr als der Inbegriff des Erforderlichen betrachtet, daß selbst alle wissenschaftliche und geistige Bildung entbehrende Leute nicht ruhmlos ihren Platz in jenem Collegio füllten. So kam es denn, daß alle höhere preußische Verwaltungsbeamte der alten Schule, Männer, die noch

---

*) Ueber das wahre Wesen dieses Gegenstandes ist ausführlich geredet in einem, das Finanzministerium überschriebenen Aufsatze, in Luden's Nemesis, Bd. XI. S. 48 ff.

bedeutende Aemter inne hatten, in der Ernennung des neuen Finanzministers eine verletzende Zurücksetzung sahen; der Eine war schon Kriegsrath gewesen, als Hr. v. Bülow erst Referendar wurde; ein Anderer hatte früher diese oder jene Zusicherung bekommen, ein Dritter den König nach Tilsit begleitet, ein Vierter auf vielfache Weise den belobten Patriotismus offenbart — kurz, Alle hatten ihren Grund, weshalb sie nähere Ansprüche an Ertheilung des Finanzministerii formirten, und Alle hatten in sofern Recht, als sie jenen Ministerposten als den Gegenstand einer Gnadenverleihung betrachteten, wozu die Fähigkeit, wie die Berechtigung auf Invalidenbelohnung, mit den Jahren von selbst kommt. — Mit der Bildung neuer Verwaltungsbehörden und selbstständiger Ministerien mußte eine neue Staatsverfassung entstehen; denn die ererbte, oben bisher auf eine Cabinetsregierung berechnet, unten in ungleichartigen Provinzial-Verfassungen sich bewegend, hatte sich verlebt. Mechanische Fertigkeit für die Regierungsgeschäfte konnte nicht mehr genügen, und ohne Restauration aller Theile der Staatsverfassung mußte die Behördenwillkühr weiten Spielraum gewinnen, ohne selbstständige Wirksamkeit zu durchgreifendem Erfolg in Anwendung bringen zu können. —

Uebersieht man der Reihe nach die in der finanziellen Partie damals in Wirksamkeit seienden höheren Staatsbeamten, so hatte wohl Niemand einen gerechtern und näheren Anspruch auf Ertheilung des Finanzministerii, als der bisherige Präsident des Finanzcollegii, der Geheime Staatsrath v. Stägemann; aber gerade dieser ist es, der zu großen Vorzügen und Verdiensten auch das der resignirtesten Bescheidenheit gesellt, und, sich glücklich fühlend in einer ertragreichen Wirksamkeit des zweiten Ranges, nie danach strebte, die erste Stufe des Staatsdienstes zu betreten.

Während der Finanzminister so in der Volksstimmung der Altpreußen und in der Classe der höheren Verwaltungsbeamten sein Widerpart fand, durfte er sich in der kritischen Stellung allein auf den Staatskanzler verlassen. Von ihm treuergebenen Beamten, deren Brauchbarkeit er in Westphalen kennen gelernt, konnte er Wenige um sich versammeln, da ihm ohnehin der Westphalismus nachge-

tragen wurde, und da jede Zurücksetzung der patriotisch rechtgläubigen Altpreußen neue Ausstellungen wider ihn aufgeregt hätte. Wenn auch nicht angenommen werden darf, daß unter den Wenigen, die er von jenseit der Elbe nach Berlin brachte, sich keiner befunden habe, der durch scharfsichtige Beobachtung der Stellung ihm mit redlicher Offenheit da entgegen kam, wo selbst zu beobachten, ihm nicht möglich war, so begünstigte doch das Verhängniß nicht den glücklichen Erfolg. Ohne sein Verschulden stand der Finanzminister zu seinem neuen Berufe da, wie ein zurückgekehrter Emigrirter zu der französischen Nation im Jahre 1814, nur mit dem Unterschiede, daß bei Bülow geläuterter Wille und lichtvolle Intelligenz nicht mangelte, welche dem Letzteren abgingen. —

Um die Lücke in der Kenntniß des bisherigen Staatshaushaltes auszufüllen, welche für den Augenblick B's. Eintritt in das Ministerium schwierig machte, ernannte der Staatskanzler einen Chef der ersten Ministerial-Division in der Person des Geheimenraths Rother, der, bisher in vielen finanziellen Angelegenheiten gebraucht, von der ganzen Lage der Dinge vollständige historische Kenntniß hatte und des Fürsten Hardenberg's ausgezeichnetes Vertrauen besaß. — Bis zum zweiten Pariser Friedensschlusse mußte sich die Wirksamkeit des Grafen v. Bülow darauf beschränken, fortwährend pecuniaire Hülfsmittel herbei zu schaffen, ohne bei der disponibeln Staatseinnahme stehen zu bleiben. Der Krieg ist ohnehin nicht der rechte Zeitpunkt, einen mit Schulden überhäuften, in manche Verwirrung gerathenen Staatshaushalt zu ordnen. Um gleich an Ort und Stelle den ungeheuren Militairbedürfnissen die finanzielle Hülfe zu geben, begleitete der Minister den König und den Staatskanzler auf den Feldzügen, auf dem zweimaligen Siegeszuge nach Paris, dann auf den Reisen nach London und zum Wiener Congresse, wo sich viele Gelegenheit darbot, dem Könige persönlich näher bekannt zu werden, die wiederholt gerühmte Gewandtheit in Behandlung schwieriger Aufgaben jeder Art, selbst diplomatischer Geschäfte, zu zeigen, den verhängnißvollen Gang des nun sich bildenden politischen Lebens in Europa zu beobachten, und die Stellung Preußen's in diplomatischer, militairischer, finanzieller und bürgerlicher Hinsicht zu würdigen.

Der redlichste Wille zum Guten, unermüdete Thätigkeit und Gefälligkeit seines persönlichen Umganges konnten die Anfeindungen nicht hemmen, mit denen man jede seiner Maaßregeln verfolgte; Anfeindungen, die besonders von der höheren Officianten-Classe ausgingen und von ihr im Publico verbreitet wurden.

Das Leben des in den höchsten Staatsverhältnissen wirkenden Mannes begegnet häufig tadelnden Urtheilen, deren Stützpunkte um so leichter aufzufinden sind, da bekanntlich die Meinung der Menge über ausgezeichnete Menschen mehr abspricht, nach einzelnen, abgerissenen Ereignissen, als nach der nur Wenigen verstatteten Würdigung der ganzen Handlungsweise.

Zu den einzelnen Thatsachen, von welchen der Tadel vieler Gegner Bülow's ausgeht, gehört die um diese Zeit erfolgte Wiederherstellung des vollen Nominalwerthes der ursprünglich preußischen Provinzialschulden, welche bei der Errichtung des Königreichs Westphalen diesem anheim gefallen, durch das Decret vom 28. Juni 1812 auf ein Drittel reducirt wurden. Solche Maaßregel, während der König von Westphalen dem Feldzuge des französischen Kaisers gegen Rußland beiwohnte, von dem Finanzminister Malchus, Grafen von Marienrode, ins Werk gerichtet, ist diesem immer, als ein höchst ungerechter, nicht politisch, nicht finanziell zu entschuldigender Mißgriff, vorgeworfen, und das mit dem vollkommensten Rechte. — Bekanntlich war der westphälische Staat damals in einer Lage, wo sein Finanzminister alle Mittel aufbieten mußte, durch Herbeischaffung pecuniairer Mittel die von Buonaparte schon angedrohte militairische Execution zu beseitigen.*) Außerordentlicher Druck von aussen her machte im Innern außerordentliche Maaßregeln nothwendig, die das Vermögen der Staatsbürger in Anspruch nahmen. Bei solchem Drange kann ein Staatsmann nicht unweiser handeln, als wenn er, ohne für seine Staatszwecke irgend einen Gewinn zu ziehen, das Privatvermögen muthwillig vernichtet, welches offenbar der Fall war bei der Redu-

*) Siehe: von Malchus über die Finanzverwaltung des Königreichs Westphalen, Seite XII der Vorrede.

ction jener Staatspapiere, deren Existenz ja dem Finanzminister gar nicht beschwerlich fiel, wenn er durch einen klügeren Gewaltstreich, z. B. die Zinszahlungen, bis zum allgemeinen Frieden ausgesetzt, den Cours derselben aber durch irgend eine Vorkehrung gehoben hätte. Letzteres war gar nicht schwierig, wenn Zusicherungen gegeben wären, daß bei den noch fortgehenden Domainenverkäufen künftig ein Theil der Kaufsummen in diesen Obligationen berichtigt, daß ein Theil der Dienstcautionen hierin geleistet und ein anderer Theil bei den beabsichtigten Gemeinheitstheilungen amortisirt werden solle. — So wären die damals durch einen Federzug annullirten zwei Drittel eines bedeutenden Nationalcapitals erhalten. Doch Malchus, der sich in verletzenden Maaßregeln gefiel, entschied für die Reduction, und hat sich gegen die dem großen Fehler unmittelbar folgenden Vorwürfe mit nichts vertheidigen können, als durch das Vorgeben, es sei von andern Staaten in ähnlicher Noth ein gleiches Verfahren beobachtet, und es sei ihm so von Paris aus anbefohlen. Herr von Malchus sagt in der oft angeführten Schrift, S. 77 ff.: „Ob eine Schuldenmasse von zweihundert Millionen, die selbst ohne Amortisationsfonds jährlich über ein Viertheil von den aufs höchste gespannten Einkünften des Staates wegnimmt, unter Umständen, wie sie im Königreiche Westphalen statt gefunden haben, als haltbar angesehen werden könne? — ist eine Frage, deren bejahende Entscheidung in eben dem Verhältnisse schwieriger erscheinen möchte, als durch die Verwickelung der politischen Verhältnisse die Lage der Verwaltung selbst mit jedem Tage schwieriger geworden war, ohne daß jedoch daraus gefolgert werden könnte, daß die Regierung, wenn sie ganz freie Hände gehabt hätte, in dem Augenblicke, wo die Reduction eines Theiles der öffentlichen Schuld auf ein Drittel erfolgt ist, zu dieser in mancher Hinsicht so nachtheiligen Maaßregel gegriffen haben würde. Dieselbe war indeß bei mehreren Veranlassungen, wo, unter Hinweisung auf die Größe und Unverhältnißmäßigkeit der Staatsschuld, theils Erlaß, theils Stundung für die an Frankreich schuldigen Zahlungen verlangt worden war, vom Kaiser Napoleon, wenn auch nicht geradezu mit dürren Worten vorgeschrieben, dennoch als einziges und auslangendes Hülfsmittel auf eine Art bezeichnet worden, welche von einer bestimmten positiven Vorschrift nur in der Form

abweichend, in Betreff der Befolgung seines Willens keine Wahl hat lassen können. Die Reductibilität der Staatsschuld auf ein Drittel ihres Nominalbetrages war ein Hauptgrundsatz in dem französischen Verwaltungssysteme (?), der in allen mit dem französischen Kaiserreiche vereinigten Ländern in Anwendung gebracht worden ist, und auch in den hanseatischen und übrigen deutschen Departements in Anwendung hat gebracht werden sollen, woraus, unabhängig von allen übrigen Rücksichten, das Motiv und das Interesse des Kaisers, bei der Realisirung dieser Maaßregel in Westphalen, sich von selbst erklärt. — Kaum ein Jahr vorher hatte die östreichsche Regierung eine Masse von mehr als tausend Millionen Gulden Banknoten auf ein Fünftel ihres Nominalwerthes in andern Effecten realisibel reducirt, und überhaupt schon früher, in Ansehung der Staatsschuld, zu Maaßregeln greifen müssen, die dem Interesse der Gläubiger und für den Credit nachtheilig gewesen sind, was zwar nicht als Rechtfertigung, doch als Beweis gelten mag, daß gebietende Umstände der loyalsten Regierung Maaßregeln abdringen können, zu denen sie ohne solchen Drang, aus freier zwangloser Wahl, niemals greifen würde." —

Unmittelbar nachdem die ihrer Erbländer beraubten deutschen Fürsten, mit der Vertreibung der Franzosen und der Auflösung des Königreichs Westphalen, in ihre Staaten zurückkehrten, ward auch bei der Vernichtung der westphälischen Gesetze und Verfassung diese Reduction der Schuldscheine aufgehoben von den hessischen, hannöverschen und braunschweigischen Regierungen, für die ursprünglich aus ihren Landen herrührenden Obligationen. — Preußischer Seits waren die an Westphalen abgetretenen Provinzen erst durch den ersten Pariser Frieden (1814) dem Staate wieder einverleibt; denn ein Eigenthum, dem man durch einen öffentlichen Staats-Friedens-Vertrag, zu Gunsten eines Dritten, entsagt, kann man nur durch einen gleich solennen Vertrag wieder erwerben: eine Betrachtung, die, ganz übersehen zu haben, den 1813 zuerst in Westphalen sich einfindenden altpreußischen Beamten nicht sonderlich zur Ehre gereicht. — Noch vor und besonders unmittelbar nach dem Pariser Frieden war die Wiederherstellung der vom westphälischen Ministerio reducirten, ursprünglich preußischen Schuldscheine zur Sprache gekom-

men, und, so sehr diese Sache auch von den Inhabern derselben betrieben wurde, vom Finanzminister, Grafen v. Bülow, nicht etwa nach einer flüchtig gefaßten Ansicht entschieden, sondern in reifliche Ueberlegung gezogen. Da die Bewohner des preußischen Gouvernements zwischen der Elbe und Weser dabei vorzüglich interessirt waren, so forderte er vor allen Dingen vom dortigen Civil-Gouvernement über den Gegenstand ein Gutachten, welches denn dahin ausfiel: daß man die reducirten Obligationen, in sofern sie noch in den Händen der ursprünglichen Besitzer wären, wieder herstellen möchte, nach ihrem wahren Werthe, indem bei einer allgemeinen Wiederherstellung nur den spätern Erwerbern ein unerhörter Gewinn auf Kosten des Staates zugesprochen würde, und die beabsichtigte Ausgleichung eines westphälischer Seits verübten Gewaltstreiches nicht denen zum Nutzen gereichte, welche jene erduldet hätten. — Solche Ansicht schien bei oberflächlicher Betrachtung ganz billig; wer aber erwog, daß die Obligationen alle auf den Inhaber lauteten, daß mithin der ursprüngliche Besitz, wie die Art des Erwerbes in vielen Fällen schwierig, in vielen gar nicht juristisch documentirt werden konnte, fand leicht, daß eine so gegebene Bestimmung nur zu häufigen Ungerechtigkeiten, endlosen Processen und zu persönlichen Begünstigungen führen konnte. Je mehr über das Für und Wider in der Sache gestritten wurde, um so leichter überzeugte sich der Finanzminister, daß es hierbei allein auf den Rechtspunkt ankomme, daß mithin die von ihm in Antrag zu bringende Maaßregel allein auf die Beantwortung der Frage beruhe: hat der preußische Staat gegenwärtig die rechtliche Verpflichtung, den vollen ursprünglichen Nominalwerth der Obligationen wiederherzustellen, oder nicht? — Die Entscheidung hierüber maaßte er sich nicht selbst an, sondern stellte sie dem Justizministerio anheim, welches sie in einem ausführlichen, demnächst dem Staatsministerio vorgelegten Gutachten, bejahend beantwortete. Diesem gemäß stimmte auch das Staatsministerium für die Wiederherstellung der Obligationen, und veranlaßte die Cabinetsordre des Königs (vom 22. Juni 1815), welche den Finanzminister mit der Vollziehung dieses Gerechtigkeitsactes beauftragte. — Man sieht gar leicht, daß der Graf von Bülow die härtesten Vor-

würfe verdiente, wenn er irgend anders gehandelt hätte, als geschah, und daß nur die ärgsten Mißdeutungen und Verdrehungen seinem Rufe nachtheilige Gerüchte aus dieser Begebenheit spinnen konnten. Wenn Gerechtigkeit die höchste Staatsklugheit ist, so werde besonders hier erwogen, daß die Maaßregel selbst, wie der Zeitpunkt, sehr richtig gewählt war. Aller im Hinterhalt umherschleichenden Verunglimpfungen ungeachtet, gewann dadurch der Credit des Preußischen Staates und seines Finanzministers bedeutend, welches bei dem von Neuem gegen Frankreich ausgebrochenem Kriege von besonderer Wichtigkeit sein mußte, vorzüglich für die Provinzen zwischen der Elbe und Weser, wo damals das meiste baare Geld vorhanden, und denen ohnehin, seit der Wiedervereinigung mit dem preußischen Staate, unter der Gouvernementsverwaltung nicht viel Erfreuliches zugekommen war. Dennoch mußten diese Provinzen es gerade sein, welche für den neuen Krieg freiwillig so große, bei einer besseren Behandlung leicht vergrößerte Opfer darbrachten; sie, deren Bewohner behandelt wurden wie wieder zu Gnaden angenommene Abtrünnige, aber dennoch mehr Steuern zahlten und noch zahlen, als irgend eine andere preußische Provinz, was bei den neuerlich angestellten Untersuchungen über die Steuerausgleichung erst recht sichtbar geworden. —

Nun sagen aber des Ministers Widersacher, daß die Wiederherstellung der Obligationen theils denen nicht zu Gute gekommen, die bei der Reduction den Verlust erlitten, da selbige aus dem ursprünglichen Besitz häufig übergegangen wären in die Hände der Banquiers, der Wechsler und der Juden; theils, daß der Minister durch frühgetroffene Maaßregeln einen bedeutenden Privatgewinn bei dieser Gelegenheit gemacht habe. — Was Ersteres betrifft, so beruhet diese Behauptung auf Unkunde; denn mit der Reduction hatten jene Papiere aufgehört, im bürgerlichen Geschäfte zu circuliren, mithin ruheten sie größtentheils in den Händen derer, die sie zum vollen Nominalwerthe erwarben; wäre solches aber auch nicht gewesen, so änderte dieses ja nichts in der Rechtsverpflichtung des wieder in seine früheren Verbindlichkeiten als Schuldner eingetretenen Staates. — Die zweite Ausstellung ist dagegen von der Art, daß sie allerdings die Würde des Finanzministers compromittirte, wenn sie erwiesen wäre; bis dieses

aber geschehen, muß man sie als feindselige Schmähung betrachten, da der Graf v. Bülow von keinem Fehler freier ist, als von dem des persönlichen Eigennutzes, von jener Knickerei und Wuchersucht, welche so häufig die mit den Staats-Geldangelegenheiten Beauftragten in kurzer Zeit zu reichen Leuten machen. — Ihm bot sich oft auf seiner Laufbahn weit günstigere Veranlassung dar, sein unbedeutendes Privatvermögen zu vermehren, und er hat nie den Vorwurf verschuldet, als benutze er seine officielle Stellung zur eigenen Bereicherung, ob es gleich gewöhnlich sein mag, daß die höheren Verwaltungsbeamten gewisser Staaten binnen kurzer Zeit große Privatschätze sammeln. In der Natur dieses Reichwerdens liegt aber die Neigung, Andern die selbst geübten Künste anzuschuldigen, um zu den feindseligen Gesinnungen noch den Neid gesellen zu können.

In sofern also die Wiederherstellung jener Obligationen dem Grafen v. Bülow beigemessen werden kann, verdient er deshalb das größte Lob; wogegen ein Theil der Ausführung, sie mag herrühren, von wem sie will, getadelt werden kann. Die Worte der ministeriellen Verfügung vom 15. Juli 1815 sagen: des Königs Majestät habe, vermittelst Cabinetsordre vom 22. Juni, die von dem vormaligen westphälischen Gouvernement durch das Gesetz vom 28. Juni 1812 angeordnete Reduction der westphälischen Reichsobligationen auf ein Drittel ihres Nennwerthes, Hinsichts der Obligationen, welche aus ursprünglich preußischen Schulden entstanden sind, aufgehoben; dabei aber ausdrücklich bestimmt, daß die Wiedereinsetzung dieser Obligationen in den ursprünglichen vollen Nennwerth, nach den bestehenden allgemeinen rechtlichen Grundsätzen, welche bei diesen auf den Inhaber lautenden Papieren zur Anwendung kommen müssen, nur allein zum Vortheil der jetzigen rechtmäßigen Inhaber, nicht aber zu Gunsten der ersten und früheren Besitzer solcher Obligationen erfolgen soll." —

Hierdurch ward festgestellt, daß kein früherer Eigenthümer einer solchen Obligation gegen den gegenwärtigen Besitzer derselben auf Schadloshaltung der wiederhergestell-

ten zwei Drittel Klage erheben durfte. Einen Scheingrund findet diese Bestimmung in der Betrachtung, daß durch solche zahllose, in's Weite gehende Processe, die an und für sich der bürgerlichen Gesellschaft sehr nachtheilig sind, vorgebeugt wurde. Wenn wir aber einmal processualische Verhandlungen mit unserer Gerichtsverfassung im Staate haben, so setzt es in Erstaunen, warum hier durch einen Schwertschlag alle Rechtshülfe abgeschnitten wurde. Sprechen wirklich die bestehenden allgemeinen rechtlichen Grundsätze so entschieden für die letzten Inhaber der Papiere, so ist es sehr trostreich, diesen Ausspruch aus dem Munde des erkennenden Richters zu vernehmen. Hierin bildet die preußische Anordnung mit der der Nachbarstaaten einen offenbaren Widerspruch. So wurden z. B. in den herzoglich braunschweigischen Landen die Entschädigungsklage der früheren Besitzer gegen den gegenwärtigen Inhaber der Obligationen zugelassen, und bei den dortigen Gerichtshöfen, nach sehr nahe liegenden Normen, auf die Entschädigungsverpflichtung erkannt, da der Besitzer der Obligation, nach erfolgter Reduction, nicht die ganze Schuldforderung, sondern nur das eine, nicht annullirte Drittel verkaufen konnte, indem eine gesetzlich annullirte Schuld, als ein Nichts, kein Gegenstand des Kaufes oder Verkaufes sein kann. Diese so einfache, rechtliche und billige Ansicht stellte im Auslande gar bald einen Entschädigungs-Cours fest, der die zu vorschnell befürchteten zahllosen Processe sehr verminderte und das klarste Zeugniß ablegte, daß die von den Verwaltungsbehörden gegen Staatsbürger unberufen geübte fürsorgliche Vormundschaft selten an der rechten Stelle steht. —

So trifft der gerechte Tadel der Wiederherstellung des vollen Werthes dieser Obligationen nicht die rechtlich begründete Entscheidung, sondern eine Nebenbestimmung der Ausführung, wodurch denn freilich den Wechslern und Juden ein unverdienter Gewinn zuwuchs. —

Was die Geldoperationen und herbeigeschafften Vorschüsse betrifft, vermittelst welcher der Graf von Bülow den an ihn gerichteten Forderungen zu genügen suchte, so sind diese eben so im Allgemeinen der Gegenstand der von seinen Feinden ausgehenden Mißbilligung geworden, wie man bemühet gewesen ist, seine einzelnen Handlungen zu

verunglimpfen. Er kam so in die Mitte des Kriegesstromes, des Kriegesbedürfnisses und der Siegesfreude hinein mit seiner Finanzverwaltung, daß damals an keine Basirung des zerrütteten Staatshaushaltes zu denken war. Man betrachtete den Finanzminister als den Mann, dessen Beruf sei, Geld, Geld und immer Geld zu schaffen. Unter diesen Verhältnissen gereicht es ihm zum Verdienste, dasjenige, was er von Staatscredit vorfand, nicht allein erhalten, sondern selbst gehoben zu haben, in einem Zeitpunkte, wo schon Stimmen laut wurden, die da meinten: der mit der glücklichen Wendung des Krieges erlangte Nationalruhm sei wohl der schicklichste Zeitpunkt, um durch einen Staatsbankerut den Finanzen mit Einem Schlage aufzuhelfen; eine Maaßregel, die der redlichen Denkart des edeln Königs und des gleichgesinnten Fürsten v. Hardenberg eben so widerwärtig erscheinen mußte, als der Handlungsweise des Finanzministers. Die Hinhaltungsmittel, zu denen er sich gezwungen sah, wurden ihm erleichtert durch die Zuversicht, mit welcher er seine Verpflichtungen behandelte. Nie hat er zu den berüchtigten Wechselreitereien, nie zu Anleihen, unter Pfandlegung von Staatsobligationen, nie zu Anleihen unter den späterhin bewilligten, lästigen Bedingungen seine Zuflucht genommen.

Erst mit dem Jahre 1816, wo Preußen zum dauernden Friedenszustande zurückkehrte, trat der Zeitpunkt ein, wo an eine Aufräumung der vorgefundenen Verwirrung zu denken war, wo Bülow zur Entwickelung seiner Fähigkeit als finanzieller Staatsmann gelangen konnte.

Wenn die Friedensschlüsse eine Verminderung des Militairetats bewirkten, und Preußen bedeutende Forderungen als rückständige Kriegscontributionen in Frankreich zusicherten, so vermehrten sich dagegen die an den Finanzminister gemachten Ansprüche, da theils das preußische Cabinet sich gegen Dänemark und Schweden zu großen Zahlungen verpflichtete, theils alle mit dem Eintritt des Friedens fällige Zahlungen nun realisirt werden mußten, theils der Nation beim Eintritt der Katastrophe von 1812 bis 1813 Verheißungen gemacht waren, die in ihrem ganzen Umfange kein Regent gewähren konnte, und hätten auch Friedrich Wilhelm's persönlicher Frugalität und festem,

auf das Worthalten gerichtetem Willen die Schätze eines Krösus zu Gebote gestanden.

Der von Schulden, Rückständen und dem Mißverhältniß der Einnahme und Ausgabe gedrückte Staat existirte außerdem nur in der Person des Königs und in der diplomatisch militairischen Stellung nach Aussen hin; im Innern bestand er aus einer Menge einzelner Parcellen, in welchen alle Organe der Verwaltung eine Restauration erheischten, die dem bisherigen provisorischen Unwesen ein Ende machen und das zur Wirklichkeit bringen sollte, worauf die Gesammtmasse der Einwohner unter der Benennung der Organisation hoffte.

Dazu waren vor allen Dingen nöthig: großartige, feststehend gesetzliche Normen, um eines Gebäudes Grundlage zu bilden, an welchem bisher, oft auf die wunderlichste Weise, geflickt war. War aber dieser Mißbrauch unbehülflichen Verwaltungsbeamten bisher bequem gewesen, so hatte dadurch in den höchsten Behörden eine Willkühr Raum gewonnen, die noch größeren Schaden angerichtet haben würde, wenn nicht, bei beschränkten Fähigkeiten, die höheren Staatsdiener das Gute wollende Leute gewesen wären.

Der eigentliche Begriff des Staatsgesetzes, als feststehender, in solenner Form ausgesprochener Wille des Königs, war noch nicht vorhanden im Geiste der Geschäftsmänner, nicht im Gebrauche der Staatsverwaltung. Dieses erkannte der weise Staatskanzler sehr wohl, und strebte, eine Einheit in den Ministerien und Verwaltungsbehörden zu schaffen, die auch noch gegenwärtig nur durch und mit seiner Person existirt. Die neue Organisation des Staatsrathes mochte gleichfalls nur hierauf berechnet sein; doch war es natürlich, daß, indem so der Fürst v. Hardenberg auf seinem Standpunkte thätig war, die Wirksamkeit des Finanzministers nicht die volle Ausdehnung erhielt, die als das wahre Wesen eines Finanzministers dem Grafen v. Bülow in Westphalen so ersprießlich geworden war.

Es mußten hieraus bald Reibungen entstehen, die durch Zwischenträger vermehrt, der Persönlichkeit beider,

des Staatskanzlers, wie des Finanzministers, zur größten Ehre gereichen, da sich in beiden der Wille, zum Staatsheile zu wirken, so offenkundig aussprach. Während aus allen Provinzen Notizen gesammelt wurden, zeigte sich häufig das Schwerfällige des Verwaltungsmechanismus und die große Verschiedenheit des Standpunktes, von welchem aus die Geschäfte betrieben, die Ansichten entwickelt und das Verlangen nach einer neuen Ordnung der Dinge ausgesprochen wurde — natürliche Folgen des wahren Zustandes. Als man zu den Berathungen über die Wahl der zu ergreifenden Maaßregeln schritt, wurde dieses immer sichtbarer; ja der vorurtheilsfreie Beobachter wurde überzeugt, daß mancher Stimmberechtigte weder den Zweck erkannt, noch solchen festzuhalten die Fähigkeit hatte. Unter diesen Nebelsternen stand der Staatskanzler da, ein lichtreiches Gestirn erster Größe, nach dessen Standpunkte der kenntnißreiche Steuermann sein Fahrzeug leitet, indeß der unkundige, in gemächlicher Ruhe, sich dem Winde und Wellen preisgiebt.

Der Fürst v. Hardenberg war, wer könnte es, nach den untrüglichsten Zeugnissen, bezweifeln, mit sich selbst völlig im Reinen über Zweck und Mittel der Staatsorganisation. Doch waren ihm die Hände gebunden durch eine vorwaltende Schonung des Vorhandenen, welche, hinsichtlich der Bildung eines großartig wirkenden Finanzministerii, überall auf hemmende Präliminarfragen stieß. Der Graf von Bülow, getrieben von der Raschheit der Jugendkraft, konnte sich hiermit so wenig einigen, als mit den, neue Institutionen hassenden, in die todten Formen aus Friedrich's des Großen Zeiten eingelernten Geschäftsmännern. Sie klagten fortwährend den Finanzminister des Leichtsinns, der Unbeständigkeit, der Reformationssucht an, indeß dieser den vorwaltenden Pedantismus mit einer fröhlichen Ironie verfolgte, und nicht selten dem Extreme der Schwerfälligkeit ein anderes Extrem entgegensetzte.

Leicht geräth bei alten Finanzmännern die höhere, der Gegenwart und Folgezeit zugehörige Wirksamkeit des Geistes so in Vernachlässigung, daß Calculatorfertigkeit genügend scheint, um bis zu den ersten Staatsbedienungen vorzurücken; Etats, Anschläge, Zählungen und voluminöse

Acten erscheinen als der Inbegriff der Staatsverwaltungsweisheit; wie der Landmann von fruchtarmen Jahren sagt: die Früchte gehn in die Blätter, — so gehen denn auch nicht selten die vom Volk ersehnten Früchte der Organisation in's Papier.

In Berlin kam die wichtige Zusammenberufung des Staatsrathes im Jahre 1817 heran. In jenen Sitzungen endlich wurde Rath gepflogen über die wichtigsten finanziellen Angelegenheiten. Hier sollte der bisherige Staatshaushalt geprüft, hier sollten wirksame Gesetze erwogen, sanctionirt und eine folgerechte Verwaltung angeordnet werden. Den Minister fanden diese Verhandlungen wohl vorbereitet; auch seine zahlreichen Widersacher hatten sich gerüstet. Die Darlegung und Prüfung des bisherigen Staatshaushaltes ward mit großer Lebhaftigkeit geführt; viele Ausstellungen, dem Minister gemacht, wurden von ihm mit Freimüthigkeit beantwortet, wobei denn keine zur rechten Erkenntniß der Dinge führende Verhältnisse geschont werden durften. In den mündlichen Verhandlungen, wie in den schriftlichen, wurde eine Leidenschaftlichkeit sichtbar, die, wenn sie ihre Quelle hat, in dem Eifer für das Gute, Niemanden zu verargen steht. Wie heftig Bülow auch hervortreten mochte, es gilt so ganz von ihm, was Tacitus, im zwei und zwanzigsten Kapitel, vom Agricola sagt: Apud quosdam acerbior in conviciis narrabatur, ut bonis comis, ita adversus malos injucundus, ceterum ex iracundia nihil supererat: secretum et silentium ejus non timeres, honestius putabat offendere quam odisse; welches zu deutsch ungefähr heißt: „Einige meinten, er sei bitter im Tadel, gegen Gute gar liebreich, um so unfreundlicher gegen Böse; übrigens blieb vom Zorne nichts im Rückhalt; das Geheimgehaltene, das Verschwiegene hattest du nicht zu fürchten; er hielt es ehrenvoller, anzugreifen, denn zu hassen." —

Den Prüfstein der Wahrheit und Gediegenheit versteht die Zukunft besser zu gebrauchen, als die von Leidenschaften aufgeregte Gegenwart; so haben auch die Erscheinungen der folgenden Jahre die vollkommene Richtigkeit der damals von B. verfochtenen Ansichten bewährt, indeß schon jetzt sich viele, jenen entgegengestellte Behauptungen der Untersuchungscommission des preußischen Staatshaus-

haltes als irrig zeigen, wie solcher Erfolg und die dadurch nothwendig gewordene Gegenwirkung der scharfsichtigen Thätigkeit des Fürsten Staatskanzlers nicht entgangen ist.

Nachdem Bülow so, wenn er auch nicht mit seinen Ansichten allein dastand, in der Mehrheit eine Opposition fand, und damals selbst der Staatskanzler ihm nicht überall beizupflichten veranlaßt war, gewannen seine Gegner besonders dadurch Haltung, daß sich der Staatsminister, Freiherr von Humboldt, als Wortführer an ihre Spitze stellte, wie denn, wo es nicht geht, wie es gehen soll, der geistvolle Scharfsinn gern seine Talente im Widerstreite geltend macht. Indem der Finanzminister ein noch größeres Gewicht in der Schaale der Staatsverwaltung fordern mußte, wenn er seinen Beruf durchzuführen im Stande sein sollte, wollten seine Gegner, für sich hiervon Alles fürchtend, den Wirkungskreis des Finanzministerii beschränkt wissen, wie es der Form nach gleichfalls die Autorität des Staatskanzleramts erheischte. Diese Ansicht siegte, und neben dem, dem Titel nach fortbestehenden Finanzministerio wurden das Schatzministerium und eine Staatscontrolle errichtet, deren Wirkungskreis zur Folge hat, daß, von diesem Zeitpunkte an, im preußischen Staate ein Finanzministerium vorhanden ist, welches, dem Wesen nach, mit der Regulirung des Staatshaushaltes nichts zu schaffen hat, sondern in der Steuer- und Domainenverwaltung, wie in der Administration der Regalien, seinen Beruf findet.*) — Wäre eine Verfassungsbasis vorhanden gewesen, so konnte eine solche Theilung nie erfolgen; da sie aber eintrat, konnte der Graf von Bülow nicht mehr an der Spitze eines zu so beschränkter Stellung zurückgeführten Ministerii bleiben, sondern er bat den König um seine Entlassung. In diesem, den treuen Diener des Thrones und den freimüthigen Beurtheiler der innern Staatsverhältnisse aussprechenden Gesuche entwickelte er seine bis-

---

*) Von dieser Einrichtung gilt dasjenige, was Fr. v. Raumer in der vorher angeführten Abhandlung S. 447 sagt: „Die Anstellung derselben hat großen Theils ihre Wurzel in der Sucht, mehr zu hemmen und zu controlliren, als zu fördern; ja von dieser Sucht waren alle älteren obern Behörden angesteckt, und die neuen haben nicht überall lange genug Quarantaine gehalten.“ —

herige Lage und die des preußischen Finanzwesens auf die bündigste Weise, ohne irgend etwas zu scheuen, als das heilige Gebot der Wahrheit. — Der König gewährte jene Bitte; doch die Anerkennung des Werthes eines so ausgezeichneten Staatsdieners verstattete nicht, diesen, wie es sonst bei verabschiedeten Finanzministern gewöhnlich ist, in den Privatstand zurückzuschieben; als Mitglied des Staatsministerii blieb er in Thätigkeit, erhielt das Präsidium der Finanzsection des Staatsrathes und ein für ihn neu errichtetes Ministerium des Handels und Gewerbes, womit das Baudepartement verbunden wurde.

Die neue Anordnung der preußischen höchsten Behörden, wie die, aus welcher Bülow schied, beweisen, daß für Preußen's innere Staats-, besonders für seine Finanz-Verwaltung, das Heil da zu erwarten steht, wo die Basis der Gesetzgebung, als solche, gegen alle Willkühr der Behörden gesichert ist, wo alle Staatsbeamten die Verantwortlichkeit zum Gesetze, als einzige Norm ihrer Dienstbefugnisse, anerkennen müssen; in der Erfüllung dieses Primitivbedürfnisses liegt der Glanz der Krone und das Heil der Nation. — Die Finanzangelegenheiten jedes mit fremden Territorien durchflochtenen Agriculturstaates des Continents von Europa werden fortdauernd eine traurige Perspective bilden, so lange man, wo Steuern die vorwaltend größere Summe der Einnahme machen, versäumt, das Abgabesystem auf eine allgemeine, allen ertraggebenden Grund und Boden anziehende Grundsteuer zu bauen, und hiermit ein indirectes Steuersystem in Verbindung zu setzen, welches recht eigentlich die Aufrechterhaltung des Grenzverkehrs in Schutz nimmt, das heißt: vom Baume des bürgerlichen Gewinnes die Zehntfrüchte bricht, aber nicht die Zweige herabreißt. — Jene Grundsteuer ist auch, wie bereits gesetzlich anerkannt wurde, in Preußen erforderlich, weil dieses Königreich, ein Agriculturstaat, den Gewinn des Landbaues als die Hauptquelle des Nationalreichthums erachten muß; ein solches indirectes Steuersystem, weil der Bewohner mercantilische Thätigkeit, begünstigt von den langgezogenen Grenzen, aus dem Kleinhandel mit den Nachbarn, vom Auslande den Gewinn lösen muß, der sonst, bei geringerer Theilnahme am großen Welthandel, den überall von den Grenzen berührten Staatsbürgern verloren geht. — Für beide Erforder-

nisse geschah bisher, daß vor zehn Jahren durch ein Gesetz allgemeine Grundsteuer angeordnet ist; daß ferner in der Einleitung des Gesetzes vom 26. Mai 1818 und in den nachher durch die Staatszeitung über solche Gegenstände gemachten Mittheilungen, in Betreff der Eingangs- und Verbrauchssteuer, die eben ausgesprochenen Grundsätze als löblich anerkannt, dem Wesen nach aber altpreußische Accisevorurtheile über den Haufen gestoßen und durch die Verwaltung unmöglich geworden sind. — Zwar priesen 1818 die Altpreußen die neue Zoll- und Verbrauchssteuer in der Staatszeitung an, weil durch sie eine Gleichstellung der Städte und des flachen Landes erfolgt, alle lästige Thorcontrollen aufgehoben und der innere Verkehr völlig freigegeben sei; und bis zum Jahre 1820 gingen diese officiell hervorgehobenen Bedingungen eines zweckmäßigen Steuersystems wieder so weit verloren, daß unter der Benennung des Controllbezirkes nicht allein dem achten Theile des preußischen Staates (etwa 600 Quadratmeilen) diese Vortheile wieder genommen sind, sondern das ganze handelnde und reisende Publicum, welches die preußischen Länder berührt, wird den lästigsten Formen, der drückendsten Officianten-Willkühr unterworfen, indeß die höchsten Staatsbeamten des heiteren Glaubens sind, daß eine treffliche Einrichtung des Staates Bedürfniß und des Volkes Wünsche erfülle. Die neueste Steuergesetzgebung vom 30. Mai 1820, welche den größeren Städten eine besondere Schlacht- und Mahlsteuer, dem übrigen Lande eine Kopfsteuer auferlegt, führt endlich in jene die Thorcontrolle wieder ein, trennt sie vom Lande und scheint beinahe die Verarmung der Städte feststellen zu können. —

Manche Theile der Staatsverwaltung haben, wie die angestrengte Wirksamkeit des Staatskanzler-Amtes beweist, eine Restauration nöthig, wenn die Staatsfinanzen zu einem gedeihlichen Zustande gelangen sollen; so der eigentliche Regierungsmechanismus, welcher in der schwerfälligen Form der Provinzialregierungen unerhörten Zeit- und Kostenaufwand verursacht; so die Verwaltung der Staatsgeldgeschäfte, den Händen eines Institutes überantwortet, dessen krebsartiger Schaden selbst der sachkundigen Beobachtung ausländischer großer Banquiers nicht entgehen konnte. —

Für die ersten Grundlagen der Form, innerhalb welcher im Staate ein Gesetz zur folgerechten Ausführung gebracht werden muß, ist bisher wenig geleistet; jede neue, angeblich die Einrichtung des Regierungsmechanismus bezweckende Bestimmung machte jene Form verwickelter, verwirrter, haltungsloser; so wurden die Regierungsbehörden von oben herab, nicht von unten herauf angeordnet; so die Provinzial-Regierungen installirt, in deren Bereiche zahllose Neben- und Unterabtheilungen bestehen, wo andere Grenzen haben die landräthlichen Kreise, die directen Steuern, die indirecten Steuern, die Forstbehörden, die Superindenturen, die Domainenkassen, die Polizei- und Medizinalbehörden, die Gerichtssprengel u. s. f. — Nicht selten offenbarten die, nach vielfacher Verzögerung zu Tage gekommenen Bestimmungen, daß bei der Kundwerdung derselben Uebereilung stattfand.

Bei so tief eingreifenden Hindernissen einer günstigen Finanzlage steht der gewünschte Erfolg fern, selbst unter der Regierung eines Königs, dessen sparsame, wohlgeordnete Hofhaltung das nachahmungswerthe Vorbild jedes guten Haushaltes macht. Die Ersparnißversuche, welche der König beim Militairetat anordnete, scheinen zu keinem erfreulichen Resultate zu führen, obgleich vielleicht nicht zu leugnen steht, daß der Haushalt des Kriegswesens, gedrückt von der Lethargie der Verwaltung, manche Ausgabenverminderung zuläßt, ohne die militairische Haltung des Staates, welche durch diplomatische Größe solchen Glanz erhielt, zu schwächen. —

Dieser nach seinen wirklichen Verhältnissen angedeutete Zustand der inneren Lage Preußen's muß erkannt werden, wenn man über den Grafen v. Bülow, als Finanzminister, über die Motive, nach welchen er aus diesem Posten schied, und über die Anfeindungen, welche seine Gegner ihm nachtragen, urtheilen will.

Wenn man, wie jener Recensent in der Jenaer Literaturzeitung (April-Stück 1820. S. 109) bemerkt, den Grafen von Bülow erst wieder erkennt, als er einem glanzvollen Titel entsagte, den er, ohne die ganze, ihm zugehörige Wirksamkeit zu üben, nicht länger beibehalten durfte; so ist nicht zu übersehen, daß seine gegenwärtige

officielle Stellung ihm Gelegenheit giebt, alle die Eigenschaften und Vorzüge, die seine Verehrer an ihm preisen, mit großem Erfolge zu gebrauchen. Als Mitglied des Staatsministerii und des Staatsrathes, in der speciellen Qualität als Minister des Handels und Gewerbes, ist er befugt und verpflichtet, auf die gültigste Weise Alles zur Sprache zu bringen, was der Beförderung des Nationalwohles sich entgegenstellt, was die Industrie hemmt, den Kreislauf der bürgerlichen Thätigkeit stört und mit dem Wohlstande die Vaterlandsliebe untergräbt. Er kann und soll das Organ der Nation sein in allen Beziehungen des Bürgers zum Staat. So ist er selbst vom Könige berufen, eine Function zu erfüllen, die nicht herrlicher gedacht werden kann. Er scheint diese Verpflichtung zu würdigen, indem er die nachtheilig wirkenden, vorhin näher bezeichneten Steuer-Einrichtungen zuvor eifrig bestritt, nachdem sie aber in Wirksamkeit gesetzt sind, deren Erfolg genau beobachtet, wobei ihm, unter öfterer Bereisung der Provinz, seine leicht ansprechende, überall Vertrauen gewinnende Persönlichkeit reiche Hülfsmittel darbietet.

Erwartungsvoll sehen gegenwärtig die Bewohner vieler preußischer Provinzen auf ihn und auf die Art, wie er die Resultate seiner neuesten, mehrmonatlichen Reisen, im Sommer und Herbste 1820, zur Sprache bringen wird. Es sind sehr bedeutsame Thatsachen, welche durch ihn in des Thrones Nähe ihren Vertreter finden müssen. Ueberall, wo er hinkam, waren der Ausstellungen viele aufgesammelt, die man ihm vertrauensvoll an's Herz legte; daher die einzige Klage, welche ihm hin und wieder persönlich nachgetragen wird, daß er sich in dem Kreise der ihn sehnsuchtsvoll Erwartenden, ihren Wünschen nach, zu wenig durch eigne Ansicht und Prüfung orientiren konnte und zu kurze Zeit aufgehalten habe, z. B. in der mercantilisch und politisch so wichtigen Stadt **Aachen**. — An mehreren Orten kamen ihm die Bewohner mit einer herzlichen Verehrung entgegen, wie sie selten andern Ministern in den neu erworbenen Provinzen zu Theil wurde, so zu Malmedi; man bezeugte ihm Huldigungen, die vollständig beweisen, daß das Andenken des als westphälischer Finanzminister erworbenen Ruhmes noch im frischen Gedächtnisse sei. — Durch nie versagten Zutritt, durch gütige Aufnahme und freundliches Gehör, welche er, in

gewinnender Theilnahme, verstattet, indeß öfters Minister nur auf der Parade öffentlicher Audienzen zugänglich sind, widerlegt er am besten solche Anfeindungen, wodurch man seine, über alle Standesvorurtheile erhabene Humanität verdächtig zu machen sucht. Nicht dadurch allein, daß man zuweilen Leute aus allen Ständen mit gnädiger Herablassung bei sich sieht, bewährt der wahre Staatsmann seinen Beruf: wie in der bürgerlichen Rangordnung, so in der Anmuth der Sitten den Gipfel erreicht zu haben, welche glänzende Eigenschaft, wie schon erwähnt ward, der Graf von Bülow vollkommen besitzt. — Bei einer solchen Charakterhaltung, wo Popularität Lebensbedingung, sind Besorgnisse, daß die Mitgliedschaft des alten Geburtsadels den Nationalwünschen sich entgegenstellen könnte, unzeitig. Hat doch, nach dem Antrage des Staatskanzlers, sich selbst der König hierüber bei mehreren Veranlassungen so entschieden ausgesprochen, und noch neuerlich, im Anfange des Jahres 1820, durch eine Resolution, die er den Herren von N. N. und Consorten, welche unter dem Titel der havelländischen Ritterschaft um Wiederherstellung ihrer alten Privilegien und um Aufhebung des feierlich verheißenen Constitutionsgelübdes baten, so hochsinnig fest erklärt, daß bei einem solchen König von dieser Seite her jeder Verdacht verbrecherisch ist. — So mag auch Bülow immerhin des Geschlechtsadels Werth auf der Stufenleiter der gesellschaftlichen Verhältnisse anerkennen; den Feudalinstitutionen des Adelthumes, in sofern sie sich dem Staatswohle entgegenstellen, kann er um so weniger je die Hand bieten, da er in der Schule der eigenen Laufbahn erfuhr, daß in unsern Tagen, wo Aller Blicke hingerichtet sind auf die Regenten und ihre Minister, den letzteren etwas Haltbares zu wirken nur verstattet ist, in der weisen Beachtung des Zeitgeistes und mit dem liebenden Vertrauen der Gesammtheit der Nation, erworben durch Wahrheit, Einsicht und Consequenz. —

Welcher Beruf dem Grafen v. Bülow im preußischen Staate zu Theil wird, wenn man in der Erkenntniß mancher Abwege zu der Ueberzeugung gelangt, daß ohne die vorhin angegebenen Bedingungen einer durchgreifenden Reform keine Sicherstellung der Staatsbedingungen und der Staatsbedürfnisse möglich ist, in dem Zeitpunkte, wo die Einheit der Ministerien durch eine Verfassungsurkunde

und durch die Verpflichtung aller Beamten zum Gesetze, größeres Gewicht und Haltung gewinnt — wird, wie der Zeitpunkt so großer Erscheinungen, von Vorfragen bedingt, deren Antwort noch im Dunkel der Zukunft liegt. —

Entschieden ist es, daß sich König und Nation Glück wünschen können zu dem Besitze eines Ministers, der, wie er, in der Blüthe des Mannesalters, mit dem Erfahrungsschatze eines vielseitigen Lebens wohl gerüstet hervortreten kann zu jedem Berufe der Zukunft, indeß schon der der Gegenwart zur Erfüllung schöner Erwartungen berechtigt. —

Wie derselbe Strom, welcher mit wellenloser Ruhe durch Wiesen und Aehrenfelder fließt, aus den Gebirgen und Klippen mit ungestüm verheerendem Wogendrange hervorschäumt, so hat der Zeitenstrom seinen Friedenslauf, wie seine Cataracten und Brandungen, welchen zu befahren, wir den Völkern, Staaten und Königen, vor allen dem geliebten preußischen Vaterlande, muthige Steuermänner und kundige Lootsen wünschen wollen, ohne Furcht vor Mißverständniß des deutungsreichen Bildes. —

Diese Mittheilung aber über das Leben eines merkwürdigen Mannes mag angenommen und erwogen werden als biographischer Beitrag, bei dessen Aufstellung der Schriftsteller es sich wohl vorhersagen kann, daß manches Wort des Lobes und Tadels zu hart erachtet wird, wie man an so eben von der Staffelei genommenen Bildnissen häufig rügt: der Farbenauftrag sei in Licht und Schatten zu lebhaft; doch die Uebergänge fallen milder ins Auge, von Jahr zu Jahr, und die treue Zeichnung bleibt — ein Eigenthum der Geschichte.

Pius VI.

Nach einer Darstellung im Edinburgh Review LXII.

Pius VI.

In einem früheren Bande dieses Werks*) gaben wir unsern Lesern eine kurze Darstellung der Lebensgeschichte des unglücklichen Pius, in ihren Hauptzügen vorzüglich nach Brancadoro und Bourgoing, mit einer, wie wir uns schmeicheln, unverkennbaren Unparteilichkeit vom Herausgeber bearbeitet. Seitdem sind zwei neuere Schriften über diesen Gegenstand erschienen,**) von deren Anzeige der nordbrittische Gelehrtenverein, dessen Ansichten wir schon früher***) in dem Lebensbilde eines deutschen Monarchen unsern Lesern darzulegen versuchten, Veranlassung genommen hat, mit Beseitigung der beiden angezeigten Werke, aus ungenannten, jedoch als authentisch verbürgten Quellen ein durch manche minder bekannte, wenn auch nach eigenthümlicher Weise mit etwas grellen Farben gezeichnete Züge, characterisirtes Lebensgemälde Pius VI. aufzustellen,†) welches wir aus den nämlichen Gründen, die uns bei der eben angeführten früheren Benutzung dieser Quelle leiteten,††) unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

*) Zeitgenossen B. I. Abth. 4.

**) Vita apologetica della santa memoria del sommo Pontifice Pio VI., Pellegrino Apostolico. Soleta 1818.
Mémoires du Pontificat de Pie VI. pour servir à l'histoire du Gouvernement Ecclesiastique, pendant les premières années de la Revolution. Lyon 1817.

***) Zeitgenossen Heft XIII.

†) Edinburgh Review B. LXII.

††) Zeitgenossen a. a. O. M. s. das Vorwort des Herausgebers zu dem bezeichneten Artikel.

Angiolo Braschi war der letzte männliche Zweig eines edeln Stammes, dessen gesunkene Vermögensumstände ihn schon in seinen Jünglingsjahren nöthigten, seine Vaterstadt Cesena zu verlassen. Einige Jahre widmete er sich in Rom dem Rechtsfache,*) doch ohne glänzenden Erfolg, und man schrieb ihm mehr Spitzfindigkeit als Beredtsamkeit zu. Endlich ward er durch den Cardinal Rezzonico, Neffen des regierenden Papstes Clemens XIII., zum Prälaten befördert, eine leere Titularwürde, die nur dadurch Werth erhielt, daß sie diejenigen bezeichnete, welche zu wesentlichern Beförderungen bestimmt waren. Der Papst liebte die Pracht, und seine Neffen hatten ein sehnliches Verlangen, ihr Glück zu machen. Braschi ward anfangs als Architect gebraucht und in der Folge zum Großschatzmeister der Kirche ernannt. In der Baukunst besaß er einige Kenntnisse, nicht aber im Finanzfache; er überließ sich daher einigen großen Banquiers, einer Menschenclasse, die jederzeit gedeiht, wenn der Staat Geldmangel leidet. Als Clemens XIV. (Ganganelli) auf den päpstlichen Stuhl erhoben ward, forderte man unerwartet Rechnungsablage vom Schatzmeister, und obwohl es ihm mit Giovanetti's Hülfe gelang, seine schlechte Cassenverwaltung hinter furchtbaren Zahlenreihen und Rechnungen zu verstecken, ward er dennoch unverzüglich und zwar mit ungewöhnlicher Härte, entlassen. Der neue Papst konnte es jedoch nicht vermeiden, ihn zum Cardinal zu erheben, indem alle diejenigen, welche das Schatzmeisteramt bekleidet haben, zu dieser Würde herkömmlich berechtigt sind. Zum Glück für den Bestechlichen und Unfähigen ist es in Rom ein angenommener Grundsatz, daß jede Anklage eines der hohen Staatsbeamten der päpstlichen Regierung zugleich eine Anklage der allbekannten Infallibilität ihres großen Oberhauptes befaßt, und folglich die inspirirte Weisheit aller Nachfolger St. Peter's in Mißcredit bringen würde. Ganganelli bezeigte jedoch dem neuen Cardinal sein Mißvergnügen dadurch, daß er ihm einen äußerst spärlichen Jahrgehalt bewilligte, so, daß Braschi's Vermögenslosigkeit durch die Cardinalswürde nur noch bemerklicher ward, und nur

*) M. vergl. Zeitgenossen Bd. I. Abth. 4. S. 78—80.

Träume künftiger Größe ihn über das Unbedeutende seiner Lage trösten konnten. Der Erschatzmeister war der Dankbarkeit fähig, und glücklich genug, dies Gefühl auch einem andern einzuflößen. Dies war ein gewisser Gnudi, der unter seinem Schutze große Reichthümer erworben hatte und jetzt seinen Geldbedürfnissen abhalf; — eine Freigebigkeit, deren Früchte er in der Folge während des langen Pontificats des zur Nothzeit von ihm Unterstützten unausgesetzt reichlich einärndtete.

Im neuen Rom ist, wie ehemals im alten, erkünstelte Verstandesschwäche oft die Maske der entschlossensten Ehrsucht, und Braschi scheint in diesem Vaterlande der Ränke das Muster des ältern Brutus vor Augen gehabt zu haben. Ohne eine vollkommene Geistesschwäche zu erheucheln, stellte er eine höchst zufriedene und anspruchslose Mittelmäßigkeit zur Schau. Er verlebte seine Zeit mit Männern von tadellosem moralischen Character und geringen Talenten, und ohne Austerität und Eifer für die Religion zu erheucheln, legte er in seinem ganzen Benehmen ruhige Unterwürfigkeit unter das Ansehn derselben an den Tag. Nicht für die Wissenschaften, wie Lambertini, nicht für die Künste, wie Rezzonico, nicht für freisinnige, philosophische Ideen, wie Ganganelli, zeigte er irgend einen leidenschaftlichen Hang; seine Armuth und sein einfaches Leben entwaffneten jede Beargwöhnung seiner ehrsüchtigen Pläne, und während seine Freunde ihm nichts, als ein ruhiges, unbedeutsames Leben prophezeihten, übersahen ihn seine höher strebenden Brüder entweder in schweigender Verachtung, oder sie rechneten auf ihn als einen sichern, fügsamen Gehülfen in ihrem eignen Streben nach Auszeichnung. Das im J. 1775 erfolgte Absterben Ganganelli's und die Verhandlungen des Conclaves, welches ihn gegen die Wünsche und Absichten des größten Theils seiner Mitglieder auf den päpstlichen Stuhl erhob, enthüllten auf einmal die Zwecke und die Früchte dieser langen Verstellung.

Wir maßen uns nicht an, den ganzen Mechanismus jener verwickelten und geheimnißvollen Verfahrungsart zu erklären, wie die Cardinäle, so wie die Bienen nach dem Tode ihrer Souverainin eine neue Bienenkönigin, einen neuen Papst erzeugen; doch wollen wir einiger Einzelnhei-

ten erwähnen, die nicht ganz ohne Interesse sein dürften. Die Zahl der Cardinäle beläuft sich gemeiniglich auf siebenzig, — selten auf zwei oder drei mehr oder weniger. Die Mehrheit ist gänzlich unbedeutend und ein bloßes Werkzeug in den Händen einiger thätigen Häupter. Diese pflegen sich, wenn das Conclave sich versammelt, wiederum in zwei förmliche Parteien oder Factionen zu sondern: nämlich in diejenigen, welche unter den letzten Päpsten Aemter bekleideten, und in diejenigen, die unter dessen nächstem Vorgänger sich Aemter oder Einfluß erworben hatten; denn da die Päpste gemeiniglich in vorgerücktem Alter erwählt werden, so überleben ihre Anhänger sie lange, und erwerben durch Erfahrung und Gewandtheit einen Einfluß, völlig gleichkommend dem der neueren Machthaber. Eine dritte Partei im Conclave, und nicht selten die mächtigste, ist die der auswärtigen Cardinäle, vertretend das politische Interesse der catholischen Staaten, denen sie angehören. Seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts, als zuerst das anmaßende Supremat des päpstlichen Stuhls bezweifelt zu werden begann, bestanden bei den Papstwahlen gemeiniglich die catholischen Mächte auf dem Grundsatze des Gleichgewichts der Macht; und Frankreich, Spanien und Portugal verlangten und übten jederzeit das Recht eines unbedingten Veto gegen einseitige Ernennungen. Um einen Candidaten auszuschließen, bedarf es nur der Erklärung des Stellvertreters einer dieser Mächte: il mio Re non lo vuole. Oesterreich genießt factisch das nämliche Recht, obgleich es nicht förmlich anerkannt ist. Seit den Zeiten H a d r i a n's VI., den Carl V. den Cardinälen zum Papst aufdrang, waren alle Päpste Italiener; denn die große Mehrheit der in Italien heimischen Cardinäle ist entschlossen, sich keinen fremden Gebieter zu geben, und diese Beschränkung scheinen sich die in andern Stücken um den Vorrang streitenden Staaten gefallen zu lassen. Der zweite allgemein angenommene Grundsatz scheint der zu sein, daß die Wahl auf einen Mann fallen muß, der hinreichende Talente besitzt, die päpstliche Würde vor Herabwürdigung und Mißbrauch zu sichern, nicht aber auf ein Herrschergenie, welches jeder Lenkung Trotz bieten oder Beistand verschmähen würde. Verfassungsmäßig ist der Papst ein unumschränkter Souverain; allein factisch ist er gewöhnlich nur das Haupt einer Oligarchie.

Im Jahr 1775 erhob sich in der catholischen Kirche die große Streitfrage: ob die Jesuiten wieder hergestellt oder ferner unterdrückt bleiben sollten? Ohne Zweifel war dieser merkwürdige Orden selbst dem päpstlichen Stuhle furchtbar geworden; aber im Ganzen war die Wiederherstellung desselben der entschiedene Wunsch und das unleugbare Interesse der Kirche. Die Jesuiten waren bei weitem die mächtigsten Verfechter des catholischen Glaubens gewesen, und hatten am meisten dazu beigetragen, ihm seinen alten Glanz und Einfluß wieder zu verschaffen; ein beträchtlicher Theil der großen Reichthümer, die sie in Europens Städten und in ihren großen Niederlassungen in Asien und America sammelten, fand seinen Weg nach Rom, erhielt den Pomp des Vaticans, und befriedigte die Habgier der Machthaber unter den Cardinälen. Dagegen bestanden alle weltlichen Fürsten Europens auf die Unterdrückung des Ordens, und Ganganelli, wahrscheinlich eingedenk des Beispiels Heinrich's VIII. von England, hatte es der Klugheit gemäß gefunden, sich ihrem Verlangen zu fügen. Ganganelli war nicht mehr, und es war jetzt der Hauptzweck der catholischen Souverains, zu hindern, daß kein unternehmenderer und entschlossenerer Papst sein Nachfolger werde. Alle hingegen, welche die frömmelnde, unersättliche Ehrsucht der Priesterschaft theilten, sehnten sich vor allen Dingen nach der Wiederherstellung jenes vorherrschenden Ordens. Durch Benutzung des Strebens dieser beiden Parteien, und beide täuschend, erhob sich Braschi auf den päpstlichen Stuhl.

Der Cardinal Rezzonico, sein erster Beschützer, war ein großer Verfechter der Jesuiten, und genaue Kunde von Braschi's Character, insbesondere von seiner Kühnheit und geheimen Ehrsucht, bewog ihn zu dem Vorschlage, seinen ganzen — damals sehr viel vermögenden — Einfluß auf seine Erhebung zum Pontificat zu verwenden, falls er sich anheischig machen würde, die Acte über die Unterdrückung des Jesuitenordens wieder aufzuheben. Der Vorschlag ward angenommen, und die Umtriebe der beiden einverstandenen Cardinäle begannen jetzt mit jener Doppelzüngigkeit, die so lange schon die Politik italienischer Ränkemacher auszeichnete. Am Abend vor der Versammlung des Conclaves begab sich Braschi auf den Rath seines Patrons insgeheim zu den Gesandten aller damals in Rom

anwesenden catholischen Mächte, suchte sie durch übertriebene Darstellung des, übrigens allgemein bekannten Eifers des Cardinals Rezzonico für die Jesuiten, und seiner muthmaßlichen Anstrengungen zur Erlangung der dreifachen Krone in Furcht zu setzen, und versprach dagegen, falls sie ihm selbst zum Pontificat verhelfen würden, die Pläne Rezzonico's und seiner Anhänger zu vernichten. Zu wenig kannten die auswärtigen Botschafter Braschi's Character, um in seine wahren Zwecke einzudringen, sie trugen daher kein Bedenken, ihm zu versprechen, daß ihr Veto und ihr Einfluß zur Unterstützung derjenigen Partei verwandt werden solle, die am fähigsten und bereitesten sei, den ihnen verhaßten Orden ferner unterdrückt zu lassen.

Bekanntlich dürfen die Mitglieder des Conclave, sobald es versammelt ist, mit der äußeren Welt keine offenkundige Gemeinschaft haben, bis das große Werk der Wahl vollbracht; auch ist es nicht leicht mit Bestimmtheit zu erfahren, was während ihrer Abgeschiedenheit unter ihnen vorgeht. Man weis jedoch, daß, da die Mitwirkung einer gewissen Anzahl unumgänglich erfordert wird, und die Stimmen in versiegelten Zetteln gegeben werden, die entgegengesetzten Parteien gewöhnlich ihre Kräfte gegen einander versuchen, und durch eine Reihe vorgängiger oder vorbereitender Wahlen ihre Pläne maskiren, oder die ihrer Gegner ergründen, wobei sie die vorgeblich Begünstigten dergestalt vervielfältigen, daß keiner unter ihnen die erforderliche Anzahl von Stimmen haben kann, dennoch aber durch die Resultate manches von den Plänen ihrer Gegner herausgebracht oder von ihren eignen verdeckt wird. Dies nennt man „Wahlen pro forma" und „Stimmgebungen in honorem". Braschi, als ein unbedeutender Mann, erhielt anfangs viele dieser nichtssagenden Complimente. Endlich erhob ihn Rezzonico zu einem gewissen Grade der Wichtigkeit, indem er seiner Partei das vorgebliche Geheimniß der nächtlichen Besuche Braschi's bei den fremden Gesandten und der gegen sie übernommenen Verbindlichkeiten enthüllte und ihr zu gleicher Zeit einen Wink gab, es sei das einzige Mittel, Braschi's Umtrieben entgegenzuwirken, wenn sie ihn, — Rezzonico, — zur ersehnten Würde erhebe. Als die fremden Cardinäle hiedurch Braschi's Privatmittheilungen bewahrheitet zu sehen glaubten, und erwogen, daß er allein sich verpflichte, die

Jesuiten unterdrückt zu lassen, boten sie ihm, um die drohende Gefahr abzuwenden, sogleich ihre ganze Unterstützung an. Kaum war Rezzonico von ihrem Beitritt benachrichtigt, als er noch spät Abends, vor der Eröffnung des Conclave, und als bereits jede Gefahr der Mittheilung vorüber war, allen seinen Anhängern ein Rundschreiben in die Hand stecken ließ, des Inhalts: Braschi's Undankbarkeit und Treulosigkeit habe selbst diejenigen, die ihn bestechen hätten, von ihm abwendig gemacht und sie überzeugt, daß sie die Erwählung eines so verworfenen Mannes nie durchsetzen könnten; sie hätten sich daher über die Wahl eines andern Ueberläufers von ihrer Partei, den er noch nicht nennen dürfe, vereinigt, für den sie am folgenden Morgen sämmtlich stimmen würden. Um diesen neuen Plan zu vereiteln, sei es nöthig, mit aller Vorsicht zu Werke zu gehen; und da Braschi am morgenden Tage von seinen neuen Freunden verlassen sein und wahrscheinlich keine einzige Stimme haben würde, so sei es am sichersten, wenn sie sämmtlich ihm ihre Stimmen gäben." Dies geschah, und beide Theile waren in gleichem Grade erstaunt, als bei der Eröffnung der versiegelten Zettel sich ergab, daß Braschi gewählt war. Der Erfolg zeigte, daß er eben sowohl seinen Freund Rezzonico, als andere Wähler täuschte, und nie einen Schritt zur Wiederherstellung der beliebten Jesuiten that.

Ungesäumt warf er jetzt die Maske des bescheidenen Cardinals ab und enthüllte den kühnen, ehrsüchtigen Character eines Papstes. Auch sein Kleinigkeitsgeist und seine Eitelkeit begannen sogleich sich zu enthüllen; denn kaum war er seiner Wahl gewiß, als er zwei ausführliche Schreiben, das eine an seine Schwester und das andere an die Bürgerschaft seines Geburtsorts Cesena erließ; das erstere, um die Familie zu unterrichten, welche Geschenke sie dem neuen Papste zu machen habe, und das letztere, enthaltend die kleinlichsten Vorschriften zu den Festen der Bürgerschaft bei Gelegenheit der Erhebung ihres Landsmannes, und sogar zur Farbe und dem Schnitt des Anzuges, worin die bei dieser Gelegenheit zu beschenkenden armen Kinder in der Procession erscheinen sollten. Es ist leicht zu erachten, wie sehr sich ein solches Gemüth an der Wuth und Bestürzung der Mitbewerber weidete, die sich vor dem unwissentlich Gekrönten beugten, ohne daß er sich

je herabließ, sie von dem Fußfall, wozu sie sich selbst erniedrigt hatten, zu erheben. Seit der ersten Stunde seiner Erhöhung nahm er den Ton eines unumschränkten Fürsten an, und regierte unabhängiger von seinen Cardinälen, als irgend ein anderer Papst, den die Geschichte nennt. Als bei seiner Krönung die Cardinäle dem Herkommen gemäß einen Büschel Flachs auf einer silbernen Schüssel vor ihm verbrannten mit dem Ausruf: „Sic transit gloria mundi!“ war ein verächtliches Lächeln sein ganzer Commentar zu dieser bildlichen Lehre. Befragt: auf welchen Fuß er seine Haushaltung eingerichtet zu haben wünsche? erwiderte er, weit entfernt von der bei dieser Frage gewöhnlich von seinen Vorgängern zur Schau gestellten Demuth, ohne sich einen Augenblick zu bedenken: „auf den Fuß eines Souverains.“ Seit Alexanders VI. unrühmlicher und Hadrian's VI. drückender Regierung hatte kein Papst gewagt, einen Namen anzunehmen, welchem die Zahl sechs beigefügt werden mußte. Das bekannte Distichon:

Sextus Tarquinius, Sextus Nero, Sextus et iste
Semper sub Sextis perdita Roma fuit!

mußte natürlich Männer, die vom Aberglauben lebten, abhalten, den Schrecken desselben Trotz zu bieten. Aber der neue Papst verachtete alle Vorbedeutungen und nahm kühn den Namen: Pius VI. an; eine Kühnheit, die er, wie man nicht ohne Lächeln vernehmen kann, in den Tagen seines Mißgeschicks bitter bereute. Damals war er jedoch so weit entfernt von ähnlichen Besorgnissen, daß er der ganzen catholischen Welt ein Aergerniß gab, indem er mit entblößtem Haupte und stark gepudertem Haar den päpstlichen Stuhl bestieg. Zwar tragen die Päpste niemals Perücken, aber ein geweihtes Käppchen, die papalina, hatte bis dahin einen unentbehrlichen Theil ihrer Amtskleidung ausgemacht. Braschi hatte als Cardinal eine Perücke getragen und unter derselben zu dieser großen Schaustellung listig seinen Haarwuchs genährt, den er jetzt ohne papalina, gekräuselt wie das Haar eines Stutzers, vom Hofe Ludwig's XV. zur Schau stellte. Se. Heiligkeit, damals im sechsundfunfzigsten Jahre seines Alters, war überhaupt jederzeit ein großer Bewunderer seiner eignen Schönheit, und zeigte sie gern im vortheilhaftesten Lichte. Natürlich ward seine Toilette von allen lebenslustigen Geistli-

chen nachgeahmt, und die alterthümlichen canonischen Lehrsätze über den priesterlichen Anzug wurden in einem höchst beunruhigenden Grade hintangesetzt.

Aber war gleich Pius VI. ein Stutzer in seinem Anzuge, so war er keinesweges von lockeren oder zügellosen Sitten, und mit Unrecht würde man der ihm Schuld gegebenen Nachsicht gegen Laster die allerdings zu seiner Zeit herrschende Erschlaffung der Moralität zuschreiben. Das Wahre an der Sache ist, daß die Ueppigkeit und die daraus hervorgehende Sittenverderbniß jener Zeiten in allen civilisirten Ländern Europens so sehr überhand genommen hatte, daß es nur das Aergerniß vermehrt haben würde, ohne die Sünde zu vermindern, hätte Pius sich das Ansehn geben wollen, jeden Uebertretungsfall mit Strenge zu rügen. Die Vernichtung der Freiheit und der zunehmende Handel hatten mitgewirkt zur Hervorbringung dieses Uebels, — jene, indem sie den Reichen und Vornehmen keine andere Beschäftigung übrig ließ, als Vergnügungen, und letzterer durch Herbeiführung vermehrten Ueberflusses, — des Mittels zur Befriedigung jener Genüsse. Jedes Uebel pflegt jedoch endlich selbst sein Gegenmittel zu bewirken; und das geschah auch mit diesem, wenn gleich auf die rauheste und unheilbringendste Weise. Durch Müßigkeit und Verderbtheit werden die Großen, beraubt aller würdigen politischen Beschäftigungen, zugleich verächtlich und verhaßt in den Augen des Volks, welches sie durch blutige Aufstände und sinnlos entworfene Reformen zu strafen und herabzuwürdigen strebt. Die Verderbtheit der Regentschaft und der Regierung Ludwig's XV. war die wirkende Ursache der französischen Revolution; und wenn Pius VI. die Enthüllung ähnlicher, unter den römischen Großen herrschenden Sittenlosigkeiten hinderte, so darf man annehmen, daß er hiedurch eine solche Catastrophe in Italien verzögerte und nicht beschleunigte. Dennoch warf man ihm Letzteres vor, und zwar aus folgenden Gründen: Schon seit langer Zeit hatten in Rom zwei Staatsbeamte, der Vicario und der Viceregente, das Censor- oder Sittenrichteramt verwaltet, mit der Befugniß, jedes Individuum beider Geschlechter, dessen Benehmen zum öffentlichen Aergerniß Anlaß gab, vorzufordern. In einem Lande, regiert durch Männer, die zum Cölibat gezwungen sind, konnten, wie leicht zu erachten ist, solche Behörden nicht unbeschäftigt

sein, und mit Recht urtheilte Pius, daß die öffentliche Erörterung dieser Gegenstände der bürgerlichen Gesellschaft mehr Schaden als Vortheil bringen müsse. Auch war ihm nicht unbekannt, daß die Macht dieser Censoren oft schändlich gemißbraucht wurde. Kurz, er fühlte, daß diese Einrichtung dem Zeitalter nicht mehr angemessen sei, und that, was er konnte, die Thätigkeit sowohl dieses Tribunals, als der Inquisition zu mindern. Freilich zog ihm dies den heftigen Tadel der Zeloten und Puristen zu; aber wohl hätte er ihnen mit Solon antworten können: daß er seinem Volke Gesetze gebe, die es ertragen könne, und daß in foece Romuli Utopische Grundsätze noch größere Nachtheile, als Unwirksamkeit zur Folge haben würden. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß Pius mehr Geschmack an Ueppigkeit und weltlicher Eleganz hatte, als mit dem Character eines Geistlichen verträglich war, und daß er sich zu sehr an scandalösen Geschichten solcher Art belustigte, von denen er selbst nie der Gegenstand war. Freilich geschah dies unter dem Vorgeben, dergleichen Stadtklätschereien, die ihm großes Vergnügen machten, als Werkzeug der Polizei zu gebrauchen, und die römischen Damen sahen nicht nur öffentlich den weltlichen Adel zu ihren Füßen, sondern sie hatten auch insgeheim großen Einfluß auf viele alternde Cardinäle und ehrwürdige Prälaten, welche Pius, sorgsam unterrichtet von ihren Liebeshändeln, um so sicherer beherrschte; allein um dies zu bewirken, mußte er jene Schönen in seinen besondern Schutz nehmen; die Folge davon war, daß zu seiner Zeit nicht der Gelehrsamkeit und den Talenten, sondern denen, die sich bei viel vermögenden Damen in Gunst zu setzen wußten, einträgliche Pfründen verliehen wurden.

Noch weit größeren Anstoß nahmen die Frömmler an einer keinesweges tadelnswerthen Maaßregel, nämlich seinem Streben nach Abschaffung der Mißbräuche der Freistätten, welche die Kirchen und Gesandtenwohnungen Mördern und allen andern Arten von Verbrechern gewährten. Zwar konnte er dies Privilegium nicht gänzlich aufheben; allein seine wachsame Polizei fing nicht selten die Verbrecher auf, und verfuhr gegen notorische Bösewichter sogar manchmal mit einer über die Grenzen des Gesetzes hinausgehenden Strenge.

Pius war ein Beschützer der Talente, aber er zog die schönen Künste den Wissenschaften vor. Seine größte Schwäche war in dieser Hinsicht die besondere Begünstigung der „Arcadier," — einer Gesellschaft, worin schon seit geraumer Zeit jeder Dummkopf, der ein Sonnet zusammenstoppeln und eine Zechine an Eintrittsgebühren aufbringen konnte, ein Dichterpatent, einen Schäfernamen und eine Landverleihung in irgend einem romantischen Districte des alten Arcadiens erhielt.

Pius war der Schmeichelei nicht abhold; er war ein großer Bewunderer Metastasio's, so wie überhaupt der Dichter, die in seiner Jugend berühmt gewesen waren; natürlich strebte daher Jeder, in der Gesellschaft der Arcadier als Poet aufzutreten, und Manchem gelang es, sich auf diesem Wege ein Secretariat bei Staatsministern oder Cardinälen zu verschaffen.

Für die Künste that Rezzonico viel durch Stiftung des Clementinischen Museums, welches, sehr bereichert durch Pius, in der Folge den Namen des Pio-Clementinischen erhielt. Auch Pius munterte die Künstler auf, mit Ausnahme der Architecten, vielleicht weil er sich selbst als den einzigen ausgezeichneten Kunstkenner in diesem Fache betrachtete. Dies Selbstgefühl bewog ihn, blos mit Zuziehung eines gewöhnlichen Baumeisters den Pallast, womit er seinen Neffen beschenkte, zu errichten. Die Lage ist schlecht gewählt; aber Pius, der in jeder Handlung seines Lebens ein unbegrenztes Streben nach Ruf mit einer unüberwindlichen Abneigung gegen die Aufopferung der ihm am nächsten liegenden Genüsse verband, erbaute jenen Pallast in der Strada Papale, blos weil er dort an seinem Wege zum Vatican lag, und er recht oft mit Bequemlichkeit der Ansicht desselben genießen konnte. Doch er wagte sich an ein noch größeres Werk der Baukunst, welches seit Bramante's und Michel Angelo's Zeiten kein Künstler zu unternehmen sich getraut hatte. Der Peterskirche mangelte eine Sacristei; aber an der einzigen Stelle, wo sie erbaut werden konnte, stand ein alter Tempel der Venus, den Michel Angelo nicht zu berühren wagte. Pius riß ihn nieder und errichtete an dessen Stelle eine Sacristei, die einen schlechten Effect macht, und mit dem großartigen Meisterwerke, dem sie angehängt ward, kei-

nesweges harmonirt; aber sie setzte Se. Heiligkeit in den Stand, eine große Geldsumme zu verschwenden, und in ihrem Innern sein eignes Standbild aufzustellen mit der Inschrift: „Quod ad Templi Vaticani ornamenta Publica Vota flagitabant, Pius VI. Pont. Max. fecit perfecitque.

Der ungemeine Kostenaufwand, den diese Unternehmungen erforderten, zeigte eine große Rücksichtlosigkeit für die Wohlfahrt des künftigen Nachfolgers, und pflegt gleich selten den Wahlfürsten Sparsamkeit eigen zu sein, so trieben doch selbst unter den Päpsten wenige die Verschwendung so weit, als Pius VI. Die Geldbeiträge auswärtiger Staaten hatten allmählig abgenommen oder ganz aufgehört, und die Nachfolger Benedict's XIV. waren genöthigt, den Ausfall an Einkünften auf Kosten ihrer Unterthanen zu ersetzen. Aus tugendhaften Absichten beraubte Ganganelli durch Aufhebung der Jesuiten Rom aller durch sie dort angehäuften Reichthümer, so daß sein Nachfolger, Pius VI., eine öffentliche Schuld und Papiergeld vorfand.

Die Gläubiger der apostolischen Kammer waren theils Unterthanen des Papstes, theils andere Italiener, hauptsächlich die Genueser. Die italienischen Regierungen genossen damals eines unbegrenzten Vertrauens, gegründet auf ihr Alterthum, — auf den seit einem halben Jahrhunderte in ganz Italien herrschenden Frieden, und vor allen Dingen auf die Pünktlichkeit, womit sie ihre Geldverbindlichkeiten erfüllten. Selbst nachdem schon die Franzosen über die Alpen gegangen waren, wurden fortwährend Gelder in den öffentlichen Fonds angelegt, und Rom, eine geheiligte Stadt, fern vom Kriegsschauplatze, schien Privatpersonen der sicherste Ort zur Niederlegung ihres Capitalvermögens, welches Pius kein Bedenken trug, zu seinen eignen Zwecken zu verwenden. Schon längst waren Banknoten von 2 bis 3 Pf. St. in Umlauf gewesen; allein Pius vermehrte beträchtlich ihre Zahl und setzte zugleich Papiergeld vom kleinsten Betrage in Circulation. Die Folge davon war, daß es unverzüglich im Werthe sank und durch neues, immer tiefer fallendes Papiergeld ersetzt wurde, daß das Volk mitten im Ueberfluß verarmte und die Bankiers Reichthümer anhäuften, große Landbesitzungen

ankauften und sich in den Adelstand erheben ließen. Aber Pius ließ sich hiedurch in seinen Bauten nicht stören, und um die Kosten aufzubringen, ersann er die Anlegung von Manufacturen auf Kosten der Regierung; da es jedoch zu solchen Unternehmungen sowohl an Capitalien, als an Erwerbfleiß fehlte, und Jeder, der noch Geld besaß, es durch Landbesitzungen zu sichern strebte, so endete dieser Versuch in gesteigerter Finanzzerrüttung.

Diesem Projecte folgte ein anderes, — allerdings in mehrerer Hinsicht weit einladenderes, — die Erweiterung des Ackerbaues. Kaum der vierte Theil jenes weiten Landstrichs, Agro Romano genannt, ist angebaut; der Rest ist unbenutzt, aus Mangel an Capital und an Menschen; denn die niedrige Lage des Landes und das stehende Wasser, ausgedehnt über eine so weite Fläche, verpestet häufig die Luft und mindert die Bevölkerung der anstoßenden Districte. Man rieth dem Papste, den nahen Bergbewohnern, die sich dazu verstehen würden, ihre unfruchtbaren Hochlande mit jenen Ebenen zu vertauschen, Geldvorschüsse und Geräthschaften zu bewilligen. Anstatt diesen leicht ausführbaren Plan zur Verbesserung und Urbarmachung des Agro Romano anzunehmen, wagte Pius sich an eine Unternehmung, die nur für Rom's Kaiser in ihrer glücklichsten Periode ausführbar gewesen sein würde. Er erschöpfte alle seine Anstrengungen und alle Hülfsmittel seines Papiergeldes in dem Versuche, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen. Zwar gelang es ihm zum Theil, und mehr noch wäre vielleicht bewirkt, hätte er die Leitung des Werks bessern Händen anvertraut; aber im Ganzen zeigt sich das Project als unausführbar, indem die Quellen des größten Theils der Gewässer tiefer als die Meeresfläche liegen. Pius ließ nach in seinen Anstrengungen; aber seine Eitelkeit erlaubte ihm nicht, die Unternehmung ganz aufzugeben. Die Appische Straße (Via Appia), — eines der auffallendsten Denkmäler altrömischer Größe, und noch jetzt äußerst wohlthätig für den Handel, ließ er aufdecken und herstellen und mit dem geringen culturfähig gewordenen Theile der pontinischen Sümpfe, welcher zum Kirchenlehn erhoben ward, die beiden Söhne seiner Schwester, die den Namen Braschi annehmen mußten, belehnen.

Beim Antritt seines Pontificats hatte er, nachstrebend seinen letzten Vorgängern, Lambertini und Ganganelli, denen mehr das Wohl ihrer Unterthanen und der Kirche, als die Erhebung ihrer Verwandten am Herzen lag, seinen Angehörigen in Cesena kund thun lassen, daß sie nichts von ihm zu erwarten hätten und nie der Hauptstadt sich nähern dürften. Doch endlich wich er der Versuchung, seinen Namen in einer vornehmen Nachkommenschaft fortleben zu lassen. Seinen jüngeren Neffen ernannte er zum Cardinal, und den ältesten vermählte er mit der Tochter eines alten Patriciers. Um diesem ein Vermögen, angemessen dem ihm verliehenen Herzogstitel, zu verschaffen, mißbrauchte er nicht nur die öffentlichen Gelder, sondern erniedrigte sich zu den demüthigendsten Hülfsmitteln. Eine unglückliche Entdeckung setzte die Welt in Kenntniß, daß der Papst in Person manche jener Ränke betrieb, die man bis dahin nur seinen Verwandten und Günstlingen Schuld gegeben hatte. So ließ er den einzigen Erben des reichen Hauses Lepri, Don Amanzio, einen Geistlichen, durch seinen Secretair Nardini und andere untergeordnete Agenten, unter dem Versprechen eines Cardinalshuts, bereden, dem Herzog Braschi von allen Gütern seiner Familie eine Schenkung unter Lebenden zu machen. Lange widerstand Don Amanzio der Versuchung; als aber der Papst ihn zum Kammerherrn und zugleich zum Prälaten ernannte, auch in Pontificalibus bei seiner Einsetzung fungirte, vermochte er nicht länger zu widerstehen; als jedoch der Getäuschte auf den Cardinalshut bestand, ward er vom Hofe und aus dem Hause des Herzogs verwiesen. Sein bald nachher erfolgter Tod ward, wie in solchen Fällen gewöhnlich ist, von Einigen dem Kummer, von Andern dem Gifte zugeschrieben. Der Verstorbene hatte indeß auf dem Todbette die ganze Verhandlung seinem Beichtvater mitgetheilt, und von diesem das eidliche Versprechen gefordert und erhalten, solche öffentlich bekannt zu machen. Mehrere Personen bezeugten, daß Amanzio in ihrem Beisein die Schenkung förmlich widerrufen habe. Vergebens erflehten seine Angehörigen vom Papste nur einen Theil des Nachlasses; glücklicherweise aber fanden sie unter seinen Feinden Männer, die den Muth hatten, ihre Sache vor Gericht zu fördern. Zwar unterließ Pius nichts, um die Richter in Furcht zu setzen oder zu bestechen, und wirklich fiel das erste Urtheil zu seinen Gunsten aus; endlich aber siegte die Gerechtigkeit, und der Herzog ward

verurtheilt, das streitige Besitzthum herauszugeben. Um wenigstens einen Theil desselben zu behalten, ließ Pius sich jetzt zu einem Vergleich mit den Erben herab. Diese Angelegenheit erregte so großen Unwillen in der Stadt, daß Pius sich genöthigt sah, eine Zeit lang auf's Land sich zurückzuziehen. Ueberhaupt waren dergleichen Vorgänge, unerheblich, wie sie auch im Vergleich mit den bald nachher folgenden stürmischen Scenen erscheinen mögen, nicht ohne Einwirkung auf die Herbeiführung der herannahenden Staatsumwälzung.

Die Debatten und Recriminationen bei Gelegenheit der Aufhebung des Jesuiterordens hatten die Geheimnisse der Verderbtheit der catholischen Kirche und die schädlichen Wirkungen des päpstlichen Suprimats Europens Mächten enthüllt. Die Jansenisten behaupteten: die Nachfolger Petri hätten keine Rechte auf weltliche Macht, und Joseph II. stellte bei allen Kirchen und Universitäten Italien's Jansenisten an, um diese Lehre zu verbreiten. Der Großherzog Leopold befolgte die nämliche Politik. Der Hof von Neapel verweigerte die altherkömmlichen Lehnspflichten gegen den Papst, der thörigt genug war, dieser Weigerung machtlose Drohungen entgegenzusetzen. Pius schrieb das Benehmen der catholischen Höfe mehr den Ministern, als den Souverains zu, und suchte die wirkende Ursach desselben — mehr in den Sophismen einiger Philosophen, als in seiner wahren Quelle, — den Fortschritten der Freiheitsgrundsätze. Im eiteln Wahne, seine Gegenwart werde unter den Völkern so tiefe Verehrung erwecken, daß der Rebellion der Fürsten gegen sein Ansehn sogleich dadurch Einhalt geschehen müsse, entschloß er sich zu einer Reise nach Wien, in der Hoffnung, den Kaiser für seine Ansichten zu gewinnen, und sei dies geschehen, aller Furcht vor den Folgen des Neuerungsgeistes enthoben zu sein. Als er seinen Entschluß dem Consistorium mittheilte, fand er die Mehrheit desselben geneigt, sich der beabsichtigten Reise zu widersetzen; aber sogleich erklärte er der Versammlung: er habe sie lediglich berufen, eine Regentschaft während seiner Abwesenheit zu ernennen; zugleich bezeichnete er als Mitglieder derselben diejenigen Cardinäle, die gewandt genug gewesen waren, seinem Vorhaben beizustimmen. Erst als er bereits einige Meilen von Rom entfernt war, ward seine Abreise der Stadt durch Glockenge-

läute verkündigt. Er reisete äusserst prunklos, und sein Gefolge bestand nur aus drei Bischöfen, einem Secretair und vier Bedienten; kein Cardinal begleitete ihn. Man hat behaupten wollen, es habe ihn zu dieser angenommenen Einfachheit eine Prophezeihung aus dem zwölften Jahrhundert bewogen, worin der sechste Pius unter der Benennung: Pellegrinus Apostolicus, als ein Pilgrim beschrieben wird. Möglich ist's, daß diese Vorhersagung einigen Einfluß gehabt haben kann; aber wahrscheinlicher, daß er durch angenommene Demuth in den durchreiseten catholischen Ländern Ehrfurcht und Mitleid erregen wollte.

In dem Allen ward er jedoch auf's Kläglichste getäuscht; denn nirgends machte seine Anwesenheit Aufsehen. Einige Meilen von Wien kam ihm der Kaiser entgegen, und bat ihn, ohne Umstände seine Kutsche zu verlassen und in seiner Postchaise zu seiner Rechten Platz zu nehmen. Anstatt ihn in den erzbischöflichen Pallast zu führen, wo sich der Papst Zimmer bestellt hatte, mit dem Befehl, eine Art geistlicher Hofhaltung für ihn in Bereitschaft zu halten, wies ihm Joseph in einem kaiserlichen Pallaste seine Wohnung an, und gab ihm Ehrenwachen und Kammerherren, die auf alle seine Bewegungen ein wachsames Auge hatten. Kurz, trotz Allem, was man von des Kaisers kindlicher Ehrfurcht gegen das Haupt der Christenheit gesagt hat, ward er wie ein Gefangener behandelt. Nachdem Pius seine Geduld in vergeblichen Hülfsmitteln erschöpft hatte, erließ er an den Kaiser ein kurzes eigenhändiges Schreiben, worin er peremtorisch eine Privatconferenz verlangte, wozu er Tag und Stunde bestimmte. Joseph hätte diese mit Fug verweigern können, weil er dem Papste schon vor der Reise in einem eben so trocknen als freimüthigen Schreiben erklärt hatte, daß er ihm in Wien nichts versprechen könne, als eine seiner Würde gemäße gastfreundliche Aufnahme, daß aber, wenn er Angelegenheiten mit ihm abzumachen gedenke, die in Rom noch unerledigt schienen, in Wien aber bereits unwiderruflich entschieden wären, seine Reise nutzlos sein würde. Demungeachtet bewilligte der Kaiser, einen offenen Bruch scheuend, die verlangte Zusammenkunft. Pius benahm sich mit vieler Würde, und voraussehend, daß Bitten fruchtlos sein würden, beschränkte er sich auf Raisonnements und Ermahnungen. Er bezog sich auf die

früheren Bewilligungen der Monarchen, ihren Gehorsam gegen die Päpste, das göttliche Recht und die Bullen seiner Vorgänger, auf die dringenden Gefahren, womit die allgemeine Widersetzlichkeit der Monarchen und das ihren Völkern dadurch gegebene Beispiel die Kirche bedrohe. Joseph, völlig ausgerüstet mit den Argumenten der Jansenisten gegen die alterthümlichen Maximen vom göttlichen Rechte, legte weit mehr Gelehrsamkeit an den Tag, als der Papst, der auf diese Materien nie tiefes Studium verwandt hatte. Jene Urkunden, die im Mittelalter Priester und Mönche auf Kosten der Völker und Könige bereichert hatten, nannte Joseph untergeschoben, und äußerte, es sei keinesweges ungerecht, Bewilligungen, den Königen durch List oder Gewalt in Zeitaltern grober Unwissenheit entrissen, in aufgeklärteren Zeiten zu widerrufen; die Religionsverderbniß, — fuhr der Kaiser fort, — habe ihre Quelle in der Kirche selbst, und das einzige Mittel zu ihrer Reinigung sei die Rückkehr der Priester zu den Sitten der Apostel, die sie aus ehrsüchtigen Zwecken verlassen hätten; die Priester, — fügte er hinzu, — seien jederzeit die Aufwiegler der Unterthanen gegen ihre rechtmäßigen Herrscher gewesen.

Von der Wahrheit dieser letzteren Bemerkung machte Joseph II. wenige Jahre später eine traurige Erfahrung. Wir sind keinesweges geneigt, zu glauben, daß er an Gifte starb, und noch weniger, daß Pius VI. ein Mitschuldiger an seinem Tode war. Allein der Prinz von Ligne, — ein Zeuge seiner letzten Augenblicke, versichert, die Empörung des Adels und der Bischöfe von Brabant habe ihm das Herz gebrochen. Auch die Analogie des Benehmens der höheren Geistlichkeit im Anbeginn der französischen Revolution bestätigt Josephs letzterwähnte Behauptung; denn hätte die Geistlichkeit sich zur Uebernahme ihres Antheils an den nöthigen Besteuerungen verstanden, so würde der Adel ihrem Beispiele gefolgt und die Revolution verhindert oder doch weit minder schrecklich geworden sein.

Die Wirkungen der Reise des Papstes nach Wien waren weit verderblicher, als aus den auf derselben vorgefallenen Ereignissen erklärbar ist; aber sie trat mit andern Ursachen des Mißvergnügens zusammen, die schon

seit einiger Zeit sich in immer verstärkten Grade gezeigt hatten. In gewissen Zuständen der öffentlichen Meinung kann die Abwesenheit des Souverains oder das mindeste Fehlschlagen seiner Pläne seiner Popularität verderblich werden. Die Rückreise des Papstes geschah auf dem nämlichen bescheidnen Fuße wie die Hinreise zur Kaiserstadt; nur in Cesena, seiner Geburtsstadt, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, seine Mitbürger durch den Glanz der Souverainität zu blenden, und ihre geringe Stadtcasse durch die Unkosten der ihm zu Ehren gegebenen Feste zu erschöpfen, wogegen er ihnen mehrere öffentliche Anstalten versprach, zu deren Gründung ihm die Mittel fehlten. Dies Alles beförderte keineswegs seine Popularität. Gefürchtet von allen seinen Unterthanen, hatte er Rom verlassen; verachtet kehrte er zurück. Selbst der Pöbel spottete seiner Segenswünsche und schrie nach Brod. Pius suchte das Volk durch willkührliche Herabsetzung des Getreidepreises zu beruhigen, wodurch er die Eigenthümer zu Grunde richtete; und als er endlich die Macht seiner Willkühr auf den Großen lasten ließ, kam es dahin, daß ihre Verachtung sich in Haß verwandelte. Bald kostete er die bittern Früchte des Bewußtseins dieser Gesinnungen; tief fühlte er in seinem Inneren jenen Kummer und alle die Qualen, die Jeden verfolgen, dessen Interesse mit seinen Pflichten in Widerspruch steht und dessen Bedürfnisse seine Mittel übersteigen. Unaufhörlich wechselte er seine Minister und suchte durch neue Strenge die lauten Klagen zu stillen, die seine täglich vervielfältigten Acte der Tyrannei hervorbrachten. Sein unglücklicher Gemüthszustand zeigt sich in zwei ausführlichen Schreiben, die er bei Gelegenheit der ärgerlichen Halsbandgeschichte der Königin von Frankreich erließ. Die dem Cardinal Rohan und der Kirche überhaupt widerfahrne Beschimpfung hatte sein Herz mit Bitterkeit und trüben Vorahndungen erfüllt. Unterzeichnete er seinen Namen, so hielt er nicht selten ein, nachsinnend über die verhängnißvolle Zahl sechs; „ich fürchte," sagte er zu seinem Secretair Nardini, „die Kirche werde, wenn ich nicht mehr bin, keinen Papst wieder erhalten." Endlich zwang ihn die Revolution und das Vorrücken der Franzosen in Italien zu einer Zusammenberufung der Cardinäle, damit nicht der Umsturz der Kirche ihm allein beigemessen werde. Einige Mitglieder dieses Consistoriums schlugen versöhnende Maaßregeln vor; andere drangen auf einen Kreuzzug gegen

Frankreich; eine dritte Partei hielt es für hinreichend, die Grenzfestungen des Kirchenstaats in Vertheidigungsstand zu setzen und sich den Beistand der englischen Flotte im Mittelmeer zu verschaffen, ohne sich um seine Nachbarn zu bekümmern. Der Cardinal Albani, Oheim des jetzigen Cardinals dieses Namens, war der Meinung, man müsse so sehr, als möglich, vermeiden, die Angelegenheiten der Kirche mit politischen Maaßregeln zu vermischen und alle kirchlichen Zwiste und Anmaßungen aufopfernd, sämmtliche Fürsten Italien's zu einem Offensiv- und Defensivbündnisse zu vereinigen suchen; auch müsse der Papst in Zukunft mehr auf die gemeinsame Sicherheit, als auf seine individuellen Vorrechte bedacht sein.

Hätte Pius Gregor's VII. Politik befolgt, der Italien's sämmtliche Staaten zum Widerstande gegen auswärtige Mächte vereinte, so würde wahrscheinlich ihre Unterwerfung wenigstens verzögert und auf jeden Fall minder unrühmlich geworden sein. Die Italiener waren die einzigen natürlichen Vertheidiger der Kirche und Rom's; einzig die Päpste hatten dagegen durch ihren, auf Religionsbegriffen beruhenden Einfluß die Macht, eine feste und dauernde Conföderation zu gründen. Aber statt dessen schien Pius VI. Politik Anfachung der Zwistigkeiten zwischen den übrigen Staaten zu bezwecken, damit er die Beute Italien's mit fremden Feinden theile; und in diesem System beharrte er, selbst als Buonaparte schon herannahte und kein Heil mehr zu finden war, als in kraftvollem Vereine. Jeder kleine Staat, fürchtend die Franzosen und mißtrauend dem Nachbar, bereitete sich zur Erkaufung eines Separatfriedens. Piemont allein leistete einen langen, ehrenvollen Widerstand. Das Volk war im Ganzen weit entfernt, die französische Revolution zu billigen; seit Jahrhunderten gewöhnt an ihre Verfassungen, verlangte und kannte es keine bessere. Freiheitsliebe herrschte nur unter einem Theile des dritten Standes, der in Italien, wie allenthalben, den aufgeklärtesten Theil der Nation ausmacht, der aber, wenn gleich am leichtesten entflammt durch politische Theorien, zum Handeln unfähig ist, wenn er nicht durch die Kraft der untern Volksclassen oder durch den Einfluß des Adels unterstützt wird. Ueberdies war in Italien der tiers état seit langer Zeit zum Schweigen verdammt und dabei nicht sehr wohlhabend. Anfangs declamirten Adlige, die es un-

gestraft thun durften, oder die sich fähig hielten, ihre Mitbürger zu regieren, laut zu Gunsten der neuen politischen Philosophie; aber kaum hatte die Revolution wirklich begonnen, als sie, erschreckt durch die von ihnen geforderten Aufopferungen, der so warm vertheidigten Sache abtrünnig wurden. Hätte man, den Nationalhaß gegen die Franzosen benutzend, eine bewaffnete Conföderation gebildet, so war die Vertheidigung wenigstens möglich, — oder Italien wäre doch mit Ehren gefallen; aber die partiellen Aufstände in Pavia und einigen andern Städten sicherten nur Buonaparte's Heeren Plünderung und Raub, und die muthwillige, grausame Niedermetzelung der kranken Franzosen in Verona's Hospitälern, so wie der dem Heere folgenden Weiber und Kinder, erbitterten mit Recht die Feinde. In den päpstlichen Staaten waren diese nutzlosen Verbrechen häufiger, als irgendwo; und schon hatte sich die Regierung der Ermordung Basseville's schuldig gemacht, den die Zeloten unter Pius Ministern durch einen Soldaten der päpstlichen Garde um's Leben bringen ließen; — schon waren die Häuser mehrerer Fremden verbrannt, die französische Academie geplündert und die Studirenden vertrieben. Wider den Rath des Cardinals Albani wurden einige Soldaten zusammengebracht, um die Franzosen aus dem Kirchenstaat zu verjagen, und man hoffte Alles vom Einflusse der Religion, um das Volk zum Aufstande zu reizen. Das Ansehn des Papstes schwand dahin, und vergebens strebte er jetzt, den Fortschritten des Aberglaubens und den geheimen Verschwörungen gegen die Franzosen Einhalt zu thun. Minister, Priester und Volk zwangen ihn, in einem Augenblicke drohender Gefahr, einen kürzlich verstorbenen Capuziner heilig zu sprechen, und die öffentliche Verehrung dieses neuen Heiligen, von dessen Fürbitten man die Rettung der geweihten Stadt erwartete, anzubefehlen; in den meisten Kirchen des päpstlichen Gebiets hatte man die Bilder der Jungfrau die Augen bewegen sehen und die Vernichtung der Franzosen verkündigen hören, und der Papst mußte ein neues Kirchengebet für die wunderthätigen Augen der Jungfrau genehmigen.

Mehr unterstützt, als gehemmt durch diesen abgeschmackten Fanatismus und durch die geheimen Verschwörungen, betrieben durch die Cardinäle Ruffo und Ze-



lada, rückte Buonaparte vor. Die päpstlichen Truppen flohen, und Berthier, gelagert auf den Höhen des Monte Mario, forderte, drohend mit der Bombardirung, den Papst zur Uebergabe der Stadt auf. Dieser erbat einen Waffenstillstand und beschenkte Berthier mit dem größten Theile der Juwelen, deren er in glücklicheren Tagen die Kirche zu Loretto beraubt hatte, um seine Person zu schmücken. Unter Azara's, des spanischen Botschafters, Vermittelung, bewilligte Berthier den Frieden gegen Abtretung der drei Legationen, Bologna, Ferrara und Ravenna, nebst einem Theile von Romagna. Buonaparte unterzeichnete den Frieden zu Tolentino, ohne jedoch selbst seinen triumphirenden Einzug in die Weltstadt zu halten.

Die von den Jesuiten insgeheim betriebenen Verschwörungen hörten in der Lombardei sogleich auf, als dies Land in eine Republik umgewandelt ward; aber in Rom vermochte Pius nicht, ihnen Einhalt zu thun. Einige Cardinäle, Verrätherei dem Verrathe entgegensetzend, förderten und beschleunigten nur die Revolution, die sie verhindern wollten. La Revellière Lepaux, Mitglied des französischen Directoriums, glaubte im Ernste, daß er nach Vernichtung des Papstthums leicht seine Lieblingsidee, die Einführung des Deismus in ganz Europa, verwirklichen würde. Seine Collegen, die nichts sehnlicher wünschten, als ihre Armeen von Frankreich entfernt zu halten, gaben sich das Ansehen, in seine Religionsbegriffe einzugehen. Das Directorium schickte Emissarien nach Rom, um einige als Priesterfeinde bekannte Patricier zu gewinnen, und Geld und Waffen unter die Mißvergnügten auszutheilen. Immittelst erregte die Policei ohne des Papstes Vorwissen einen Tumult, um die Niedermetzelung der Franzosen und der Verschwörer herbeizuführen. Der französische General Duphot ward durch päpstliche Soldaten ermordet; dies war die Loosung für den Pöbel, über die Franzosen und die Revolutionsmänner herzufallen. Mit genauer Noth entkam Joseph Buonaparte, damals französischer Gesandter am römischen Hofe. Das Ergebniß war leicht vorauszusehen. Rom ward in militairischen Besitz genommen; vergebens waren alle Unterhandlungen; Pius ward Nachts im Bette aufgehoben, mit Gewalt gezwungen, eine Reisekutsche zu besteigen, und begleitet von einem Prälaten, einem Senator und einem

Bedienten, im 68sten Jahre seines Alters und im 23sten seines Pontificats sein Gebiet zu verlassen, um in der Mitte eines gefühllosen Kriegsvolks den Geist aufzugeben. „Heute ist der Jahrestag meiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl;" so rief seufzend der Scheidende beim Anblick der auf dem Capitol wehenden dreifarbigen Fahne. „Oft schon mahnte mich der Himmel durch warnende Vorzeichen, meine Irrthümer einzusehen und zu beweinen, die das Verderben meines Volks beschleunigten."

In seinem Mißgeschick zeigte er viel Seelengröße. Bei seiner Ankunft zu Siena drohte ein Erdbeben der Stadt den Untergang; demuthsvoll sah er in dieser furchtbaren Naturerscheinung den Zorn des Himmels, — nicht gegen seine Unterdrücker, sondern über seine eignen Vergehungen gegen Gott. Er erließ eine Bulle, worin er seine Unterthanen ihres Huldigungseides entband und ihnen Fügsamkeit und Unterwürfigkeit gegen die Schickungen der Vorsehung und gegen die neue Regierung empfahl. — Man führte ihn in das Cartheuser-Kloster bei Florenz, wo ihm durch Vermittelung des Großherzogs von Toscana einige Zeit zu rasten verstattet ward. Aber nicht lange sollte er dieser Ruhe genießen. Nach wenig Monden entriß das französische Directorium auch dem Großherzog von Toscana seine Staaten, und ließ den hochbejahrten Pius, gleich einem Verbrecher, nach Frankreich abführen. Bei hellem Tage durchzog er Italien's volkreichste Städte, ohne daß seine Gegenwart Aufsehen, — Unwillen gegen seine Unterdrücker oder auch nur Neugier erregte. Das Directorium, fürchtend die Wirkungen seines Aufenthalts unter den Franzosen, sperrte ihn in die Festung Briançon ein, und beim Vorrücken der Alliirten in Piemont ward ihm die Citadelle von Valence zum Gefängniß angewiesen, wo er an manchen Bedürfnissen Mangel litt, den er ohne Murren ertrug. Der junge Graf Labrador, der ihn als Bevollmächtigter des Königs von Spanien begleitete, gab sich alle mögliche Mühe, die Leiden des sterbenden Papstes zu lindern. Mit ihm vereinigte sich in diesem edelmüthigen Streben eine muthvolle Französin, die dem unglücklichen Greise theilnehmend die zärtlichste Sorgfalt und Pflege widmete. Aber die Nähe von Avignon, — einst ein Besitzthum des päpstlichen Stuhles, — erregte auf's neue den Argwohn des Directoriums, und es befahl, den Papst nach Dijon zu führen. Dies

war ein harter Schlag; doch auch diesen Befehl vernahm er mit Ergebung. Als man ihm aber befahl, seine priesterliche Kleidung abzulegen, raffte er seinen ganzen Muth zusammen. „Ich bin bereit, Ihnen zu folgen;" so redete er die französischen Commissarien an; „ich habe vergessen, daß ich einst zu den Monarchen der Erde gehörte; aber das geistliche Amt, wozu die Vorsehung mich berief, darf nur dann enden, wenn ich vor meinem himmlischen Richter Rechenschaft abgelegt haben werde." — Schon seit mehreren Wochen litt der Erkrankte an geschwollenen Beinen, und die Besorgniß, daß er unterwegens den Geist aufgeben werde, vermochte die Commissarien, den Vorstellungen des Grafen Labrador gegen seine Abreise nachzugeben.

Seit einiger Zeit hatten in der Brust des unglücklichen Pius die Gewissensbisse dem Bewußtsein Raum gegeben, seine Irrthümer durch Leiden abgebüßt zu haben. Seine Gebete, lange von Thränen begleitet, erhoben sich jetzt mit Vertrauen und Seelenruhe zum Himmel, und ruhige Ergebung war über sein ganzes Wesen verbreitet. Vielleicht waren seine letzten Tage die glücklichsten seines Lebens, und er erlag endlich mehr dem Drucke des Alters als des Mißgeschicks. Die Folgen eines Schlagflusses rafften ihn dahin, und muthvoll, wie er auf seine Größe verzichtet hatte, gab er den Geist auf.

In den achtzehn Monaten seiner Verbannung und Gefangenschaft hatte er von Geschenken der Milde gelebt, die er nie erbat, und nur dann annahm, wenn sie ihm durchaus unentbehrlich waren; er konnte daher seinen Gefährten im Elende nichts zum Andenken hinterlassen, als etwas Leinwand, einige geistliche Bücher und das Silbergeräth, welches man ihm zur Verrichtung religiöser Ceremonien gelassen hatte. Aber auch dies ward ihm nicht verstattet, und noch beim letzten Athemzuge mußte er vernehmen, er habe nicht das Recht, über seinen Nachlaß zu verfügen, und seine ganze Habe gehöre der Nation, deren Gefangener er sei.

Er starb am Ende des Augustmonats 1799, nachdem er länger, als irgend einer seiner Vorgänger, den päpstlichen Stuhl eingenommen hatte.

John Wolcot,

genannt

Peter Pindar.

Nach englischen Materialien

von

L — u.

John Wolcot,

genannt Peter Pindar.*)

Die Werke des Satirikers müssen nothwendig die Farbe und Züge ihrer Zeit borgen, und sie verlieren viel von dem lebendigen Reize, womit sie den Zeitgenossen anzogen, je weiter die örtlichen und persönlichen Verhältnisse, welche die Spottlaune aufregten, selbst für seine Landesgenossen, in die Vergangenheit zurück treten. Dies ist desto mehr der Fall, je mehr die Satire persönlich ist, und mehr die flüchtigen Erscheinungen des Augenblickes auffaßt, als Thorheiten und Verirrungen straft und belacht, die zu allen Zeiten und überall ein Erbtheil der Menschen sind. Nicht blos aber als Denkmal seiner Zeit wird sie auch die spätern Betrachter noch anziehen, wenn sie sich als der Erguß eines originellen Geistes zeigt. Einer der originellsten Schriftsteller dieser Art ist der beissende Spötter, der unter dem erborgten Namen Peter Pindar beinahe 40 Jahre lang durch sprudelnden Witz, aristophanischen Muthwillen und Zauber der Sprache glänzte, und mit einer Dreistigkeit, die selbst in England

*) Nach zwei Denkschriften in The annual Biography and Obituary for the year 1820. (London 1820.) S. 265—325. Die erste ist von einem vieljährigen Bekannten Wolcot's, und gründet sich theils auf mündliche Mittheilung, theils auf zuverlässige Urkunden; der Verfasser der andern, der ihn gleichfalls persönlich kannte, weicht von jenem in einzelnen Angaben ab, wo jedoch der Erste genauer unterrichtet zu sein scheint, meist aber gibt er schätzbare Ergänzungen.

auffiel, seine ätzende Lauge, auch den König nicht schonend, ergoß, wiewohl er, weil seine Satire meist persönlich ist, im Auslande weniger, als in seiner Heimath bekannt war.

John Wolcot ward geboren im Mai 1738 im Dörfchen Dodbrooke, das eine Art von Vorstadt des Städtchens Kingsbridge in der englischen Grafschaft Devon bildet, wo seine Vorfahren ein kleines Eigengut anbauten, das auch sein Erbtheil wurde. Sein Vater war gleichfalls Landbauer, wiewohl eine andere Nachricht ihn auch zu einem geachteten Arzte macht. Er empfing seinen ersten Unterricht in der Freischule zu Kingsbridge, die unter einem, in der classischen Literatur gut bewanderten Lehrer, Namens Morris, stand, der unter den Quäkern erzogen war, und durch seinen sittlichen Werth, sein schlichtes Benehmen, aller seiner Schüler Liebe und Achtung gewann. Später kam er in die Gelehrtenschule zu Bodmin, wo er das Studium der classischen Literatur vollendete. Er war, nach seiner eigenen Schilderung, ein ungeschickter, schwer lernender Schüler, und glaubte die Kenntnisse, die er besaß, mehr der unablässigen Sorgfalt seiner Lehrer, als eigener Neigung, oder eigenem Fleiße zu verdanken. Aber schon in früher Jugend zeichnete er sich durch seine Laune aus, und die Ueberlieferung hat manche beißende Antworten des muntern Knaben aufbewahrt. Versemachen war seine Neigung und seine Stärke. Er mußte den ältern Schulknaben ihre lateinischen Aufgaben in englische Verse übersetzen, wobei er es zur Bedingung machte, die vorgezogene Abschrift für sich zu behalten.*) Einst schrieb er für zwei Mitschüler ihre Aufgaben leidlich gut, doch absichtlich, nach seiner Meinung, schlechter, als seine eigenen, welchen er mehr Erhabenheit und Würde zu geben suchte. Voll Zuversicht auf den glücklichen Erfolg, überreichte er bei der Prüfung seine Verse, aber er erfuhr nicht nur die Demüthigung,

*) Aus jener Zeit folgendes Epigramm:

Somne levis, quamquam certissima mortis imago,
Consortem cupio te, tamen esse tori;
Alma quies, optata veni, nam sic sine vita
Vivere, quam suave est, sic sine morte mori.

seine Nebenbuhler wegen der, von ihm selbst gemachten Arbeiten gelobt zu sehen, sondern seine eigene ward auch für schwülstigen Unsinn erklärt.

Als er die Schule verlassen hatte, kam er zu seinem Oheim in dem Hafenstädtchen Fowey an der Küste von Cornwall. Der wackere Mann, ein viel beschäftigter Wundarzt und Apotheker, nahm sich des verwaiseten Jünglings mit väterlicher Sorgfalt an, und schickte ihn nach Frankreich, wo Wolcot während eines einjährigen Aufenthaltes der französischen Sprache mächtig wurde. Nach seiner Rückkehr entschloß er sich, den ärztlichen Beruf zu wählen, und trat zu seinem Oheim, der ihn zu seinem Erben bestimmt hatte, in die siebenjährige Lehre. Sein Oheim, ein schlichter, verständiger Mann, hatte die Wörter Dichterei und Bettelei in seinen Gedanken so lange und innig mit einander verbunden, daß er sie fast für gleichbedeutend hielt. Er nöthigte seinen Zögling mit ziemlicher Strenge zu den Berufsarbeiten, und ein paar Tanten, obgleich selbst gebildete und kenntnißvolle Frauen, meinten gleichfalls, daß die Erlernung der Arzneiwissenschaft für ihren Neffen ein besserer Weg zum Fortkommen sei, als seine Lieblingsbeschäftigung mit Poesie und bildenden Künsten, wovon sie ihn einstimmig abzuziehen suchten. Aber der junge Mann war nicht sehr eifrig, ein Packesel zu werden, wie er's in zürnendem Unmuthe nannte, und zog sich so oft als möglich zurück, um seiner herrschenden Neigung heimlich nachzuhangen. Er pflegte sich zu einem alten verfallenen Thurme zu schleichen, der auf einem Felsen am Meeresufer sich erhob, wo er früh und Abends manche Stunde den Musen weihte, und die Erinnerung an diese verstohlnen Genüsse war ihm so lieb, daß man den alten Thurm auch in seinen, späterhin von Alken gestochenen malerischen Ansichten findet. Dieser Abschweifungen ungeachtet, hatte er doch bald so viele Kenntnisse in seinem Berufsfache eingesammelt, daß sein Oheim ihn, bei Ablauf der Lehrzeit, nach London gehen ließ, wo er sich unter der Leitung

Come, gentle sleep, attend thy vot'ry's prayer,
And though death's image, to my couch repair;
How sweet, thus lifeless, yet with life, to lie,
Thus, without dying, o how sweet to die!

der geschicktesten Aerzte in den Krankenhäusern praktische Tüchtigkeit erwerben sollte. Nach einiger Zeit kehrte er nach Fowey zurück, wo er mit Glück die Laufbahn eines Arztes betrat. Seine Lage aber war ihm nichts weniger als angenehm, und sein unbedeutender Wohnort schien ihm kein Schauplatz für seinen Ehrgeiz werden zu können. Seine lebhafte Einbildungskraft regte den Wunsch auf, in die Welt zu gehen und nach Ruhm zu trachten.

Endlich fand seine unruhige Sehnsucht eine günstige Gelegenheit. Der Baronet, Sir William Trelawney, sein entfernter Verwandter, erhielt die einträgliche Stelle eines Oberbefehlshabers von Jamaica, und machte ihm den Antrag, als sein Arzt mitzugehen. Ungern gab der alte Oheim seine Einwilligung. Vor seiner Abreise erhielt Wolcot, auf die Empfehlung des berühmten Huxham in Plymouth, der ihn geprüft hatte, von der Universität zu Aberdeen in Schottland die Doctorwürde. Die üppigen Reize der Natur in den tropischen Gegenden machten während der Ueberfahrt einen tiefen Eindruck auf Wolcot; aber der Aufenthalt auf Jamaica ward ihm bald verleidet. Er lebte hier bei dem Oberbefehlshaber in St. Jago de la Vega, gewöhnlich die spanische Stadt genannt, die auch damals unangenehm und ohne allen Handelsverkehr war. Kaum ließ sich, bei der geringen Anzahl weißer Bewohner, hier auf ärztliche Geschäfte rechnen, denn von Mestizen, Mulatten und Negern war nichts zu hoffen. Die Wünsche, welche Wolcot zu seiner Reise bewogen hatten, waren zum Theil erfüllt, aber seine Lage ward ihm unangenehm, als er sich der sengenden Sonne und allen Krankheiten des tropischen Klimas ausgesetzt sah, ohne alle Aussicht, auch nur ein mäßiges Vermögen sammeln, oder einen gesicherten Unterhalt für sein Alter gewinnen zu können. Von dem Befehlshaber, der damals wenig Mittel zu Begünstigungen in Händen hatte, ließ sich nicht viel erwarten. „Sie wissen, lieber Wolcot," sagte er einst zu dem verstimmten Manne, „wie gern ich Ihnen dienen wollte, aber Sie sehen ja, wie wenig ich vermag. Schade, daß Sie nicht Theologie studirt haben. Der Pfarrer zu ** ist eben gestorben, und ich habe die Stelle zu vergeben." „Nun, wenn Ew. Excellenz sie mir geben wollten," erwiderte Wolcot, „so würde sie mich freilich nicht reich machen, aber mir doch ein gemächliches Leben verschaffen. Der Sonntag

ist, wie Sie wissen, der Markt- und Feiertag der Neger, und die Pflanzer sind an diesem Tage mehr als an jedem Wochentage beschäftigt, ihre Rechnungen durchzugehen und ihre Geschäfte zu besorgen, es wird also wenig oder nichts zu thun sein; ein Amt ohne Dienst."

Der Befehlshaber ließ sich's gefallen. Wolcot reisete in aller Eile nach England, ließ sich vom Bischofe von London zum Priester weihen und trat sein Amt an. Der Zustand der Gesittung in Jamaica war vor fünfzig Jahren ganz anders als heut zu Tage. Die Weißen waren ungebundener in ihrer Lebensweise; die Geistlichen achteten nicht auf ihre Pflicht; und man hielt die Neger unempfänglich für Unterricht. Unter diesen Umständen konnte der Bischof, der die Oberaufsicht über die Colonie führte, nicht abgeneigt sein, jeden Mann von anständigem Wandel unter die Seelsorger aufzunehmen. Der Pfarrer aus dem Stegreife scheint indeß wenig Behagen an seinem neuen Berufe gefunden zu haben. Anfangs hielt er zuweilen Predigten und Betstunden, wenn sich eine Versammlung finden ließ, endlich aber fiel er in Gleichgültigkeit und Trägheit. Freilich war unter seinen Zuhörern selten ein Weißer; und da in einem, mit dem Fluche der Sclaverei belasteten Lande der Menschenwerth von der Farbe abhängt, so konnte seine Versammlung nicht für sonderlich achtbar gelten. Wolcot schoß gern Ringeltauben, die in Jamaica besser als unser köstlichstes Geflügel sind, und nach der Landessitte, die an jedem Tage solchen Zeitvertreib erlaubt, ging er, selbst an schönen Sonntagsmorgen, in eine benachbarte Bai, um Tauben zu suchen. Sein Küster, ein guter Schütze, war stets sein Begleiter, und endlich fanden sie sich mit der Amtspflicht auf die Art ab, daß sie die Kirchthüre zehn Minuten offen stehen ließen, und wenn in dieser kurzen Zeit Niemand erschien, gingen sie alsbald ihrem Zeitvertreibe nach. Ein alter Neger, der es bemerkte, kam auf den Einfall, eine wöchentliche Besteuerung zu erheben und den Pfarrer für die Pflichtversäumniß büßen zu lassen. Er kam nun regelmäßig zur bestimmten Zeit mit Weib und Kindern, und nahm, gleichsam recht zur Andacht gestimmt, seinen Platz. „Was willst Du denn hier, Alter?" fragte der Pfarrer. „Ei nun, lieber Herr, eure gute Predigt hören und all' die Gebete." Aber wären nicht ein Paar

Bit*) Dir wohl eben so gut?" — „Ja, Herr Doctor, lieb' eure Gebete sehr, aber lieb' auch euer Geld." Damit strich der Neger die Geldspende ein und ging wohlgemuth nach Hause. Dieser Vergleich dauerte beinahe ein Jahr, und die bestimmte Bedingung wurde während dieser Zeit regelmäßig gefordert.

Später erhielt Wolcot eine andere Pfarre, die er durch einen Stellvertreter verwalten ließ. Er kehrte in die Stadt zurück, wo der Oberbefehlshaber den witzigen und gebildeten Gesellschafter gern an seiner Seite hatte. Wolcot mußte unter andern Dienstleistungen auch den Ober-Ceremonienmeister bei seinem Gönner machen. Eines Tages hatte er den König der Muskito-Indianer einzuführen, der dem Könige von England zu Huldigung verbunden war, und nach der Ankunft eines neuen Befehlshabers erschien, um ein Geschenk zu empfangen, das gewöhnlich in einem buntscheckigen Tressenkleide und ähnlichem Flitterputze bestand. „Die Majestät, erzählt Wolcot selbst in Peter Pindar's Werken,**) war ein rüstiger Mann, sehr unwissend, aber nichtsdestoweniger voll hoher Begriffe von der Königswürde, ein Schwelger und ein gewaltiger Säufer. Eines Tages kam er zu mir und brüllte mit einer Stimme, die eher einem Stiere, als einem König gehörte, mir entgegen: Mehr Trinken für König! Mehr Trinken für König! — König, Du bist schon trunken; sagte ich. — Nein, nein, König nicht trunken. Mehr Trinken für König! Bruder Georg (er meinte den König von England) gern trinken. — Bruder Georg trinkt nicht gern, er ist ein mäßiger Mann, erwiderte ich. — Aber Muskito-König gern trinken. Mehr Trinken will haben. Gern trinken, wie Teufel. Ich trinken ganz Meer."

Als der Oberbefehlshaber im Jahre 1768 gestorben war, verschwand für Wolcot jede Hoffnung auf weitere Beförderung, und jeder Reiz, länger in Westindien zu bleiben. Weder die Gesellschaft der Pflanzer, noch die

*) Eine kleine Scheidemünze, fünf Pence engl. Werth.

**) Bd. II, Seite 506.

Lage, worin er war, paßte für seine Gefühle. Der Knall der unbarmherzigen Peitsche und das Geschrei der gequälten Sclaven empörten ihn. Selbst die Muse schien ihm untreu zu werden unter der Glut der tropischen Sonne. Gern folgte er daher der Einladung der Wittwe seines Gönners, sie nach England zu begleiten, und er nahm für immer von Jamaica und von der Kanzel Abschied. Als das Schiff auf der Heimfahrt bei den großen Caymanas-Inseln im Meerbusen von Florida anlegte, fand Wolcot in diesem abgeschiedenen Winkel der Erde ein junges Paar, dessen Glück ihn zu einem Gedichte: „die Insel der Unschuld," begeisterte. Die beiden Liebenden, wegen ihrer Zuneigung von ihren Angehörigen verfolgt, hatten ihre Heimath, America, verlassen, um eine entfernte Zuflucht zu suchen. Sie litten Schiffbruch, retteten aber glücklich, mit ihrem Leben, selbst ihre Habe. Auf dem kleinen Eilande, worauf sie verschlagen wurden, fanden sie nur wenige Bewohner, von einfachen Sitten und freundlichen Gesinnungen, eine gesunde Luft, einen fruchtbaren Boden, und faßten den Entschluß, ihre Tage hier zu verleben. Die Hoffnung, ihr Glück zu finden, ward bald erfüllt; es knüpfte sich das innigste Band zwischen ihnen und den unschuldigen Eingebornen; das kleine Gemeinwesen blühte unter ihrer Leitung fröhlich auf und ward ein Bild des goldnen Weltalters. Bei einem Aufenthalte auf der Insel Teneriffa ward Wolcot durch die freundliche Aufnahme, die er bei den schönen Spanierinnen im Schlosse des Oberbefehlshabers fand, zu mehreren Sonetten begeistert, die verloren gegangen sind; aber ein anderes Stück hat sich erhalten, woraus wir sehen, daß schon zu jener Zeit ein Hang zum Burlesken vorherrschend war, eine Elegie in die Flöhe von Teneriffa.

Sein Oheim empfing den Heimkehrenden mit offenen Armen, und hinterließ, als er bald darauf starb, seinem Neffen und dessen beiden Schwestern sein ganzes Vermögen. Wolcot zog einige Zeit später nach Truro, wo er vier Jahre lang mit Glück und Vortheil dem ärztlichen Berufe oblag. Manchen Freund zwar erwarb er sich, aber der scharfe Blick, womit er die Schwächen der Menschen entdeckte, und sein unbezwinglicher Hang, sie in lächerlichen Farben abzubilden, verwickelten ihn in mancherlei Streitigkeiten. Als er endlich einen langwierigen und kostbaren Rechtsstreit

mit den Kirchspielvorstehern, die ihm einen Lehrling aufdringen wollten, verloren hatte, verließ er Truro und zog nach Helstom, einem andern Flecken in Cornwall, wo er zwei Jahre blieb. Es ging ihm aber hier nicht besser. Er war ein Satirenschreiber, er war wandelbar in seinem Benehmen, in seinen Bestrebungen; und alles dies taugte nicht dazu, ihm Vertrauen zu gewinnen. Er hatte bisher seine Arbeiten in Zeitschriften mitgetheilt, und wollte nun den Versuch machen, ob er sich selber die Bahn mit einzelnen Gedichten brechen könne. Eine witzige „Zuschrift an die literarischen Colosse, die Recensenten," eröffnete 1778 die Reihe. Ein matteres Erzeugniß, „Epistel an zwei Ballspieler," die sich nicht in seinen gesammelten Werken findet, erschien bald nachher.

Um diese Zeit ward Wolcot mit dem jungen Maler Opie bekannt, was auf Beider Lebensverhältnisse wichtigen Einfluß hatte. Er hörte bei einem Besuche in dem Hause eines Verwandten in Cornwall John Opie's große Kunstanlage rühmen. Als er in des jungen Mannes Wohnung trat, fand er den Zimmermannssohn mit Bretersägen beschäftigt. Auf die Frage: „Könnt Ihr malen?" die er in der Aussprache des Volkes ihm zurief, kam die Antwort, er könne die Königin Charlotte und den Herzog von Cumberland malen. Man zeigte ihm eine rohe Probe. Wolcot aber glaubte, der junge Mensch, der so schwärmerisch an seiner Kunst hing, daß er im Sommer um drei Uhr früh aufstand, um mit Kreide und Kohle zu zeichnen, müsse allen Eifer haben, der nöthig wäre, zur Vortrefflichkeit zu gelangen. Er hoffte wenigstens, den täglichen Erwerb des Jünglings bald von einem Schilling auf eine Guinee steigern zu können, und gab ihm Bleistifte, Pinsel, Farben, Leinwand und einige Anweisungen. In kurzer Zeit kamen Kunden von allen Seiten herbei. Der junge Künstler kaufte sich einen Klepper, um seinen Aufträgen bequemer nachzugehn und anständiger zu erscheinen. Wolcot ermunterte ihn nun, für jeden Kopf dreist eine halbe Guinee zu fordern. Der bescheidene Künstler meinte, ein solcher Preis sei weit über sein Verdienst und zu hoch für seine Mitbürger; aber Wolcot bestand darauf, und Opie wagte es, ja er stieg in kurzer Zeit, zu seinem eigenen Erstaunen, bis zu einer Guinee. Opie sollte nun einen größeren Schauplatz suchen. Wolcot begleitete ihn erst nach

Exeter und endlich nach London. Durch einen schriftlichen Vertrag ward verabredet, den gemeinschaftlichen Ertrag der Satiren und der Bildnisse gleich zu theilen. Der Ruhm des jungen Künstlers stieg, seines Gönners Satiren erweckten Aufsehen, und dieser ermangelte auch nicht, während er einige der ersten lebenden Maler durchhechelte, den „Jüngling aus den Zinngruben von Cornwall" in seinen Versen zu preisen. So ging es ein Jahr recht einträchtig zu; endlich aber gab der unartige Pflegling zu verstehen, sein Beschützer möge nur wieder heimkehren, da er nun ohne ihn fertig zu werden denke. Sie trennten sich; doch diese Beleidigung hielt Wolcot nicht ab, dem Künstler, ehe sie ihre freundschaftliche Verbindung aufhoben, eine Empfehlung zu geben, die eine Einführung bei Hofe zur Folge hatte. Opie aber schadete sich, wie Wolcot erzählt, durch sein Benehmen. Bei den Vornehmen verdarb er es durch seine demokratischen Grundsätze, bei den Frauen durch unfeine Geradheit, wie er denn Einer, die ihr Bildniß recht hübsch haben wollte, trocken antwortete: „Sie wollen also anders gemalt sein, als Sie sind? Nun, dann brauchen Sie Ihr eigenes Gesicht nicht." Wolcot hatte in späteren Jahren nicht mehr die hohe Meinung von seinem Schützlinge, die ihn früher bewogen hatte, sich des jungen Mannes so eifrig anzunehmen; er meinte, Opie habe sich mehr durch Talent und Kunsteifer gehoben, als schöpferischen Geist gezeigt, und sei nur ein glücklicher Nachahmer der Manier verschiedener Maler; aber kaum mochte die Erbitterung zwischen den ehemaligen Freunden, die selbst, wenn sie sich unter Fremden trafen, das Zanken nicht lassen konnten, ihm ein unbefangenes Urtheil gestatten.

Wolcot blieb nach der Trennung von Opie gleichfalls in London. Seine satirischen Beurtheilungen der jährlichen Kunstausstellungen wurden mit großem Beifall aufgenommen. Er begann 1782 mit diesen lyrischen Oden an die königlichen Academiker (Lyric Odes to the royal Academicians), wo er zuerst den Namen, „Peter Pindar, ein entfernter Verwandter des Dichters von Theben," annahm. Im folgenden Jahre schrieb er ähnliche, und nach einer Pause von zwei Jahren gab er 1785 eine andere Sammlung, die auch eine „Ode" an den König enthielt, den er darin mit der Unart behandelte, welche er in seinen meisten spätern Gedichten zeigt. Im

nächsten Jahre nahm er in seinen „Abschiedsoden" recht freundlich Urlaub von den Academikern. Er begann nun sein komisches Epos, „die Lausiade," das seinen Ruf in der Burleske vorzüglich gründete, und auch in seiner Art trefflich ist. Es ist auf eine Hof-Anekdote gebaut. König Georg III. fand in einem Gerichte junger Erbsen, der ersten von der Jahreszeit, ein gewisses ekelhaftes Insect. Der widrige Eindruck, den diese Entdeckung machte, gab Anlaß zu einem feierlichen Beschlusse, der viel Murren veranlaßte; aber da der König wenigstens in seiner Küche, wenn auch nicht im Staate, unumschränkt gebieten konnte, so ward der Befehl mit Strenge vollzogen. Alle Köche, Küchengehülfen und Küchenjungen mußten sich die Köpfe scheren lassen, und trugen, wenn sie im Dienste waren, weiße Nachtmützen. Einer, der sich nicht fügen wollte, ward entlassen, und 51 opferten ihr Haupthaar. Ein willkommener Stoff für den Spötter! — Es stehe hier die Entwickelung aus dem fünften Gesange, der eine Rede der Heldin vorhergeht, die ihre hohe Abkunft rühmt, und die königlichen Köche entschuldigt.

„Lies! lies! lies! lies!" replied the furious King,
'Tis no such thing: no, no, 'tis no such thing."
Then quick he aim'd, of red-hot anger full,
His nails of vengeance at the louse's skull.
But Zephyr, anxious for his life, drew near,
And sudden bore him to a distant sphere;
In triumph rais'd the animal on high,
Where Berenice's looks adorn the sky.
But now he wish'd him nobler fame to share,
And crawl for ever on Belinda's hair.
Yet to the louse was greater glory given;
To roll a planet on the splendid heaven,
And draw of deep astronomers the Ken,
The Georgium Sidus of the sons of men.

So entsteht durch den feierlichen Ton und den burlesken Inhalt der ergötzlichste Gegensatz. Die darin auftretenden Personen sind, wenn auch in Zerrbilder verkehrt, doch nach der Natur gezeichnet, da Wolcot die Hofküche ungekannt besuchte. Er erzählt selber, es sei im Staatsrathe zum Antrage gekommen, ihn wegen jenes Gedichtes in Anspruch zu nehmen, aber man habe den Gedanken aufgegeben, als es bekannt geworden, daß die Fabel des Spottgedichtes

Thatsache sei. Man hat Wolcot häufig Vorwürfe über diese und ähnliche Angriffe gegen den König und dessen Schwächen gemacht, und bei der sittlich ehrwürdigen Persönlichkeit Georg's III. gewiß mit Recht; aber, was auch nicht zu übersehen ist, er wurde über diesen Gegenstand von dem Augenblicke an stumm, wo der König von Geisteszerrüttung heimgesucht ward.

So abhold aber Wolcot dem Einflusse der Minister war, und so gern er immer die Thorheiten der Großen verspottete, war er doch ein aufrichtiger Anhänger der Verfassungsformen seines Vaterlandes. Man glaubt, er habe, um den Argwohn zu widerlegen, daß er demokratische Grundsätze hege, seinen Angriff auf Thomas Paine (Odes to Mr. Paine) gemacht. Aber das konnte nicht versöhnend wirken, wenn er kurz vorher und bald nachher in der „Epistel an einen fallenden Minister," auf Pitt deutend, ausrief:

Blind to an artful boy's insidious wiles,
Why rests the genius of the Queen of Isles?
While liberty in irons sounds th' alarm,
Why hangs suspense on virtue's coward arm?
While tyranny prepares her goals and thongs,
Why sleeps the sword of justice oe'r our wrongs?

oder in seinem More money (mehr Geld!) und seinem Hair-powder (Haarpuder) die Finanzverwaltung angriff und endlich gar (1795) den „letzten Schrei der Freiheit" (Liberty's last squeak) erschallen ließ. Die Minister machten schon in frühern Zeiten Versuche, den Spötter zu gewinnen, und es scheint, Geldverlegenheit habe ihn nicht abgeneigt gemacht, zu einem vortheilhaften Vergleiche die Hand zu bieten. Dies geschah zu einer Zeit, wo Pitt in der Volksgunst ziemlich gefallen war, und man erwartete vielleicht, wenn auch nicht Lob von dem Satiriker, doch einen witzigen Angriff auf die Gegenpartei. Der Herausgeber einer ministeriellen Zeitung eröffnete die Unterhandlung, und der damalige Unter-Staatssecretair, Pitt's Vertrauter, sagte ihm geradezu: „Doctor Wolcot, es sind gewisse Summen flott im königlichen Schatze für die Verfechter der Sache der Regierung." „Man trug mir an," erzählt Wolcot selber, „mir ein Jahrgeld auszusetzen,

wenn ich für die Regierung schreiben wollte. Ich antwortete scherzend, nie würde ich mich dazu verstehen, Schelme zu überfirnissen, und ich hätte keine weiße Schminke für Teufel, aber wenn man mir drei= bis vierhundert Pfund geben wollte, so würde ich stumm sein. Ich sagte dies, ohne im geringsten daran zu denken, daß man es annehmen werde; und dennoch nahm man es an; aber nach einem halben Jahre gab man mir zu verstehen, man erwarte etwas von mir zu Gunsten der Regierung. Meine Antwort war, man habe den Vergleich schmählich verletzt, und ehe ich für Leute schriebe, die ich verachtete, wollte ich lieber augenblicklich zurück treten. Ich that dies auch, und sagte bitter, die Büberei müßte sich glücklich schätzen, wenn sie unbeachtet bleibe." Zehn Pfund, die er von seinem Jahrgelde bereits empfangen, schickte er zurück.

Seine steigende Berühmtheit verschaffte ihm bald anständige Einkünfte, und, so fröhlich und sorglos er das Leben genoß, war er schon 1792 im Stande, eine bedeutende Summe in Staatspapieren anzulegen. Sein unregelmäßiges Leben aber zerrüttete seine Gesundheit, und eine heftige Engbrüstigkeit schien seinen nahen Tod zu verkündigen. Die Gefahr schlug zu seinem Glücke aus. Einige Buchhändler trachteten nach dem Verlagsrechte seiner gesammten Werke. Wolcot war bereit zu einer Unterhandlung und wollte für höchstens 500 Pfund losschlagen, aber die Buchhändler=Gesellschaft, Robinson, Golding und Walker, zogen unter den vorliegenden Umständen eine jährliche Leibrente von 250 Pfund vor, wobei sie, außer dem Verlagsrechte, sich auch den Verkauf für Wolcot's künftige Erzeugnisse bedangen. Die Urkunde war indeß so undeutlich abgefaßt, daß beide Theile verschiedene Auslegungen machen konnten, und als Wolcot um das Jahr 1795, nach einem Aufenthalte in seiner Heimath, mit frischer Gesundheit zurück kam, sahen sich seine Verleger sehr getäuscht, die mit Zuversicht darauf gerechnet hatten, er werde nach dem unbekannten Lande reisen, woraus kein Wanderer wiederkehrt. Sie forderten nun für die bedungene Leibrente auch das Verlagsrecht aller künftigen Werke Peter Pindar's. Ein Rechtsstreit war die Folge, der endlich günstig für Wolcot entschieden wurde. Die Verleger bezahlten seitdem (1801) regelmäßig das Jahrgeld; aber freilich gab es bei jedem halbjährigen Empfang=

schein so saure Gesichter und so unmuthige Worte, daß Wolcot endlich einem Freunde die Vermittelung überließ, der die bittern Botschaften, die er bei solchen Gelegenheiten zu senden pflegte, schonend milderte, oder ganz unterdrückte. Wolcot konnte diese verdrießlichen Zänkereien nie vergessen, die er unter die Drangsale seines Lebens zählte, und die „Bestien im Paternoster-Row“ (die Londoner Buchladen-Straße) werden oft arg gegeißelt, ja er wirft seinen Haß auf alle „jene großen Worthändler,“ die „hohen, gewaltig prunkenden Herren,“ und klagt, „es sei hart, daß ihre Habsucht seine arme Gedankenmühle nie still stehen lasse, und ihn zwinge, unablässig Mehl für sie zu mahlen und selber von Kleien sich zu nähren.“ Aus diesen Gesinnungen kam auch der Einfall, wodurch er einst eine Gesellschaft erheiterte, mit welcher er bei einem wackern Buchhändler speiste. Der Wirth wurde wegen eines dringenden Geschäftes heraus gerufen, als man eben das Tischtuch weggenommen hatte, um die Flaschen aufzusetzen. Nach einer langen Pause schlug Einer der Anwesenden vor, die Gesundheit des gastfreien Buchhändlers zu trinken. „Nein!“ rief Wolcot aufspringend, und schwang eine Flasche Portwein; „trinken wir einen vollen Becher auf unsre eigne Gesundheit; dies ist ja Schriftstellerblut.“

So wenig, als die Machthaber, schonte seine Satire auch andere Personen, an welchen er Schwächen zu finden glaubte. Der verstorbene Benjamin West wurde hart und ungerecht von ihm mitgenommen, und der Präsident der königlichen Gesellschaft, der würdige Banks, den er a president in butterflies profound nennt, wegen seiner Neigung zu einem Zweige der Naturgeschichte muthwillig verspottet. Im Jahre 1797 erschien die erste öffentliche Probe seiner Fortschritte in der bildenden Kunst. Er gab eine Folge seiner, von Alken in Aquatinta gestochenen Landschaften mit poetischen Anspielungen unter dem Titel: „Malerische Ansichten (Picturesque Views) heraus. Seine vorzüglichsten Blätter sind in Kreide ausgeführt, und sehr originell. Ohne auf die höchste Vollendung Anspruch zu machen, scheint er nur lebendige Darstellungen der Natur geben zu wollen und auf großartige Wirkung hinzuarbeiten, die er durch wohl gewählte und kräftige Contraste hervorbringt. Auch die Musik liebte er sehr, und war nicht nur ein braver Violinspieler, sondern

erfand auch einige glückliche Melodien zu mehreren seiner Lieder. Der italienischen Musik gab er den Vorzug; den deutschen Tonkünstlern hingegen war er nicht gewogen. Aber in der Execution wenigstens, wandte ihm Jemand ein, möchten die Deutschen den Vorzug haben. Ja, antwortete Wolcot, sie executiren Alles; sie erwürgen die Melodie.

Im Jahre 1812 wurden Peter Pindar's Werke in 5 Bänden gesammelt, welchen seine kurze Lebensgeschichte vorsteht; doch sind in dieser Sammlung so wenig, als in den spätern Ausgaben alle Schriften des fruchtbaren Mannes enthalten, und sein handschriftlicher Nachlaß ist bei weitem beträchtlicher, als seine gedruckten Werke. In seinen spätern Lebensjahren wurden seine schriftstellerischen Leistungen nicht wenig durch Staarblindheit gestört, die sich auf beiden Augen zeigte. Anfangs schien die Krankheit leicht zu sein, und beraubte ihn nur des Vergnügens zu lesen, aber die Augen behielten noch Lichtempfänglichkeit. Er bediente sich seitdem einer fremden Feder, und wenn ihm diese Hülfe fehlte, war er doch, bis kurz vor seinem Tode, noch im Stande, selber zu schreiben, indem er einen Bogen Papier in vier Blätter zertheilte, auf deren jedes, sie auf ein Buch in der linken Hand legend, er eine Stanze von vier oder sechs Versen schrieb.

Als die Schwächen des Alters immer schwerer auf ihn drückten, wollte er sich von den Zerstreuungen der Welt zurückziehen, und, so gesellig er in früheren Zeiten gewesen war, ging er nun selten aus und sehnte sich wenig nach Gesellschaft. In seiner Abgeschiedenheit beobachtete er die größte Mäßigkeit und Enthaltsamkeit im Speisengenusse. Manchen Seltsamkeiten in seiner Lebensweise aber blieb er treu, wie er denn die Gewohnheit hatte, selten vor Mitternacht sich niederzulegen und meist erst gegen Nachmittag aufzustehen. Er nahm dann erst seine Geigen, oder betrachtete, so gut das geschwächte Gesicht es erlaubte, seine Zeichnungen und Gemälde, wovon er eine kleine erlesene Sammlung besaß. Bei der Verschlimmerung seiner Augenkrankheit entschloß er sich im Jahre 1814, der Operation sich zu unterwerfen, da der Augenarzt Adam gute Hoffnung äußerte. Der Versuch aber mißlang gänzlich, das rechte Auge, das am meisten verdunkelt war, verlor

alle Sehkraft, und Wolcot wollte von einer zweiten Operation nichts wissen. Er ward seitdem immer einsamer, und lebte, nur für wenige Freunde zugänglich, die er fortdauernd mit seinem lebhaften Witze unterhielt, in den ländlichen Umgebungen von Somers' Town. Er nahm immer noch lebhaften Antheil an politischen Angelegenheiten, und erneuerte von Zeit zu Zeit sein Andenken unter den Freunden seiner Muse. Außer einigen kleinen Gedichten, war sein letztes Werk eine „Epistel an den Kaiser von Sina" (1817), wozu die unfreundliche Aufnahme Anlaß gab, die Lord Amherst bei seiner unglücklichen Gesandschaft erfuhr. Er fügte bei dieser Gelegenheit seinen wahren Namen seinem beliebten nom de guerre hinzu, da einige Scribler durch diesen die Lesewelt zu hintergehen versucht hatten; aber diese Vorsichtsmaaßregel konnte blos dazu dienen, gegen die Schriften der Betrüger zu warnen, denn auch in diesem letzten Erzeugnisse war Peter Pindar's originelle Laune unverkennbar und ungeschwächt.

Seine körperlichen Kräfte schienen schneller, als sein geistiges Vermögen, abzunehmen. In der letzten Zeit seines Lebens, zumal während des heißen Sommers 1818, lag er immer im Bette, mehr aus Trägheit oder Laune, als wegen krankhafter Empfindlichkeit. „Was fehlt Ihnen?" sprach ein alter Freund zu ihm, der ihn in diesem Zustande fand. „Sie liegen hier, weil's Ihnen zu gefallen scheint, mit dem Kopfe gegen die Wand, und in Wolle und Baumwolle eingewickelt" „Was bedeutet's, in welcher Lage ein blinder Mann Abschied von der Welt nimmt!" erwiderte Wolcot. „Und warum sollte ich aufstehen? Wie thörigt, wenn ich in meinem Zimmer umher tappen wollte, und wie unbequem würde es für mich bei meiner Schwäche sein! Wenn ich aufstehe und mich bewege, muß ich Centnerlasten tragen, aber hier trage ich nur eine Decke, ein paar Loth schwer." Kurz vor seinem Tode von einem andern Freunde gefragt, ob er ihm etwas zu seiner Erleichterung bringen könne, gab er zur Antwort: „Bringen Sie mir meine Jugend wieder!" In den letzten Monaten des Jahrs 1818 schien er sich wieder etwas zu erholen. Er ließ sich von Zeit zu Zeit seine Handschriften vor sein Bett bringen, ging sie flüchtig durch, und befahl, einige, die nie bekannt gemacht werden sollten, zu vernich-

ten. Im December ward er wieder schwächer und erwartete mit ruhiger Ergebung sein Ende. Am Tage vor seinem Tode nahm er Abschied von seinen Freunden, und verschied am 14. Januar 1819 so ruhig, daß die Umstehenden den letzten Athemzug kaum bemerkten. Ein Verein gewählter Freunde, die er selber ausdrücklich dazu ernannt hatte, begleitete seine Leiche zu dem Begräbnißplatze der Paulskirche, in Covent Garden, wo sie neben dem Grabgewölbe beigesetzt ward, in welchem der Verfasser des Hudibras ruht.

Wolcot war nie vermählt, und scheint, in seinem höheren Alter wenigstens, eine entschiedene Abneigung gegen die Ehe gehabt zu haben. In seiner Jugend war er anderer Meinung, und gestand selber, in Versen wie im Gespräche, daß er oft verliebt gewesen sei, aber auch oft, „Dank seinem Glücksstern!" einen Korb bekommen habe. Einmal war nur die Zögerung seiner Vielgeliebten Schuld, daß sie ihren Anbeter verlor, da er während ihres Zauderns anderes Sinnes ward und seinen Antrag nicht erneuerte. Noch in seinen letzten Jahren pflegte er mit großer Zufriedenheit dieses Ereignisses zu erwähnen, wo er, wie er sagte, mit genauer Noth entronnen sei. Seiner eigenen Versicherung, daß er stets ein reizbares und leicht entzündliches Herz gehabt habe —

That I have often been in love, deep love,
A hundred doleful ditties plainly prove —

und der Angabe, daß er immer ein großer Bewunderer der Schönheit gewesen ist, so lange er nur im Stande war, sie anzuschauen, wird man gern glauben, wenn man hört, daß er noch in seinem hohen Alter, fast ein Siebziger, einen ärgerlichen Rechtshandel über das leidige Crim-con durchzufechten hatte, worin er jedoch Sieger blieb, und es soll auch die Beschuldigung, wie man sagt, ursprünglich nur ein Anschlag auf seinen Geldbeutel gewesen sein.

Er hegte keine günstige Meinung von den Menschen überhaupt, und hätte doch gern um jeden Preis noch länger unter ihnen leben mögen. Er pflegte zu sagen, daß er nichts dagegen habe, seine Pachtzeit wieder zu erneuern, ja bis auf ewige Zeiten auszudehnen. Gegen seine Feinde war er gütig und wohlwollend, gegen diejenigen aber, wel-

chen er feindselige Gesinnungen zutraute, mürrisch, rauh und unversöhnlich. So wenig er selber durch irgend eine Regung von Zartgefühl abgehalten ward, Andere die Geissel seines Spottes empfinden zu lassen, so hielt er sich doch — sonderbar genug! — von Tadel, ja selbst von Wiedervergeltung ausgenommen. Er war heftig erzürnt gegen den Verfasser der Baviad und der Mäviad, der ihn in diesen Spottschriften arg mitgenommen hatte, und Wolcot vergaß sich in seiner Erbitterung so sehr, daß er einst in einem Buchladen gewaltthätige Hand an seinen Gegner zu legen suchte. Als ihm dies mißlungen war, griff er zu tödtlichern Waffen, und in seinem Aerger klagte er seinen Widersacher einiger Vergehungen an, welche wahrscheinlich nur in unedler Rache ihren Grund hatten.

Das sittliche Bild des Mannes erscheint nach diesen Zügen ziemlich abstoßend; auch seine äußere Erscheinung machte keineswegs einen günstigen Eindruck, und es war durchaus nichts Einnehmendes in seinem Gesichte, nichts Gewinnendes und Feines in seinem Benehmen und seinen Sitten. Wie hätte auch ein Mann von feinem sittlichen Gefühle auf den Einfall kommen können, von Opie ausdrücklich zu verlangen, ihn in dem Gemälde von David Rizzio's Ermordung als einen der gräßlichen Meuchelmörder vorzustellen! Seine Lebensbeschreiber versichern uns jedoch, er sei nicht ohne religiöses Gefühl gewesen, und habe die erhabensten Vorstellungen von Gottes Größe im Weltall gehabt, und dessen Werke mit Ehrfurcht betrachtet. Sein gewöhnliches, wenn nicht sein einziges Gebet, das er für hinlänglich erschöpfend gehalten und mit besonderm Nachdrucke ausgesprochen habe, sei, setzen sie hinzu, folgendes gewesen: „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; gesegnet sei der Name des Herrn!"

Bald nach seinem Tode ward zu einer Unterzeichnung eingeladen, um ihm ein Denkmal in der Kirche seines Geburtsortes Dodbrooke zu errichten.

Außer seinen satirischen Schriften schrieb er sehr wenig in Prosa; aber so leicht er sich in Versen ergoß, so

schwer ward es ihm, sich in Prosa gefällig auszudrücken. Er besorgte in seinen spätern Lebensjahren eine neue Ausgabe von Pilkington's Maler-Lexicon, wozu er einige Zusätze, unter andern die Schilderung des berühmten Landschaftsmalers, Richard Wilson, lieferte, und er gab eine Blumenlese aus englischen Dichtern (Beauties of english poetry) heraus.

Sir Humphry Davy,

Präsident der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London ꝛc.

Nach englischen Materialien

von

H — m.

Sir Humphry Davy,

Präsident der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London ꝛc.

Das Leben eines Gelehrten bietet nur spärlichen Stoff für diejenige Gattung der Biographien, welche die Mehrheit der Leser anzieht. Hier giebt es keine Rettungsscenen aus drohenden Gefahren, keine wunderbaren Abentheuer, keine glänzenden Schilderungen einer verderbten Welt, — kurz, — nichts, was geeignet sein könnte, die eitle Neugier zu befriedigen, oder dem Müßigen die Langeweile zu vertreiben. Die Lebensgeschichte eines Gelehrten ist eine historische Darstellung des Fortganges der Verstandeskräfte, — die Entwickelung einer Verkettung von Ideen in natürlicher Ordnung und Reihefolge; und das Interesse, welches sie zu erregen fähig ist, fühlen nur diejenigen, die durch eigne Fortschritte geeignet sind, an den Triumphen des menschlichen Erkenntnißvermögens Theil zu nehmen.

Unter den, durch Entdeckungen neuerer Zeiten vervollkommneten Wissenschaften, nimmt die Chemie den ersten Platz ein; und so rasch, so weitumfassend und so wichtig waren die Fortschritte dieses Zweiges der menschlichen Kenntnisse, daß unser Zeitalter ihn fast als seine ausschließliche Entdeckung in Anspruch nehmen kann. Diese Fortschritte sind hauptsächlich daraus herzuleiten, daß man die analytische Forschungsweise an die Stelle der synthetischen gesetzt hat; und hoher Ruhm gebührt dem Gelehrten, dessen Lebensskizze der Gegenstand dieser Zeilen ist, schon dafür, daß er mit tiefer Urtheilskraft und unermüdlichem Eifer jene wissenschaftliche Reform benutzte, die geheimnißvolle

Zusammensetzung der unendlich vermannigfaltigten Materie zu entwickeln, in welcher wir zu leben bestimmt sind. Wenn wir erwägen, daß uns die Chemie lehrt, die uns umgebenden Elemente zu unserm Nutzen oder Vergnügen anzuwenden, und daß jede Entdeckung auf diesem endlosen Felde der Forschung die Kräfte des Menschen erhöht, so eröffnet sich uns für die Zukunft die Aussicht auf die Möglichkeit, daß einst der menschliche Geist einen weit ausgedehnteren Spielraum für die Anwendung seiner Thatkraft finden werde, als wir jetzt zu fassen im Stande sind. Solche Vorahndungen müssen uns für diese Wissenschaft und die ausgezeichneten Männer, deren Arbeiten wir ihren jetzigen vervollkommneten Zustand verdanken, die verdiente Achtung einflößen.

Schon hatten die Entdeckungen eines Black, Priestley, Cavendish, Lavoisier, Franklin und Bergmann in die Wissenschaft der Chemie die nur zu lange vernachlässigten Erfordernisse genauer Forschung und logischer Deduction eingeführt; allein dem Sir Humphry Davy war es vorbehalten, die ungemeine Ueberlegenheit neuerer Grundsätze durch die glänzendste Laufbahn von Entdeckungen, welche seit Newton's Zeiten je die Annalen der Wissenschaft schmückte, klar zu erweisen.

Sir Humphry Davy, geboren am 17. December 1779 zu Penzance in Cornwall, stammt aus einem alten Geschlechte; sein Urgroßvater mütterlicher Seite besaß ein beträchtliches Landeigenthum, und sein Vater war Eigenthümer eines angestammten kleinen Landgutes, Farfel genannt, wo er 1795 starb, nachdem er sein Vermögen durch mancherlei Ackerbau-Experimente bedeutend verringert hatte. Den ersten Unterricht erhielt Davy in den lateinischen Schulen zu Penzance und Truro. Schon als neunjähriger Knabe zeichnete er sich hier aus, und hatte insbesondere einen überwiegenden Hang zur Dichtkunst, den er bis zum fünfzehnten Jahre seines Alters nährte und durch mehrere Gedichte an den Tag legte. Um diese Zeit ward er ein Schüler des Herrn Borlase von Penzance, eines ausgezeichneten, talentvollen Wundarztes. Der emporstrebende Davy, außergewöhnlicher Fassungskräfte sich bewußt, entwarf sich jetzt selbst einen Bildungsplan, der den Kreis der Wissenschaften umfaßte. In seinem achtz-

zehnten Jahre hatte er die Anfangsgründe der Botanik, Anatomie, Physiologie, Mathematik, Metaphysik, Naturphilosophie und Chemie sich zu eigen gemacht. Aber die Chemie fesselte bald seine ganze Aufmerksamkeit: denn keine Wissenschaft — das erkannte er deutlich — bot dem Talent noch ein so weites Feld zur Forschung dar, als die Chemie. Nachdem er einige Experimente mit der, durch Seegras aus dem Wasser des Oceans entwickelten Luft gemacht hatte, welche ihn überzeugten, daß diese Vegetabilien die nämliche vereinigende Wirkung auf die im Wasser aufgelöste Luft hervorbringen, als Landgewächse in der Atmosphäre, theilte er das Ergebniß dieser Versuche dem Doctor Beddoës mit, der eben damals eine philosophische Zeitschrift angekündigt hatte, wozu er aus dem westlichen England Beiträge suchte. Dies veranlaßte einen Briefwechsel zwischen ihm und dem damals erst neunzehnjährigen Davy, welchem der Doctor vorschlug, seinen Plan, nach Edinburgh zu gehen, einstweilen aufzuschieben und an den Experimenten Theil zu nehmen, die damals zu Bristol angestellt werden sollten, um die Heilkräfte künstlicher Luftarten zu erforschen. Davy willigte ein, unter der Bedingung, daß man ihm die ausschließliche Oberaufsicht auf diese Experimente überlasse. Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft des Herrn Davies Gilbert Esq., eines Mannes von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, dessen dauernde Freundschaft er sich erwarb. Mit ihm berieth er seinen Studienplan, und Gilbert ermunterte ihn, die Chemie zu seinem Hauptstudium zu wählen. Geraume Zeit hielt sich Davy beim Dr. Beddoës auf, ununterbrochen beschäftigt mit neuen chemischen Forschungen. Hier entdeckte er die Einathembarkeit des Salpeter-Oxyds und machte viele mühsame Experimente mit entzündbaren Luftarten (Gas), die er in der Folge in seinem, mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werke: Researches Chemical and Philosophical (Chemisch-philosophische Forschungen) bekannt machte. Diese Schrift erwarb dem 21jährigen Verfasser nicht nur hohen Ruhm, sondern auch die Bekanntschaft des Grafen Rumford und die Ernennung zum Professor der Chemie am königlichen Institut in der Straße Albemarle, bestimmt zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, zur Erleichterung mechanischer Erfindungen und zur Anleitung in der practischen Anwendung der Wissenschaften auf Zwecke des gemeinen Lebens. Es gehört unstreitig zu den wohlthäti-

gen Wirkungen dieses Instituts, daß es das Mittel ward, Hrn. Davy an eine Stelle zu setzen, die ihm Gelegenheit und Spielraum gab, seine Talente in Ausübung zu bringen. Sie veranlaßte ihn, sogleich seine anfängliche Absicht, practischer Arzt zu werden, ganz aufzugeben, und sich hauptsächlich der Chemie zu widmen. Mit welchem raschen Erfolge dies geschah, zeigten bald seine Beiträge zu den Verhandlungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, seine „Elements of Chemical Philosophy," seine „Elements of Agricultural Chemestry," seine „Researches on flame" und seine Beschreibung einer neu erfundenen Sicherheitslampe für Kohlenbergwerke.

Seine ersten Experimente als Professor der Chemie im königl. Institut machte er an Substanzen, die zum Gerben gebraucht werden, oder nach Seguier's Entdeckungen gebraucht werden konnten; doch erklärte er nach sorgfältiger Untersuchung, es sei durch practische Experimente bereits so viel für diese Kunst geschehen, daß durch keine bis jetzt bekannte Theorie erhebliche Vervollkommnungen derselben erwartet werden könnten.

Im Jahr 1802 begann er seine eben so gehaltvollen, als anziehenden Vorlesungen in der Ackerbau-Gesellschaft (Board of Agriculture), die er zehn Jahre lang fortsetzte. Die Abhängigkeit des Ackerbaues von chemischen Ursachen war schon früher zwar in Anregung gebracht; vollständig ward sie jedoch zuerst in diesen Vorlesungen auseinandergesetzt, die zugleich viele practische Belehrungen verbreiteten. Aber so rasch folgten sich die Entdeckungen des unermüdlichen Davy, daß er, als einige Jahre nachher diese Vorlesungen dem Druck übergeben werden sollten, mehrere bedeutende Veränderungen in derselben machen mußte, um sie dem, immittelst durch seine eignen Arbeiten, vervollkommneten Zustande der chemischen Wissenschaften anzueignen.

In den Jahren 1803 und 1805 ward er zum Mitgliede der königl. Societät der Wissenschaften zu London und der königl. Academie zu Dublin ernannt. Schon hatte er durch seine Talente und die Annehmlichkeiten seines Umganges sich die Freundschaft der ausgezeichneten Gelehrten der Hauptstadt, namentlich eines Cavendish, Hatchett,

Wollaston, Babington, Children und Tennant erworben; auch stand er im Briefwechsel mit den größten Chemikern in allen Gegenden Europa's.

Um das Jahr 1806 machte er eine der glänzendsten Entdeckungen neuerer Zeiten, indem er durch Decomposition zweier fixen Alcalis, — Potasche und Soda, — fand, daß sie, der bisherigen Hypothese gänzlich zuwider, aus einer eigenthümlichen metallischen Basis, verbunden mit einer großen Quantität Oxygen, bestehen. Die auf diesem Wege entdeckten Metalle wurden potassium und sodium genannt. Eben so glückliche Erfolge hatte Davy in der Anwendung des Galvanismus auf die Zerlegung der Erdarten.

Im J. 1808 erhielt Davy einen Preis vom französischen Nationalinstitut, — ein Tribut, der, ungeachtet der damals zwischen beiden Nationen herrschenden Feindschaft, dem allgemein anerkannten Verdienste gezollt ward.

In der Verfertigung seiner Experimente über die Anwendung der Electricität auf die Chemie, so wie auch über Alcali, Phosphorus, Schwefel, Kohlenstoffe und unaufgelösete Säuren, gelang es ihm, die Einfachheit der oxymuriatischen Säure zu beweisen. — Den größten Theil des Jahres 1810 verwandte er auf Combinationen des oxymuriatischen Gas und des Oxygens, so wie auf Erforschung ihrer chemischen Verhältnisse zu inflammablen Körpern. Das Ergebniß seiner Experimente ward durch Versuche mehrerer französischer Chemiker, so wie durch die des Schweden Berzelius im Wesentlichen bestätigt; doch wollten Lavoisier's Schüler nicht zugeben, daß Oxygen (Sauerstoff) eines der Principe der Alcalis (Laugensalze) sei; sie leugneten den Metallismus der Potasche und Soda als metallischer Oxyde, und behaupteten, sie seien einfache Körper, die, in Verbindung mit Hydrogen, Hydrureten bildeten.

Der schönste Lohn ward Davy's Verdiensten im Jahr 1812 durch die Hand seiner liebenswürdigen, noch jetzt ihn beglückenden Gattin, der Tochter und Erbin des verstorbenen Charles Kerr Esq. von Kelso, und Wittwe des Herrn Shuckburgh Ashby Apreece Esq., die ihm ein beträchtli-

ches Vermögen zubrachte. Wenige Tage vor seiner Hochzeit ward er in den Ritterstand erhoben und genoß der Ehre, der erste zu sein, welchem der damalige Prinz Regent diese Würde verlieh.

Davy's practisch wichtigste Erfindung, — die jetzt fast allgemein in Europa eingeführte Sicherheitslampe für Kohlenbergwerke, — ward im J. 1815 von ihrem sinnreichen Urheber durch eine Vorrichtung vervollkommnet, wodurch der höchst wichtige Zweck erreicht wurde, den Feuerdampf gänzlich gefahrlos zu machen, und seine, bis dahin so verderblichen Kräfte zur Hervorbringung eines nützlichen Lichtes zu benutzen. So durchdrungen waren die Eigenthümer der Kohlenbergwerke von Tyne und Wear von den in vielfacher Hinsicht wohlthätigen Wirkungen dieser unschätzbaren Erfindung, daß sie dem verdienstvollen Davy ihre Dankbarkeit durch Ueberreichung eines Silberservices von zwei tausend Pf. St. an Werth an den Tag zu legen suchten.

Im J. 1813 ward Sir Humphry Davy zum correspondirenden Mitgliede des französischen Nationalinstituts und zum Vicepräsidenten des königl. großbritannischen Instituts, 1817 aber zum Baronet ernannt. Auf wissenschaftlichen Reisen durch mehrere Theile Europa's untersuchte er die Ursachen vulkanischer Phänomene, unterrichtete die Arbeiter auswärtiger Kohlenbergwerke im Gebrauch der Sicherheitslampe, erforschte den Zustand der Herculanischen Manuscripte und der Ueberbleibsel der chemischen Künste der Alten, analysirte die Farben, deren sich die griechischen und römischen Künstler bedienten, und machte die anziehenden Ergebnisse seiner Forschungen in den Verhandlungen der königl. Societät der Wissenschaften bekannt. Unter andern ging daraus sein Urtheil hervor: daß die Herculanischen Manuscripte nicht durch die Wirkung des Feuers in einen Zustand der Verkohlung versetzt, sondern daß ihre Blätter durch eine Substanz, gebildet während der Fermentation und chemischen Umwandlung im Lauf der Jahrhunderte, mit einander verkittet seien. Zur Auflösung dieser Substanz erfand er eine Composition, konnte aber unter 1265 Manuscripten nur 80 bis 100 auffinden, die einige Wahrscheinlichkeit des Erfolges versprachen.

Als im Jahr 1820 das Präsidium der königl. Gesellschaft der Wissenschaften erledigt ward, entstand über die Wiederbesetzung dieser angesehenen Stelle eine große Meinungsverschiedenheit unter den Mitgliedern. Männer von hohem, ja selbst vom höchsten Range wurden als Candidaten in Vorschlag gebracht; allein die gelehrtesten Mitglieder betrachteten diese Ehrenstelle, — die höchste, die ein britischer Gelehrter als solcher in seinem Vaterlande erreichen kann, — keinesweges als ein angemessenes Attribut des Ranges und Reichthums, sondern als den Lohn der Verdienste um die Wissenschaften. Unter den Gelehrten, deren Arbeiten die Verhandlungen der königl. Societät der Wissenschaften am meisten bereichert hatten, richtete man sein Augenmerk vorzugsweise auf Sir Humphry Davy und Dr. Wollaston; allein Letzterer, — eben so bescheiden, als kenntnißreich und scharfsinnig, — trat aus eigner Bewegung zurück. Nur wenige, namenlose Personen schlugen statt Sir H. Davy den Lord Colchester vor; Ersterer ward durch eine Stimmenmehrheit von 200 gegen 13 erwählt. Wirklich konnte für diese Ehrenstelle Niemand geeigneter sein. Davy ist vollkommen unabhängig, und seine Vermögensumstände verstatten ihm, auch mit äußerer Würde sein Amt zu bekleiden. Er versteht fremde Sprachen und hat eine ausgebreitete Bekanntschaft unter den Gelehrten des Auslandes. Er besitzt jene allgemeinen Kenntnisse, die so unentbehrlich sind, um sämmtliche Zweige des Wissens gehörig zu würdigen; und in seinem Hauptfache ist sein Ruhm so wohlbegründet, daß er ihn über alle Eifersucht erhebt.

Schon zählte die königl. Societät der Wissenschaften unter ihren Präsidenten, außer einem Newton, dessen Genius das ganze Feld der Wissenschaften umfaßte, treffliche Mathematiker, Architecten, Naturkundige und Philosophen; und billig war es, daß auch die Chemie, die als die Wissenschaft unseres Zeitalters betrachtet werden kann, unter den Präsidenten der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften einen Repräsentanten erhielt! — eine Würde, wodurch das Vaterland diesen Zweig des Wissens in der Person desjenigen Britten ehrt, der ihn mit dem glänzendsten Erfolge anbaute. Unter denen, die selbst die Schöpfer ihres Glücks und Ruhmes waren, giebt es Wenige,

die, wie Sir Humphry Davy, in der Mittagshöhe des Lebens das beneidenswerthe Bewußtsein allgemeiner Achtung und Hochschätzung mit der Gewißheit eines ausgezeichneten Platzes in der Literargeschichte unter den berühmtesten Namen ihres Vaterlandes verbinden.

Inhalt
des sechsten Bandes.

XXI.

Seite

Wilhelm Georg Friedrich, Prinz von Oranien-Nassau. Von J. v. Arnoldi. 1
Carl Justus von Gruner. Von C — r. 53
Fürst Wrede. Von W — f. 89
Richard Lovell Edgeworth. Von H — r. . . . 107
Friedrich Wilhelm, Graf von Buxhöwden. . 171

XXII.

Carl August Fürst von Hardenberg, königl. preuß. Staatskanzler ꝛc. 1
Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg. 77
William George Browne. Von H — r. 105
Richard Brinsley Sheridan. Von S — r. . . 129

XXIII.

Arthur Young. Von L — n. 1
Henri Gregoire. Von D — g. 25

Seite

Carl Theodor von Dalberg. Von August Krämer. Nebst einem Nachworte des Verfassers. 85
Nachtrag und Berichtigungen zu Carl Justus von Gruner. 220

XXIV.

Ludwig Friedrich Victor Hanns Graf von Bülow, königl. preuß. Staats- und Handelsminister. 1
Pius VI. 61
John Wolcot, genannt Peter Pindar. Von L — u. 87
Sir Humphry Davy, Präsident der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in London ꝛc. Von H — m. 107

Alphabetisches Repertorium

über

den Inhalt

der

Zeitgenossen;

Erste Reihe:

Band I—VI. (jeder in 4 Heften) oder Heft I—XXIV.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1821.

Repertorium
über
die Zeitgenossen.

Erste Reihe,
oder
Band I—VI. (jeder in 4 Heften,) oder Heft I—XXIV.

ie erste (römische) Zahl bezeichnet den Band; die zweite das Heft ses Bandes; die dritte (eingeklammerte römische) das Heft der ganzen Reihe; die vierte den Anfang der Biographie.)

A.

ckermann, Rudolph, sein Leben, dargestellt von J. C. Hüttner, IV. 1. (XIII.) 1. — Seine Geburt, 3. — Seine Jugend, 3. — Schüler in Schneeberg, 3. — Erlernt das Sattlerhandwerk, 3. — Seine Fortschritte in der Zeichenkunst, 3. — Seine Wanderschaft, 4. — Sein Aufenthalt in London, 6. — Seine Verehelichung, 7. — Sein Handel in London, 8. — Seine Reise nach Wien, 10. — Tod seiner Gattin, 14. — Sein Wirken für Deutschland nach der Schlacht bei Leipzig, 15. — Verleger mehrerer Prachtwerke, 21. — Zusatz zu seiner Lebensbeschreibung, IV. 4. (XVI.) 169. — Sein Briefwechsel mit dem Fürsten Blücher, 169.

Albini, Franz Joseph, Freiherr, sein Leben, dargestellt von E. v. C. III. 2. (X.) 3. — Sein deutscher Sinn, 5. — Sein Vater, 5. — Seine Jugendbildung, 6. — Erhält die Doctorwürde, 6. — Seine Schriften, 6. — Fürstbischöflicher Hof- und Regierungsrath in Würzburg, 6. — Zum Kammergerichtsassessor von dem fränkischen Kreise präsentirt, 7. — Zum geheimen Reichsreferendär zu Wien vom Churfursten Friedrich Carl ernannt, 7. — Kaiser Joseph II. schickt ihn an mehrere deutsche Höfe mit außerordentlichen Aufträgen, 8. — Reichserzkanzler in Aschaffenburg bei dem Churfürsten von Mainz, 8. — Hofkanzler und Minister des Churfürsten von Mainz, 9. — Seine Uebernahme des Finanzministeriums, 9. — Churmainzischer Directorial-Wahlbotschafter bei der Wahl und Krönung des Kaisers Franz II., 10. — Sein Wirken für das mainzer Militär, 11. — Directorialgesandter beim Friedenscongresse zu Rastadt, 11. — Seine Einrichtung des Landsturmes, 14. — Generalfeldzeugmeister, 15. — Erhält das Commandeurzkreuz des königlich ungarischen St. Stephansordens, 16. — Seine Kriegs-

thaten, 17. — Die Belohnung für seine Dienste, 19. — Sein Wirken nach dem Tode des Churfürsten, 20. — Statthalter des Fürstenthums Regensburg, 22. — Seine Unterredung mit Napoleon, 23. — Seine Reise nach Cassel und seine Geschäfte daselbst beim König von Westphalen, 24. — Seine Geschäfte mit Napoleon nach der Eroberung von Regensburg, 25. — Sein Muth gegen den Marschall Davoust, als dieser brandschatzen wollte, 26. — Seine gute Staatsverwaltung, 27. — Seine Versetzung nach Hanau, 27. — Minister der Justiz, des Innern und der Polizei, 27. — Seine Unterredung mit Napoleon, welcher aus Rußland kam, 28. — Erhält das Großkreuz des Concordienordens, 28. — Legt das Polizeiministerium nieder, 28. — Seine Versöhnung mit dem Marschall Augerau, 28. — Seine Entlassung, 29. — Präsidialgesandter des Kaisers Franz bei der deutschen Bundesversammlung 1815, 30. — Sein Tod, 31. — Allgemeines Urtheil über ihn, 31. — Seine Familie, 32.

Apel, August, Skizze seines Lebens von A. W., III. 4. (XII.) 171. — Seine Geburt, 173. — Seine Jugendbildung, 173. — Sein Charakter, 173. — Seine wissenschaftliche und dichterische Bildung, 175.

v. Arnoldi, Johannes, sein Leben, III. 3. (XI.) 77. — Seine Geburt, 79. — Seine Eltern, 79. — Seine Erziehung, 79. — Ursachen seiner Neigung zum Geschichtsstudium, 79. — Sein erster Lehrer, 80. — Seine Liebe zum Soldatenstand, 80. — Schüler des Gymnasiums zu Herborn, 81. — Seine Reise in die Niederlande, 81. — Seine akademische Laufbahn zu Herborn, 81. — Sein Lehrer in den Rechtswissenschaften, 82. — Sein Abgang nach Göttingen, 82. — Seine Rückkehr ins väterliche Haus, 83. — Secretär bei dem Landesarchive in Dillenburg, 84. — Secretär bei der Rentkammer daselbst, 84. — Secretär bei der Landesregierung daselbst, 84. — Stimmführendes Mitglied bei der Rentkammer und später bei der Landesregierung daselbst, 84. — Seine ersten schriftstellerischen Versuche, 84. — Führer aller auf das Land Beziehung habenden Kriegsangelegenheiten, 85. — Seine zufällige Rettung vom Tode in den Wasserfluthen, 85. — Seine Schicksale bei dem Rückgange der kaiserlichen Armee über den Rhein 1794, 86. — Rettet den Professor Böttcher, welcher als Spion gefangen saß, 87. — Erhält das Directorium bei dem Landesarchive in Dillenburg und die Besorgung der fürstlichen Bibliothek, 88. — Seine Geschichte der oranien-nassauischen Länder und ihrer Regenten nebst seinen andern geschichtlichen Werken, 88, 89. — Seine Arbeiten für den Rastadter Congreß, 89. — Seine Geschäfte in Berlin, 90. — Seine Familie, 91. — Seine Reise nach Hamburg, 92. — Geheimer Legationsrath, 94. — Abgeordneter bei der Reichsdeputation in Regensburg, 94. — Seine Dienste bei Wilhelm Friedrich, 99. — Die Belohnung seiner vorigen Dienste, 99. — Seine Erhebung in den Adelstand, 100. — Sein ausgedehnter Geschäftskreis, 101. — Seine Reisen mit seinem Fürsten, 102. — Seine Reise in die Schweiz, 103. — Sein Aufenthalt in Berlin, 105. — Seine Reise nach Erfurt, 108. — Sein Abschied, 111. — Sein Besuch bei seinem Fürsten in Berlin, 112. —

Seine Reise nach Danzig, 114. — Wird von einem Trupp Husaren angefallen, 116. — Seine Schicksale auf der Seefahrt bis Danzig, 118. — Seine Reise von da nach Pillau, 122. — Seine Rückkehr nach Berlin, 123. — Seine Ankunft bei seiner Familie in Marburg, 124. — Seine Sendung an den würtembergischen und badenschen Hof wegen der Meingarter Domänen, 125. — Seines Sohnes Schicksal, 126. — Sein Rücktritt aus dem öffentlichen Leben, 126. — Sein Gefahren wegen aufrührerischer Vorfälle, 127. — Sein Wiedereintritt in das öffentliche politische Leben nach Vertreibung der Franzosen, 130. — Tritt als wirklicher oranischer Geheimerrath in oberste Landesstelle ein, 132. — Seine Reise in den Haag, 132. — Uebernimmt das Directorium bei der Finanzsection der Regierung, 132. — Chef des geheimen Raths-Collegiums, 133. — Abdankung aller seiner Aemter, 134. — Seine literarischen Arbeiten, 136. — Ritter des belgischen Löwenordens, 137. — Erhält die Doctorwürde von der philosophischen Facultät zu Marburg, 137. — Uebersicht seiner ganzen Schriften, 138. — Seine Antwort auf Pfaffs Rüge gegen ihn, IV. 4. (XVI.) 182.

B.

Balbacci, Anton, Freiherr, Andeutungen zu seiner Lebensbeschreibung, II. 4. (VIII.) 178. — Seine Geburt, 178. — Seine Familie, 178. — Seine Ausbildung, 179. — Wirklicher Hofrath und Referendär bei der gallizischen Hofkanzlei, 179. — Seine Thätigkeit bei immer wankender Gesundheit, 179. — Sein Haß gegen Napoleon, 179. — Seine glänzendste Epoche, 179.

Baptiste der Jüngere, Komiker des Theater-François, Urtheil über ihn von Sievers, II. 3. (VII.) 171. — Sein ausgebreitetes Fach, 171. — Innere und äußere Form seines Spiels, 171. — Seine Einförmigkeit im Aeußern, 172.

Beireis, Gottfried Christoph, sein Leben dargestellt von D. J. J. H. Bücking, II. 4. (VIII.) 67. — Seine Geburt, 69. — Seine Eltern, 69. — Sein und seiner Eltern Schicksal, 70. — Seine Erziehung, 70. — Seine Anlagen, 70. — Sein Studium der Arzneiwissenschaft, 71. — Seines Vaters Tod, 71. — Originalität seines Charakters, 72. — Seine Liebe zur Einsamkeit, 72. — Sein Studium der Rechte, Mathematik, Physik, Chemie und Medicin in Jena, 73. — Seine Erfindung einer rothen Farbe, 74. — Sein unermüdetes Streben nach Vollkommenheit, 75. — Seine Ausbildung durch Reisen, 75. — Seine Rückkehr nach Thüringen mit großen Reichthümern, 78. — Sein Studium der Chirurgie und Medicin in Helmstädt, 79. — Professor der Physik, 79. — Doctor der Philosophie, 79. — Ordentlicher Professor der Medicin, 79. — Doctor der Medicin, 79. — Seine Ernennung zum Hofrath vom Herzog Carl, 80. — Leibarzt des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand, 80. — Sein Wirken in seinem Lehramte, 80. — Sein unermüdeter Fleiß, 82. — Sein Lob in einem Schreiben an ihn von seinem Landesherrn, 83. —

Seine Anstrengung in seinem Lehramte, 84. — Seine Vorträge nach Inhalt und Form geschildert, 85. — Seine Schriften, 87. — Sein Dichtertalent, 89. — Seine Lectüre, 91. — Seine chemischen Entdeckungen, 91. — Sein Vergnügen an reichen Sammlungen, 93. — Gerechte Urtheile über ihn, 97. — Seine Schilderung als praktischer Arzt, 98. — Gedicht zu seinem Geburtstag von einer von ihm glücklich geheilten Kranken, 99. — Seine Milde und Wohlthätigkeit als Arzt, 101. — Die Liebe und das feste Vertrauen zu ihm als Arzt, 102. — Sein Charakter im gesellschaftlichen Leben, 102. — Seine Liebe für Kinder, 106. — Sein häusliches Leben, 106. — Director des akademischen Concerts in Helmstädt, 107. — Seine Frömmigkeit, 107. — Seine Wohlthätigkeit, 108. — Die Ursachen seines Rufes der Zauberei, 108. — Seine tadelnswerthe Sparsamkeit, 111. — Sein Aeußeres, 112. — Sein 50jähriges Jubiläum als Doctor und Professor, 114. — Seine letzte Krankheit und sein Tod, 115. — Sein Monument, 116. — Seine Kunstschätze, 117. — Seine mechanische Kunstsammlung, 117. — Seine physikalischen Merkwürdigkeiten, 118. — Seine physiologisch-anatomischen Präparate, 118. — Seine Sammlungen aus den drei Naturreichen, 119. — Seine Münzensammlung, 119. — Seine Gemälde- und Kupferstichsammlung, 120. — Seine Bibliothek, 120. — Seine Alterthümer und Seltenheiten, 121. — Seine Feinde, 121.

v. Berger, Ludwig, Winke zu seiner Lebensbeschreibung, II. 1. (V.) 176. — Seine Geburt, 176. — Sein Vater, 176. — Seine Jugendbildung, 177. — Seine akademische Laufbahn in Göttingen, 177. — Sein Charakter in seinem Geschäftsleben, 178. — Seine Ermordung, 179.

Bertram, Johannes, siehe Boisserée.

Beyme, königlich preußischer Regierungspräsident, Andeutungen zu seiner Lebensbeschreibung, II. 1. (V.) 180. — Königlich preußischer geheimer Cabinetsrath, 180. — Großkanzler, 182.

Billington, Mistreß, kurzer Abriß ihres Lebens, IV. 2. (XIV.) 205. — Ihre Fortschritte in der Musik, 206. — Ihr Leben in Irland, 206. — Ihr Leben in England und Italien, 207.

Boisserée, Sulpiz und Melchior und Johannes Bertram, Andeutungen zu einer Biographie und Charakteristik dieser drei Freunde, II. 2. (VI.) 156. — Ihre Bemühungen um die Erhaltung der Ueberreste von Kunstdenkmalen einer schönen Zeit in ihrer Vaterstadt Cöln, 156. — Hauptstücke ihrer Sammlung, 159. — Ihre Alterthümer und Kunstschätze, 162. — Ihr jetziger Aufenthalt, 162.

Bory de St. Vincent, seine Lebensbeschreibung, II. 4. (VIII.) 39. — Seine Geburt, 39. — Seine Eltern, 39. — Seine frühe Liebe für Zeichnen und Naturgeschichte, 40. — Sein Verhalten während der Gräuel der französischen Revolution, 41. — Wird Officier bei der Vendée-Armee, 41. — Seine botanischen Reisen, 41 — Widmet sich den Naturwissenschaften, 42. — Macht sich durch Abhandlungen unter den Naturforschern vortheilhaft bekannt, 42. — Muß unter Moreau Kriegsdienste thun, 42. — Nimmt als Naturforscher an einer Entdeckungsreise für Frankreich Theil, 43. — Seine Beschreibung dieser Reise, 43, 46. — Kehrt nach

Frankreich zurück, 44. — Sein Essais sur les Isles fortunées et l'antique Atlantide, 44. — Wird Stabs-Capitän beim Generalstabe des Marschalls Davoust, 45. — Seine Karte von der Insel La Réunion und die vom Lauf des Kocher und der Jart in Schwaben, 46. — Ursachen, warum er troß seiner trefflich geleisteten Dienste nicht weiter befördert wurde, 46. — Wird als Etat-Major der Reiterei nach Berlin versetzt, 47. — Muß dem Marschall Ney nach Spanien folgen, 47. — Seine Entschlossenheit und Geistesgegenwart daselbst, 48. — Seine naturhistorischen Untersuchungen während dieses Feldzuges, 49. — Wird für seine ausgezeichnete Tapferkeit zum Major befördert und erhält den Orden der Ehrenlegion, 49. — Sein sechster spanischer Feldzug, 50. — Steht 1814 an der Spitze eines Corps Freiwilliger in seiner Vaterstadt Agen, 50. — Wird in seinem Grade als Oberst beim Dépot de la guerre angestellt, 50. — Das Wichtigste aus seiner Vertheidigungsschrift, als er nach der Rückkehr Napoleons von Elba des Landes verwiesen worden war, 51. — Sein jetziger Aufenthalt, 66.

Boulay de la Meurthe, A. J. C. J., kurze Lebensbeschreibung desselben, IV. 4. (XVI.) 141. — Sein Wirken während der französischen Revolution, 142. — Seine schriftstellerischen Arbeiten, 143, 145. — Anhänger Napoleons, 144. — Seine Verbannung, 145. — Sein Leben in Halberstadt, 145. — Sein Aeußeres und sein Charakter, 146. — Sein jetziger Aufenthalt, 146.

Bourgoin, Demoiselle, tragische und komische Schauspielerin des Theater François in Paris, biographische Notiz und Urtheil über sie von Sievers, II. 8. (VII.) 164. — Ihre Naturgaben, 164. — Ihr erster Auftritt auf dem Theater-François, 164. — Wird von der 82jährigen Dumesnil fürs Theater gebildet, 164. — Ihre Aufnahme beim Theater-François, 164. — Folgt Buonaparte nach Erfurt, 165. — Wird vom Kaiser von Rußland nach Petersburg eingeladen, 165. — Ihr Fach in der Tragödie, 165. — Ihr Spiel in der Komödie und Tragödie, 165, 166.

Branchu, Madam, erste Sängerin der großen Oper in Paris, Urtheil über sie von Sievers, II. 8. (VII.) 179. — Kraft und Ausdauer in ihrem Gesange, 179. — Vollendung in ihrem mechanischen Vortrage, 179. — Als Schauspielerin, 179.

Browne, William Georg, sein Leben dargestellt von H—r, VI. 2. (XXII.) 105. — Seine Geburt, 107. — Sein erster Lehrer, 108. — Sein Eltern, 108. — Sein Fleiß auf der Universität zu Orford, 108. — Sein Studium der Rechtswissenschaften, 109. — Tod seines Vaters, 109. — Seine Liebe zur Freiheit, 110. — Sein Hang zum Reisen, 111. — Seine Reise nach Afrika, 111. — Sein Aufenthalt in Alexandrien, 111. — Sein Aufenthalt zu Cairo, 113. — Seine Reise nach den Ruinen von Theben und nach Assuan, 113. — Seine Reise in die Steinbrüche in der Gegend von Cossihr, 114. — Seine Reise in das Darfube, 115. — Seine Krankheit daselbst, 116. — Sein Leben in der Gefangenschaft daselbst, 116. — Seine Rückkehr nach Cairo, 117. — Seine Rückkehr nach England, 118. — Seine Beschreibung seiner Reise, 118. — Seine Reise nach der Levante, 119. — Seine Rückreise nach England, 120. — Sein eingezogenes nur den Stu-

dien gewidmetes Leben in London, 120. — Sein vertrauter Umgang mit Smithson Tennant, 120, — Seine Reise durch Irland, 122. — Seine Reise in die tatarische Stadt Samarkand und die um dieselbe liegende Gegend Mittelasiens, 123. — Seine Ermordung, 126. — Sein Charakter, 127. — Seine Schreibart, 128.

Brunet, Komiker des Théâtre des Variétés in Paris, Urtheil über ihn von Sievers, II. 3. (VII.) 185. — Sein Ruhm als erster und einziger Komiker Frankreichs, 185. — Seine Künstlervollkommenheit in seinem Fache, 186. — Seine politische Rolle unter Buonaparte, den er unaufhörlich mit Witzen und Wortspielen durchzog, 186.

Buchholz, Friedrich, Andeutungen zu einer Biographie desselben, II. 2. (VI.) 189. — Seine Geburt, 189. — Sein Vater, 189. — Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, 189. — Eifriger preußischer Patriot, 189. — Seine Liebe zu Preußen verleitet ihn oft zur Parteilichkeit, 189. — Sein freimüthiges historisches Urtheil über Buonaparte, 190. — Sein psychologischer Scharfsinn, 191.

v. Bülow, L. F. V. H., Graf, königlich preußischer Staats- und Handelsminister, sein Leben dargestellt von C—r, VI. 4. (XXIV.) 3. — Seine Familie, 5. — Sein Familienwappen, 6. — Rühmliches Zeugniß seines Stammes, 6. — Seine Eltern, 7. — Seine Geburt, 7. — Seine Vorbereitung auf den Staatsdienst auf der Universität Göttingen, 8. — Seine Bildung für den Staatsdienst in Baireuth, 8. — Wirklicher Kriegs- und Domänen-Rath beim Generaldirectorium in Berlin, 8. — Seine Vermählung, 11. — Präsident der Kriegs- und Domänen-Kammer in Magdeburg, 11. — Seine kraftvolle Handlungsweise während der Kriegsunruhen 1805, 12. — Sein Wirken nach der Uebergabe von Magdeburg, 13. — Westphälischer Staatsrath, 15. — Minister der Finanzen, 15. — Seine großen Verdienste durch die Constitution für eine zweckmäßige Finanzorganisation, 16. — Wird mit Unrecht eines Cabalirens gegen die Franzosen beschuldigt, 19. — Seine Verlegenheiten wegen der Finanzen des Königs, 21. — Seine Erhebung in den Grafenstand, 22. — Sein Bericht über die Finanzverwaltung von 1808, und sein Plan für die der Zukunft, 22, 24. — Erhält von Paris das Großkreuz der Ehrenlegion, 26. — Seine Verhandlungen für Westphalen in Paris, 27. — Seine Rückkehr nach Westphalen, 27. — Seine Anfeindungen, 27. — Seine Verabschiedung, 30. — Wahre Ursache seines Falles, 32. — Seine Zurückgezogenheit auf seinem Familiengute Essenrode, 35. — Falsche Anzeige wider ihn, 35. — Sein ruhiges glückliches Privatleben, 35. — Seine Ernennung zum preußischen Finanzminister, 37. — Stimmung der Altpreußen gegen ihn, 38, 40. — Seine Anfeindungen, 42, 46, 48. — Sein verkanntes und mißgedeutetes rechtliches Verfahren im Finanzministerio, 46. — Seine Uneigennützigkeit, 47. — Gelegenheit zur Entwickelung seiner Fähigkeiten als finanzieller Staatsmann, 49. — Sein Kampf mit der Schwerfälligkeit und dem Pedantismus in dem Geschäftsgang, 51. — Opposition gegen seine finanzielle Ansicht, 52. — Beschränkung seines Wirkungskrei-

fes, 53. — Seine Bitte um Entlassung, 53. — Staats- und Handelsminister, 54. — Sein großer Wirkungskreis als solcher, 57. — Einzige Klage über ihn als solchen, 57. — Seine Humanität, 58.

Bürger, Gottfried August, sein Leben dargestellt von D. K. L., II. 2. (VI.) 99. — Seine Geburt, 101. — Eindruck geistlicher Gesänge und der heiligen Schrift auf seinen poetischen Genius, 101. — Stimmung seiner Einbildungskraft als Knabe, 102. — Einfluß seiner Mutter auf seinen Genius, 102. — Geringe Sorge seines Vaters für seine Ausbildung, 103. — Anzeigen seiner poetischen Tugenden und seines feinen Tactes für lyrischen Wohlklang, 103. — Seine wenigen Fortschritte auf der Stadtschule zu Ascherleben, 103. — Sein Abgang auf das Pädagogium nach Halle und seine Annäherung an Göckingk, 103. — Seine Bestimmung auf der Universität Halle Theologie zu studiren, 103. — Sein Umgang mit Klotz, dem Lehrer der Alterthumskunde, 103. — Sein Studium der Jurisprudenz in Göttingen, 104. — Seine Ausbildung durch den Umgang mit Sprengel, Biester, 104. — Hauptstrahl seines Dichtergenius, 105. — Seine Neigung zu Balladen und Romanzen, 106. — Justizbeamter des Gerichtes Alten-Gleichen bei Göttingen, 106. — Seine fortwährende Verbindung mit seinen poetischen und literarischen Freunden in Göttingen, 106. — Seine Leonore, 107. — Seine Verheirathung, 108. — Seine Leidenschaft für die jüngere Schwester seiner Gattin, 108. — Sein fruchtloses Ansuchen um eine vortheilhaftere Versorgung, 110. — Seine Verdeutschung der Ilias, 110. — Seine Verdeutschung der Hexenscenen im Macbeth, 111. — Tod seiner Gattin, 111. — Seine Vermählung mit deren Schwester, 111. — Sein Abgang nach Göttingen, um daselbst sich zum Lehrer der schönen Wissenschaften empor zu arbeiten, 111. — Sein Vortrag, 112. — Seine Aesthetik, 112. — Einwirkung der Kantischen Philosophie auf seine Lehren, 113. — Seine eben so wenig zum epischen und tragischen Dichter, als zum Denker im hohen Sinne, zureichende Kraft, 113. — Tod seiner zweiten Gattin und Worte über sie an seinen Freund Boie, 114. — Einwirkung der Liebe auf sein ganzes Wesen, 114. — Schilderung seiner Molly, 115. — Sein „Hohes Lied von der Einzigen," 115. — Seine Romanze „von der Treue," 116. — Sein Entschluß zu einer abermaligen Vermählung, 117. — Seine Schwäche bei Besorgung des Göttingischen Musenalmanachs, 117. — Seine Schilderung der am wenigsten empfehlenden Seiten an ihm mit übertriebenen Farben, 118. — Seine unglückliche Ehe mit dem Schwabenmädchen Elise Hahn, 120. — Recension seiner Gedichte von Schiller, 122. — Seine kümmerliche Lage, 124. — Seine Liebe für Matthisson, 124. — Sein schönes Sonnett, als der vollendetste lyrische Nachlaß von ihm, 125. — Sein Tod, 125.

Burke, Edmund, sein Leben, dargestellt von J. C. Hüttner in London, II. 1. (V.) 81. — Seine Geburt, 82. — Sein Vater, 82. — Sein frühester Unterricht, 82. — Seine akademische Laufbahn in Dublin, 83. — Sein erster literarischer Versuch, 84. — Sein Studium der Rechtsgelehrsamkeit in London, 85. — Einfluß seiner vielen Anstrengungen auf seine Gesundheit, 88. —

Seine Vermählung, 88. — Seine Schrift: „a vindication of natural society," 89. — Seine „philosophische Untersuchung des Ursprunges unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen," 89. — Sein „Annual Register," 93. — Seine Freundschaft mit Grard Hamilton, 93. — Privatsecretär bei dem ersten englischen Minister Marquis von Rockingham und bald darauf Parlamentsrepräsentant für den Burgflecken Wendover in Buckinghamshire, 95. — Sein Ruhm als Parlamentsredner, 96. — Mitglied des literarischen Clubs in Gerardstreet, 98. — Gegner des Herzogs von Grafton, 100. — Seine Häuslichkeit, 102. — Seine Flugschrift: „Thoughts on the public discontents," 104. — Vertheidiger der Amerikaner im Parlament, 105. — Seine Reise nach Frankreich, 106. — Repräsentant von Malton, 107. — Repräsentant von Bristol, 107. — Lord Rector der Universität Glasgow, 109. — Sein Prozeß gegen den Generalgouverneur von Ostindien Warren Hastings, 110. — Seine Vergehungen gegen den König, 112. — Sein Verhalten beim Ausbruch der französischen Revolution, 112. — Seine „Betrachtungen über die französische Revolution," 114. — Sein Bruch mit Fox, 116. — Seine Verwendung für die französischen Emigranten, 117. — Seine Abdankung der Repräsentantenstelle im Parlament, 117. — Sein hartes Geschick, 117. — Belohnung seiner Verdienste mit einer königlichen Pension, 118. — Seine „Rechtfertigung seines politischen Lebens," 119. — Seine „Gedanken über die Aussicht zum Frieden mit Königsmördern," 119. — Sein Tod, 120. — Sein Aeußeres, 120. — Als Staatsmann, 121. — Als Schriftsteller, 121. — Seine Werke, 122.

Burney, Charles, D., sein Leben dargestellt von H—r, IV. 3. (XV.) 187. — Sein Stammvater, 187. — Seine Geburt, 189. — Seine Erziehung, 189. — Sein Lehreramt, 189. — Seine Bibliothek, 190. — Seine Vermählung, 190. — Seine akademischen Ehren, 190. — Seine Stiftung wohlthätiger Institute, 190. — Domherr der Kathedralkirche zu Lincoln, 195. — Sein Tod, 195. — Sein Denkmal, 196. — Seine Werke, 198.

v. Buxhövden, Friedrich Wilhelm, Graf, seine Lebensbeschreibung, VI. 1. (XXI.) 171. — Seine Familie, 173. — Seine Geburt, 173. — Seine Geschwister, 173. — Cadet in St. Petersburg, 174. — Fähndrich im Kriege gegen die Türken 1769, 174. — Seine Tapferkeit, 174. — Adjutant bei dem Fürsten Orlow, 175. — Ritter des St. Georgenordens vierter Classe, 175. — Seine Reise nach Deutschland und Italien, 175. — Seine Vermählung, 175. — Oberst und Flügeladjutant der Kaiserin von Rußland, 176. — Seine Aufnahme in den Johanniterorden zu Sonnenburg, 176. — General, 176. — Seine Rettung der Grenzfestung Friedrichsham im Kriege mit Schweden, 176. — Sein Sieg bei Wiburg, 177. — Ritter des Annenordens erster Classe, 178. — Gouverneur von Warschau, 178. — Administrator von ganz Polen, 178. — Seine Erhebung in den Grafenstand. 179. — Seine Belohnung mit mehreren Orden, 179. — Militärgouverneur von St. Petersburg, 179. — Generallieute-

nant, 179. — Seine Verweisung, 180. — Seine Zurückberufung von Alexander, 180. — Generalgouverneur von Lief-, Esth- und Kurland, 180. — Seine Reise mit Alexander auf die Insel Oesel, 180. — Sein Oberbefehl über den linken Flügel der russischen Armee im Kriege gegen Napoleon 1805, 181. — Seine Zurückberufung nach St. Petersburg, 183. — Seine Thaten bei der Eroberung Finnlands, 184. — Beschreibung seiner Eroberungen, 184. — Sein Tod, 187.

C.

Cammerer, seine Berichtigung einer Unwahrheit von ihm in den Zeitgenossen, IV. 4. (XVI.) 185.

Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig, seine Lebensbeschreibung, I. 2. (II.) 45. — Seine Geburt, 53. — Sein Lehrer, 53. — Sein Gouverneur, der Kammerherr von Wittorf, 54. — Seine Jugendgeschichte, 54. — Sein Kriegsruhm, 55. — Seine Vermählung, 59. — Seine preußischen Kriegsdienste, 60. — Seine Anstalten zur Verbesserung der Finanzen, 60. — Sein Subsidientractat mit Holland, 62. — Seine Geliebte, Fräulein von Hartefeld, 63. — Sein Oberbefehl über das preußisch österreichische Heer bei der französischen Revolution, 63. — Legt die Oberbefehlshaberstelle nieder, 65. — Sein Wirken als Landesvater, 65. — Seine Charakterschwächen in seinen letzten Regierungsjahren, 65. — Sein Tod, 66.

Carl, Erzherzog von Oesterreich, sein Leben dargestellt von v. R., III. 1. (IX.) 183. — Seine Geburt, 185. — Sein Erzieher, 185. — Seine Kriegsdienste, 186. — Generalgouverneur der Niederlande, 186. — Gouverneur und Generalcapitän des Königreichs Böhmen, 190. — Sein Abgang von der Armee, 192. — Tritt wieder in Dienste, 192. — Schließt mit Moreau einen Waffenstillstand, 194. — Feldmarschall und Hofkriegsraths-Präsident, 194. — Führer des Heeres von Italien, 195. — Seine Zusammenkunft mit Napoleon, 196. — Generalissimus und Kriegsminister mit unumschränkter Vollmacht, 196. — Seine Institutionen für die Regeneration der Armee, 196. — Seine Ernennung zum König von Spanien, 197. — Legt alle seine Stellen nieder, 199. — Seine Vermählung, 200.

Carl Johann, König von Schweden, historische Vergleichung zwischen ihm und dem Fürst-Primas, Carl Theodor von Dalberg, während der verflossenen bangen Zeiten von 1806 bis 1813, VI. 3. (XXIII.) 184.

Caroline, Prinzessin von Wallis, Winke zu ihrer Lebensbeschreibung, III. 2. (X.) 197. — Ihre Geburt, 197. — Ihre Ehe, 197. — Ihre Trennung von ihrem Gemahl, 197. — Ihre Reisen, 199.

Cartigny, Komiker des Theatre-François in Paris, Urtheil über ihn von Sievers, II. 3. (VII.) 174. — Seine natürliche Anlage zum Künstlerthum, 174. — Seine trefflichen Eigenschaften in seinem eigentlichen Fache, 175.

von Frankreich, 140. — Hat keinen Antheil an der Entstehung des Rheinbundes, 141. — Die ihn betreffenden Artikel der Rheinbundesacte, 142. — Sein Schreiben an einen Gesandten zu München, 145. — Muß die Rheinbundsacte unterschreiben, welche Handlung man ihm als Verbrechen anrechnet, 148. — Fürst-Primas der rheinischen Conföderation, 156. — Setzt sich in den Besitz der Stadt Frankfurt, 156. — Muß ein Bataillon seiner Truppen nach Spanien senden, 158. — Seine Erscheinung bei der Conferenz Napoleons zu Erfurt 1808, 159. — Seine Proclamation bei Ausbruch eines neuen Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich 1809, 159. — Seine Reise nach Paris zu Ausgleichung mehrerer Verhandlungen, 162. — Vergrößerung seiner Staaten durch Napoleon unter dem Titel: Großherzogthum Frankfurt, 162. — Zu seinem Nachfolger wird Prinz Eugen von Napoleon bestätigt, 163. — Sein Streit mit Napoleon im Betreff der Kirche, 164. — Seine Reise nach Paris zur Tauffeier Napoleons II., 165. — Sein Brief an seine treuen Unterthanen von Fulda, bei der Feier seines Namensfestes, 166. — Seine Stiftung des Concordienordens, 169. — Seine Reise nach Constanz in der Schweiz, 169. — Abdankung seiner Regierung, 170. — Widmet sich als Erzbischof allein dem Dienst der Kirche, 170. — Seine Abdicationsurkunde, 172. — Seine Consequenz, 171, 173. — Sein Aufenthalt in Regensburg als Erzbischof, 173. — Seine Wohlthätigkeit, 174, 176. — Sein Tod, 174. — Sein Denkmal, 175. — Sein Nachlaß, 176. — Sein Bild in gedrängten Zügen dargestellt, 176. — Innere Administration seines Staates, 179. — Seine politischen Verirrungen, 180. — Historischer Vergleich zwischen ihm und den Königen von Sachsen und Schweden, 182. — Seine gelehrten Verdienste, 185. — Sein Werk: „Betrachtungen über das Universum,“ 186. — Seine übrigen gelehrten Schriften, 189. — Bildnisse und Schattenrisse von ihm, 192. — Nachwort des Verfassers zu dieser Biographie, 193.

Damas, Komiker des Theatre-François in Paris, Urtheil über ihn von Sievers, II. 3. (VII.) 173. — Seine Rollen, 173. — Uebertreibung seiner künstlerischen Darstellung, 173. — Verdienstvoller Schauspieler, 174.

Davigny, Komiker des Theatre-François in Paris, Urtheil über ihn von Sievers, II. 3. (VII.) 175. — Seine Rollen, 175. — Sein natürliches, von allen Fesseln der Kunst freies Spiel, 175. — Seine Aussprache, 176.

Davy, Sir Humphry, Präsident der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London, sein Leben nach englischen Materialien dargestellt von H—m, VI. 4. (XXIV.) 107. — Seine Geburt, 110. — Seine Abstammung, 110. — Sein früher überwiegender Hang zur Dichtkunst, 110. — Schüler des ausgezeichneten Wundarztes Borlase von Penzance, 110. — Entwirft sich selbst einen den Kreis der Wissenschaften umfassenden Bildungsplan, 110. — Wendet seine ganze Aufmerksamkeit und sein ganzes Studium auf die Chemie, 111. — Sein Werk: „Researches Chemical and Philosophical,“ 111. — Professor der Chemie am königlichen Institute, 111. — Seine Beiträge zu den

Verhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, 112. — Seine ersten Experimente als Professor, 112. — Seine gehaltvollen Vorlesungen in der Ackerbaugesellschaft, 112. — Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften in London und der königlichen Akademie zu Dublin, 112. — Seine glänzenden chemischen Entdeckungen, 113. — Erhält einen Preis vom französischen National-Institut, 113. — Seine Experimente über die Anwendung der Elektricität auf die Chemie, 113. — Seine Vermählung und seine Erhebung in den Ritterstand, 113. — Seine Erfindung der Sicherheitslampe für Kohlenbergwerke, 114. — Seine wissenschaftlichen Reisen, 114. — Mitglied des französischen National-Instituts, 114. — Vicepräsident des königlich großbritannischen Instituts, 114. — Zum Baronet ernannt, 114. — Seit 1820 Präsident der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London, 115.

Decazes, Elie, Herzog, Pair von Frankreich und Staatsminister, seine Lebensbeschreibung, V. 3. (XIX.) 19. — Seine Geburt, 19. — Seine Studien, 19. — Seine Vermählung, 19. — Secrétaire des Commandemens, 20. — Beisitzer des Pariser Appellations-Gerichtshofes, 20. — Sein Ruf in das Conseil des Königs von Holland, Louis Buonaparte, 20. — Fällt in Ungnade bei Napoleon, 20. — Führer einer Compagnie königlicher Freiwilliger bei der Wiederkunft Napoleons von Elba, 20. — Sein Muth in der Sitzung des königlichen Gerichtshofes bei der Wiederkehr Napoleons von Elba, 21. — Seine Verbannung von Paris, 21. — Polizei-Präfect von Paris nach Ludwigs Rückkehr, 21. — Seine Befehle zur Beschränkung der Preßfreiheit, 22. — Mitglied der Deputirten-Kammer des Seine-Departements, 22. — General-Polizeidirector, 23. — Sein Entwurf des Gesetzes, wodurch der Polizei-Minister und seine Agenten jeden, gegen den Anzeigen von Vergehungen gegen den König oder Staat da seien, zu verhaften in den Stand gesetzt sind, 23. — Haß der übrigen Minister gegen ihn, 26. — Seine Vertheidigung des Amnestiegesetzes, 27. — Seine Erhebung in den Grafenstand, 28. — Anklage gegen ihn, daß er in den Journalen ein systematisches Verleumden der royalistischen und religiösen Grundsätze organisire, 29. — Verlust seines Vertrauens bei den Liberalen, 30. — Sein Umlaufschreiben an die Präfecte rücksichtlich der Ordonnanz vom 5. September 1816, 32. — Angeklagt eines Attentats gegen die Person- und Eigenthumsfreiheit, 33. — Seine Selbstvertheidigung gegen mannigfache Angriffe auf ihn, 35. — Seine Entlassung, 38. — Sein Wiedereintritt ins Ministerium, 38. — Sein schwieriger Standpunct, 39. — Minister des Innern, 41. — Pair von Frankreich, 42. — Erhält vom König von Dänemark das holsteinische Indigenat und den Titel Herzog von Glücksburg, 42. — Seine Aufmerksamkeit auf eine neue Organisation des Staatsraths, 43. — Sein Wirken als Minister der Polizei, des Cultus und des Innern, 45. — Präsident des Ministeriums, 48. — Seine Vertheidigung des Vorschlages zur Aenderung im Wahlgesetze, 49. — Als Mitschuldiger Louvels, Berry's Mörder, angeklagt, 52. — Sein Austritt aus dem Ministerio, 53. — Seine Erhebung in den Her-

ser, II. 1. (V.) 153. — Seine Geburt, 153. — Seine Eltern, 153. — Ritter des Ordens vom heiligen Geist, 153. — Parlamentsglied, 153. — Sein Abgang von Paris, 153. — Sein Feldzug 1792, 154. — Ritter des Ordens des heiligen Ludwigs, 154. — Oberbefehlshaber der Truppen seines Großvaters, des Prinzen von Condé, 155. — Seine Feldzüge, 155. — Seine Tapferkeit, 156. — Sein Aufenthalt zu Ettenheim, 156. — Buonaparte beschließt seinen Tod, 157. — Seine Gefangennehmung, 158. — Seine Hinrichtung in Paris, 162. — Seine Todesfeier in London und St. Petersburg, 166.

v. Entraigues, Immanuel Ludwig Heinrich von Launey, Graf, sein Leben nach dem Französischen dargestellt von Ludwig Schlosser, II. 1. (V.) 134. — Verglichen mit Espréménil, 134. — Seine Geburt, 134. — Sein Lehrer der Abbé Maury, 134. — Seine Denkschrift über die Reichsstände in Frankreich, einer der ersten Feuerbrände, welche die Revolution entzündet haben, 135. — Tritt unter die Reichsstände und vertheidigt ein seinem bisherigen ganz entgegengesetztes System, 136. — Begibt sich in auswärtige Länder, 137. — Seine politischen Grundsätze, 137. — Wird von Buonaparte in Mailand verhaftet, 138. — Flieht aus dem Gefängnisse nach Rußland, 138. — Erhält von Alexander den Titel eines Raths und wird von ihm in Auftrag nach Dresden gesendet, 138. — Seine Schrift gegen Buonaparte und sein Regierungssystem, 138. — Wird aus Sachsen verwiesen und kehrt nach Rußland zurück, 139. — Wird von seinem Bedienten ermordet, 140. — Allgemeine Bemerkungen über ihn, 141.

v. Espréménil, Johann Jacob Düval, sein Leben nach dem Französischen dargestellt von Ludwig Schlosser, II. 1. (V.) 125. — Seine Geburt, 126. — Sein Vater, 126. — Kommt mit seinem Vater aus Ostindien nach Frankreich, 127. — Wird Advocat und erhält eine Stelle im Parlamente zu Paris, 127. — Befördert durch seine Meinungen und Grundsätze die Revolution, 127. — Seine Naturgaben, 127. — Begründet seinen Ruf durch einen Prozeß, 127. — Enthusiastischer Vertheidiger der Freiheiten der Parlamente, 128. — Sucht eine Ausgleichung zwischen Hof und Parlament zu Stande zu bringen, 129. — Wird als Gefangener auf die Insel St. Margaretha gebracht, 130. — Wird zurückberufen und vom Adel in Paris zu seinem Abgeordneten in der Nationalversammlung ernannt, 130. — Wechsel seines Rufes und seiner Bemühungen, 131. — Wird als Verdächtiger der Revolution verhaftet und gemißhandelt, 132. — Wird zum Tode verurtheilt und hingerichtet, 132. — Seine Schriften, 133.

St. Eugene, tragischer Schauspieler des Théatre-François in Paris, Urtheil über ihn von Sievers, II. 3. (VII.) 158.

F.

de Faria, Emanuel Godoy Alvarez, sein Leben, dargestellt von R. v. Bosse, IV. 1. (XIII.) 53. — Guitarrenspieler, 55. —

Sein Leben am spanischen Hofe, 55. — Generaladjutant und Staatsrath, 56. — Erster Minister mit dem Namen Herzog von Alcudia, 57. — Seine Erhebung zum Friedensfürst, 58. — Sein prachtvolles Leben, 58. — Sein Abschied, 59. — Generalissimus und Großadmiral von Castilien, 60. — Sein Sturz, 65. — Seine wieder erlangte Freiheit, 67. — Sein Vermögen, 69.

Firmin, tragischer Schauspieler des Theatre-François in Paris, Urtheil über ihn von Sievers, II. 5. (VII.) 158.

v. Firmont, Heinrich Esser Edgeworth, sein Leben, dargestellt von Ludwig Schlosser, I. 4. (IV.) 151. — Seine Familie, 153. — Seine wissenschaftliche Laufbahn, 153. — Beichtvater Ludwigs XVI. in Paris, 154. — Seine Schicksale während der französischen Revolution, 154. — Seine Rückkehr nach Paris von seiner Flucht, 157. — Seine Aeußerung über Ludwig nach dessen Verurtheilung zum Tode, 158. — Sein Verhalten bei Ludwigs Tod, 160. — Seine Verborgenheit, 161. — Sein Aufenthalt in England, 165. — Sein Tod, 167. — Sein Denkmal, 167.

Fleury, Komiker des Theatre-François in Paris, Urtheil über ihn von Sievers, II. 3. VII. 169. — Sein Ruhm in Männer- und Charakterrollen, 169. — Sein Künstlerthum, 170. — Seine jetzigen Leistungen, 170.

Forkel, Johann Nicolaus, Notizen über sein Leben von J. L. Ge., IV. 1. (XIII.) 121. — Seine Geburt, 124. — Sein Vater, 124. — Sein Talent zur Musik, 124. — Seine Jugend, 124. — Schüler zu Coburg, 124. — Seine akademische Laufbahn in Göttingen, 125. — Musikdirector in Göttingen, 125. — Seine musikalischen Werke, 125. — Erhält die Doctorwürde von der philosophischen Facultät zu Göttingen, 127. — Seine Reise durch Deutschland, 129. — Praktischer Künstler, 134. — Sein unermüdeter Fleiß, 132. — Sein Tod, 134. — Sein Nachlaß, 135.

Fouché, Joseph, Herzog von Otranto, sein Leben, dargestellt von K. L., I. 3. (III.) 3. — Lage der Dinge während seines Wirkens, 5. — Allgemeines Urtheil über ihn, 7. — Seine Geburt, 17. — Seine Erziehung, 17. — Kommt in das Oratorium zu Paris, 18. — Sein Streit mit Robespierre, 19. — Angeklagt als Anhänger Robespierre's, 21. — Minister der allgemeinen Polizei, 22. — Sein Bericht gegen die Aufruhrstifter, 22. — Seine Einfachheit, 22. — Sein Umlaufsschreiben an die Bischöfe, 24. — Sein Umlaufsschreiben an die Präfecte, 26. — Seine Liebe bei dem Volke, 31. — Seine Freimüthigkeit gegen Napoleon, 33. — Seine Verweisung nach Aix, 33. — Seine Zurückberufung und Sendung als Statthalter nach Illyrien, 33. — Seine Rückkehr nach Frankreich, 33. — Sein Brief an Napoleon von Rom aus, 34. — Sein Brief an den König von Neapel Joachim von Florenz aus, 37. — Sein Brief an Napoleon vom 23. April 1814, 40. — Sein Privatleben, 43. — Sein Brief an den Herrn von Blacas, 44. — Seine Nachrichten über sein Privatleben in einem Brief an einen Minister des Wiener Congresses, 48. — Polizeiminister bei Napoleons Rückkehr von Elba, 58. — Steht an der Spitze der Regierung,

59. — Sein Schreiben an Wellington, 60. — Sein Schreiben an Blücher, 62. — Seine politischen Grundsätze, 66. — Sein Denkschreiben über die Lage Frankreichs, 69. — Seine Lebensweise in Dresden, 79. — Sein Urtheil über gegen ihn gerichtete Schmähschriften, 80. — Urtheil über einen dem König durch ihn vorgelegten Bericht, 81. — Sein Bericht vom 15. August 1815, 83. — Widerlegung des Vorwurfes, daß er die Bourbons nach Frankreich zurückberufen habe, 87. — Seine Briefe im Original, 192.

Fox, C. J., sein Leben im Vergleich mit Pitt, dargestellt von F. Ch. A. Hasse, I. 1. (I.) 39. — Allgemeiner Vergleich zwischen ihm und Pitt, 41. — Seine India-Bill, 47. — Als Volksvertreter, 49. — Seine Kämpfe mit Pitt, siehe Pitt. — Seine geistigen Anlagen, 56. — Der Mann des Volks, 57. — Seine Erziehung, 58. — Sein Leben auf der Schule zu Eton, 58. — Seine Reise nach Spa, 59. — Seine akademische Laufbahn zu Oxford, 60. — Seine zu frühen Reisen, 63. — Parlamentsglied, 63. — Mitglied der Admiralitäts-Commission, 64. — Commissär bei der Schatzkammer, 64. — Tod seines Vaters, 65. — Seine Entlassung, 66. — Mitglied der Opposition, 66. — Ende seines wilden Jugendlebens, 67. — Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, 69. — Seine Abdankung, 70. — Anfang seines Kampfes mit Pitt, 71. — Seine Vereinigung mit North, 72. — Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, 74. — Seine ostindische Bill 1783, 74. — Seine Entlassung, 76. — Seine Versuche, Pitt aus dem Ministerio zu entfernen, 80. — Nach langem Kampfe Stellvertreter von Westminster, 83. — Seine Reise nach Frankreich, der Schweiz und Italien, 85. — Seine Rückkehr nach England, 86. — Ursache zur Verhinderung zweier Kriege, 86. — Seine Ansicht von der französischen Revolution, 87. — Sein Bruch mit Burke, 88. — Seine Schrift: „Letter to the worthy and independent Electors of the City and Liberty of Westminster,“ 90. — Streichung seines Namens aus der Liste der geheimen Räthe, 93. — Sein Austritt aus dem öffentlichen Leben, 96. — Seine abermalige Erscheinung an der Spitze der Opposition, 98. — Seine Liebe bei dem Volk, 100. — Seine Reise nach Paris, 101. — Sein Aufenthalt daselbst, 103. — Seine Rückkehr nach England, 106. — Stimmt für den Frieden, 108. — Zum dritten Male Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, 108. — Sein neutrales Verhalten in seinem Amte, 112. — Seine Entscheidung der Abschaffung des Sklavenhandels, 113. — Seine Thätigkeit für Vermittelung des Hasses zwischen England und Frankreich, 114. — Sein Bruch mit Preußen, 115. — Seine Krankheit, 116. — Sein Tod, 119. — Als Redner, 120. — Als Staatsmann, 122. — Als Minister und Diplomatiker, 123. — Sein Briefwechsel mit Wakefield, 125. — Sein Charakter als Schriftsteller, 127. — Als Mensch, 130.

Franz I., Kaiser von Oesterreich, seine Charakteristik von A—Z, I. 1. (I.) 3. — Lage der Dinge, als er den Thron bestieg, 8. — Seine Tugenden, 13. — Genannt der Brotvater, 15. — Das Glück seines Hauses, 16. — Josephs Eindruck auf ihn, 17. —

Seine Geduld, 13. — Sein haushälterischer Sinn, 22. — Sein Wirken für Europa und Deutschland, 25. — Seine leitenden Maximen in seinem Verhältnisse gegen die Revolution seiner Zeit, 2.. — Seine Gefühle, als er 1814 den Boden Frankreichs betrat, 34.

Friedrich II., König von Würtemberg, seine Lebensbeschreibung, II. 3. (VII.) 3. — Seine Geburt, 5. — Sein Vater, 5. — Seine Bestimmung zum lutherischen Glaubensbekenntniß, 5. — Seine außerordentlichen natürlichen Fähigkeiten, 6. — Seine Erziehung, 6. — Seine Lehrer, 6. — Seine Ausbildung in Lausanne, 7. — Seine Vorliebe fürs Französische, 7. — Preußischer Oberst, 7. — Seine Vermählung, 7. — Tod seiner Gattin, 7. — Seine Reise nach Italien, 8. — Generallieutenant und Generalgouverneur von Russisch-Finnland, 8. — Sein Austritt aus den russischen Diensten und seine Niederlassung in Ludwigsburg, 8. — Erbprinz von Würtemberg, 9. — Seine vergeblichen Versuche den Einfall der Heere der französischen Republik in Würtemberg zu verhindern, 9. — Seine Vermählung mit der Kronprinzessin von England, 9. — Seine Bildung zum Regenten durch den Umgang gelehrter Männer aus allen Ständen, 9. — Tod seines Vaters, 9. — Antritt seiner Regierung, 10. — Seine Haupttendenzen in der Geschichte seiner Regierung, 10. — Sein Sieg über die Franzosen, 11. — Seine Flucht nach Erlangen, 11. — Seine Verwerfung des Anerbietens für sein Herzogthum das Churfürstenthum Hannover als Entschädigung anzunehmen, 11. — Seine Rückkehr nach Würtemberg, 12. — Seine Erhebung zum Churfürsten, 12. — Seine Organisirung des neuwürtembergischen Staates, 12. — Tod seines Freundes und ersten Ministers des Grafen von Zepplin, 13. — Seine Verbindung mit Napoleon gegen Oesterreich, 14. — Seine Erhebung zum König, 14. — Erhält neuen bedeutenden Länderzuwachs durch die Auflösung des römischen Kaiserthums, 15. — Mitglied des Rheinbundes, 16. — Seine Erscheinung bei der feierlichen Zusammenkunft der Kaiser von Rußland und Frankreich in Erfurt, 16. — Seine Theilnahme an dem vierten Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich, 17. — Seine Reise nach Paris und Vergrößerung seines Landes, 18. — Bevölkerung und Flächenraum seines Landes, 18. — Aenderungen im Innern seines Staates, 18. — Seine Regierung, 19. — Seine verkehrte Leidenschaft, 24. — Seine Prachtliebe, 25. — Seine Liebe zur Jagd, 26. — Seine Verdienste um Kunst und Wissenschaft, 28. — Seine Gerechtigkeitsliebe, 29. — Aenderung der innern und äußern Verhältnisse seines Landes durch Napoleons Krieg gegen Rußland, 30. — Sein Beitritt zu den Verbündeten, 30. — Seine Abneigung gegen die Vorschläge und Verordnungen auf dem Wiener Congreß, 32. — Verwerfung der neuen Verfassung seines Landes von seinen Ständen, 34. — Sein Tod, 35. — Helle Puncte in seiner letzten trüben Zeit, 35.

— Sein Lebensbild aus dem Englischen, IV. 1. (XIII.) 159. — Lage der Dinge, als er seine Regierung antrat, 164. — Sein Verfahren bei der Annahme des Königstitels, 177. — Seine Aufhebung der National-Repräsentation, 178. — Umgestaltung seines

Vollendung seiner Studien unter Schöpflein in Strasburg, 131. — Regierungsassessor in Weimar, 131. — Regierungs- und später Hofrath in Gotha, 132. — Seine Ausbildung durch den Umgang mit ausgezeichneten Männern und Frauen am Gothaischen Hofe, 132. — Erzieher der Söhne der Herzogin Amalie in Weimar, 132. — Seine Reise mit seinen Zöglingen nach Paris, 134. — Seine Verdienste um Weimar durch die gute Erziehung seines Herzogs, 134. — Erzieher der Söhne seines Bruders Georg, 135. — Seine zweite Lebensperiode, 136. — Sein Ruf in die Dienste Friedrichs des Großen, 136. — Seine Abneigung gegen den preußischen Staatsdienst und gegen Friedrich selbst, 137. — Besucht ihn in Potsdam, 137. — Geheimer Kundschafter und Vermittler desselben in Baiern, 138. — Maitre de la Garderobe und wirklicher Staatsminister bei demselben, 144. — Preußischer Gesandter am russischen Hofe, 144. — Sein Unvermögen die Aufhebung der Bundesgenossenschaft zwischen Rußland und Preußen zu hindern, 146. — Seine Rückkehr nach Berlin, 147. — Sein Wirken als außerordentlicher Gesandter in den Niederlanden, 150. — Preußischer Reichstagsgesandter zu Regensburg, 154. — Ritter des schwarzen Adlerordens, 155. — Abgang aus seinen Diensten, 155. — Antwortungsschreiben seines Monarchen, Friedrich Wilhelms, an ihn, 156. — Sein lebenslänglicher Gnadengehalt, 157. — Seine Schriften, 157.

v. Gneisenau, Neidhart, Graf, sein Wirken von J. F. B., III. 2. (X.) 33. — Hauptmann in dem preußischen Heere, 35. — Glückliche Rückkehr mit seinem Bataillon nach dem Gefecht bei Saalfeld, 35. — Major und Befehlshaber der Festung Colberg, 35. — Geht nach England, 40. — Von da nach Colberg zurück, 41. — Generalgouverneur in Schlesien, 42. — Generalquartiermeister der schlesischen Armee, 42. — Sein Glück in der Schlacht bei Ligny und Belle-Alliance, 47. — Commandirender General der Rheinprovinzen, 43. — Staatsrath und Präsident des Kriegs und der auswärtigen Angelegenheiten, 48.

Gramberg, Anton, Andeutungen zu seiner Lebensgeschichte, II. 2. (VI.) 185. — Sein früher Tod, 185. — Seine Geburt, 185. — Sein Dichtertalent, 185. — Sein Vater, 186. — Seine poetische Richtung als Knabe, als Jüngling und als Mann, 186, 187 und 188. — Sein Studium der Rechtswissenschaft zu Erlangen, 187. — Sachwalter und Richter zu Oldenburg, 187. — Mitglied des kaiserl. französischen Oberappellationshofes zu Hamburg, 187. — Seine epigrammatischen Gedichte und seine Idyllen, 187.

Gregoire, Henry, französischer Bischof und Staatsmann, sein Leben dargestellt von D—g, VI. 3. (XXIII.) 23. — Seine historische Wichtigkeit bei der europäischen Staatsverbesserung, 25. — Repräsentant des französischen Charakters, 26. — Dorfgeistlicher, 27. — Seine gekrönte Preisschrift: „Ueber die Mittel, den Zustand der Juden zu verbessern," 27. — Abgeordneter der Geistlichkeit des Baillage Nancy bei der Zusammenberufung der Generalstaaten, 30. — Seine Thätigkeit und sein Scharfblick in den Sitzungen, 31. — Seine Angriffe auf den französischen Thron, 32. — Vertheidiger des geistlichen Standes, 32. — Bischof zu Blois, 34. — Leistet zuerst unter den Bischöfen

den Bürgereid auf die Constitution, 34. — Seine Bemühungen, die Geistlichkeit durch Vernunftgründe zur Nachahmung zu bewegen, 34. — Sein Wort bei Leistung des Bürgereids, 35. — Präsident der Nationalversammlung, 35. — Seine Vorschläge als solcher, 36. — Sein Sendschreiben an die Philanthropen, 36. — Vertheidigt mit Eifer die Rechte der Schwarzen und Mulatten, 37. — Seine Rede nach der Flucht der königlichen Familie über die Frage: ob der König vor Gericht geführt werden könne, 38. — Seine Dankrede bei Gelegenheit der den Mitgliedern der Nationalversammlung von den constitutionellen Privatgesellschaften dargebrachten Glückwünsche, 40. — Seine Predigt in seinem Sprengel im Tone eines fanatischen Königsverfolgers, 41. — Repräsentant des Loire- und Chardepartements im Nationalconvente, 41. — Seine Worte über Abschaffung der Königswürde, 41. — Seine Werte über die Unverletzlichkeit des Königs, 42. — Präsident des Nationalconvents, 43. — Sein Schreiben an den Nationalconvent, 44. — Seine Aeußerungen über die Freiheitsbäume, 45. — Seine Rede im Nationalconvente, bei der Nachricht von der Abdankung mehrerer Bischöfe, 47. — Widersetzt sich der Abschaffung des katholischen Gottesdienstes, 48. — Seine Vorschläge in Bezug auf öffentlichen Unterricht und Ackerbau, 48. — Veranstaltet das Längen-Büreau und das Conservatorium der Künste und Handwerke in Paris, 49. — Sein Bericht über die Nothwendigkeit und Mittel, die Provinzial-Sprachen zu zernichten, 50. — Sein Bericht wider die Zerstörungswuth in jenen Schreckenstagen, 53. — Sein staatswirthschaftlicher Bericht, 55. — Sein Hirtenbrief an seinen Sprengel, 56. — Mitglied des National-Instituts in Paris, 57. — Sein Eintritt in den Rath der 500, 57. — Präsident des Consulats, 57. — Muß sein bischöfliches Amt niederlegen, 58. — Mitglied des Erhaltungssenats unter Buonaparte, 58. — Seine Erhebung in den Grafenstand und zum Commandanten der Ehrenlegion, 58. — Lähmung seiner politischen Thätigkeit, 58. — Sein Abschied von den öffentlichen Geschäften, 59. — Seine Schrift: „Ueber die Literatur der Neger," 59. — Seine „Forschungen über die Gelehrten, welche zu Portroyal gelebt haben," 60. — Seine musterhafte Thätigkeit nach Napoleons Entthronung, 61. — Seine kräftige Flugschrift: „Ueber die französische Constitution vom Jahre 1814," 62. — Widmet sich den Musen, 65. — Sein „geschichtlicher Versuch über die Freiheiten der gallicanischen Kirche," 65. — Seine Wiederkehr auf den Schauplatz der Staatsgeschäfte, 66. — Deputirter des Isère-Departements, 67. — Die Unruhen, welche diese Wahl in Frankreich verursachten, 68. — Sein Sendschreiben an die Wahlherrn des Isère-Departements, 70. — Streitigkeiten in der ersten Sitzung der Kammern über seine Wahl zum Deputirten und seine Ausschließung, 72. — Sein zweites Sendschreiben an die Wahlherren des Isère-Departements, 76. — Ende seiner politischen Laufbahn, 79. — Als Mensch und Gelehrter, 79. — Sein Aeußeres, 80. — Als Reformator der Staatsverfassung seines Vaterlandes, 80.

v. Gruner, Carl Justus, sein Leben, dargestellt von F. C—r,

VI. 1. (XXI.) 55. — Seine Eltern, 56. — Seine Geburt, 57. — Seine Jugend, 58. — Die frische Regsamkeit seines Knabenlebens, 58. — Sein Studium der Rechtswissenschaft in Göttingen, 59. — Seine Schrift: „Versuch über Strafen, nebst einer aus dem Englischen angehängten Nachricht über die Strafgesetze und Gefängnisse Pensylvaniens," 59. — Sein Studium in Halle, 60. — Seine Schrift: „Authentische, actenmäßige Erzählung der Betrügerei eines angeblichen Wundermädchens im Hochstifte Osnabrück ꝛc." 61. — Seine „Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung," 63. — Sein „Versuch über die recht- und zweckmäßige Einrichtung öffentlicher Sicherungsinstitute," 63. — Seine Anstellung bei dem Colonisationsgeschäfte für Südpreußen, 70. — Kammerrath in den fränkisch preußischen Fürstenthümern, 70. — Seine Verheirathung in Paris, 70. — Director der preußischen Kriegs- und Domänenkammer zu Posen, 70. — Seine Ehe, 70. — Seine Sammlung von Unterstützungsbeiträgen für die Witwe eines von Napoleon ermordeten Buchhändlers, 71. — Seine Flucht nach Königsberg, 71. — Polizei-Präsident von Berlin, 73. — Seine Reise nach Böhmen, 75. — Entlassung von seinem Amte, 75. — Sein Plan gegen die Franzosen, 76. — Seine Verhaftung, 76. — Seine Befreiung, 77. — General-Gouverneur des Niederrheins, 77. — Verwalter der hohen Polizei von Paris, 81. — Preußischer Gesandter in der Schweiz, 82. — Erhält vom König von Preußen 6000 Thlr. Gratification, 85. — Seine Kränklichkeit, 87. — Seine Reise nach Wisbaden, 87. — Sein Tod, 89. — Nachtrag und Berichtigungen zu seiner Lebensbeschreibung, VI. 3. (XXIII.) 202.

H.

v. Haager-Altensteig, Franz, Freiherr, seine Lebensbeschreibung, II. 3. (VII.) 107. — Sein ursprüngliches und uraltes Geschlecht, 109. — Sein Wappen, 109. — Aelteste und quellgemäßeste Nachrichten über sein Geschlecht, 110. — Seine Geburt, 114. — Erhält seine Bildung in der theresianischen Ritterakademie in Wien, 114. — Weiht sich dem Militärdienst, 114. — Zieht als Lieutenant mit gegen die Wallachen, 114. — Muß dem Soldatenstand gänzlich entsagen, 114. — Kriegscommissär zu Kornneuburg, 114. — Untercommissär bei der Steuerregulirung, 114. — Seine Verdienste als Kreishauptmann, 115. — K. K. Kämmerer, 115. — Regierungsrath, 116. — Präsident der obersten Polizei- und Censur-Hofstelle, 116, 117. — Hofrath, 116. — Wirklicher geheimer Rath, 116. — Schreiben an ihn vom Kaiser Franz bei Verleihung des Großkreuzes des Leopold-Ordens, 117. — Schreiben an ihn vom Erzherzog Rainer bei derselben Gelegenheit, 118. — Sein Tod, 119. — Sein Charakter, 119. — Seine Wirksamkeit für Nationalbildung und vaterländi-

sche Literatur, 119. — Seine Verdienste um die Censur in Oesterreich, 122.

v. Hammer, Joseph, Andeutungen zu seiner Lebensbeschreibung, II. 2. (VI.) 177. — Einer der größten jetzt lebenden Orientalisten, 177. — Seine Geburt, 177. — Sein Vater, 177. — Seine frühen außerordentlichen Fähigkeiten, 177. — Seine Bildung in der orientalischen Akademie in Wien, 177. — Mitarbeiter an dem arabisch-persisch-türkischen Lexikon daselbst, 178. — Kommt als Sprachknabe nach Constantinopel zu dem Freiherrn Herbert, 178. — Seine Freundschaft mit Johannes Müller, 178. — Seine Reise nach Aegypten, 178. — Macht als Dolmetscher und Secretär den wichtigen Feldzug unter Hutchinson, Sidney Smith und Jussuf Pascha mit, 178. — Seine Reise nach London und Wien, 178. — Geht als Legationssecretär nach Constantinopel und 1806 als Consularagent in die Moldau, 178. — Seine Anstellung in Wien, 179. — Sein Verdienst um die kaiserliche Hofbibliothek und die orientalischen Manuscripte, 179. — Seine Schriften, 179. — Begründer des trefflichen orientalischen Journals: „Die Fundgruben des Orients," 180.

v. Hardenberg, Carl August, Fürst, sein Leben und Wirken, VI. 2. (XXII.) 3. — Seine frühesten Staatsdienste, 7. — Lage der Dinge bei seinem Eintritt in die Staatsverwaltung, 7. — Sein Gesetzesentwurf zur Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels, 16. — Sein Gesetzesentwurf, die Einziehung aller geistlichen Güter betreffend, 16. — Sein Gesetzesentwurf zur Einführung der Gewerbefreiheit, 16. — Sein Gesetzesentwurf über die Ablösbarkeit der Frohndienste, 17. — Seine neue Einrichtung der Verwaltung des Innern, 17. — Sein Gesetz zur Aufhebung der Zolllinien im Innern, 20. — Sein Gesetz zu Anordnung der Verbrauchssteuer von Wein, Bier und Tabaksblättern, 20. — Seine Einführung der allgemeinen Schlacht- und Mahlsteuer, 20. — Wirkungen seiner neuen Gesetzgebung, 21. — Die seinem Wirken günstigen Umstände, 26. — Lage der Dinge bei seinem Wirken im Verfassungswesen, 34. — Seine Reise ins Bad, 38. — Seine Reise an den Rhein, 38. — Uebergabe der Adresse der rheinischen Landschaft an ihn durch Görres, 38. — Sein Edict zur Regulirung und Feststellung der Staatsschuld, 47. — Sein neues Steuersystem, 49. — Ursachen seines langsamen Vorwärtsschreitens, 63. — Seine Geburt, 72. — Seine Reisen, 73. — Geheimer-Kammerrath in Hannover, 73. — Geheimerrath bei dem Herzog von Braunschweig, 73. — Minister bei dem letzten Markgrafen von Anspach und Baireuth, 73. — Preußischer Staatsminister, 73. — Armeeminister, 73. — Minister der auswärtigen Angelegenheiten, 73. — Seine Entlassung, 74. — Erster Minister und Staatskanzler, 74. — Seine Erhebung in den Fürstenstand und sein Lob vom König, 74. — Seine Liebenswürdigkeit, 75.

Hastings, Warren, kurzer Abriß seines Lebens, IV. 4. (XVI.) 158. — Seine Jugend, 159. — Seine Dienste bei der ostindischen Handels-Compagnie, 159. — Seine Rückkehr nach England, 160. — Gouverneur von Bengalen, 160. — Sein Prozeß in England,

160. — Seine wissenschaftlichen Kenntnisse, 161. — Sein Privatleben., 161.

v. Hastings, Marquis, sein Leben dargestellt von H—r, V. 3. (XIX.) 109. — Sein Adel, 111. — Seine Geburt, 111. — Seine Eltern, 111. — Cadet im amerikanischen Kriege unter dem Namen Lord Rawdon, 112. — Seine Tapferkeit im Gefecht bei Bunker's Hill, 112. — Commandeur einer Compagnie und Feldadjutant, 113. — Generaladjutant der brittischen Armee in Amerika, 113. — Sein Corps irländischer Freiwilliger, 113. — Brigadier, 114. — Seine Thätigkeit bei Eroberung von Charlestown, 114. — Seine Thaten in Virginien, 115. — Seine Rückkehr nach England, 115. — Seine Gefangenschaft, 115. — Pair in England und Feldadjutant des Königs, 116. — Seine Vertheidigung über sein Verfahren in Amerika, 119. — Secundant des Herzogs von York, 120. — Seine Thaten in den Niederlanden, 121. — Seine Vermählung, 122. — Oberfeldherr in Nordbritannien, 123. — Mitglied des Coalitions-Cabinets, 123. — Generalfeldzeugmeister, 123. — Constable des Tower, 124. — Sein Wirken im Parlament, 124. — Ritter des Hosenbandordens, 126. — Generalgouverneur und Oberfeldherr in Ostindien, 126. — Seine Wohlthätigkeit, 129. — Seine Ankunft in Calcutta, 129. — Sein Sieg über die Nepauler, 129. — Seine Ernennung zum Marquis, 130. — Sein Feldzug gegen die Pindarren, 131. — Seine Antwort auf die Danksagung von den Einwohnern von Calcutta für den glücklich beendigten Feldzug, 135.

Heeren, A. H. L., Andeutungen zu seiner Lebensbeschreibung, II. 1. (V.) 173. — Als Historiker, 174. — Seine „Ideen über Handel und Politik," 174. — Seine „Geschichte des classischen Alterthums," 174. — Seine „Untersuchung über die Kreuzzüge," 176.

Heinrich I., König von Hayti, sein Leben dargestellt von D. Pfeilschifter, III. 3. (VI.) 141. — Zustand seines Landes, 144. — Seine Gestalt, 146. — Sklave eines Kaufmanns, 146. — Seine Kriegsdienste beim Ausbruch der Empörungen auf St. Domingo, 146. — Brigadegeneral, 146. — Sein Muth bei einem in der Capstadt ausgebrochenen Aufstand, 147. — Sein Wirken bei der Erscheinung der französischen Flotte vor der Capstadt, 148. — Anführer der Neger gegen die Franzosen, 149. — Sein Wirken zum Sturz Jacobs I., Kaisers von Hayti, 151. — Präsident und Oberbefehlshaber, 151. — Seine Thätigkeit in der seiner Herrschaft wegen entstandenen Partheienwuth, 152. — Seine Krönung zum Könige, 153. — Glanz seines Hofes, 153. — Stifter eines Militär-Verdienstordens vom heiligen Heinrich, 153. — Sein Hofstaat, 154. — Feier seines Namensfestes, 155. — Sein Pallast, 158. — Feste seines Hofes, 159. — Sein Wappen, 161. — Seine Armee, 161. — Seine Befehle zu Abfassung eines neuen Gesetzbuches, 162. — Seine Thätigkeit zur Befestigung seiner Regierung, 164. — Seine Sorge für die Bildung seines Volks, 165. — Seine Besorgnisse für einen neuen Krieg nach Napoleons Sturz, 169. — Seine Erklärung, für Hayti's Unabhängigkeit alles zu opfern, 169. — Seine Vorrich-

tungen zu Befestigung des Landes und zur Verstärkung der Armeen, 174. — Seine Verweigerung aller Unterhandlungen mit Frankreich, 177. — Seine Versuche, mit den deutschen Seestädten Handelsverknüpfungen anzubinden, 178. — Handel seines Landes mit Nordamerika, 178. — Seine Tugenden, 179. — Seine Bemühungen für wissenschaftliche Bildung, 180. — Seine Befehle wegen der Preßfreiheit, 181. — Seine Vorsicht in der Verwaltung der Staatsgeschäfte, 182. — Auszüge aus der Constitution seines Landes, 184.

v. Hogendorp, Gysbert Carl, Graf, sein Leben, dargestellt von D. J. v. Arnoldi, IV. 1. (XIII.) 137. — Seine Geburt, 140. — Geschick seines Vaters, 140. — Sein Leben im Cadettenhause zu Berlin, 141. — Seine Kriegsdienste, 142. — Seine Reise nach Amerika, 142. — Seine Rückkehr, 143. — Seine Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, 144. — Pensionär von Rotterdam, 149. — Sein Wirken für die Freiheit seines Vaterlandes, 150. — Sein Austritt aus seinem Amte, 151. — Seine Vermählung, 151. — Sein häusliches Leben, 151. — Mitglied der Commission zu dem Entwurf einer Verfassungsurkunde, 155. — Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten, 155. — Vice-Präsident des Staatsraths, 155. — Seine Erhebung in den Grafenstand, 155. — Erhält das Großkreuz des belgischen Löwenordens, 156. — Seine Entlassung aus dem Staatsdienste, 156. — Tod seiner Mutter, 156. — Seine Geschwister, 156. — Allgemeines Urtheil über ihn, 157.

v. Hogendorp, Dirk, Skizzen seines Lebens, IV. 4. (XVI.) 164. — Seine Militärdienste, 164. — Sein Aufenthalt in Ostindien, 165. — Seine Rückkehr nach Europa, 165. — Treuer Anhänger von Napoleon, 165. — Commandant von Nantes, 166.

Hornemann, Friedrich Conrad, sein Leben, dargestellt von F. G. Crome, I. 1. (III.) 133. — Seine Geburt, 135. — Seine Jugend, 135. — Seine akademische Laufbahn in Göttingen, 137. — Sein Lehreramt, 139. — Sein Plan, in die afrikanische Gesellschaft zu treten, 140. — Seine Reise nach London, 143. — Seine Reise durch Frankreich nach Alexandrien, 146. — Seine Ereignisse zu Cairo, 147. — Begebenheiten auf seiner Reise gen Fessan, 150. — Seine Reise nach Tripoli, 154.

Horner, Franz Esq., Mitglied des englischen Parlaments, sein Leben, dargestellt von Adam Müller, III. 4. (XII.) 125. — Seine Geburt, 127. — Seine Jugend, 128. — Sein Fleiß als Schüler zu Edinburg, 128. — Die auf seine eigenthümliche Geistesbildung Einfluß habenden Umstände, 129. — Seine freundschaftliche Verbindung mit Lord Henry Petty, 132. — Sein Studium der Municipalgesetze seines Vaterlandes in Schottland, 134. — Mitglied des Parlaments für den Flecken St. Ives, 135. — Mitglied des zur Untersuchung aller Zweige der Staatsausgaben niedergesetzten Ausschusses, 137. — Commissär zur Regulirung des Concurswesens des letzten Nabobs von Arkot, 137. — Vorsitzendes Mitglied des Ausschusses bullion-committee, 142. — Seine Verdienste um die Haushaltung Englands, 143. — Sein Tod, 154.

J.

Iffland, August Wilhelm, sein Leben, dargestellt von P — s, II. 2. (VI.) 127. — Als Mensch, Dichter und Künstler, 129. — Grundzug seiner Natur, 130. — Seine Bestimmung zum Schauspieler, 131. — Seine äußere Figur und körperliche Beschaffenheit, 132. — Ausbildung seines Körpers und Geistes in einer Schule zu Gotha, 132. — Seine völlige Ausbildung am Rhein, 133, 135. Sein schönes edles Herz, 134. — Blüthenzeit seines Künstlerlebens, 135. — Sein Ruhm als dramatischer Dichter, 136. — Doppelte Richtung seiner Poesie, 137. — Seine Jäger, 137. — Sein Leben als Director des Theaters in Berlin, 137. — Sein Unmuth über die Berlinische Kritik, 139. — Allgemeines Urtheil Berlins über seine Größe und Unübertrefflichkeit, 141. — Als hochkomischer und tragischer Künstler, 142. — Seine Verdienste um die Berliner Schaubühne, 142. — Seine Hausfreunde, 143. — Spannung zwischen ihm und einem Theile des Berliner Publicums, 144. — Seine Zurückgezogenheit, 144. — Sein Haß gegen die Franzosen, 145. — Wird durch die Revolution aus seinen geliebten Gegenden vertrieben, 146. — Schließt sich mit Enthusiasmus an das königliche Geschlecht von Preußen und besonders an die Königin Luise an, 146. — Beschließt seine Laufbahn, 146.

Johann, Erzherzog von Oesterreich, Andeutungen zu seiner Lebensbeschreibung, II. 2. (VI.) 149. — Seine Geburt, 149. — Seine Eltern, 149. — Seine Anlagen, 149. — Seine Ausbildung, 149. — Seine Neigung zum Kriegsdienste, 149. — Widmet seine Jugend ernsten Studien, 149. — Sein Umgang mit Johannes Müller, 150. — Erhält das Obercommando über die österreichische Armee, 150. — Sein Muth in der Schlacht bei Hohenlinden und Salzburg, 151. — Generaldirector des Fortificationsund Geniecorps und Director der Jugenieur- und Cadettenakademie in Wien, 151. — Seine Reise in das nördliche Tyrol, 151. — Commandeur des Corps d'Armée in Tyrol, 152. — Seine gemeinnützigen Bemühungen daselbst, 153. — Sein System des Angriffs und der Gegenwehr für Oesterreich, 153. — Führt den Oberbefehl der nach Italien und Tyrol bestimmten Armee von Innerösterreich beim Kriegsausbruch 1809, 153. — Sein Commando im Feldzuge 1815 gegen Napoleon, 155. — Durchzieht das Innere der Schweiz, 155. — Befehligt die Belagerung von Hüningen, 155. — Sein Sommeraufenthalt auf der alten Burg Therenberg, 155.

K.

Kemble, Johann Philipp, sein Leben, dargestellt von J. C. Hüttner, III. 1. (IX.) 83. — Seine Familie, 86. — Seine Geburt, 86. — Seine Jugend, 86. — Sein Eintritt in das Theaterleben, 87. — Seine Vorlesungen, 87. — Berühmt in der Rolle des Hamlet, 88. — Sein Spiel in der Komödie, 88. —

Sein Austritt in London, 89. — Seine Verehelichung, 89. — Regisseur im Drurylane-Theater, 90. — Seine dramatischen Schriften, 88, 91. — Seine Reise nach Frankreich und Spanien, 91. — Seine Aufnahme in Paris, 92. — Regisseur am Theater Coventgarden, 92. — Sein Spiel, 93. — Sein Verhalten beim Brand des Theaters in Coventgarden, 96. — Seine getäuschten Hoffnungen bei Eröffnung des neuen Theaters, 97. — Sein Ruhm als Schauspieler, 98. — Sein letztes Auftreten in London, 98. — Sein Abschied, 99. — Feier bei seinem Abgange, 100.

Körner, Carl Theodor, sein Leben, dargestellt von Amadeus Wendt, I. 2. (II.) 3. — Seine Geburt, 12. — Sein Vater, 12. — Seine Erziehung, 12. — Entwickelung seines Dichtertalents, 13. — Sein Lehrer in der Geschichte, 13. — Seine Studien in Freiberg, 14. — Seine akademische Laufbahn in Leipzig, 15. — Seine Reisen, 15. — Sein Aeußeres, 17. — Sein Charakter, 17. — Urtheil über seine Dichtungen, 18. — Studirt in Berlin, 20. — Seine Krankheit und Reise nach Carlsbad, 20. — Sein Leben in Wien, 22. — Seine dramatischen Versuche, 22. — Worte an seinen Vater, als der Aufruf zum Kampfe erscholl, 28. — Krieger, 30. — Lieutenant, 31. — Lützows Adjutant, 32. — Verwundet bei Kitzen, 34. — Sein Tod, 37. — Sein Grabmal bei dem Dorfe Wöbbelin, 38. — Tod seiner Schwester, 42.

v. Kolowrat-Liebsteinsky, Franz Anton, Graf, sein Leben, dargestellt von F. W. R., III. 4. (XII.) 155. — Seine Geburt, 157. — Seine Ahnen, 159. — Seine Jugendbildung, 160. — Seine Studien in Prag, 161. — Praktikant beim Kreisamt des Berauner Kreises in Böhmen, 161. — Er rettet mehrere Unglückliche bei einer Ueberschwemmung, 162. — Führungscommissär bei der Armee, welche 1799 in die Schweiz ging, 162. — Kreiscommissär des Kaurzimer Kreises, 162. — Seine Verehelichung, 163. — Rath bei dem böhmischen Landesgouvernium, 163. — Oberlandescommissär der böhmischen Neutralitätsarmee 1806, 163. — Seine Errichtung eines Armenhauses, 164. — Als Hofrath an der Spitze der böhmischen Landesregierung, 165. — Oberstburggraf, 166. — Seine wohlthätigen Einrichtungen, 167. — Generalintendant, 168.

v. Krosigk, Heinrich, sein Leben, dargestellt von Steffens, III. 1. (IX.) 3. — Seine Gestalt, 5. — Seine Bekanntschaft mit Steffens, 6. — Seine Familie, 9. — Sein Vater, 9. — Seine Gattin, 10. — Als Landmann, 10. — Als Krieger, 14. — Seine Abneigung gegen die Franzosen, 15. — Sein fester Muth, 17. — Seine Vorbereitungen auf den Fall eines neuen Kriegs mit Frankreich, 19. — Seine Verhaftung wegen politischer Umtriebe, 24. — Seine Freilassung, 27. — Seine Dienste im preußischen Heere, 28. — Sein Muth bei der Schlacht von Möckern, 30. — Sein Heldentod, 31.

v. Krüdener, Frau, ihre Lebensbeschreibung, III. 2. (X.) 105. — Ihre Geburt, 113. — Ihr Vater, 113. — Ihre Jugend, 113. — Ihr Aufenthalt zu Paris mit ihren Eltern, 114. — Ihr religiöses Gefühl, 114. — Ihre Vermählung mit dem Baron von Krüdener, 115. — Ihre Reise nach Venedig, 115. — Liebe

der Venetianer zu ihr, 117. — Ihre Trennung von ihrem Gemahl, 120. — Ihr Aufenthalt zu Riga, 121. — Ihr Leben zu Paris, 121. — Ihr Roman: „Valerie," 122. — Ihre Schwärmerei, 122. — Ihre Verehrung der Kunst, wo diese der Religion dient, 124. — Ihre Ansicht von den Klöstern, 125. — Ihre Prophezeiungen, 129. — Ihre Tröstung und Erbauung gefangener Straßenräuber und Mörder in Heidelberg, 129. — Ihre religiösen Versammlungen in Paris, 130. — Ihre Beschreibung des religiösen Festes der russischen Armee in den Ebenen von Chalons, 130. — Ihre Reise in die Schweiz, 135. — Ihr Wirken und ihr Schicksal in Basel, 135. — Ihre Erbauungsstunden in Liebegg, 137. — Ihre Ansichten rein mitgetheilt aus einem Briefe von ihr, 137. — Ihr Schreiben an den badenschen Minister des Innern, Herrn von Bergheim, um ihm die Noth des armen Volkes zu schildern, 141. — Ihr Schreiben an die Armen vor ihrer Abreise vom Grenzacher-Hörnlein, 153. — Ihre Zeitung für die Armen, 154. — Gang und Charakter der Mission aus der Einleitung ihrer Zeitung für die Armen, 154. — Ihr Schicksal auf ihrem Zuge durch die Schweiz, 158. — Ehrenvolles Zeugniß über sie aus dem schweizerischen Wegweiser, 160. — Ihre Entfernung aus der Schweiz, 162. — Rückblick auf ihr Leben in der Schweiz, 163. — Urtheil über die von ihr verbreiteten Anekdoten, 165. — Ihr Wunderglaube, 167. — Ihre Reise durch Deutschland, 168. — Ihr Aufenthalt in Leipzig, 168. — Ihre Reise von Eilenburg nach Königsberg, aus Briefen ihres Begleiters Kellner, 169. — Ihre Aufnahme in Lübben, 169. — Ihr Ansehen in Frankfurt a. d. O., 170. — Ihre Betstunden in Neuenburg, 174.

v. Kügelgen, Gerhard und Carl, ihr Künstlerleben, dargestellt von H. Z., IV. 1. (XIII) 23. — Ihre Geburt, 26. — Ihr Vater, 26. — Ihr Unterricht, 27. — Ihre Neigung zum Bilden, 27. — Schüler zu Bonn, 28. — Ihre Erlernung der Malerkunst, 29. — Ihre Reise nach Rom, 31. — Reise des ältern nach Riga, 34. — Reise des jüngern nach Berlin und Riga, 36. — Ihr Aufenthalt zu Petersburg, 36. — Ihre Verehelichung, 37. — Niederlassung des ältern in Dresden, 38. — Reise des jüngern in die Krimm, 38. — Gerhards Werke, 43. — Karls Werke, 49. — Vergleichende Zusammenstellung der Verschiedenheiten beider Brüder, 50.

L.

Lafon, tragischer Schauspieler des Theatre-François in Paris, Urtheil über ihn von Sievers, II. 3. (VII.) 154. — Seine Vorzüge vor Talma, 154. — Sein ruhiges natürliches Spiel, 155. — Sein Beifall, 156.

Laïs, berühmter Baßsänger der großen Oper in Paris, Urtheil über ihn von Sievers, II. 3. (VII.) 178. — Seine Stimme, 178. — Als Sänger, 178. — Als Schauspieler, 179.

Las Casas, Emmanuel August Dieudonné, Graf, sein Leben, dargestellt von E. L. D. M. R., III. 4. (XII.) 7. — Ursprung des Namens seiner Familie, 13. — Seine berühmten Ahnherren, 13. — Seine Jugend, 14. — Widmet sich dem Seedienst, 15. — Seine ersten Kriegsthaten, 15. — Schiffslieutenant mit dem Range eines Majors in der Armee, 15. — Seine Rettung von zweimaliger Todesgefahr, 16. — Seine Auswanderung bei der französischen Revolution, 18. — Sein Aufenthalt in Coblenz, 18. — Seine Besuche in Aachen, 19. — Sein Kampf mit den Emigranten gegen Frankreich, 19. — Seine Flucht, 20. — Seine Uebersetzung nach England, 20. — Seine Ansichten über seine unglückliche Lage, 21. — Lehrer in London, 22. — Schlägt glänzende Anträge zur Fahrt in fremde Erdtheile ab, 22. — Seine Idee der Bearbeitung des historischen Atlasses, 23. — Seine Rückkehr nach Paris nach der Revolution, 23. — Seine unabhängige Lage in Frankreich, 24. — Freiwilliger im Kriege gegen England, 26. — Kammerherr bei Napoleon, 26. — Vertheidiger der englischen Verfassung, 26. — Requetenmeister im Staatsrathe bei der Section der Marine, 27. — Seine Sendung nach Holland, Marineangelegenheiten betreffend, 27. — Seine Sendung, die Liquidation der Staatsschuld der illyrischen Provinzen betreffend, 27. — Seine Reise in die Hälfte sämmtlicher Departements Frankreichs, um Wohlthätigkeitsanstalten in Augenschein zu nehmen, 28. — An der Spitze der Nationalgarde in Paris, 28. — Seine Uebergabe seines Commando's, 28. — Seine Vaterlandsliebe, 29. — Seine Reise nach England, 31. — Seine Beschäftigung in Paris mit seinem Privat-Haushalte, 31. — Staatsrath nach Napoleons Rückkehr von Elba, 32. — Präsident der Commission der Bittschriften, 32. — Seine Anhänglichkeit an Napoleon, 33. — Seine Kenntnisse, 36. — Seine Freimüthigkeit, 39. — Seine Ankunft in Frankfurt am Main, 40. — Sein zurückgezogenes Leben in Frankfurt, 40. — Lob seiner Treue von Napoleon, 41. — Sein Charakter, 42. — Seine Gemahlin, 44. — Sein Andenken von Napoleon, 44. — Sein historischer Atlas, 45. — Seine Abhandlung über verschiedene Gegenstände, 45. — Sein Tagebuch auf St. Helena, 46. — Sein Sendschreiben an Lucian Buonaparte über Napoleon auf St. Helena, 47. — Kammerherr bei dem Prinzen Lucian, 52. — Ursachen seiner Verhaftung auf St. Helena, 55. — Seine Worte über Napoleons Abschied von Frankreich, 61. — Schwierigkeiten bei seiner und Napoleons Abreise von Frankreich, 63. — Seine Worte über Napoleons Charakterfestigkeit, 64. — Seine und Napoleons Behandlung an Englands Küsten, 67. — Seine Uebersetzung der Protestation Napoleons über Englands Treulosigkeit, 69. — Seine Meinung über das Verfahren Englands, 70. — Seine Nachrichten über Napoleons Verhalten während der Ueberfahrt nach Helena, 72. — Seine Ankunft auf Helena, 73. — Seine Nachrichten über Helena, 75. — Seine Nachrichten über Napoleons Beschäftigung, 78. — Seine und Napoleons Nahrung auf St. Helena, 79. — Seine Darstellung der Lebensweise Napoleons daselbst, 80. — Seine Nachrichten über seine Behandlung bei der Ankunft eines neuen Gou-

verneurs daselbst, 82. — Sein Schreiben an den Lord Bathurst in London, welches die Anklage Sommersets (105), die Forderung seiner Genugthuung für die Abnahme seiner Papiere, ohne ein Verzeichniß davon zu machen (111), die Forderung einer Vergütung dafür, daß man ihn als Gefangenen auf den Continent ausgeliefert habe, (115) und die Forderung einer schleunigen Untersuchung und Zurücklieferung der auf der Themse und in St. Helena ihm abgenommenen Papiere (121) enthält, 93.

Leopold Friedrich Franz, Herzog zu Anhalt-Dessau, seine Lebensbeschreibung, II. 8. (VII.) 37. — Seine Geburt, 41. — Seine Eltern, 41. — Sein erster Unterricht, 41. — Wird von seinem Vater zum Kriegsdienst für Preußen bestimmt, 41. — Sein Vormund, Prinz Dietrich, 41. — Seine Erziehung, 42. — Sein erster Feldzug von 1756 u. 1757, 42. — Muß wegen Krankheit dem Kriegsdienste entsagen, 43. — Antritt seiner Regierung, 43. — Lindert den Druck seines Landes während des siebenjährigen Krieges durch Aufopferung seines väterlichen Vermögens, 43. — Seine Reisen in entfernte Länder zu seiner und seines Volkes Ausbildung, 43. — Die Früchte seiner Reise, 44. — Sein erster Versuch in der Baukunst, 45. — Seine Vermählung mit der Prinzessin Louise, 45, 48. — Seine Reise nach Italien, Frankreich und England, 45. — Seine Freundschaft mit Winckelmann in Rom, 45. — Studirt die Baukunst in England, 47. — Seine Rückkehr nach Dessau und sein Wirken für Künste und Wissenschaften daselbst, 47. — Wählt Wörlitz zu seinem Landsitz, 48. — Seine Bemühungen für Verschönerung, Wohlstand, Glück und Aufklärung seines Landes, 48. — Seine polizeilichen Verordnungen, 49. — Seine Armenverordnungen, 49. — Seine Erziehungsanstalten, 51. — Sein Schullehrerseminar, 54. — Seine Errichtung einer Pastoralgesellschaft, 55. — Seine Bemühungen für die verschiedenen Religionspartheien und ihre Kirchen, 56. — Seine Verbesserung des Ackerbaues und der Landwirthschaft, 56. — Seine Anlegung von Kunstgärten, 58. — Seine Bauwerke, 59. — Seine Sammlung von Kupferstichen, 60. — Seine Bemühungen für die schönen Künste, 60. — Erhält Anhalt-Zerbst durchs Loos, 61. — Seine Vorsorge für die neuen Besitzungen, 61. — Seine häuslichen Freuden, 64. — Seine Inschriften auf den seinen beiden Schwestern auf dem Drehberg bei Wörlitz errichteten Denkmälern, 65. — Weiht ein Denkmal seinen Vorfahren, 66. — Sein Denkmal für seinen Oheim und Vormund Dietrich, 67. — Empfängt Napoleon in seinem Schlosse, 68. — Bittet Napoleon um Schonung seiner Unterthanen, 69. — Sein Beitritt zum Rheinbunde und seine Annahme des herzoglichen Titels, 69. — Seine Reise nach Paris, 70. — Sein 60jähriges Jubelfest, 70. — Breitet seine wohlthätige Regierungsweise auch auf ein benachbartes Ländchen aus, 71. — Sein hartes Schicksal in den letzten Kriegsjahren, 73. — Zerrüttung seiner Finanzen, 75. — Seine Anleihe im Jahr 1813, 75. — Errichtung der Landwehr in seinem Lande, 76. — Sein milder Sinn gegen die in der Leipziger Schlacht verwundeten Krieger, 77. — Sein Beitritt zum deutschen Bunde, 77. — Wird von den ersten Monarchen Europa's ausgezeichnet und

hochgeachtet, 77. — Seine Anschließung an Preußen, 78. — Tod seiner Gemahlin und seines Sohnes, 78. — Seine fortwährende Thätigkeit, 79. — Sein Aeußeres, 81. — Seine Bibliothek, 81. — Sein häusliches Leben, 81.

Leopold, Herzog von Coburg, sein Leben, dargestellt von R. v. Bosse, III. 2. (X.) 95. — Seine Familie, 97. — Seine Erziehung, 98. — Seine Gestalt, 98. — Seine Unterhandlung am Pariser Hofe, 98. — Sein Aufenthalt zu München, 99. — Seine Reise durch Oesterreich, die Schweiz und Italien, 99. — Seine Kriegsthaten, 99. — Seine Reise nach England, 100. — Seine Liebe zu Charlotte, Prinzessin von Wales, 100. — Vergrößerung seines Gebietes, 100. — Seine Reise nach Berlin, 101. — Seine Reise nach England und seine Vermählung daselbst mit der Prinzessin von Wales, Charlotte, 101. — Sein Schmerz bei dem Tode seiner Gemahlin und seines Kindes, 103.

Lesage, komischer Schauspieler des Theatre-Feydeau in Paris, Urtheil über ihn von Sievers, II. 3. (VII.) 185.

Leverd, Demoiselle, komische Schauspielerin des Theatre-Francois in Paris, Urtheil über sie von Sievers, II. 3. (VII.) 166. — Ihre Rollen, 166. — Ihr Aeußeres, 166. — Ihr Spiel, 167. — Ihre Decenz, 167. — Ihre Routine und Sicherheit, 167. — Ihre musikalische Bildung, 167.

Liverpool, Lord, erster Minister von Großbritannien, sein Leben dargestellt von H—r, IV. 4. (XVI.) 3. — Sein Vater, 5. — Seine Geburt, 5. — Seine Jugendbildung, 5. — Studirt zu Oxford, 6. — Anfang seiner öffentlichen Wirksamkeit in London als Staatsmann, 7. — Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, 8. — Wirklicher Baron und erster Minister, 9. — Seine Gemahlin, 10.

Llorente, Don Juan Antonio, seine Lebensbeschreibung, IV. 2. (XIV.) 145. — Seine Geburt, 149. — Früher Tod seiner Eltern, 149. — Seine Jugendbildung, 150. — Studirt die Rechtswissenschaft in Zaragoza, 151. — Baccalaureus der Rechte, 152. — Studirt das geistliche Recht, 152. — Seine Weihung zum Diakon und Priester, 152. — Doctor des geistlichen Rechts zu Valencia, 153. — Advocat in Castilien, 153. — Seine Abhandlung: „de Clericis pugnantibus in duello," 154. — Geistlicher Oberfiscal im Bisthum Calahorra, 154. — Commissär bei dem Inquisitionsgericht zu Logrono, 156. — Seine literarische Beschäftigung, 156. — Inquisitionscommissär in Madrid, 159. — Vormund des Herzogs von Solomayor, 161. — Seine „Geschichte der Auswanderung der französischen Geistlichen in Spanien," 162. — Sein Aufsatz „über die Schifffahrt auf dem Ebro," 164. — Seine Schrift: „Ueber die Verbesserung des gerichtlichen Verfahrens der Inquisition," 165. — Seine Verhaftung, 172. — Seine Freilassung, 173. — Kanonikus der Stiftskirche zu Toledo, 175. — Ritter des Ordens Carls III., 176. — Staatsrath, 176. — Seine Vorschläge zu einem spanischen Wappen, 178. — Obereinnehmer alles Klostereigenthums, 179. — Oberaufseher der Nationalgüter, 179. — Mitglied der Akademie der Geschichte, 181. — Seine Abhandlung: „Die öffentliche Meinung in Spa-

nien über den Krieg mit Frankreich," 181. — Seine Bemerkungen über die spanischen Dynastien, 182. — Seine Flucht nach Paris, 183. — Seine Vertheidigung derselben, 184. — Verzeichniß verschiedener Schriften von ihm, 190.

Louis, Baron, Finanzminister, seine Lebensbeschreibung, V. 3. (XIX.) 84. — Sein Eintritt in den geistlichen Stand, 84. — Seine Geburt, 84. — Geistlicher Rath bei dem Parlamente von Nancy, 84. — Seine diplomatischen Sendungen, 84. — Seine Flucht nach England, 85. — Chef der Liquidations-Abtheilung im Kriegsministerium, 85. — Divisionschef in der Kanzlei der Ehrenlegion, 85. — Requetenmeister, 85. — Vorsitzer bei dem Liquidationsrath in Holland, 85. — Verwalter beim Fiscus, 85. — Finanzminister, 85. — Sein Flugschriftenwechsel mit dem Herzog von Gaeta, 85. — Mitglied der Kammer vom Meurthedepartement, 86. — Geschichte seiner Verwaltung, 86. — Seine Entlassung, 87. — Seine polemische Flugschrift, 87.

Ludwig, Ferdinand von Preußen, Prinz, Winke zu seiner Charakteristik, I. 3. (III.) 189. — Seine Vaterlandsliebe, 189. — Sein Umgang, 190. — Seine Unbestechlichkeit, 190. — Seine Geistesschärfe, 191. — Seine muntere und gütige Sinnesart, 191.

M.

Malchus, Carl August, Graf von Marienrode, seine eigene Lebensbeschreibung, I. 3. (III.) 159. — Seine Geburt, 161. — Seine Eltern, 161. — Seine Jugend, 161. — Seine akademische Laufbahn in Heidelberg, 162. — Ministerial-Privatsecretär beim Grafen von Westphalen, 162. — Legationssecretär bei demselben, 163. — Domsecretär und Schatzactuar, 164. — Hofgerichtsassessor, 164. — Seine Darstellung der Hochstift-Hildesheimischen Staatsverwaltung, 165. — Mitglied der Special-Organisations-Commission, 165. — Kriegs- und Domänenrath bei der Kammer in Halberstadt, 166. — Staatsrath, 167. — Generaldirector der Steuern und der Amortisations-Casse, 168. — Seine Missionen, 169. — Seine Uebernahme des Finanzministeriums und später des Ministeriums des Innern, 169. — Seine Erhebung in den Baron- und später in den Grafenstand, 169. — Commandeur des Ordens der westphälischen Krone, 170. — Seine Schrift: „Ueber die Verwaltung der Finanzen des Königreichs Westphalen," 170. — Seine Thätigkeit, 171. — Sein Verhalten gegen seine Freunde, 171.

de Malesherbes, Christian Wilhelm Lamoignon, seine Lebensbeschreibung, V. 1. (XVII.) 75. — Sein Aeußeres, 79. — Edle Freimüthigkeit seines Vaters, 80. — Freimuth seiner Ahnen, 82. — Seine Jugend, 83. — Präsident des Obersteuergerichts, (Cour des aides) 83. — Aufseher des Bücherwesens, 84. — Urtheil über seine Verwaltung als solcher, 87. — Seine Abhandlung in Beziehung auf die Gesetzgebung über das Bücherwesen, 83. — Seine Untersuchung der Frage von der Freiheit der Presse in seiner Schrift: „Mémoire sur la liberté de la presse," 92. —

Seine Vertheidigung der persönlichen Freiheit, 95. — Seine Erklärung gegen eine königliche Verordnung wegen der Beschränkung der Parlamente, 98. — Seine Verbannung, 100. — Sein Wiedereintritt in den Gerichtshof, 101. — Seine Vorstellung über die Mißbräuche in dem Abgabenwesen und in der Staatsverwaltung überhaupt, 102. — Seine wiederholten Aeußerungen gegen die geheimen Verhaftsbefehle, 102. — Seine Erklärung für Ständeversammlungen aus Bürgern bestehend, 104. — Minister des königlichen Hauses und der Provinzen, 105. — Sein Vorgänger, Graf Philipeaux de St. Florentin, 105. — Seine Redlichkeit, 106. — Sein Feind Maurepas, 107. — Seine Feinde wegen seiner Grundsätze über Gewissensfreiheit, 108. — Seine Widersacher wegen seiner Einführung der Sparsamkeit im Staatshaushalte, 109. — Sein Abschied, 110. — Sein Landleben, 111. — Seine Reisen, 111. — Sein Umgang mit Gelehrten, 112. — Seine Liebe zu den Wissenschaften, 112. — Seine Begünstigung des Gewerbfleißes, 112. — Seine Aufmerksamkeit auf die Verbesserung des Landbaues, 112. — Seine Schriften: „Ueber die bürgerlichen Rechte der Protestanten," 113. — Seine abermalige Berufung in den Rath des Königs, 114. — Seine Aeußerung gegen die herrschenden Minister, als sie neue Abgaben auferlegen wollten, 116. — Seine Denkschrift an den König, 118. — Seine Entlassung, 120. — Schmälerung seines Ruhms, 120. — Sein eigenes Urtheil über die Verwaltung des Ministeriums, 121. — Seine Vertheidigung Ludwigs (XVI.) vor den Schranken des Nationalconvents, 126. — Seine Zusammenkunft mit dem Könige im Gefängniß, 127. — Sein letzter Versuch, den König zu retten, 128. — Ueberbringt dem König die Todesnachricht, 128. — Seine Gefangensetzung, 129. — Seine Denkschrift an den Nationalconvent, 129. — Seine Verurtheilung, 130. — Seine Hinrichtung, 131.

Mars, Demoiselle, komische Schauspielerin des Theatre-Français in Paris, Urtheil über sie von Sievers, II. 3. (VII.) 161. — Ihre Rollen, 161. — Vollkommene künstlerische Gestaltung in ihrem Spiel, 161. — Das Widerstrebende in dem Colorit ihres Spiels, 162. — Ihr sparsames Geberdenspiel, 162. — Ihr Talent im Fache der Kammermädchen, 163. — Ihr Mechanismus und ihre Routine, 163. — Ihr Alter, 163.

Martin, Sänger der komischen Oper des Theatre-Feydeau in Paris, Urtheil über ihn von Sievers, II. 3. (VII.) 180. — Schöpfer einer neuen Gesangsmethode, 180. — Als Schauspieler, 181. — Sein Fach, 182.

v. Matthisson, Friedrich, seine eigene Lebensbeschreibung, I. 4. (IV.) 3. — Seine Geburt, 5. — Seine Eltern, 5. — Seine früheste Jugend, 7. — Seine Erziehung, 8. — Tod seines Pflegevaters, 11. — Sein Abgang in die Lehranstalt zu Kloster-Berge, 11. — Seine Liebe zur Dichtkunst, 13. — Sein Umgang mit seinem Lehrer Perschke, 15. — Sein Freund Rosenfeld, 15. — Sein Eintritt in den Freimaurerorden, 18. — Verehelichung seiner Schwester, 21. — Seine akademische Laufbahn zu Halle, 22. — Seine Reise nach Leipzig, 24. — Seine Reise nach Berlin, 26. — Seine Reise nach Jena, 29. — Sein Abgang

von Halle, 30. — Sein Lehreramt, 31. — Tod seines Freundes Rosenfeld, 35. — Seine Reise nach Erfurt, Weimar und Gotha, 36. — Erzieher zweier Söhne der Gräfin Sievers, 40. — Seine Reise nach Schleswig und Holstein, 42. — Seine Reise an den Rhein, 45. — Seine Reise in die Schweiz, 46. — Sein Aufenthalt in Lyon, 54. — Tritt in Anhalt-Dessauische Dienste, 55. — Seine Vermählung, 58. — Mitglied der Oberintendanz des Hoftheaters und Oberbibliothekar bei dem Könige von Würtemberg, 58. — Seine literarische Thätigkeit, 61. — Schillers Urtheil über seine Gedichte, 67.

Meermann, Johann, Freiherr von Dalem, sein Leben, dargestellt von D. Friedrich Cramer, IV. 4. (XVI.) 27. — Seine Familie, 29. — Seine Geburt, 29. — Seine Jugend, 30. — Seine akademische Laufbahn, 30. — Seine Reisen, 31. — Erhält die Leitung des See-Etats zu Rotterdam, 32. — Seine Vermählung, 32. — Sein Eintritt in das Finanzcollegium der Provinz Holland, 33. — Richter des Civil-Tribunals zu Leyden, 33. — Seine Reisen, 33. — Sein literarisches Wirken, 34. — Sein Wirken als Staatsmann, 39. — Seine Anstellung im Senate zu Paris, 44. — Sein Tod, 45. — Sein Charakter, 45.

Metternich, Fürst, und Graf Stadion, Winke zu ihrer Lebensbeschreibung, II. 1. (V.) 169. — Glückliches Ineinandergreifen dieser beiden Staatsmänner, 169. — Das Hervorstechende bei Graf Stadion, 170. — Politisches Betragen des Fürsten Metternich, 170. — Ihr Glück, 171.

Michelot, tragischer und komischer Schauspieler des Theatre-François in Paris. Urtheil über ihn von Sievers, II. 3. (VII.) 157. — Seine tragischen Leistungen, 157. — Seine Rollen in der Komödie, 157. — Uebelstand seines Gesichtes, 158.

Miller, Johann Martin, sein Leben, dargestellt von K. M. IV. 1. (XIII.) 73. — Seine Geburt, 75. — Seine Eltern, 75. — Seine Jugend, 76. — Seine akademische Laufbahn in Göttingen, 77. — Sein Leben in Leipzig, 81. — Sein Dichtertalent, 79. — Seine Reise nach Hamburg, 82. — Sein Aufenthalt in Ulm, 84. — Seine Reise nach Zürich, 84. — Seine Verehelichung, 88. — Pfarrer in Jungingen bei Ulm, 88. — Urtheil über seine Schriften, 90. — Seine Amtsveränderungen, 96. — Sein Charakter, 99. — Sein bürgerliches Leben, 98. — Sein literarischer Charakter, 100.

Millin, Aubin Louis, sein Leben, geschildert von Carl Wilhelm Kraft, IV. 3. (XV.) 3. — Seine Geburt, 9. — Seine Familie, 9. — Seine Jugend, 9. — Sein Studium der Naturwissenschaften, 10. — Seine ersten Schriften, 10. — Sein Wirken während der französischen Revolution, 13. — Sein Charakter, 14. — Professor der Geschichte an der Centralschule des Seine-Departements, 16. — Conservateur des Cabinets der Münzen und der königlichen Bibliothek in Paris, 16. — Seine Reise ins südliche Frankreich, 18. — Seine Reise nach Italien, 21. — Sein Aufenthalt zu Grenoble, 24. — Seine Bibliothek, 23. — Seine Rückkehr nach Paris, 44. — Sein Tod, 45. — Gedächtnißrede an seinem Grabe, 46. — Verzeichniß seiner Werke, 51. — Schreiben von Alphonse Mahul an den Verfasser dieser Biographie,

60. — Skizzen zu seiner Schilderung von C. A. Böttiger, 69. — Sein archäologisches Studium, 69. — Sein Ruhm als archäologischer Schriftsteller, 71. — Sein Verdienst um die französische Sprache, 75. — Sein Verdienst um die deutsche Gelehrsamkeit, 76. — Seine Reisen, 78. — Auszüge aus einigen seiner Briefe, 91. — Seine Monatsschrift, unter dem Titel: „Journal und Magasin encyclopedique,“ 98. — Urtheil über ihn als Gelehrten, 102. — Nachrichten über seinen Nachlaß, 107.
Monge, Gaspard, seine Lebensbeschreibung, V. 1. (XVII.) 173. — Seine Geburt, 177. — Seine Familie, 177. — Sein Fleiß in dem Studium der Naturlehre auf dem Gymnasium zu Lyon, 177. — Seine Talente in der Zeichenkunst, 178. — Seine Aufnahme in die Ingenieurschule zu Mezières, 178. — Seine Kenntnisse in der Geometrie, 178. — Sein Lehrsystem der beschreibenden Geometrie, 179. — Professor der Mathematik und Physik, 179. — Adjunctus des Professors der Hydrodynamik, Bossut in Paris, 180. — Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 181. — Examinator der Marinezöglinge, 181. — Seine Abhandlung über die Statik, 181. — Marineminister, 182. — Seine Thätigkeit bei dem Mangel an Waffen in der französischen Revolution, 183. — Lehrer der Geometrie in der Normalschule zu Paris, 185. — Lehrer an der polytechnischen Schule daselbst, 186. — Regierungscommissär, 187. — Seine Reise unter Napoleon nach Aegypten, 188. — Präsident des ägyptischen Instituts, 192. — Seine Gefahren in Aegypten, 193. — Seine Rückkehr aus Aegypten, 195. — Sein Lehrvortrag, 196. — Sein Abschied von der Akademie der Wissenschaften, 197. — Sein Tod, 198. — Seine Begräbnißfeier, 199.
Monrose, Komiker des Theatre-François in Paris, Urtheil über ihn von Sievers, II. 3. (VII.) 176. — Denkender Künstler, 176. — Seine Routine, 176. — Seine Düsternheit in seinen Gesichtszügen, 177.
v. Müller, Johannes, sein Leben dargestellt von R. v. Bosse, II. 4. (VIII.) 1. — Zustand Europa's bei seiner Geburt, 3. — Seine Eltern, 4. — Sein Trieb zur Geschichte, 4. — Seine Bildung in dem Collegium humanitatis zu Schafhausen, 5. — Sein Aeußeres, 5. — Sein ausdauernder Fleiß, 6. — Seine akademische Laufbahn in Göttingen, 6. — Professor der griechischen Sprache in seiner Vaterstadt, 6. — Seine „Beschreibung des cymbrischen Krieges,“ 6. — Seine Freundschaft mit dem Freiherrn v. Bonstetten, 7. — Sein gelehrter Umgang in Genf, 8. — Seine Vorlesungen über allgemeine Geschichte daselbst, 8. — Seine „allgemeinen Geschichten,“ 8. — Seine wissenschaftlichen Bemühungen in Genf, 10. — Erster Versuch seiner „Schweizergeschichte,“ 11. — Professor der Geschichte in Cassel, 13. — Sein Leben in der Einsamkeit, 14. — Sein Aufenthalt zu Mainz, 14. — Hofrath der Kanzlei daselbst, 14. — Als Politiker, 15. — Seine Erhebung in den Adelstand, 16. — Hofrath in der Staatskanzlei zu Wien, 16. — Seine Briefe, als ihm der Glaubenswechsel zu nahe gelegt war, 17. — Seine Anstellung als Geschichtschreiber in der Akademie zu Berlin, 18. — Sein Schreiben an den Erzherzog Johann bei dem

bevorstehenden Kriege 1805, 18. — Sein Schreiben auf seiner Reise nach Berlin, 18. — Seine Aufnahme daselbst, 18. — Sein Schreiben an Maret, worin er bittet und warnt, der Schweiz keinen Herrn zu geben, 19. — Seine Unterredung mit Napoleon über die damalige Weltlage, 20. — Sein Ruf nach Tübingen, 20. — Westphälischer Minister-Staatssecretär durch Napoleon, 21. — Sein Einfluß als solcher, 21. — Seine Bedenklichkeit bei der Annahme dieser Stelle, 22. — Erliegt seinen Anstrengungen, 23. — Generaldirector der Universitäten in Westphalen, 24. — Seine häusliche Einrichtung, 25. — Seine Unterhaltungsgabe und Herzensgüte, 26. — Als Redner, 28. — Seine Reise mit dem Hof, 28. — Sein Freundschaftsverhältniß mit dem Grafen Reinhard, 29. — Seine Bearbeitung des letzten Bruchstückes aus der Schweizergeschichte, 30. — Sein Schreiben an den Erzherzog Johann, 30. — Allgemeine Wirkung seiner Schriften, 31. — Seine Wachsamkeit über seine Universitäten, 31. — Seine Worte über Oesterreichs Gefahren, 33. — Seine leidensvolle Lage während der Kriegsunruhen, 34. — Seine Todeskrankheit, 34. — Seine letzten Worte, 35.

Grundzüge aus dem Bilde seines Lebens von D. F. X. Köthe, III. 1. (IX.) 105. — Sein Wesen, 103. — Seine Frömmigkeit, 108. — Sein Wohlwollen, 109. — Seine Briefe an Köthe, 110. — Seine Vaterlandsliebe, 114. — Seine Gesinnungen und sein Wirken für Deutschland, 115. — Sein Fleiß im Studium der Geschichte, 120.

N.

Napoleon Buonaparte, sein Leben und seine Thaten, nach Jullian, V. 4. (XX.) 1. — Seine Geburt, 1. — Sein Vater, 1. — Seine Aufnahme in die Militärschule zu Brienne, 1. — Seine Liebe für die großen Männer Sparta's, 2. — Seine Versetzung in die Pariser Militärschule, 3. — Souslieutenant im Artillerieregiment de la Fère, 3. — Sein Charakter aus einigen Anekdoten, 3. — Nimmt die Parthei der Revolution, 5. — Seine Reise nach Corsica unter dem General Paoli, 5. — Flucht seiner Familie nach Marseille, 5. — Secondecapitän, 6. — Bataillonschef bei der Belagerung von Toulon, 7. — Brigadegeneral, 9. — Obergeneral der Armee des Innern, 9. — Seine Vermählung mit Josephine, 10. — Obercommandeur der italienischen Armee, 10. — Sein Sieg über die Oesterreicher im April 1796, 12. — Sein Sieg bei Lodi, 12. — Sein Sieg bei Roveredo, 13. — Sein Vertrag mit dem Herzog von Parma vom 5. November 1796, 13. — Sein Sieg bei Arcole, 13. — Sein Sieg bei Rivoli, 14. — Sein Sieg bei St. Georges und la Favorite, 14. — Sein Vertrag mit Pius VI., 14. — Sein Sieg über den Erzherzog Carl, 15. — Seine Unabhängigkeit von dem Directorium, 15. — Sein Trutz- und Schutzbündnißvertrag mit dem König von Sardinien, 16. — Sein Vorschlag zu einem Waffenstillestande mit Oesterreich, 16. — Sein

Krieg mit Venedig wegen der Empörungen gegen die Franzosen daselbst, 17. — Sein Vertrauter Augereau, 18. — Sein Vertrag mit Oesterreich vom 17. October 1797, 19. — Vorsitzender der französischen Gesandtschaft im Congresse zu Rastadt, 19. — Sein Empfang in Paris nach dem Feldzuge von Italien, 20. — Seine Klage über den Argwohn des Directoriums, 20. — Seine Idee eines ägyptischen Feldzuges, 21. — Seine Anstalten zu diesem, 22. — Seine Proclamation an das Heer vor der Einschiffung, 23. — Sein Generalstab auf diesem Feldzuge, 24. — Seine Landung auf Malta, 25. — Seine Landung bei Alexandrien, 25. — Seine Einnahme von Alexandrien, 25. — Seine Siege bei Ramanieh, Chebreysse und an der Spitze des Delta, 26. — Sein Marsch nach Kahira, 26. — Seine Kaltblütigkeit bei der Nachricht von einem verlorenen Seetreffen, 27. — Seine Versuche, Paschas, Priester, Obrigkeit oder die Menge für sich zu gewinnen, 28. — Seine Rede an seine Soldaten am Fuße der Pyramide bei Ezbekieh, 28. — Seine Thätigkeit bei der Empörung zu Kahira gegen die Franzosen, 29. — Seine Reise nach Suez, 30. — Sein Befehl zu Ermordung von 4000 Gefangenen und mehreren Pestkranken, 31. — Seine Bestürmung von St. Jean d'Acre, 33. — Sein Sieg am Berge Tabor, 33. — Ursachen, welche ihn zur Aufhebung der Belagerung von St. Jean d'Acre bestimmten, 34. — Sein Einzug in Kahira, 35. — Sein Sieg bei Abukir, 35. — Veranlassung zu seiner Rückkehr aus Aegypten, 37. — Seine Unterhandlungen mit dem Großwessir, 38. — Seine Abreise von Aegypten, 39. — Sein Abschied von der Armee in Aegypten, 41. — Seine Landung zu Ajaccio auf Corsica, 42. — Seine Landung zu Frejus, 43. — Seine Aufnahme in Frankreich, 43. — Sein Verhalten unter den drei Partheien in Paris, 44. — Seine Rede im Rathe der Alten, 47. — Sein Verfahren gegen die Mitglieder des Directoriums, 48. — Seine Worte im Rathe der Alten, als man sich auf die Constitution berief, 50. — Sein Verfahren im Rathe der Fünfhundert und der Haß gegen ihn, 52. — Seines Bruders Lucian Schicksal in der Versammlung der Fünfhundert, 54. — Seine Bestürmung des Raths der Fünfhundert, 55. — Consul, 56. — Erster Magistrat der Republik, 61. — Sein Einzug in die Tuilerien, 61. — Sein Vornehmen, Italien wieder zu erobern, 62. — Aufnahme seines Vorschlages dazu, 62. — Sein Abgang von Paris nach Italien, 62. — Seine Eile und sein Muth auf diesem Marsche, 62. — Seine Siege bei Romano und Montebello, 62. — Sein Sieg bei Marengo, 63. — Politische Folgen dieses seines Sieges, 64. — Entdeckung einer Verschwörung gegen ihn, 65. — Vereitelung eines andern Anschlages auf sein Leben, 66. — Seine Gründung specieller Criminal-Gerichtshöfe, 67. — Seine Sorge für die Wiederherstellung der afrikanischen Gesellschaft, 68. — Seine Befehle zu Verfertigung der Kunststraße nach Italien über den Simplon, 68. — Sein Friedensschluß mit dem Könige beider Sicilien, 69. — Abschluß eines Concordats zwischen ihm und Papst Pius VII., 70. — Präsident der italienischen Republik, 71. — Seine Sendung einer Armee zur Eroberung von St. Domingo, 72. — Seine Zurückberufung aller Emigranten, 74. — Seine Errichtung der Ehren-

legion, 75. — Lebenslänglicher Consul, 77. — Seine Aufhebung des Polizei-Departements, 77. — Seine neue Organisation des National-Instituts, 78. — Sein Krieg mit England, 79. — Seine Einnahme von Hannover und Gefangennehmung der englischen Armee, 79. — Seine Befehle zum Bau eines Canals, um den Rhein, die Mosel und die Schelde zu verbinden, 79. — Vernichtung eines Anschlags auf sein Leben, 80. — Seine Befehle zur Hinrichtung des Herzogs von Enghien, 81. — Kaiser, 83. — Seine Begnadigung vieler Verurtheilten, 84. — Seine Wiederherstellung des Polizei-Ministeriums, 85. — Seine Versuche, sich mit England zu vereinigen, 86. — König von Italien, 86. — Seine Reise nach Mailand, 86. — Sein Zug gegen Oesterreich, 87. — Sein Einzug in Wien, 88. — Sein Sieg bei Austerlitz, 89. — Seine Zusammenkunft mit dem Kaiser Franz auf der Feldwacht, 89. — Seine Unterzeichnung des Friedens in Presburg, 90. — Seine Ernennung des Prinzen Eugen zum Vicekönig von Neapel, 90. — Sein Decret zu Wiederherstellung der Kirche St. Denis als Begräbnißplatz für die Kaiser, 91. — Seine Ernennung seines Bruders Ludwig zum Könige von Holland, 91. — Oberhaupt und Beschützer des Rheinbundes, 92. — Sein Friedensschluß mit Rußland, 92. — Seine Zwistigkeiten mit Preußen, 92. — Seine Uebernahme des Commando's seiner Armee in Würzburg, 94. — Seine Siege bei Schleiz und Saalfeld, 94. — Sein Sieg bei Jena, 95. — Sein Aufenthalt in Weimar, 95. — Sein Aufenthalt in Berlin, 97. — Seine Gnade gegen den Fürsten von Hatzfeld, 97. — Sein Sieg bei Lübeck, 98. — Sein Decret, welches Großbritannien in Blockadezustand erklärte, 99. — Seine Ankunft in Warschau, 100. — Seine Siege bei Eylau und in mehrern kleinen Gefechten gegen die Russen, 100. — Sein Einzug in Danzig, 101. — Seine Siege über die Russen besonders bei Friedland, 101. — Seine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland und Könige von Preußen, 101. — Sein Friedensschluß zu Tilsit, 101. — Höchster Punct seiner Macht und seines Militärruhms, 102. — Seine Reise nach Bayonne, 103. — Seine Proclamation, wodurch Joseph Bonaparte den Spaniern zum Könige gegeben ward, 104. — Seine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland in Erfurt, 105. — Rechtfertigung seines Vorhabens, Spanien zu bekriegen, 106. — Sein Einzug in Madrid, 106. — Sein Wirken zur Vernichtung der Inquisition, 106. — Sein Krieg mit Oesterreich, 108. — Seine Siege über die Oesterreicher, 108. — Sein Frieden mit Oesterreich, 111. — Stifter des Ordens der drei Vließe, 112. — Seine Berufung der Könige des Rheinbundes nach Paris zu den Festen der Friedensfeier, 112. — Trennung seiner Ehe mit Josephine, 113. — Seine Vermählung mit Marie Louise, 118. — Seine Reise in die niederländischen Departements, 118. — Seine Absetzung des Herzogs von Otranto, 119. — Das Fest, welches der Fürst von Schwarzenberg ihm zu Ehren gab, 119. — Streit zwischen ihm und dem römischen Hofe, 121. — Seine Gefangennehmung des Papstes, 121. — Niederkunft seiner Gemahlin, 122. — Sein Decret, wodurch er Holland zum französischen Gebiete schlug, 123. — Seine Berk-

fung aller Bischöfe nach Paris, 124. — Seine Rüstung zu einem neuen Kriege, 125. — Seine Abreise zu der Armee an der Weichsel, 126. — Sein Aufenthalt in Dresden, 126. — Seine Proclamation zur Bekanntmachung des Zwecks des neuen Krieges, 127. — Seine Berufung einer Reichstagsversammlung nach Warschau, 128. — Signal zu seinem Sturze, 129. — Seine Eroberung von Smolensk nach mehrern vorhergegangenen Siegen, 131. — Sein Sieg an der Moskwa, 132. — Sein Einzug in Moskau, 132. — Sein Befehl zur Sprengung des Kremlins, 133. — Das Unglück seiner Armee in Rußland, 133. — Seine Aeußerung über den Verlust seiner Armee, 134. — Seine Rückkehr aus Rußland auf einem Schlitten, 134. — Seine Ankunft in Paris, 136. — Sein Krieg mit Preußen, 137. — Sein Sieg bei Lützen, 137. — Sein Sieg bei Wurschen, 138. — Seine Verweigerung des Friedens, 139. — Sein Sieg bei Dresden, 140. — Abfall des Königs von Würtemberg von ihm, 141. — Sein Anhaltungsschreiben nach Frankreich um 280,000 Conscribirte, 142. — Sein Verlust in der Völkerschlacht bei Leipzig, 142. — Seine Unterhandlungen mit den Verbündeten, 143. — Aeußerungen seines Despotismus, 146. — Seine Siege über die Verbündeten in Frankreich, 150. — Seine rastlose Thätigkeit in jener Zeit, 150. — Friedensbedingungen, welche man ihm im Congresse zu Chatillon vorlegte, 152. — Seine Absetzung, von dem Senate decretirt, 154. — Seine Abdankung, 154. — Sein Abschied von seinen Soldaten, 155. — Seine Reise nach Elba, 156. — Seine Ankunft in dem Hafen von Porto Ferrajo, 157. — Seine Proclamation auf Elba, 157. — Seine Beschäftigung auf Elba, 158. — Seine Rückkehr nach Frankreich, 159. — Seine Proclamation an die Franzosen, 160. — Begegnisse auf seinem Marsche bis Grenoble, 167. — Seine Aufnahme in Lyon, 170. — Seine ersten Decrete, 170. — Seine Aufnahme in Paris, 172. — Bildung seines neuen Ministeriums, 173. — Aenderung der Stimmung gegen ihn, 176. — Die Zahl seiner und seiner Feinde Armee, 177. — Sein Sieg bei Ligny über die Preußen, 178. — Organisirtes System der Verrätherei in seiner Armee, 179. — Sein Unglück in der Schlacht bei la Belle Alliance, 179. — Sein Aufenthalt in Paris nach dieser Schlacht, 184. — Vorschläge, welche man ihm machte, als nirgends mehr Rettung zu seyn schien, 185. — Seine Abdankung und Ernennung seines Sohnes zum Kaiser, 186. — Seine Reise nach Rochefort, 189. — Sein Brief an den Prinzen Regenten von England, 191. — Sein Schicksal an der englischen Küste, 192. — Seine Worte über Englands Treulosigkeit, 195. — Seine Protestation gegen den englischen Beschluß, 195. — Seine Reise nach St. Helena, 196. — Seine Landung daselbst, 201. — Seine Wohnung daselbst, 202. — Seine Lebensweise daselbst, 202. — Seine Behandlung daselbst, 205.

Necker, Jacob, sein Leben und Wirken, dargestellt von A. W. Schlegel, I. 8. (III.) 91. — Seine Geburt, 93. — Resident der Republik Genf in Paris, 93. — Verwalter der gesammten Finanzen in Frankrich, 94. — Seine Entzweiung mit Graf von Maurepas, 96. — Seine Einführung der Provinzialverwal-

tungen, 96. — Seine Anfeindungen von Maurepas, 98. — Sein Streit mit Calonne, 100. — Seine Verbannung, 100. — Seine Rückkehr ins Ministerium, 101. — Seine abermalige Verbannung, 104. — Seine Rückkehr nach Paris, 105. — Seine Entlassung, 109. — Seine Reise in die Schweiz, 109. — Seine literarische Thätigkeit, 109. — Sein Tod, 111.

Sein Leben, dargestellt von G—r, IV. 2. (XIV.) 65. — Seine Familie, 69. — Seine Jugend, 71. — Sein Geist, 72. — Sein Eintritt in königliche Dienste, 73. — Seine Gattin, 73. — Sein Wirken als Finanzdirector, 75. — Sein Abschied, 76. — Von neuem Finanzminister, 78. — Seine Mittel zu Verbesserung des Finanzwesens, 82. — Sein Schicksal in der Reichsversammlung, 89. — Seine Plane zu Verbesserung der Finanzen, 94. — Seine Verbannung, 103. — Seine Zurückberufung, 103. — Urtheil über ihn als Redner, 110. — Als Schriftsteller, 111. — Parallele zwischen ihm und Calonne, 111.

Nöhden, Georg Heinrich, Doctor der Philosophie und der Rechte, seine Lebensbeschreibung, V. 1. (XVII.) 133. — Seine Geburt, 135. — Schüler auf dem Gymnasium zu Göttingen, 136. — Sein Lehrer, Magister Ruhkopf, 135. — Seine Fertigkeit in den neuern Sprachen, 137. — Seine akademische Laufbahn in Göttingen, 137. — Sein Lehrer, 138. — Sein Umgang mit Heyne, 138. — Mitglied des philologischen Seminariums, 138. — Seine Arbeiten für Heyne, 139. — Hauslehrer, 140. — Sein Unterricht in der deutschen Sprache, 142. — Sein Umgang mit dem Professor Kästner, 142. — Seine große Thätigkeit, 145. — Sein Abgang nach England als Hauslehrer, 148. — Begleiter seines Zöglings auf die Schule nach Eton, 150. — Seine gelehrten Verbindungen, 152. — Seine Reise nach Göttingen, 156. — Doctor der Rechte, 156. — Seine Verbindung mit Schiller, 156. — Seine Uebersetzung des Fiesco ins Englische, 156. — Sein Aufenthalt in Braunschweig, 157. — Sein Aufenthalt in Berlin, 157. — Seine Rückkehr nach England, 157. — Seine deutsche Sprachlehre für Engländer, 159. — Seine Reise nach Deutschland, 160. — Seine Reise nach Paris, 161. — Seine Rückkehr nach London, 161. — Sein Aufenthalt in Edinburg, 162. — Tod seines Bruders, 162. — Tod seines Prinzipals, 164. — Sein literarisches Privatleben, 164. — Sein deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch, 165. — Seine Reise nach Deutschland zu seiner Mutter, 165. — Lehrer der Prinzessinnen am Weimarischen Hofe, 167. — Seine Reise nach Italien, 169. — Sein Ruf an das brittische Museum, 170. — Sein literarisches Wirken, 171.

v. Nostiz, Carl, Winke zu seiner Lebensbeschreibung, I. 4. (IV.) 198. — Seine Geburt, 198. — Seine Bildung auf dem Pädagogium und der Universität zu Halle, 198. — Cornet in preußischen Diensten, 198. — Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand, 198. — Oesterreichischer Major und Anführer einer fränkischen Legion, 199. — Oberst in russischen Diensten, 199.

O.

v. Ochs, Freiherr, sein Leben, dargestellt von C. W. J. III. 2. (X.) 49. — Seine Jugend, 52. — Fourier bei dem hessischen Jägercorps im amerikanischen Kriege 1777, 52. — Lieutenant und Adjutant des Generals von Wurmb, 53. — Seine Rückkehr nach Hessen, 54. — Stabscapitän, 54. — Sein Ruhm in den französischen Revolutionskriegen, 54. — Erhält das Kreuz des hessischen Militär-Verdienstordens, 56. — Generalquartiermeister-Lieutenant, 57. — Major und Commandeur des hessischen Jägercorps, 58. — Obristlieutenant und Commandeur einer Brigade leichter Truppen, 58. — Sein Eifer für Cassels Wohl, 63. — Seine Entfernung von Cassel, 64. — Revüen-Inspector in Magdeburg, 65. — Oberst und Brigadecommandant des westphälischen Hülfscorps in Spanien, 65. — Brigadegeneral, 66. — Seine Rückkehr nach Cassel, 66. — Divisionsgeneral, 67. — Sein Verfahren bei Beschwichtigung eines Aufruhrs in Braunschweig, 67. — Commandeur einer westphälischen Infanteriedivision gegen Rußland, 69. — Militärgouverneur von Halberstadt, 70. — Sein Leben in russischer Gefangenschaft, 71. — Sein Privatleben, 72. — Seine Familie, 72.

Oelsner, K. E., Andeutung zu seiner Lebensbeschreibung, I. 3. (III.) 182. — Seine Geburt, 182. — Diplomatischer Agent der Stadt Frankfurt in Paris, 182. — Seine Schriften, 182. — Seine Anstellung in Preußen, 183.

P.

Pasquier, Etienne Denis, Baron, seine Lebensbeschreibung, V. 3. (XIX.) 80. — Seine Geburt, 80. — Sein Vater, 80. — Mitglied des Pariser Parlaments, 80. — Requetenmeister, 80. — Generalprocurator des Conseil du sceau des titres, 80. — Baron und Mitglied der Ehrenlegion, 80. — Polizeipräfect von Paris, 80. — Seine Verhaftung, 81. — Staatsrath, 81. — Generaldirector der Brücken- und Chausseen-Verwaltung, 81. — Justizminister, Siegelbewahrer, Großkreuz der Ehrenlegion und Mitglied des königlichen geheimen Raths, 81. — Mitglied der Deputirtenkammer vom Seine-Departement, 81. — Sein Rednertalent, 82. — Commissarischer Richter für die Liquidationen und Forderungen von Unterthanen auswärtiger Mächte, 82. — Erhält das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, 82.

Perry, James, sein Leben, dargestellt von H—r, IV. 4. (XXI.) 11. — Seine Geburt, 13. — Seine Erziehung, 13. — Sein Vater, 13. — Schreiber, 14. — Seine Aufsätze in englische Zeitungen, 15. — Herausgeber mehrerer politischen Flugschriften, 16. — Seine Rednergabe, 18. — Seine Zeitungen: The Morning Chronicle, 20. — Seine Gattin, 24.

Pfaff, seine Rüge und Verantwortung gegen den geheimen Rath von Arnoldi, IV. 4. (XVI.) 173.

v. Pfuel, Ernst, Andeutungen zu seiner Lebensbeschreibung, II.
2. (VI.) 175. — Seine Geburt, 175. — Seine Erziehung in der
Berliner Militär-Akademie, 175. — Offizier bei dem Regiment
des Königs in Potsdam, 175. — Seine Reisen und seine Stu-
dien, 175. — Sein Feldzug unter Blücher 1805, 175. — Haupt-
mann in österreichischen Diensten, 175. — Seine Schwimmanstal-
ten, 176. — Sein Eintritt in russische Dienste, 176. — Seine
Schrift über den russischen Feldzug, 176. — Sein Feldzug nach
Hamburg unter Tettenborn, 176. — Chef des Generalstabes
bei demselben, 176. — Oberst im preußischen Generalstabe, 176.
— Sein Muth und seine Thätigkeit in der Schlacht von Ligny
und Belle-Alliance, 176. — Commandant der Stadt Paris, 176.
Pitt, William, sein Leben im Vergleich mit Fox, dargestellt von
F. Ch. A. Hasse, I. 1. (I.) 39. — Als Minister, 49. — Sein
Streit mit Fox wegen der India-Bill, 47, 142. — Wegen der
Rechte der kirchlichen Partheien, 50. — Wegen Abschaffung des
Sklavenhandels, 50. — Wegen der Vereinigung Irlands mit Eng-
land, 51, 162. — Wegen der Angelegenheiten Frankreichs, 51,
84, 148, 153. — Wegen des Prinzen von Wales, 53, 152.
— Seine Lebensbeschreibung, 134. — Genannt der Polarstern
Englands, 134. — Urtheil über ihn, 135. — Sein Führer D.
Wilson, 139. — Seine akademische Laufbahn in Cambridge, 139.
— Sein Aufenthalt zu Rheims, 139. — Parlamentsglied, 140.
— Kanzler der Schatzkammer, 140. — Seine Entlassung, 141. —
Erster Staatsminister und Kanzler der Finanzverwaltung, 143. —
Seine India-Bill, 144. — Sein Finanzplan, die Grundlage des
neueren brittischen Finanzsystems, 147. — Sein Plan, die Erhe-
bung der Zoll- und Accise-Gefälle zu vereinfachen, 150. — Sein
Verfahren im Prozesse Hastings, 151. — Seine Einführung
der Einkommentaxe, 157. — Bewirkt die Suspension der Habeas-
Corpus-Acte, 157. — Sein Streit und Zweikampf mit Tier-
ney, 161. — Niederlegung seines Ministeriums, 165. — Zum
zweiten Mal erster Lord und Kanzler der Schatzkammer, 169. —
Seine Krankheit, 173. — Sein Tod, 175. — Als Staatsmann,
177. — Als Minister, 179. — Als Redner, 182. — Als Mensch,
182. — Sein Denkmal, 184.
Pius VI., seine Lebensbeschreibung, I. 1. (IV.) 69. — Quellen
dazu, 73. — Sein Name Giovani Angelo, 75. — Seine
Jugend, 75. — Seine Beschäftigung mit der Rechtskunde, 76. —
Seine Beschäftigung mit der Theologie, 76. — Sein Abgang
nach Rom, 79. — Auditor der päpstlichen Kanzlei, 80. — Ge-
heimschreiber des Papstes Benedict, 80. — Kanonikus an der
Peterskirche, 80. — Generalschatzmeister, 80. — Das Wohlwol-
len Clemens XIV. gegen ihn, 85. — Cardinal, 85. — Erhält
die Abtei Rubiaco, 85. — Seine kirchlichen und politischen Grund-
sätze, 85. — Seine Neigung gegen die Jesuiten, 86. — Papst,
89. — Sein Name Pius VI., 89. — Die Hoffnungen, die man
auf ihn setzte, 89. — Seine Gottesfurcht, 90. — Seine Lage
als Papst, 91. — Seine Ermahnung des Klerus zu wahrer Sit-
tenreinheit, 92. — Beantwortung der Frage, ob er sich zum Re-
formator der Kirche eignete, 93. — Sein Umgang mit Jesuiten,
95. — Die Sorgen wegen seiner weltlichen Herrschaft, 96. —

Seine Finanzen, 96. — Seine Abänderung im Zollwesen, 99. — Seine Anstalt, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen, 100. — Seine Anlegung eines Hafens in der Mark Ancona, 102. — Seine Errichtung einer neuen Sacristei an der Peterskirche, 103. — Sein Nepotismus, 105. — Gerechtigkeitspflege unter ihm, 108. — Seine Krankheit, 109. — Sein Lehnsstreit mit Neapel, 109. — Sein Streit mit Kaiser Joseph II., 110. — Seine Reise nach Wien, 117. — Seine Rückkehr nach Rom, 118. — Die Unzufriedenheit Roms mit ihm, 118. — Seine Unterhandlungen mit Joseph in Rom, 120. — Seine Nunciaturstreitigkeiten in Deutschland, 120. — Sein Kampf mit dem Großherzog und den Bischöfen von Toscana, 121. — Sein Streit mit dem Herzog von Modena, 124. — Sein Zwist mit Venedig, 125. — Sein Streit mit Portugal, 126. — Seine Gefahren in Polen, 127. — Sein Verhältniß mit Rußland, 127. — Mit Schweden, 129. — Mit Preußen, 130. — Seine Anerkennung als Oberhaupt der Kirche in den vereinigten Staaten von Nordamerika, 131. — Sein Verhalten bei den Unruhen in den Niederlanden, 131. — Sein Gegner, Johann Nicolaus von Hontheim, 132. — Sein Unglück nach Ausbruch der französischen Revolution, 135. — Seine Versöhnung mit den Römern beim Ausbruch der französischen Revolution, 136. — Seine Anstalten zur Vertheidigung seines Staates gegen die Franzosen, 137. — Sein Waffenstillstand mit Buonaparte, 139. — Die Eroberung seiner Provinzen von Buonaparte, 142. — Seine traurige Lage, 142. — Die Unruhen in seinem Staate, 144. — Seine Gefangennehmung, 146. — Sein Tod, 148. — Sein Charakter, 148.

Sein Leben, nach einer Darstellung des Edinburgh Review, VI. 4. (XXIV.) 61. — Quellen zu seiner Lebensgeschichte, 63. — Seine Abstammung, 64. — Sein Studium der Rechtsgelehrsamkeit in Rom, 64. — Prälat, 64. — Architekt und Großschatzmeister der Kirche unter Clemens XIII., 64. — Seine Entlassung als solcher, 64. — Cardinal, 64. — Seine Verstellung, 65. — Erhebt sich durch List auf den päpstlichen Stuhl, 67. — Sein ehrsüchtiger Charakter, 69. — Sein Name, Pius VI., 70. — Gibt der katholischen Welt ein Aergerniß durch seine Amtskleidung, 70. — Seine Moralität, 71. — Sein Bemühen, die Mißbräuche der Freistätten abzuschaffen, 72. — Zieht die schönen Künste den Wissenschaften vor, 73. — Seine Errichtung einer neuen Sacristei an der Peterskirche, 73. — Seine Verschwendung, 74. — Seine Versuche, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen, 75. — Seine Wiederherstellung der Appischen Straße, 76. — Seine Ränke, um sich Vermögen zu verschaffen, 76. — Seine Reise nach Wien, 77. — Seine Privat-Conferenz bei Joseph II., 78. — Wirkungen seiner Reise, 79. — Sein unglücklicher Zustand während der französischen Revolution, 80. — Seine Politik in dieser Schreckenszeit, 81. — Dahinschwinden seines Ansehens, 82. — Wird von den Franzosen zu Uebergabe der Stadt aufgefordert, 83. — Seine Verhaftung, 83. — Seine Seelengröße, 84. — Sein Tod, 86.

Portal, Baron, sein Leben, V. 8. (XIX.) 107. — Seine Abstammung, 107. — Widmet sich dem Handel, 107. — Requetenmeister, 107. — Staatsrath, 107. — Mitglied der Ehrenlegion,

107. — Mitglied der Deputirtenkammer, 107. — Marineminister, 108.

Potier, Komiker des Theatre des Variétés in Paris, Urtheil über ihn von Sievers, II. 3. (VII.) 187. — Im Vergleich mit dem großen Komiker Brunet, 187. — Seine Mannigfaltigkeit, 187. — Bewundernswürdige Eigenschaft seines Spiels, 188. — Liebling der Franzosen, 188. — Sein Ruhm, 188.

St. Prix, tragischer Schauspieler des Theatre-François in Paris, Urtheil über ihn von Sievers, II. 3. (VII.) 156. — Sein Fach, 156. — Glückliche Naturgaben in seiner Person, 156. — Sein weniger künstlerisches Talent, 156.

R.

von der Recke, Elisa, geborne Reichsgräfin von Medem, ihr Leben, dargestellt von T., III. 3. (XI.) 3. — Ihre Erziehung im großmütterlichen Hause, 8. — Ihre Rückkehr ins väterliche Haus, 12. — Ihre veränderte Erziehung, 12. — Ihre gedemüthigte Eitelkeit, 14. — Ihre Vermählung mit dem Freiherrn von der Recke, 18. — Ihres Mannes Charakter im Vergleich mit dem ihrigen, 17. — Härte ihres Gatten gegen sie, 18. — Ihre Niederkunft, 19. — Ihre Entfernung aus des Gatten Hause, 21. — Ihr Aufenthalt in Mietau, 21. — Tod ihres Kindes, 22. — Ihr vertrauter Umgang mit ihrem Bruder, 22. — Tod ihres Bruders, 22. — Ihre nächtlichen Kirchhofsbesuche, 23. — Ihr Umgang mit Cagliostro, 23. — Ihr Glaube an Magie und an die Wunderkräfte der Mystik, 25. — Ihr moralischer Charakter, 27. — Ihre gänzliche Trennung von ihrem Gatten, 29. — Ihre Reise ins Bad, 29. — Ihre Bekanntschaft mit berühmten Männern, 30. — Tod ihrer Stiefmutter, 31. — Ihr Aufenthalt in Wilferode bei dem Dichter Göckingk, 33. — Ihre Reisen, 32. — Tod ihres Vaters, 34. — Ihre Rückkehr nach Curland, 35. — Ihre Schrift: „Der entlarvte Cagliostro,“ 37. — Ihre Schrift: „Etwas über Stark,“ 37. — Ihr Streit mit Schlosser, 37. — Der Beifall, den ihre Schrift über Cagliostro bei der Kaiserin Katharina fand, 38. — Unwille ihrer Großmutter über ihre Schriftstellerei, 38. — Der Antheil, den sie an den Angelegenheiten ihres Vaterlandes nahm, 39. — Die Entfernung ihrer Freundin Sophie Becker, 40. — Ihre Reise nach Carlsbad, 41. — Tod ihrer Sophie Becker, 41. — Ihr Aufenthalt in Wörlitz bei der Fürstin Louise von Dessau, 41. — Ihre Reise nach Carlsbad mit ihrer Schwester, 42. — Ihr Aufenthalt in Warschau, 43. — Ihre Ansichten von dem Leben in Warschau, 43. — Tod ihrer Großmutter, 46. — Ihre Reise nach Carlsbad und Rückkehr nach Warschau, 47. — Der Eindruck den die Lebensgeschichte ihres Bruders, vom Professor Blessing dargestellt, auf sie machte, 48. — Ihr Aufenthalt bei dem Herzog von Augustenburg auf der Insel Alsen, 49. — Ihr Aufenthalt in Petersburg, 51. — Ihr Besuch bei ihrem ehemaligen Gatten kurz vor seinem

Tode, 59. — Ihr Aufenthalt in Pfalzgrafen, 59. — Liebe ihrer Unterthanen zu ihr, 60. — Ihr Leben in Dresden, 61. — Zerstörung ihrer Gesundheit durch einen Sturz mit dem Wagen, 62. — Ihre Darstellung von Naumanns Leben, 62. — Ihre Beschreibung von Neanders Leben, 63. — Ihre Reise nach Italien in Tiedge's Begleitung, 64. — Gedicht an sie von Paolino, 66. — Ihre Rückkehr, 69. — Hemmung ihrer Reise durch den Krieg 1806, 69. — Ihre Reisebemerkungen, herausgegeben von Böttiger, 70. — Ihre schriftstellerische Eigenthümlichkeit, 71. — Urtheil über sie von dem Abbé Denina, 73.

v. Richelieu, Armand Duplessis, Herzog, seine Lebensbeschreibung, V. 3. (XIX.) 56. — Seine Reise nach Rußland, 56. — Günstling der Kaiserin Katharina II., 56. — Seine Sendung nach Wien und Berlin, 56. — Befehlshaber eines im brittischen Solde stehenden Emigrantencorps, 56. — Seine Reise nach Paris, um seine Ausstreichung auf der Emigrantenliste zu bewirken, 57. — Civil- und Militär-Gouverneur von Odessa, 57. — Belohnung seines Wirkens in Odessa von Alexander, 58. — Seine Rückkehr in sein Vaterland nach Napoleons Abgang, 58. — Erster Kammerherr in Paris, 58. — Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsident des Minister-Conseils, 58. — Sein Abschluß des Pariser Vertrags mit den Alliirten 1815, 59. — Seine Aufforderung der Pairskammer zur Rache gegen Napoleon, 59. — Mitglied der Akademie, 60. — Präsident derselben, 60. — Sein Wirken in den auswärtigen Angelegenheiten, 62. — Die Zeichen der Achtung gegen ihn bei seiner Entlassung, 63. — Seine Reise nach Italien und der Schweiz, 63. — Minister-Staatssecretär und Präsident des Ministerconseils, 64. — Sein Circularschreiben vom 4. April 1820, 64.

Richter, Jean Paul Friedrich, sein Leben dargestellt von Meißner, II. 4. (VIII.) 159. — Sein Dichterruhm, 161. — Sein Aeußeres, 162. — Seine Geburt, 163. — Sein Vater, 163. — Seine akademische Laufbahn in Leipzig, 163. — Sein Hang zur Poesie, 163. — Legationsrath in Baireuth, 163. — Seine wichtigsten Schriften, 164. — Seine Worte über die Wege glücklicher zu werden, 166. — Sein Humor deutscher Kunst, 167, 169. — Das Eigenthümliche seiner Schriften, 170. — Seine Levana, 171.

v. Rodde, Dorothea, Doctor, kurzer Abriß ihrer Lebensbeschreibung von B. A., IV. 2. (XIV.) 49. — Ihr Vater, 51. — Ihre Geburt, 51. — Ursachen zu ihrer gelehrten Bildung, 52. — Ihr Fleiß, 53. — Ihre Reise nach Italien, 53. — Ihre Sprachkenntniß, 54. — Ihr Studium der Geschichte und Mathematik, 55. — Erhält die philosophische Doctorwürde, 57. — Ihre Reisen, 60. — Ihre Ehe, 61. — Ihre Bekanntschaft mit berühmten Männern, 62.

Romilly, Sir Samuel, sein Leben, dargestellt von S—t, IV. 3. (XV.) 109. — Seine Geburt, 111. — Seine Familie, 111. — Seine Jugend, 112. — Advocat, 112. — Seine Verheirathung, 113. — Sein öffentliches Wirken, 113. — Seine Rede bei Abschaffung des Sklavenhandels, 114. — Seine Bill wegen der Criminalgesetzgebung, 114. — Sein öffentliches Auftreten vor

dem Gerichtshofe, 115. — Seine Rede gegen die Fremden-Bill, 116. — Seine Thätigkeit, 117. — Sein häusliches Leben, 118. — Tod seiner Gattin, 119. — Sein Tod, 120. — Bruchstücke aus einer Rede, als ein Urtheil über ihn, 121.

Roy, Antoine, Finanzminister, seine Lebensbeschreibung, V. 3. (XIX.) 89. — Seine Geburt, 89. — Vertheidiger vieler wegen politischer Verbrechen angeklagten Personen, 89. — Seine Äußerung gegen Napoleon, als er sein Eigenthum antastete, 90. — Widersetzt sich als Secretär des Pariser Wahlcollegiums Napoleon den Eid der Treue zu leisten, 90. — Seine Freimuth, 90. — Präsident des Wahlcollegiums vom Arondissement Sceaux, 91. — Mitglied der Commission des Budget, 91. — Berichterstatter über die Ausgaben der Commission des Budget, 91. — Finanzminister, 92. — Staatsminister und Mitglied des geheimen Raths, 92. — Seine Kinder, 93.

S.

Saurau, Franz, Graf, Andeutungen zu seiner Lebensbeschreibung, II. 4. (VIII.) 180. — Seine Geburt, 180. — Kreiscommissär in Österreich, 180. — Seine schnelle Beförderung unter Joseph II., 180. — Seine Organisirung der Reserven und Rüstungen zum Kriege 1809, 180. — Bevollmächtigter Hofcommissär, 180. — Sein Wirken seit 1809, 181.

Schauspieler, Gallerie der vorzüglichsten, jetzt lebenden Pariser, Urtheil über sie von G. L. P. Sievers in Paris, II. 3. (VII.) 183, 139. — Tragiker, 139. — Komiker, 160. — Sängerinnen, 178, 180.

Schauspielkunst, über die französische, von Sievers, II. 3. (VII.) 127, 130. — Ihr Verhältniß zu der der romantischen Nationen Europa's, 131. — Unterschied der französischen und deutschen in der Tragödie, 132. — Ihr Mechanismus in der Tragödie ist künstlich, nicht künstlerisch, 133. — Ihre Formen, 133. — Allgemeine Bemerkungen über die tragische, 136. — Komische, 137, 160. — Äußere plastische Formen derselben, 137.

v. Schiller, Friedrich, sein Leben, dargestellt von D. IV. (XV.) 123. — Seine Geburt, 129. — Sein Vater, 129. — Seine Mutter, 130. — Seine Erziehung, 130. — Sein erstes Gedicht, 131. — Seine Bestimmung für Theologie, 131. — Sein Leben in der Carlsschule zu Stuttgart, 132. — Seine Dichtungen, 135. — Sein Geständniß über seine Räuber, 136. — Einige Abhandlungen von ihm, 138. — Regimentsarzt, 140. — Seine Entfernung von Stuttgart und Leben in Franken, 143. — Theaterdichter in Mannheim, 143. — Seine Herausgabe der „Rheinischen Thalia," 144. — Seine „Verschwörung des Fiesco," 144. — Seine Ernennung zum Rath, 146. — Sein Studium der Philosophie, 146. — Wielands Urtheil über ihn, 149. — Sein Leben in Leipzig, 151. — Seine Abreise nach Dresden, 151. — Sein „Don Carlos," 151. — Sein „Geisterseher," 153. — Seine Reise nach Weimar, 153.

Sein Aufenthalt in Rudolstadt, 154. — Professor der Geschichte zu Jena, 155. — Seine poetischen Produkte in dieser Periode, 156. — Wielands Urtheil über seinen dreißigjährigen Krieg, 158. — Seine Ehe, 159. — Seine Lebensweise, 160. — Seine Reise nach Schwaben, 162. — Seine Aeußerung über seinen „Wallenstein,“ 163, 167. — Sein Aufenthalt in Weimar, 169. — Seine „Jungfrau von Orleans,“ 170. — Sein „Wilhelm Tell,“ 175. — Seine Ansichten über Kunst und Kritik, 177. — Sein Tod, 179. — Bemerkungen über ihn als Dichter, 180.

v. Schlabrendorf, Gustav, Graf, Andeutungen zu seiner Lebensbeschreibung, I. 3. (III.) 183. — Seine Geburt, 183. — Seine Reisen, 183. — Sein Aufenthalt in Paris während der Revolution, 184. — Seine Kenntnisse, 184. — Seine Gefangenschaft, 185. — Seine Lebensart, 185. — Seine Wohlthätigkeit, 185. — Sein Wirken für Preußen, 186. — Erhält das eiserne Kreuz, 186.

Schlegel, August Wilhelm, Winke zu seiner Lebensbeschreibung, I. 4. (IV.) 179. — Sein Vater, 179. — Seine Geburt, 179. — Sein ästhetisches Gefühl, 179. — Seine Mutter, 180. — Sein Unterricht, 180. — Sein Dichtertalent, 180. — Seine akademische Laufbahn in Göttingen, 180. — Hauslehrer in Amsterdam, 181. — Professor in Jena, 181. — Seine Versetzung nach Berlin, 181. — Seine Reisen, 181. — Sein Aufenthalt in Wien, 182. — Regierungsrath bei dem Kronprinzen von Schweden, 182.

Schlegel, Carl Wilhelm Friedrich, Winke zu seiner Lebensbeschreibung, I. 4. (IV.) 182. — Seine Geburt, 182. — Sein Vater, 179. — Seine Kindheit, 182. — Lernt die Handlung in Leipzig, 183. — Sein Fleiß in dem Studium der Philologie, 183. — Seine akademische Laufbahn in Leipzig, 183. — Sein Aufenthalt in Jena und Berlin, 183. — Reformator der deutschen Literatur, 184. — Sein Umgang mit Schleiermacher, 184. — Sein Leben in Paris, 184. — Seine Gattin, 184. — Sein Aufenthalt in Cöln, 185. — Kaiserlicher Hofsecretär in Wien, 185. — Sein Entschluß zur römischen Kirche überzugehn, 185. — Seine Proclamation, 185. — Seine literarische Thätigkeit, 185.

Schleiermacher, Friedrich, Andeutungen zu seiner Lebensbeschreibung, II. 1. (V.) 172. — Seine Geburt, 172. — Seine akademische Laufbahn in Halle, 172. — Prediger, 172. — Seine Beredsamkeit, 172. — Seine Theilnahme an den politischen Verhältnissen seines Vaterlandes, 173.

v. Schlözer, August Ludwig, sein Leben, dargestellt von W. A., IV. 2. (XIV.) 3. — Seine Geburt, 9. — Seine Erziehung, 9. — Seine akademische Laufbahn in Wittenberg, 9. — Hauslehrer in Schweden, 10. — Sein Leben in Göttingen, 10. — Hauslehrer in Petersburg, 12. — Sein Fleiß bei der Bearbeitung der russischen Geschichte, 13. — Seine Schicksale in Rußland, 16. — Professor der Politik in Göttingen, 20. — Seine Wirksamkeit als politischer Schriftsteller, 26. — Seine Freimüthigkeit, 27. — Seine literarischen Fehden, 3[illegible]. — Seine Würden, 3[illegible]. — Seine Ehe, 40. — Seine Lebensweise, 41. — Sein Stiel, 43. — Seine

Lieutenant," 134. — Seine komische Oper: „Die Duenna, 134. — Mitglied des damals bestehenden literarischen Clubs, 135. — Sein Antheil an der Direction des Theaters Drury-Lane, 136. — Sein Umgang mit Garrick, 135. — Sein Werk: „Die Lästerschule," 136. — Seine Uebernahme der Direction des Operntheaters, 137. — Seine Dichtungen auf den Tod seines Freundes Garrick, 137. — Sein Werk: „Der Kritiker," 138. — Seine Pantomime: „Robinson Crusoe," 138. — Seine Wahl ins Unterhaus, 140. — Sein erstes Auftreten im Parlament, 140. — Sein Angriff auf die Lotterie, 141. — Sein Streit mit Fox wegen der Heirathsacte, 141. — Unter-Staatssecretär für das nördliche Departement, 142. — Pitts Gegner, 142. — Seine Zeitschrift: „Englishman," 143. — Seine witzigen Angriffe im Parlament, 145. — Sein Rednertalent, bewährt bei der Anklage Warren Hastings, 146. — Sein Auftritt gegen Pitts Vorschlag, einen Handelsvertrag mit Frankreich zu schließen, 151. — Sein Zwist mit Burke, 158. — Tod seiner Gattin, 161. — Mitglied der Gesellschaft der Freunde des Volks, 162. — Seine Erklärung gegen den Aufruf der Miliz, 162. — Seine Worte bei Stiftung der Behörde zur Beförderung des Ackerbaues, 164. — Sein Angriff der Rede vom Throne, 164. — Sein Antrag zur Zurücknahme der Bill wegen Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte, 166. — Sein Antheil an der Berathung über die Angelegenheiten des Prinzen von Wales, 167. — Schatzmeister des Herzogthums Cornwall, 168. — Seine zweite Verehelichung, 169. — Seine Widersetzung gegen die Vorkehrungen zur Sicherung des Königs und der Regierung gegen verrätherische Anschläge, 169. — Seine Worte gegen den Vorschlag einer neuen Hundetaxe, 169. — Sein Witz bei Untersuchung der Bankangelegenheiten, 171. — Seine Rede bei der Botschaft von der wahrscheinlichen Landung der Franzosen in England, 173. — Sein dramatisches Werk: „Pizarro," 175. — Verkauf seines Antheils am Theater Drury-Lane, 176. — Seine Rede gegen Napoleon, 178. — Seine Vertheidigung des Freiwilligen-Systems gegen Windham, 178. — Seine Vertheidigung der äußern Pracht bei Hofe, 179. — Generaleinnehmer des Herzogthums Cornwall, 180. — Sein Aufenthalt in Schottland, 180. — Schatzmeister der Marine, 181. — Stellvertreter von Westminster im Parlament, 182. — Seine Wahl in das Parlament für Ilchester, 184. — Sein Verlust bei dem Brande des Theaters Drury-Lane, 185. — Ende seiner theatralischen Laufbahn, 187. — Ende seiner politischen Laufbahn, 189. — Seine letzten Jahre, 190. — Sein Tod, 191. — Sein Leichenbegängniß, 191. — Sein Grabmal, 191. — Seine Söhne, 191.

Siméon, Joseph Jeremie, Graf, seine Lebensbeschreibung. V. 3. (XIX.) 76. — Seine Geburt, 76. — Deputirter der Rhonemündungen im Rathe der Fünfhundert, 76. — Der Theilnahme an der Uebergabe Toulons an die Engländer angeklagt, 76. — Secretär und dann Präsident des Raths der Fünfhundert, 76. — Seine Flucht, 77. — Seine Zurückberufung, 77. — Substitut bei dem Cassationstribunal, 77. — Staatsrath, Commandant der Ehrenlegion

und Baron, 77. — Mitglied der das neue Königreich Westphalen organisirenden Regierungscommission, 78. — Justizminister des Königs Hieronymus, 78. — Seine Entlassung, 78. — Präfect des Nord-Departements und Großoffizier der Ehrenlegion, 78. — Staatsrath bei Ludwig, 78. — Unter-Staatssecretär beim Justizministerio, 79. — Minister des Innern, 79.

Speransky, Michael, seine Lebensbeschreibung, V. 1. (XVII.) 3. — Kanzleidirector im Ministerium des Innern in Rußland, 5. — Staatssecretär, 5. — Director der Gesetzcommission, 5. — Reichssecretär, 6. — Sein Wirken, 6. — Erhält den Alexander-Newsky-Orden, 8. — Seine Verweisung nach Nischnei-Nowgorod, 9. — Civilgouverneur zu Pensa, 10. — Generalgouverneur von Sibirien, 10.

v. Spittler, Ludwig Timotheus, Freiherr, sein Leben, dargestellt von K. L. v. Woltmann, II. 2. (VI.) 65. — Seine Geburt, 67. — Seine Anlagen, 67. — Seine Bestimmung zum Historiker, 68. — Sein erster Unterricht in Stuttgart, 68. — Richtung seines historischen Studiums, 69. — Sein Studium der Philosophie, 70. — Seine Bestimmung für die Theologie durch äußere Umstände, 70. — Sein Studium der Kirchengeschichte, 71. — Sein „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche," 71. — Lehrer in Göttingen, 72. — Seine Richtung für das Praktische in der Geschichte, 74. — Seine „Geschichte Würtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge," und die „des Fürstenthums Hannover," 74. — Seine tadelnswerthen Eigenheiten bei seiner consequenten Verfolgung des blos praktischen Zweckes in der geschichtlichen Darstellung, 75. — Seine „Geschichte der dänischen Revolution 1660," 76. — Sein „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten," 77. — Entwickelung seiner historischen Eigenthümlichkeit, 78. — Seine Lieblingsidee, die Geschichte der Welthändel in den letzten drei Jahrhunderten zu bearbeiten, 82. — Sein Glanz vor allen andern Geschichtsforschern in Göttingen, 82. — Seine besondere Wirksamkeit als Lehrer, 83. — Seine Liebe und Achtung bei der akademischen Jugend, 85. — Verhältniß zwischen ihm und den andern Professoren, 85. — Sein Charakter, 86. — Sein Muth und seine Freimüthigkeit, 86. — Sein Studium der Politik, 88. — Seine innige Verbindung mit dem Oberhofprediger Koppe und seine Spannung mit Heyne, 89. — Herzoglich würtembergischer wirklicher Geheimerath, 90. — Sein Titularglanz, 91. — Seine getäuschten Hoffnungen in seiner politischen Laufbahn, 91. — Sein Uebermaß an praktischer Tüchtigkeit in der Politik, 92. — Haupteigenthümlichkeit seines Charakters, 92. — Irrige Meinung, die man von ihm hatte, 93. — Seine letzten Worte an Hugo, 96. — Sein Tod, 96. — Bemerkung über seine Schriften, 98.

Staatsminister, die französischen unserer Tage, ihre Lebensbeschreibung, V. 3. (XIX.) 3.

Staatsministerium, Geschichte und Charakteristik des französischen, als Nachtrag zu den Biographien der französischen Staats-

minister, V. 3. (XIX.) 185. — Folgen des Entwurfs des Wahlgesetzes, 189. — Seine Verhandlungen über die Petition, welche das Daseîn einer verborgenen Regierung bezeugte, 208. — Verhandlungen über den Antrag, dem Könige über die gefahrvolle Lage des Staats, die das von den Ministern befolgte politische System herbeigeführt habe, die Augen zu öffnen, 211.

Stadion, Johann Philipp, Graf, Andeutungen zu seiner Lebensbeschreibung, II. 4. (VIII.) 185. — Seine Geburt, 185. — Seine Abstammung, 185. — Seine Würden, 185. — Seine akademische Laufbahn in Göttingen, 185. — Gesandter an mehreren Höfen, 186. — An der Spitze der österreichischen Armee 1809, 187. — Seine Feldzüge, 189. — Seine Thätigkeit nach der Schlacht bei Lützen, 189.

v. Stägemann, Friedrich August, Skizze seines Lebens, IV. 4. (XVI.) 162. — Ritter mehrerer Orden, 162. — Seine Geburt, 162. — Sein Vater, 162. — Seine Jugendbildung, 162. — Seine akademische Laufbahn in Halle, 162. — Seine Bildung für den praktischen Staatsdienst, 162. — Seine Aemter, 163. — Dichter, 163. — Urheber der Berliner Staatszeitung, 164.

v. Stael, Frau, geborne Necker, ihr Leben, dargestellt nach Frau v. Necker de Saussure von W. A. Lindau, V. 2. (XVIII.) 1. — Ihre Mutter, 1. — Die Schrift ihrer Mutter: „Mélanges," 1. — Ihre Erziehung, 3. — Ihre Kindheit, 4. — Ihre Neigung zu schriftstellerischen Arbeiten, 6. — Schwäche ihres Körpers, 6. — Ihr Leben auf dem Lande, 7. — Ihre Unterhaltungen mit ihrem Vater, 7. — Einfluß ihrer Mutter auf sie, 9. — Oeffentlicher Tadel gegen sie, 11. — Urtheil über sie von einem Gelehrten, 11. — Einfluß ihres Vaters auf sie, 13. — Urtheil über ihren Vater, 13. — Ihre „Sophie," 16. — Ihre „Johanna Grey," 17. — Ihr „Montmorency," 19. — Ihre „drei Erzählungen," 19. — Ihre „Briefe über Rousseau's Schriften und Charakter," 20. — Ihre getäuschten Hoffnungen über die Revolution, 23. — Ihre „Vertheidigung der Königin," 24. — Ihre „Epistel an das Unglück," 24. — Ihre „Betrachtungen über den Frieden," 25. — Ihre „Betrachtungen über den innern Frieden," 25. — Ihre Schrift: „Ueber den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Einzelnen und der Völker," 26. — Ihre Schrift: „Ueber die Verhältnisse der Literatur zu den gesellschaftlichen Einrichtungen," 32. — Ihre Erwiederung auf die Einwürfe gegen dieses Buch, 41. — Ihre „Delphine," 42. — Ihre „Bemerkungen über den sittlichen Zweck der Delphine," 46. — Ihr Aufsatz: „Ueber das häusliche Leben Neckers," 50. — Ihre „Corinna," 51. — Ihre Schrift: „Ueber Deutschland," 62. — Ihre Schrift: „gegen den Selbstmord," 72. — Ihre Schrift: „Zehn Verbannungsjahre," 78. — Ihre „Betrachtungen über die französische Revolution," 80. — Ueber ihr Talent im Allgemeinen, 90. — Ihre reine aufrichtige Liebe, 97.

— Ihre Liebe zu ihrem Vater, 99. — Ihre Dankbarkeit und ihr Mitleid, 100. — Die Nothwendigkeit der Zerstreuung bei ihr, 102, 155. — Das Feuer in ihren Erzählungen, 103. — Ihre Sorge für das Wohl ihres Vaters, 104. — Ihres Vaters Tod, 106. — Ihr Haß gegen jeden Feind ihres Vaters, 108. — Ihr Gemahl, 110. — Als zärtliche Mutter, 111. — Ihre Ansichten von der Erziehung, 112. — Ihre Aufrichtigkeit gegen ihre Kinder, 114. — Ihr Eindruck auf ihre Kinder, 116. — Ihr Gefühl für Freundschaft, 118. — Ihre Prüfungen der Freunde, 119. — Ihre Selbstprüfung, 120. — Ihre Weisheit, 121. — Unwandelbarkeit ihrer Zuneigungen, 121. — Ihr Abscheu vor Trennung, 123. — Ihre Unterhaltung, 124, 137. — Ihr Mitleid, 125. — Ihre zweite Vermählung, 126. — Ihr geselliger Umgang, 129. — Ihre Unvorsichtigkeit im Reden, 133. — Ihre Sanftmuth beim Streit, 134. — Ihr Haß gegen Ziererei und Uebertreibung, 135. — Ihre Liebe zur Wahrheit, 135. — Ihre Ansichten von der Gleichheit der Menschen, 136. — Ihre Liebe für Frankreich, 140. — Ihre politischen Meinungen, 141. — Ihre witzigen Antworten, 147. — Ihre Lebensweise, 149. — Ihre Geschäftsbehandlung, 151. — Ihre Eigenliebe, 154. — Ihre Studien, 156. — Ihr musikalisches Gefühl, 159. — Ihre Kunst auf einem Gesellschaftstheater, 161. — Ihre zunehmende Veredlung, 165. — Ihre Frömmigkeit, 170. — Ihre letzte Krankheit, 172. — Ihr Tod, 173.

Ihr Charakter und ihre Werke, beurtheilt von K. J. Schütz, III. 1. (IX.) 157. — Ihre Tugenden, 159. — Ihre Menschenfreundlichkeit gegen die Emigranten, 162. — Ihre Schreibart, 164. — Urtheil über sie als Schriftstellerin aus einem französischen Journal, 166. — Ihre „Briefe über die Werke und den Charakter Rousseau's," 168. — Ihre dramatischen Versuche, 171. — Ihre „Vertheidigung der Königin Marie Antoinette," 171. — Ihre „Betrachtungen über den Frieden," 172. — Ihre Schrift: „Von dem Einflusse der Leidenschaften auf das Glück der Einzelnen und der Völker," 172. — Ihre Untersuchung: „über die Verhältnisse der Literatur zu den gesellschaftlichen Einrichtungen," 172. — Ihre „Delphine," 173. — Ihre „Corinna," 174. — Ihr Werk „über Deutschland," 174. — Ihr schriftlicher Nachlaß, 179.

Steffens, Henrich, sein Leben, dargestellt von W., IV. 2. (XIV.) 115. — Seine Familie, 118. — Seine Geburt, 118. — Sein Vater, 118. — Seine Jugend, 120. — Tod seiner Mutter, 123. — Seine akademische Laufbahn, 125. — Sein Studium der Naturgeschichte, 126. — Seine Reise nach Norwegen, 130. — Seine Reise nach Deutschland, 131. — Seine Vorlesungen in Kiel und Kopenhagen, 134. — Professor in Halle, 136. — Lieutenant bei den Freiwilligen, 141. — Seine Würden, 142. — Allgemeines Urtheil über ihn, 143.

v. Stein, Carl, Freiherr, Andeutungen zu seiner Charakteristik von Woltmann, III. 2. (X.) 194. — Oeffentliche Meinung von ihm, 194. — Sein Geschlecht, 194. — Seine Liebe für Nationalfreiheit, 195.

Stolberg, Friedrich Leopold, Graf zu, seine Lebensbeschreibung, VI. 2. (XXI.) 77. — Seine Geburt, 79. — Sein Vater, 79. — Seine Mutter, 80. — Sein Trieb zum Lesen, 81. — Sein Leben auf der Hallischen hohen Schule, 81. — Sein Briefwechsel, 81. — Sein Leben in Göttingen, 83. — Sein Dichtertalent und sein Umgang mit Dichtern, 83. — Sein Aufenthalt in Kopenhagen, 83. — Seine Übersetzung der Iliade, 84. — Seine Reise in die Schweiz, 84. — Abgeordneter des Fürst-Bischofs von Lübeck, Herzogs zu Oldenburg, am dänischen Hofe, 85. — Seine Reise nach Pyrmont, 85. — Seine Vermählung, 86. — Seine Reise nach Carlsbad und Teplitz, 86. — Seine Sendung an den den russischen Kaiserhof, 86. — Tod seiner Gattin, 86. — Dänischer Gesandter in Berlin, 87. — Seine zweite Vermählung, 87. — Seine Reise nach Italien, 87. — Regierungs-, Consistorial- und Kammerpräsident in Eutin, 89. — Seine Uebersetzung mehrerer Gespräche Platons, 89. — Seine Gesandtschaftsreise nach Petersburg, 90. — Ritter des großen St. Annenkreuzes und des Alexander-Newsky-Ordens, 90. — Seine religiöse Stimmung, 92. — Sein Eintritt in die römisch-katholische Kirche, 92. — Sein Aufenthalt in Münster, 93. — Seine Geschichte der Religion Jesu Christi, 94. — Seine Darstellung des Lebens Alfreds, 96. — Sein Familienleben, 100. — Seine Grabschrift, 102. — Sein Büchlein der Liebe, 102. — Sein Abschied von den Seinen, 103. — Sein Tod, 104.

Stoll, Joseph Ludwig, Andeutungen zu seiner Lebensbeschreibung, II. 2. (VI.) 180. — Sein poetisches Talent, 180. — Seine poetischen Arbeiten, 181. — Sein dramatisches Gedicht: „Amors Bildsäule,“ und sein Lustspiel: „Ernst und Scherz,“ 182. — Sein Vater, 183. — Seine glücklichen Naturanlagen, 183. — Sein Mangel an gründlicher Bildung, 183. — Sein Tod, 185.

Storr, Gottlob Christian, D., Andeutungen zu seiner Lebensbeschreibung, II. 3. (VII.) 191. — Seine Geburt, 191. — Seine Eltern, 191. — Seine Erziehung, 191. — Sein Wesen als Knabe, 191. — Seine Bildung zum Theologen, 192. — Einfluß seiner Augenkrankheit auf seine Denkweise, 192. — Seine Werke über seine Augenkrankheit, 192. — Sein theologisches Studium in Tübingen, 193. — Seine literarischen Reisen, 194. — Sein Aufenthalt in Leyden, 194. — Seine Bemerkungen über syrische Uebersetzungen des neuen Testaments, 194. — Sein Emporsteigen bis zum Oberhofprediger und Consistorialrath von Stuttgart, 194. — Seine häuslichen Freuden und Leiden, 195. — Uebertrifft seine theologischen Land- und Zeitgenossen, 196. — Sein Interesse an dem Evangelium, 196. — Gründlichkeit in seinen Untersuchungen, 197. — Seine Predigten, 197. — Seine Verdienste um die Exegese, Dogmatik und hebräische Sprachkenntniß, 198. — Sein Tod, 199.

v. Strombeck, Friedrich Karl, sein Leben, dargestellt von K—r, V. 3. (XX.) 141. — Seine Geburt, 144. — Seine Eltern, 144. — Sein Geschlecht, 144. — Seine Jugendbildung, 145. —

Seine Liebe zu den alten Sprachen, 145. — Seine Lehrer, 145. — Seine Freundschaft, 146. — Sein Leben im Collegium Carolinum, 146. — Seine Lehrer daselbst, 148. — Sein Dichtertalent, 147. — Seine akademische Laufbahn in Helmstädt, 147. — Sein Studium der Rechte, 148. — Mitglied der herzoglichen deutschen Gesellschaft, 148. — Sein Abgang nach Göttingen, 148. — Seine Reise nach Italien, 149. — Seine Uebersetzung mehrerer Trauerspiele von Schiller, 149. — Seine Uebersetzung mehrerer Schriften des Ovidius, 150. — Außerordentlicher Beisitzer des Hofgerichts zu Wolfenbüttel, 150. — Seine Uebersetzung des Tibull, 151. — Seine Reise nach Berlin, 151. — Hof- und Abtei-Rath der Prinzessin Auguste Dorothea, Aebtissin von Gandersheim, 152. — Seine Verheirathung, 52. — Geschäftsführer der Prinzessin für ihren gesammten Finanz- und Hofstaat, 152. — Hofgerichtsassessor in Braunschweig, 153. — Tod seines Vaters und einiger seiner Kinder, 153. — Seine kleineren Reisen, 154. — Seine Reise nach Rostock, Lübeck und Altona mit der Prinzessin Auguste, 155. — Seine Rückkehr nach Braunschweig und Unterhandlung mit Napoleon, 155. — Seine Reise nach Cassel, um dem Könige von Westphalen zu huldigen, 157. — Präsident des Districts-Civiltribunals zu Eimbeck, 158. — Präsident der Commission der Civil-Gesetzgebung zu Cassel, 158. — Seine Formulare und Anmerkungen zu der Prozeßordnung des Königreichs Westphalen, 160. — Ritter des Ordens der westphälischen Krone, 161. — Präsident des Appellationshofes zu Zelle, 161. — Seine Reise nach Frankreich, 161. — Seine Geschichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus, 161. — Seine Ernennung zum Baron des Reiches, 162. — Staatsrath für die Justizsection in Cassel, 162. — Seine Versetzung in den Privatstand, 162. — Seine Rückkehr nach Wolfenbüttel, 163. — Seine Beiträge zur Rechtswissenschaft in Deutschland, 163. — Sein Studium der Naturkunde, 165. — Seine Uebersetzung des Tacitus, 166. — Mitglied des Oberappellationsgerichtes in Wolfenbüttel, 166. — Seine Uebersetzung des Sallustius, 167. — Seine Uebersetzung der Geologie von Scipio Breislak, 167. — Mitglied der Ständeversammlung in Braunschweig, 167.

T.

Talleyrand, Fürst, Andeutung zu seiner Charakteristik, I. 3. (III.) — 186. — Seine Selbstsucht, 186. — Seine schwärmerischen Ideen, 187. — Seine Kenntnisse, 187. — Seine kalte Beobachtungsart, 187.

Talma, François Joseph, tragischer Schauspieler des Theatre François in Paris, Urtheil über ihn von Sievers, II. 3. (VII.) — 139. — Biographische Notiz von ihm, 139. — Seine Geburt,

139. — Seine Erziehung, 139. — Studirt die Heilkunde in England, 139. — Seine Anlagen zur Schauspielkunst, 140. — Seine Auszeichnung bei einem Privattheater in London, 140. — Seine Bildung zum Schauspieler in der Declamations-Schule von Paris, 141. — Tritt mit Beifall im Theatre-François auf, 141. — Seine Bildung zum großen Künstler, 141. — Gründet während der Revolution ein neues Theater im Palais-Royal, 142. — Benutzt die Ereignisse der Revolution für die Ausbildung seiner Kunst, 142. — Genießt besonderes Wohlwollen und Auszeichnung von Napoleon und andern Monarchen, 142. — Seine natürliche Darstellungsweise, 143. — Eine Nervenkrankheit wird ihm für seine Kunst nützlich, 143. — Muster der tragischen Darstellung, 144. — Allgemeiner Charakter seiner Darstellung, 145. — Höchste Vollkommenheit seines plastischen Spieles, 145. — Seine tadelnswerthen Angewöhnungen, 146. — Bemerkungen über seine Darstellung Shakspearischer Stücke, 146. — Details über seine Persönlichkeit, 147.

v. Tettenborn, Carl, Fr. Freiherr, sein Leben, dargestellt von C. D., II. 1. (V.) 4. — Seine Geburt, 6. — Seine Eltern, 6. — Seine Jugendbildung, 6. — Page an dem churfürstlichen Hofe zu Mainz, 7. — Kehrt zu seinem Vater nach Rastadt zurück, 7. — Widmet sich den Forstwissenschaften, 7. — Studirt in Göttingen und Jena, 7. — Verläßt die angefangenen Studien aus Neigung zum Kriegsdienste, 7. — Cadet im österreichischen Heere, 8. — Unterlieutenant, 9. — Seine Auszeichnung als Krieger, 9. — Seine persönliche Tapferkeit, 10, 11. — Rittmeister und Schwadronscommandant, 11. — Seine Befreundung mit dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen, 12. — Sein glückliches Unternehmen bei Ulm, 13. — Erhält das Theresienkreuz, 13. — Begleitet den Fürsten Schwarzenberg als erster Adjutant und Botschaftscavalier nach St. Petersburg, 14. — Erhält den kaiserlichen Kammerherrnschlüssel, 14. — Seine Auszeichnung bei Wagram, 14. — Major, 15. — Seine Auszeichnung in der Schlacht bei Znaim, 15. — Begleitet den Fürsten Schwarzenberg nach Paris, 15. — Sein Vernehmen mit Napoleon, 16. — Nimmt seinen Abschied und begibt sich nach Rußland, 18. — Obristlieutenant im russischen Heere, 18. — Seine Unternehmungen nach dem Abzuge der Franzosen aus Moskau, 19. — Nimmt Wilna ein, 20. — Verfolgt als Oberst die Franzosen über die Weichsel, die Oder, bis Berlin, 22. — Rückt in Berlin ein, 23. — Erhält den St. Wladimir-Orden, 24. — Zieht sich nach Hamburg, 24. — Sein Einzug daselbst, 26. — Sein rastloses Wirken daselbst, 28. — Wird für seine ausgezeichneten Verdienste von Alexander zum General ernannt, 30. — Erhält in Hamburg das Bürgerrecht, 30. — Sucht Hamburg zu behaupten, 32. — Muß dasselbe verlassen, 33. — Erhält von Alexander den St. Annenorden erster Classe, 34. — Sein Sieg über die Franzosen an der Görde, 37. — Rückt mit seinen Truppen nach Bremen und gewinnt die Vorstadt, 39. — Sein Einzug in die Stadt, 40. — Tritt unter den Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, 42. — Erhält von ihm den Schwertorden, 43. — Erhält

in Bremen das große Bürgerrecht, 43. — Sein Marsch nach dem Rhein, 43. — Sein muthvolles Vordringen daselbst, 44, 46. — Sein kühner Entschluß und Angriff auf die Franzosen auf der Straße von Vitry, 48. — Kehrt mit kriegerischen Ehrenzeichen geschmückt von Paris nach Deutschland zurück, 50. — Befehligt eine Division Husaren nach Napoleons Rückkehr von Elba, 50. — Erhält einen nachgesuchten Urlaub, 50.

Theatre des Variétés, das, in Paris, II. 3. (VII.) 185.

Theater Feydeau, das, oder der komischen Oper in Paris, II. 1 — 3. (VII.) 180.

Theatre-François, das in Paris, II. 3. (VII.) 139. — Contrast desselben mit dem Theater Odéon daselbst, 177.

Thénard, Komiker des Theatre-François in Paris, Urtheil über ihn von Stevers, II. 3. (VII.) 172. — Seine Rollen, 172. — Lebendigkeit seines Spiels, 172. — Seine Darstellungsformen, 172.

v. Thielmann, Freiherr, Andeutungen zu seiner Lebensbeschreibung, II. 4. (VIII.) 175. — Seine Geburt, 175. — Seine Abstammung, 175. — Widmet sich dem Militärdienste, 175. — Seine Auszeichnung im ersten französischen Revolutionskriege, 176. — Rittmeister und Ritter des sächsischen Heinrichs-Ordens, 176. — Seine Ausbildung, 176. — Seine Feldzüge seit 1806, 176. — Obrist und Adjutant des Königs, 177. — Seine Thaten als Generalmajor, 177. — Wird von dem König von Sachsen in den Freiherrnstand erhoben, 177. — Commandant von Torgau, 177. — Seine schwierige Lage daselbst, 177. — Erhält vom Kaiser von Rußland das Commandeurkreuz des hohen Ordens vom heiligen Georg, 178. — Seine Auszeichnung als Divisionär bei Waterloo, 178.

Tiedge, Christoph August, Skizze seines Lebens, IV. 4. (XVI.) 155. — Seine Geburt, 155. — Sein Vater, 155. — Zeugniß von seinem Rector bei seinem Abgange auf der Universität Halle, 155. — Hofmeister in der v. Arnstädtschen Familie, 156. — Seine ersten dichterischen Versuche, 156. — Sein Leben in Halberstadt in Verbindung mit Gleim und Kramer Schmidt, 156. — Kreissecretär bei dem Landrathe von Hagen, 156. — Gesellschafter und Privatsecretär bei dem Domherrn von Stedern, 156. — Hausgenosse und Gesellschafter der Frau von der Recke, 157. — Sein Dichterruhm, 157. — Seine „Urania," 157. — Sein „Frauenspiegel," 158. — Seine „Elegien und vermischten Gedichte," 158.

Twebdel, Johann, seine Lebensbeschreibung, V. 1. (XVII.) 11. — Seine Geburt, 15. — Seine Jugend, 15. — Seine Lehrer, 15. — Schüler zu Hartforth, 15. — Schüler zu Cambridge, 16. — Sein Hang zu Zerstreuungen und Vergnügen, 16. — Sein sittliches Gefühl, 16. — Sein Ehrgeiz, 17. — Mitglied des Dreifaltigkeits-Collegiums, 17. — Seine Schrift: „Prolusiones juveniles," 17. — Seine Freiheitsliebe, 18. — Seine Beschäftigung mit den Rechtswissenschaften, 21. — Ursachen seiner Abreise von England, 22. — Seine Körper- und Geistesvorzüge, 23. — Sein Aufenthalt in Hamburg, 24. — Seine Verbindungen in Hamburg, 24. — Sein Aufenthalt in Berlin, 26. — Sein Ur-

theil über die Deutschen, 27. — Seine Reise nach Dresden und Wien, 27. — Seine Reise in die Schweiz, 28. — Sein Urtheil über Zürich, 29. — Sein Urtheil über Bern, 29. — Seine Aeußerung über die Freiheit der Schweiz, 30. — Sein Aufenthalt in Lausanne, 30. — Seine Rückkehr nach Wien, 32. — Seine Reise nach Tulczyn, dem Landsitze der Gräfin Potocka, 32. — Sein Leben und seine Bekanntschaften daselbst, 32. — Sein Urtheil über den sittlichen Zustand der Polen, 34. — Seine Reise nach Moskwa zur Krönung Pauls I., 35. — Sein Urtheil über Paul I., 35. — Seine Reise nach Petersburg, 36. — Seine Reise nach Stockholm, 36. — Seine Vergleichung Stockholms mit Petersburg, 36. — Seine Reise in die Krimm, 37. — Sein Aufenthalt in Woitowka bei der Familie Polignac, 38. — Seine Entwöhnung von Fleischnahrung und gegohrenen Getränken, 39. — Unbeständigkeit seines Gemüthes, 40. — Sein Hang zum stillen zurückgezogenen Leben, 41. — Sein Urtheil über die französische Revolution, 43. — Sein Aufenthalt in Constantinopel, 44. — Seine Reise nach Athen, 48. — Seine Beobachtung über die Sitten der Athener, 52. — Seine Reise durch Griechenland, 57. — Sein Tod, 58. — Sein Begräbniß, 59. — Sein Nachlaß, — Sein Denkmal, 62.

V.

v. Villers, C. F. Dominique, sein Leben dargestellt von R. A., II, 1. (V.) 53. — Seine Geburt, 55. — Seine Eltern, 55. — Seine Erziehung, 55. — Zögling der Artillerie-Schule zu Metz, 55. — Lieutenant bei dem Artillerie-Regiment von Toul, später bei dem von Metz, 55. — Seine Schrift: „Le Magnétiseur amoureux,“ 56. — Erster Lieutenant in dem Regimente von Metz, 56. — Seine wissenschaftliche Beschäftigung, 56. — Seine Satyre in Versen: „les députés aux états généraux,“ 56. — Sein „examen du serment civique,“ 56. — Seine Schrift: „sur la liberté,“ 57. — Hauptmann in dem Artillerie-Regiment von Besançon, 57. — Adjutant des Maréchal de Camp, Marquis von Puységur, 57. — Muß wegen des Hasses der Jacobiner zweimal sein Vaterland verlassen, 57. — Findet in Holland einen Zufluchtsort, 57. — Seine Flucht von Holland, 57. — Sein Aufenthalt in Holzminden an der Weser, 57. — Kommt nach Göttingen, 58. — Läßt sich in Lübeck nieder, 58. — Wird ein Deutscher im edelsten Sinne des Worts und bekämpft die Vorurtheile seines Volks, 58. — Reist nach Paris, 59. — Seine literarische Thätigkeit, 59. — Seine Wirksamkeit zum Besten des deutschen Volkes, 59, 60, 61. — Sein gekröntes Werk über den Einfluß der Reformation Luthers auf die politische Lage der verschiedenen europäischen Staaten und die Fortschritte der Aufklärung, 59. — Seine Bemühungen zur Rettung und Erhaltung der von den Franzosen erstürmten Stadt Lübeck, 60. — Sein

freimüthiger Brief an die Gräfin Fanny von Beauharnois, 61. — Uebersetzer der gekrönten Preisschrift von Heeren, über den Einfluß der Kreuzzüge, 61. — Seine Schrift: „Coup d'oeil sur les universités," 61. — Erklärt sich laut gegen das Continentalsystem, 62. — Sein „Rapport à l'institut sur l'état actuel de la litterature ancienne et de l'histoire en Allemagne," 62. — Sein „Précis historique de la vie de Martin Luther," 62. — Professor der Philosophie in Göttingen, 63. — Wird als ein Verleumder der französischen Armee von Davoust aus seinem Generalgouvernement verwiesen, 63. — Reist nach Paris und erhält wegen aller weitern Schritte Davousts vollkommene Beruhigung, 64. — Widmet sich seinem neuen Berufe als Professor in Göttingen, 65. — Sein Einfluß an dem Hofe zu Cassel, 65. — Eifriger Mitarbeiter an dem damaligen westphälischen Moniteur, 65. — Seine Gutmüthigkeit und Gefälligkeit, 65. — Erhält vom Kronprinzen von Schweden den Nordstern-Orden, 66. — Neid und Mißgunst gegen ihn bereiten seine Absetzung und Landesverweisung, 66, 67. — Sein Wahlspruch, 67. — Dringt darauf, die Beweggründe seiner Entlassung und Verbannung zu erfahren, 68. — Günstige Wendung seiner Angelegenheit, 68. — Seine letzten Schriften, 69. — Sein Tod, 70. — Allgemeine Bemerkungen über sein Leben und seinen Charakter, 70. — Vollständiges Verzeichniß seiner herausgegebenen Schriften, 75. — Seine hinterlassenen Manuscripte, 78.

Vollnay, Demoiselle, tragische Schauspielerin des Theatre-François in Paris, Urtheil über sie von Sievers, II. 3. (VII.) 158.

Voß, Johann Heinrich, Andeutungen zu seiner Lebensbeschreibung, III. 2. (X.) 185. — Seine Geburt, 185. — Sein erster Lehrer, 185. — Schüler in Neubrandenburg, 185. — Stifter einer griechischen Gesellschaft, 185. — Hauslehrer, 186. — Sein Aufenthalt in Göttingen, 186. — Seine Verbindungen daselbst, 186. — Sein Studium der Philologie, 187. — Seine Verehelichung, 187. — Rector zu Otterndorf, 187. — Seine Uebersetzung der Odyssee, 187. — Rector in Eutin, 188. — Sein Streit mit Heyne, — Seine Uebersetzung der Ilias, 188. — Seine mythologischen Briefe, 188. — Seine Luise, 189. — Seine Verdeutschung des Virgil, 189. — Sein Werk über Metrik, 189. — Sein Aufenthalt in Jena, 189. — Seine Recension der Heynischen Ilias, 189. — Seine Lieferungen in die Jenaische allgemeine Literaturzeitung, 190. — Sein Abgang nach Heidelberg, 190. — Seine verschiedenen Uebersetzungen, 190. — Sein Unternehmen, den Shakespeare zu übersetzen, 191. — Sein Charakter, 191. — Seine Freunde, 191. — Seine literarischen Kämpfe, 192. — Als Philolog, 192. — Als Dichter, 192.

W.

Wall, Anton, Andeutungen zu seiner Lebensbeschreibung, III. 2. (X.) 200. — Seine Geburt, 200. — Sein Vater, 200. — Sta-

für das Wohl seines Hauses, 27. — Erkauft die polnischen Herrschaften des Fürsten Jablonowsky in der Gegend von Posen, 28. — Sein Eintritt in die Reihe der regierenden deutschen Fürsten, 30. — Seine Einschränkung des Hofstaates, 32. — Sein Aufenthalt in Berlin, 34. — Seine Humanität, 34. — Seine nützlichen Einrichtungen, 36. — Tod seines Vaters, 38. — Weigert sich, dem berüchtigten Rheinbunde beizutreten, 39. — Erhält die vollzogene Bundesacte, die ihn mit dem Schicksale seiner Erblande bekannt machte, 40. — Begibt sich wieder nach Berlin, 42. — Commandirt ein preußisches Regiment in dem Feldzuge 1806, 43. — Kömmt mit seinem ganzen Corps in feindliche Kriegsgefangenschaft, 44. — Erhält Erlaubniß, sich im Preußischen aufzuhalten, 44. — Wird nach einem Napoleonschen Beschluß seines Landes und seiner Regierung verlustig erklärt, 45. — Verliert seine Domänen, 46. — Flieht, als Napoleon Berlin sich näherte, mit seiner Familie nach Danzig, 46. — Wird von seiner Familie ganz abgeschnitten, 47. — Begibt sich nach Memel und erträgt mit heldenmüthiger Ergebung sein Schicksal, 48. — Bleibt nach dem Frieden zu Tilsit als Privatmann auf den Besitz seiner Güter in dem neuen Herzogthum Warschau beschränkt, 49. — Verliert durch das Bombardement von Kopenhagen einen Theil seines Privateigenthums, 49. — Sein Leben in Berlin, 49. — Trägt Sorge für die Ausbildung seiner Söhne, 50. — Erhält 1809 vom Kaiser Franz die Würde eines Generalfeldzeugmeisters, 51. — Trauriger Zustand seines ehemaligen Staates, 52. — Unterstützt die Niederländer von England aus, 55. — Die Farbe seines Hauses Oranien wird bei einem Volksfeste aufgesteckt und der Napoleonsche Adler vernichtet, 55. — Sein Volk erklärt sich für ihn und verjagt seine Unterdrücker, 56. — Wird als souveräner Fürst begrüßt, 56. — Verspricht Unabhängigkeit und Wohlfahrt seinem Volke wieder zu geben, 57. — Erhält durch eine öffentliche Verkündigung von seiner Nation die Alleinherrschaft, 58. — Beschwört den Entwurf eines Verfassungsgesetzes, 58. — Widmet seine ganze Sorge dem Wohl seiner Unterthanen, 59. — Wird unter dem Namen Wilhelm I. als König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg proclamirt, 59. — Bestimmung der Grenzen seines Königreichs durch den Wiener Tractat, 59. — Befestigung seines Thrones, 60. — Trennung von seinem ihm so theuern Volke im deutschen Erblande, 60. — Nachrede, das Wirken Wilhelms I. auf seinem größeren Schauplatze betreffend, 61.

Wilhelm Georg Friedrich, Prinz von Oranien-Nassau, sein Leben, dargestellt von J. v. Arnoldi, VI, 1. (XXI.) 3. — Seine Familie, 6. — Seine Geburt, 6. — Sein Hang und seine Anlagen zur Kriegskunst, 7. — Seine Eltern, 7. — Seine guten Eigenschaften, 8. — Begegnisse seines Hauses, 8. — Seine Anstellung bei der Garde zu Pferd im Haag, 10. — Anführer eines kleinen Heerhaufens gegen die Franzosen, 12. — Seine Liebe bei den Soldaten, 13. — Seine Zusammenkunft mit dem Erzherzog Carl von Oesterreich, 14. — Seine Verwundung, 16, 17. — General der Cavallerie, 19. — Sein Muth bei der Bela-

gerung von Landrecies, 19. — Seine Thaten an der Sambre, 20. — Seine Untersuchung der Festungen in Flandern, 21. — Seine Reise mit seinem Vater nach England, 23. — Seine Rückkehr von England, 24. — Sammelt einen Heerhaufen gegen die Franzosen, 24. — Sein Abschied von dem Heere, 25. — Generalmajor in Diensten des Kaisers Franz II. bei der Armee am Niederrhein, 26. — Sein Muth in der Schlacht bei Leitersdorf, 28. — Seine Verdienste in der Schlacht bei Würzburg, 28. — Sein Ruf zur Armee des Erzherzogs Carl am Oberrhein, 29. — Sein Muth bei Kehl, 29. — Seine Thätigkeit in dem Treffen bei Emmendingen und Schlingen, 29. — Ritter des Maria Theresiaordens, 30. — Seine Tapferkeit in einem Gefecht bei Neumarkt, 30. — Erhält das Regiment d'Alton, 30. — Seine Reise nach England, 31. — Seine Ernennung zum Feldmarschalllieutenant, 31. — Feldzeugmeister und Obercommandeur des ganzen österreichischen Heeres in Italien, 31. — Urtheil über ihn als Feldherr, 31. — Seine Bekanntmachung bei Uebernahme des Oberbefehls der österreichischen Armee, 33. — Seine schwache Gesundheit, 34. — Sein Tod, 34. — Anzeige seines Todes in der Wiener Zeitung, 34. — Aeußerung über seinen Tod vom Freiherrn von Thugut, 35. — Aeußerung über ihn in dem Dictionnaire biographique et historique etc. in London, 35. — Sein Grabmal, 36.

Extract aus den in der Registratur des Hofkriegsraths, so wie jener im kaiserlich königl. Kriegsarchive befindlichen Acten und Journale über seine militärischen Dienstleistungen und Auszeichnungen im Revolutionskriege, 37. — Generalmajor bei der Armee am Niederrhein, 37. — Brigadier zweier Infanterieregimenter, 38. — Brigadier dreier Regimenter, 38. — Brigadier unter dem Commando des Erzherzogs Carl, 38. — Generalmajor bei dem Corps des Feldzeugmeisters Wartensleben bei Alsenz, 38. — Generalmajor an der Lahn, 38. — Generalmajor bei Giessen, 38. — Generalmajor zwischen der Sieg und der Lahn, 38. — Seine Beorderung in das Mainzer Retranchement, 38. — Sein Auftrag die Communication zwischen Mainz, Manheim und Frankfurt zu unterhalten, 39. — Seine Einrückung bei dem Corps des Feldzeugmeisters Wartensleben, 39. — Seine Versetzung in die Division des Feldmarschalllieutenants Mals-Collore do, 39. — Seine Versetzung in die Division des Feldmarschalllieutenants Werneck, 39. — Sein Stand im Lager rückwärts Forchheim, 40. — Sein Stand im Lager bei Neukirchen, 40. — Sein Einrücken in das Lager bei Amberg, 40. — Generalmajor in der Division des Feldmarschalllieutenants Kray, 40. — Seine Stellung bei dem Plane zur Schlacht bei Leitersdorf, 41. — Seine Bestimmung in der Schlacht bei Amberg, 41. — Seine Verdienste in der Schlacht bei Würzburg, 41. — Als Soutien der ersten Avantgarde, 42. — Generalmajor in der Division des Feldmarschalls Hoge, 42. — Sein Einrücken in das Lager vor Hanau, 42. — Sein Marsch in das neue Lager bei Pfungstadt, 43. — Seine Ordre zu Beobachtung des Rheins, 43. — Sein Quartier in Carlsruhe, 43. — Sein Marsch nach Rastadt, 43. — Führer

der Avantgarde, 43. — Seine Beorderung zur Einschließung von Kehl, 44. — Sein Quartier in Neusand und Willstadt, 44. — Sein Bericht über ein Gefecht bei Sundheim, 44. — Sein Bericht über die Besetzung der Ortschaften am Rhein, 45. — Seine Anstalten zu Einschränkung des Feindes bei Kehl, 45. — Seine Versetzung in das Lager bei Untershofen und dann bei Offenburg, 45. — Sein Einrücken in Münchweyer, 46. — Seine Bestimmung, im Emmendinger Thal anzugreifen, 46. — Seine Thätigkeit in der Affaire bei Schlingen, 47. — Generalmajor in der Division des Feldmarschallieutenants Staader, 48. — Seine Tapferkeit bei Kehl, 49. — Seine Versetzung zur italienischen Armee, 50. — Sein Muth in der Affaire bei Neumarkt, 50. — Erhält das Infanteriereg.ment d'Alton, 50. — Seine Beförderung zum Feldmarschallieutenant, 51. — Sein Auftrag, die neuen italienischen Grenzen zu bereisen, 51. — Erhält den Charakter eines Feldzeugmeisters, 51.

Wilhelm, König von Würtemberg, Andeutungen zu seiner Lebensbeschreibung, III. 2. (X.) 177. — Seine Geburt, 177. — Sein Vater, 177. — Seine Jugend, 177. — Sein erster Lehrer, 178. — Freiwilliger im österreichischen Heere, 178. — Seine Reisen, 179. — Seine Leben in Stuttgart, 179. — Seine Vermählung, 180. — Anführer eines Heeres gegen Rußland, 180. — Seine Krankheit in Rußland, 181. — Sein Feldzug mit den Verbündeten gegen Napoleon, 181. — Seine zweite Vermählung in Petersburg, 182. — Antritt seiner Regierung, 182. — Seine Wohlthätigkeit, 83. — Constitution seines Volkes, 183.

Wilson, Sir Robert Thomas, Andeutungen zu seiner Lebensbeschreibung, III. 2. (X.) 204. — Ausgezeichneter brittischer Offizier, Generalmajor und Ritter mehrerer Orden, 204. — Sein Bericht über den Feldzug nach Aegypten, 204. — Seine Organisation der portugiesischen Truppen, als auf der Halbinsel der Krieg ausbrach, 204. — Seine Thätigkeit und sein Muth in dem russischen Feldzuge, 204. — Seine Verdienste in Italien, 205. — Seine großmüthige Mitwirkung zu Lavalette's Befreiung und Entführung aus Paris, 205. — Seine Gefangensetzung in Paris, 205. — Seine Schrift: „A Sketch of the Military and Political Power of Russia in the Year 1817," 206. — Seine übrigen Schriften, 207.

Wolcot, John, genannt Peter Pindar, sein Leben, dargestellt nach englischen Materialien, von L—u, VI. 4. (XXIV.) 87. — Origineller Satyriker in England, 89. — Seine Geburt, 90. — Sein Vater, 90. — Seine Bildung durch das Studium der classischen Literatur, 90. — Seine Neigung zum Versmachen, 90. — Widmet sich dem ärztlichen Berufe, 91. — Hängt fortwährend seiner Lieblingsneigung nach, 91. — Betritt mit Glück die Laufbahn eines Arztes, 92. — Begibt sich als Arzt nach Jamaica, 92. — Priester daselbst, 93. — Vernachlässigung seines Amtes, 93. — Seine Rückkehr nach England, 95. — Veranlassung zu seinem Gedicht: „Die Insel der Unschuld," 95. — Seine „Elegie an die Flöhe von Teneriffa," 95. — Liegt

wieder dem ärztlichen Berufe ab, 95. — Seine witzigen Gedichte, 96. — Seine Bekanntschaft mit dem Maler Opie, 96. — Seine satyrischen Arbeiten in London, 97. — Sein komisches Epos: „Die Lausiade," 98. — Seine satyrischen Angriffe auf die Minister, 99. — Seine Berühmtheit und sein Wohlstand, 100. — Seine Leistungen in der Malerei und Musik, 101. — Seine Werke, 102. — Seine Staarblindheit, 102. — Sein letztes Werk: „Epistel an den Kaiser von Sina," 103. — Letzte Zeit seines Lebens, 103. — Sein Tod, 104. — Seine Abneigung gegen die Ehe, 104. — Seine Meinung von den Menschen, 104. — Sein Aeußeres, 105. — Seine englische Blumenlese, 106.

Wolf, Friedrich August, Skizze seines Lebens, IV. 4. (XVI.) 149. — Seine Geburt, 149. — Sein Vater, 149. — Sein erster Unterricht, 149. — Sein Leben auf dem Gymnasium zu Nordhausen, 149. — Seine akademische Laufbahn in Göttingen, 149. — Sein eifriges Studium der griechischen und lateinischen Autoren, 149. — Lehrer am Gymnasium zu Ilefeld, 150. — Rector zu Osterode, 150. — Seine Bearbeitung des Gastmahls Platons, 150. — Professor der Beredtsamkeit zu Halle, 150. — Seine kritischen Verbesserungen der alten Autoren, 150. — Geheimerrath, 150. — Sein Wirken in Berlin, 150. — Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin, 151. — Sein Verdienst als mündlicher Lehrer, 151. — Seine litterarischen Kämpfe, 151. — Sein Leben in Berlin, 152.

v. Woltmann, Carl Ludwig, seine eigne Lebensbeschreibung, I. 2. (II.) 123. — Seine Geburt, 125. — Seine Mutter, 125. — Sein Vater, 126. — Seine Jugendbildung, 127. — Sein Lehrer Kruse, 129. — Schüler auf dem Gymnasium zu Oldenburg, 129. — Sein Privatstudium, 130. — Sein Hang zur Satyre, 132. — Veränderung seines Innern, 132. — Sein Umgang mit Stolberg, 133. — Sein Abgang nach Göttingen, 134. — Sein planloses Studiren daselbst, 135. — Sein Studium der spanischen Sprache, 136. — Seine Freunde, 137. — Sein Hang zur Geschichte, 138. — Sein Abgang von Göttingen, 140. — Lehrer der Geschichte am Gymnasium zu Oldenburg, 142. — Reist nach Göttingen, um Vorlesungen über die Geschichte zu halten, 142. — Geschichtsschreiber, 144. — Liest trotz der vielen Hindernisse Geschichte in Göttingen, 147. — Sein Ruf nach Jena, 147. — Sein Abschied von Bürger, 148. — Seine Vorlesungen in Jena über Menschengeschichte, 150. — Seine historischen Arbeiten daselbst: „Plan zu historischen Vorlesungen;" „Grundriß der neueren Menschengeschichte;" „Geschichte Frankreichs;" „ältere Menschengeschichte;" 151, 153. — Sein Abgang von Jena, 154. — Sein Leben zu Oldenburg, 154. — Seine Reise nach Göttingen, 155. — Seine Bearbeitung der Geschichte Englands, 156. — Sein Roman: „Mathilde von Meerveldt," 156. — Seine Reise nach Berlin, 157. — Seine Zeitschrift für Geschichte und Politik daselbst, 159. — Resident des Landgrafen von Hessen-Homburg am Berliner Hofe, 160. — Bremen überträgt ihm die Besorgung seiner Angelegenheiten in Berlin, 161. — Seine historischen Ar-

breiten daselbst: „Das brandenburgische Haus" und die „Geschichte der Reformation in Deutschland," 161. — Seine Reise nach Hamburg, 163. — Seine Vermählung mit Caroline Stosch, 165. — Seine Thätigkeit als Diplomatiker, 166. – Sein Verhalten, als Napoleon auftrat, 167. — Seine Verdeutschung des Tacitus, 168. — Seine „Geschichte des westphälischen Friedens," 169. — Seine Geschichte des deutschen Ritters und Helden „Georg von Frundsberg," 169. — Seine Verdeutschung des Sallustius, 169. — Sein Versuch, den Geist der neuen preußischen Staatsorganisation zu charakterisiren, 170. — Tod seines Vaters, 172. — Seine Krankheit, 173. — Seine Ideen über eine künftige politische Verfassung der Deutschen, 175. — Seine Flucht nach Böhmen, 175. — Seine Geschichte Böhmens, 176.

Wrede, Fürst, königlich baierischer Feldmarschall, sein Leben dargestellt von W——f, VI. 1. (XXI.) 89. — Seine Geburt, 92. — Die Zeit seines Studiums in Heidelberg, 92. — Hofgerichtsrath in Manheim, 92. — Assessor bei dem Oberamte Heidelberg, 93. — Pfälzischer Landescommissär bei dem österreichischen Corps des Feldzeugmeisters Fürsten Hohenlohe, 93. — Pfälzischer Oberlandescommissär bei der österreichischen Armee des Grafen Wurmser, 93. — Titularoberster der baierischen Armee, 94. — Oberforstmeister in der Rheinpfalz, 94. — Oberst, 95. — Sein Ruhm in dem Cavalleriegefechte bei Friedrichsfelde, 95. — Seine Erstürmung des Schlosses und Ortes Langenzenn, 95. — Seine Thätigkeit in den Gefechten bei Wiesenbach, Weibstadt, Wimpfen und auf den Lohfelder Höhen, 96. — Seine Tapferkeit in dem Gefecht bei Löwenfeld, 96. — Seine Theilnahme an der Einnahme von Manheim, 96. — Oberbefehlshaber einer Brigade des pfalzbaierischen Corps, 96. — Sein Ruhm in der Schlacht von Möskirch, 96. — Seine Anstrengungen während der Schlacht von Memmingen, 97. — Seine Ernennung zum General, 97. — Seine Tapferkeit im Gefechte bei Monheim, 97. — Seine Thaten in der Schlacht bei Hohenlinden, 98. — Seine Sendung nach Wien, um die gespannten Verhältnisse mit Oesterreich zu befestigen, 98. — Generallieutenant, 99. — Oberbefehlshaber der baierischen Armee, 100. — Seine Tapferkeit in dem Treffen bei Neumarkt, 101. — Sein Ruhm bei Salzburg, 101. — Sein Einzug in Inspruck nach mehrern Siegen, 101. — Seine Thaten bei Wagram, 102. — Sein Zug gegen Rußland, 102. — Seine Verwundung in der Schlacht bei Hanau, 106. — Feldmarschall, 106. — Seine Erhebung in den Fürstenstand, 106. — Als Mensch, 106.

Y.

Young, Arthur, sein Leben, dargestellt aus gedruckten Nachrichten von L—n, VI. 3. (XXIII.) 3. — Seine Verdienste um land-

wirthschaftliche Kenntnisse, 5. — Seine Abstammung, 6. — Seine Geburt, 6. — Sein Vater, 6. — Sein erster Unterricht, 6. — Seine Geistesanlagen und unermüdete Thätigkeit, 6. — Seine Bestimmung zum Kaufmann, 6. — Sein Aufenthalt in Lynn, 7. — Beginnt seine schriftstellerische Laufbahn im 17. Jahre mit einer Flugschrift: „Der Kriegsschauplatz in Nordamerika," 7. — Seine Zeitschrift: „Allgemeines Museum," 7. — Widmet sich der Landwirthschaft, 8. — Seine landwirthschaftlichen Briefe, 8. — Seine Verehelichung, 8. — Seine Schrift: „Politische Versuche über den gegenwärtigen Zustand des brittischen Reichs," 9. — Seine landwirthschaftlichen Reisen in England, 9. — Seine Schrift: „Reise von sechs Wochen durch die südlichen Grafschaften," 9. — Seine „Reise durch Nord-England," 9. — Seine „Reise durch das östliche England," 9. — Seine beiden Werke: „Die Landwirthschaft und Experimentale Landbaukunde," 10. — Sein „Kalender für Landwirthe," 11. — Die mühevollste Zeit seines Lebens, 11. — Seine „politische Arithmetik," 11. — Beschreibung seiner „Reise durch Irland," 12. — Seine Bekanntschaft mit Priestley, 12. — Seine Zeitschrift: „Annalen des Ackerbaues," 13. — Seine dreimalige landwirthschaftliche Reise nach Frankreich, 13. — Beschreibung dieser Reisen, 14. — Sein Briefwechsel mit Washington, 15. — Wird vom König beschenkt, 15. — Seine Flugschrift: „Frankreichs Beispiel, eine Warnung für Großbritannien," 16. — Secretär der Ackerbaugesellschaft, 17. — Seine zwei politischen Flugschriften: „Rettung der Verfassung ohne Umwandlung," und „Ansicht des jetzigen Zustandes von Frankreich," 18. — Veränderung seiner Lebensgewohnheiten und seiner Geistesrichtung durch den Tod seiner Tochter, 18. — Sein Briefwechsel mit ausgezeichneten Gottesgelehrten, 19. — Seine Schrift: „Ueber die öffentliche Stimmung und über die Theurung," 19. — Erhält eine goldene Denkmünze von der Ackerbaugesellschaft, 20. — Seine Blindheit, 20. 20. — Sein theoretisch-praktisches Werk über den Ackerbau, 20. — Seine Wohlthätigkeit, 20. — Seine Krankheit und sein Tod, 21.

Z.

v. Zurlo, Joseph, Graf, seine Lebensbeschreibung, IV. 4. (XVI.) 109. — Seine Geburt, 111. — Seine Jugend, 111. — Seine Geistesanlagen, 112. — Sein Edelmuth, 112. — Finanzminister in Neapel, 113. — Seine Operationen als solcher, 114. — Seine Uneigennützigkeit, 115. — Seine Absetzung, 116. — Justiz-

minister, 116. — Sein Wirken für die Staatswirthschaft, 117. — Sein Wirken für Künste und Manufacturen, 118. — Seine Thätigkeit für den öffentlichen Unterricht, 118. — Sein Wirken für schöne Künste, 120. — Sein Wirken für wohlthätige, menschenfreundliche Stiftungen, 120. — Bleibende Denkmale seiner Tugend, 121.

Inhaltsanzeige

sämmtlicher (6) Bände und (24) Hefte der Zeitgenossen.

1ster Band. Heft 1. [I.]

Vorrede.
Franz I., Kaiser von Oesterreich. Von T—Z.
Charles James Fox. } Von F. Ch. A. Hasse, Professor
William Pitt. } in Dresden.

1ster Band. Heft 2. [II.]

Carl Theodor Körner. Von Amadeus Wendt, Professor in Leipzig.
Carl Wilhelm Ferdinand } Herzoge von Braunschweig.
Friedrich Wilhelm } Von * * *.
K. L. von Woltmann. (Selbstbiographie.)
J. C. Gatterer. Von C. A. Malchus in Heidelberg.

1ster Band. Heft 3. [III.]

Joseph Fouché, Herzog von Otranto. Von K. L.
Jacob Necker. Von A. W. Schlegel.
Angelica Catalani. Von G. L. P. Sievers.
Friedrich Conrad Hornemann. Von F. G. Cromé.
Carl August Malchus. (Selbstbiographie.)
Andeutungen zu Biographien und Charakteristiken der Zeitgen.
K. E. Oelsner.
Gustav Graf von Schlabrendorf.
Zur Charakteristik des Fürsten Talleyrand.
Charakteristik des Generals, Grafen von Wallmoden.

Winke zur Charakteristik des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen.
Beilagen zur Biographie Fouché's.

1ster Band. Heft 4. [IV.]

Friedrich von Matthisson. (Selbstbiographie.)
Pius VI. Von F. A. Köthe.
Heinrich Esser Edgeworth von Firmont, nach dem Franz. des Baulieu. Von Ludwig Schlosser.
Andeutungen zu Biographien und Charakteristiken der Zeitgen.
Johanna Schopenhauer.
August Wilhelm und Friedrich Schlegel.
D. Gotthilf Heinrich Schubert.
Carl von Nostitz.

2ter Band. Heft 1. [V.]

Friedrich Carl, Freiherr von Tettenborn. Von C. D.
Carl Franz Dominique von Villers. Von B. A.
Edmund Burke. Von J. C. Hüttner in London.
d'Esprémenil und d'Entraigues, nach dem Franz. von Ludwig Schlosser.
Elisabeth von Frankreich und Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien. Nach dem Franz. von Ludwig Schlosser.
Andeutungen zu Biographien und Charakteristiken der Zeitgen.
Fürst Metternich und Graf Stadion.
Friedrich Schleiermacher.
A. H. L. Heeren.
Ludwig von Berger.
Beyme.

2ter Band. Heft 2. [VI.]

Wilhelm, König der Niederlande. Von J. von Arnoldi.
Ludwig Timotheus, Freiherr von Spittler. Von K. L. von Woltmann.
Gottfried August Bürger. Von D. L. R.
August Wilhelm Iffland. Von P. S.
Andeutungen zu Biographien und Charakteristiken der Zeitgen.
Erzherzog Johann von Oesterreich.
Sulpiz und Melchior Boisserée und Johannes Bertram.
Johann Gabriel Marquis von Chasteler.
Franz, Freiherr von Hager.
Anton Schneider.
Ernst von Pfuel.
Joseph von Hammer.
Joseph Ludwig Stoll.
Anton Gramberg.
Friedrich Buchholz.

2ter Band. Heft 3. [VII.]

Friedrich II., König von Würtemberg.
Leopold Friedrich Franz, Herzog zu Anhalt-Dessau.
Ulrich Jaspar Seetzen.
Franz, Freiherr von Hager-Altensteig.
Gallerie der vorzüglichsten, jetzt lebenden Pariser Schauspieler. Von G. L. P. Sievers in Paris.
Einleitung. Ueber die französische Schauspielkunst.
Theatre-François.

I. Schauspieler für die Tragödie.

François Joseph Talma.
Demoiselle Duchesnoy.
Demoiselle Georges.
Lafon.
St. Prix.
Michelot.

II. Schauspieler für die Komödie.

Demoiselle Mars.
Demoiselle Bourgoin.
Demoiselle Leverd.
Demoiselles Demesson und Dupont.
Fleury.
Baptiste der Jüngere.
Thenard.
Damas.
Cartigny.
Davigny.
Monrose.

Die große Oper.

Laïs.
Madame Branchu.

Theatre Feydeau.

Martin.
Gavaudan.
Madame Gavaudan.
Lesage.

Théatre des Variétés.

Brunet.
Portier.
Andeutungen zu Biographien und Charakteristiken der Zeitgen.
D. Gottlob Christian Storr.

2ter Band. Heft 4. [VIII.]

Johannes von Müller. Von R. v. Bosse.
Bory de St. Vincent. Von D. Körte.
Gottfried Christoph Beireis. Von D. J. J. H. Bücking.
Johann Eustach, Graf von Schlitz, genannt von Görtz. Von J. von Arnoldi.

Jean Paul Friedrich Richter. Von . . . . Meißner.
Andeutungen (kürzere biographisch-charakteristische Notizen).
Freiherr von Thielmann.
Freiherr Anton Baldacci.
Graf Franz Saurau.
Graf Joseph Wallis.
Graf Ludwig Wallmoden.
Freiherr Johann Philipp Wessenberg.
Graf Johann Philipp Stadion.
Graf Ludwig Cobenzl.

3ter Band. Heft 1. [IX.]

Heinrich von Krosigk. Von Steffens.
Friedrich Ludwig Schröder. Von Johann Friedrich Schink.
Johann Philipp Kemble. Von J. C. Hüttner.
Johannes Müller. Von D. F. A. Köthe.
Friedrich Carl Ludwig, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Beck. Von C. P. A.
Frau von Stael. Von K. Jul. Schütz.
Carl, Erzherzog von Oesterreich. Von C. F. v. N.

3ter Band. Heft 2. [X.]

Franz Joseph, Freiherr von Albini. Von L. v. C.
Graf Neidhard von Gneisenau. Von J. F. B.
Generallieutenant, Freiherr von Ochs. Von C. B. T.
Charlotte, Prinzessin von Wallis. Von N. von Bosse.
Leopold, Herzog von Coburg. Von N. von Bosse.
Frau von Krüdener.
Andeutungen zu Biographien und Charakteristiken der Zeitgen.
König Wilhelm von Würtemberg.
Johann Heinrich Voß.
Carl, Freiherr von Stein.
Prinzessin Caroline von Wallis.
Anton Wall.
Sir Robert Thomas Wilson.

3ter Band. Heft 3. [XI.]

Elise von der Recke, geborne Reichsgräfin von Medem. Von T.
Johannes von Arnoldi. Von **.
Heinrich I., König von Hayti. Von D. Pfeilschifter.
(Nach französischen und englischen Quellen.)
Carl Maria von Weber.
Emanuel August Dieudonné, Graf von Las Casas, Begleiter Napoleons nach der Insel St. Helena. Von G. L. D. M. N. Nebst zwei Anhängen.
1) dessen Sendschreiben an Lucian Buonaparte.
2) dessen Sendschreiben an den Grafen Bathurst.
Franz Horner, Esqu. Mitglied des brittischen Parlaments. Von Adam Müller.
Franz Anton, Graf von Kolowrat Liebsteinsky. Von F. W. K.
August Apel. Von A. W.

4ter Band. Heft 1. [XIII.]

Rudolph Ackermann. Von J. C. Hüttner.
Gerhard und Karl von Kügelgen. Von H. Z.
Emanuel Godoy Alvarez de Varia. Von N. von Bosse.
Johann Martin Miller. Von K. R.
Baron Felix Desportes.
Johann Nicolaus Forkel. Von J. L. Gr.
Gysbert Carl, Graf von Hogendorp. Von D. J. von Arnoldi.
Friedrich, König von Würtemberg. Aus dem Edinb. Review übersetzt. Mit einem Vorwort des Herausgebers der Zeitgenossen.

4ter Band. Heft 2. [XIV.]

August Ludwig von Schlözer. Von B. A.
Frau Doctor Dorothea von Rodde, geb. von Schlözer, von B. A.
Jacob Necker. Von C—r.
I. Die Familie Necker.
II. Necker der Staatsmann.
Henrich Steffens.
Don Juan Antonio Llorente.
Johann Friedrich Cotta.
Madame Floriffent. (Mistreß Billington.)

4ter Band. Heft 3. [XV.]

Aubin Louis Millin. Von Kraft und Böttiger.
I. Aubin Louis Millin. Von K. W. Kraft.
II. Skizzen zu Millins Schilderung. Von C. A. Böttiger.
Sir Samuel Romilly. Von S—r.
Friedrich von Schiller. Von D.
D. Charles Burney. Von H—r.

4ter Band. Heft 4. [XVI.]

Lord Liverpool, erster Minister von Großbritannien. Von H—r.
James Perry. Von H—r.
Johann Meermann, Freiherr von Dalem. Von D. Friedrich Cramer.
Richard Watson, Bischof von Landaff.
Graf Joseph von Zurlo.
Ritter von Wiebeking, königl. baierischer Geheimerath rc.
Antoine Jaques Claude Joseph, Graf Boulay de la Meurthe.
Kleinere biographische Aufsätze und Charakter-Skizzen.
I. Friedrich August Wolf.
II. Walter Scott.

III. Christoph August Tiedge.
IV. Warren Hastings.
V. Friedrich August von Stägemann.
VI. Dirk von Hogendorp.
Zusätze und Berichtigungen.
I. Zusatz zu R. Ackermanns Biographie. Briefwechsel zwischen Ackermann und dem Fürsten Blücher.
II. Rüge und Verantwortung von L. Pfaff in Fulda, gegen den Geh. Rath von Arnoldi in Dillenburg.
III. Antwort hierauf, vom Geh. Rath von Arnoldi.
IV. Berichtigung von Cammerer.

5ter Band. Heft 1. [XVII.]

Michael Speransky.
Johann Twebbell. Von L—d.
Joseph Weigl.
Christian Wilhelm Lamoignon de Malesherbes. Von L—d.
Georg Heinrich Röhden. Von H—r.
Gaspard Monge. Von H—m.

5ter Band. Heft 2. [XVIII.]

Frau von Stael geb. Necker, nach der Frau von Necker de Saussure. Von W. A. Lindau.

5ter Band. Heft 3. [XIX.]

Die französischen Staatsminister unserer Tage.
Einleitung.
Elie Herzog Decazes.
Armand Düplessis, Herzog von Richelieu.
Marquis Dessolles.
Hercûle de Serre.
Graf Simeon.
Baron Pasquier.
Baron Louis.
Antoine Roy.
Graf Gouvion. St. Cyr.
Marquis de Latour-Maubourg.
Baron Portal.
Marquis von Hastings. Von H—r.
Friedrich Carl von Strombeck. Von C—t.
Johann Joseph Görres. Von M.
Ueberblick der Geschichte und Charakteristik des französischen Staatsministeriums. Nachtrag und Schlußwort zu den obigen Biographien der Minister.

5ter Band. Heft 4. [XX.]

Napoleon Buonaparte. Nach Julian, und mit einer Einleitung vom deutschen Herausgeber.

6ter Band. Heft 1. [XXI.]

Wilhelm Georg Friedrich, Prinz von Oranien-Nassau. Von J. von Arnoldi.
Carl Justus von Gruner. Von C — r.
Fürst Wrede. Von W — f.
Richard Lovell Edgeworth. Von H — r.
Friedrich Wilhelm, Graf von Buxhöwden.

6ter Band. Heft 2. [XXII.]

Carl August, Fürst von Hardenberg, königl. preuß. Staatskanzler.
Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg.
William George Browne. Von H — r.
Richard Brinsley Sheridan. Von S — r.

6ter Band. Heft 3. [XXIII.]

Arthur Young. Von L — u.
Henri Gregoire. Von D — g.
Carl Theodor von Dalberg. Von August Krämer. Nebst einem Nachworte des Verfassers.
Nachtrag und Berichtigungen zu Carl Justus von Gruner.

6ter Band. Heft 4. [XXIV.]

Ludwig Friedrich Victor Hans, Graf von Bülow, königl. preuß. Staats- und Handelsminister.
Pius VI.
John Wolcot, genannt Peter Pindar. Von L — u.
Sir Humphry Davy, Präsident der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in London rc. Von H — m.

Altenburg,
gedruckt in der Hofbuchdruckerei.



